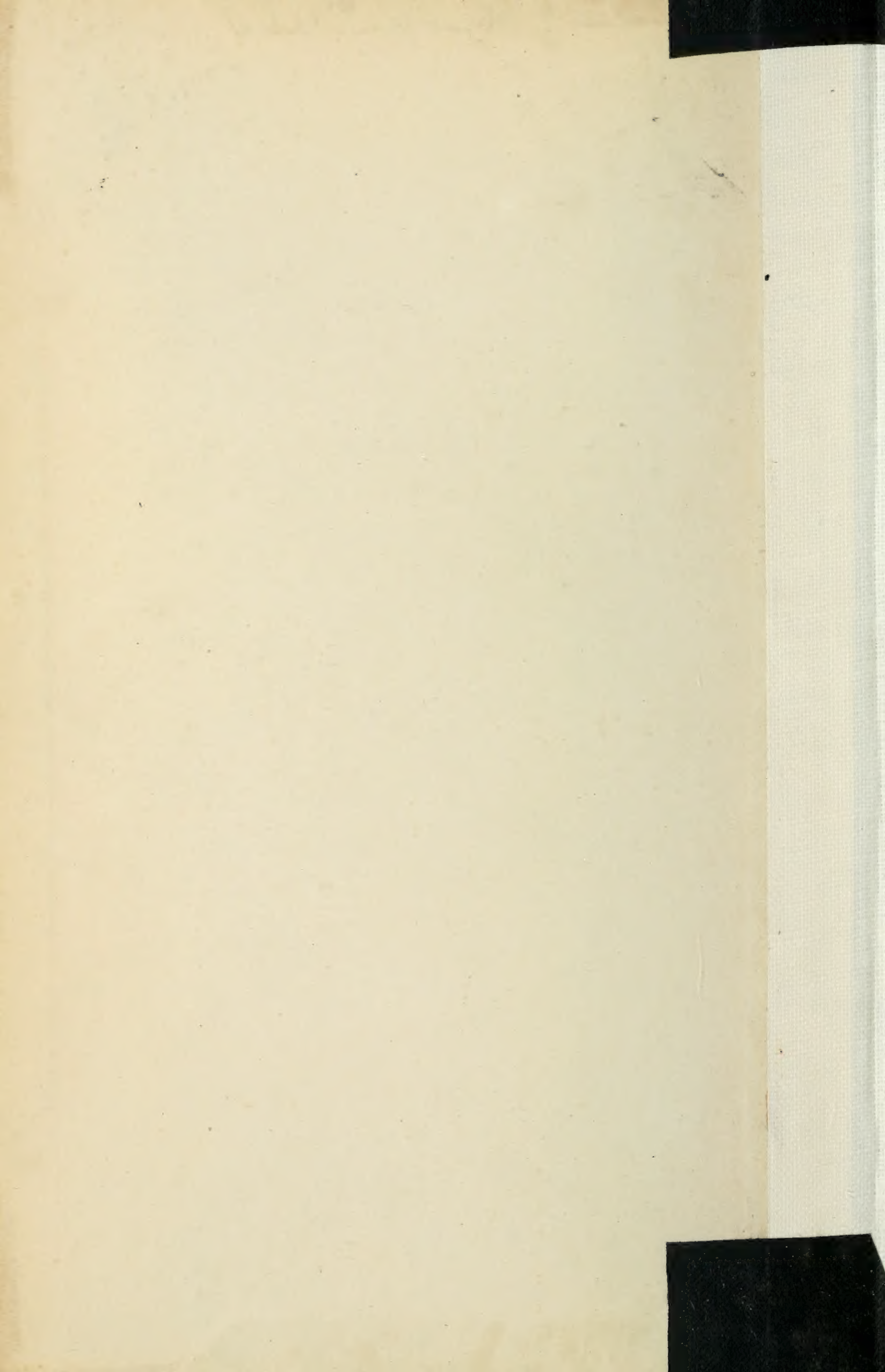
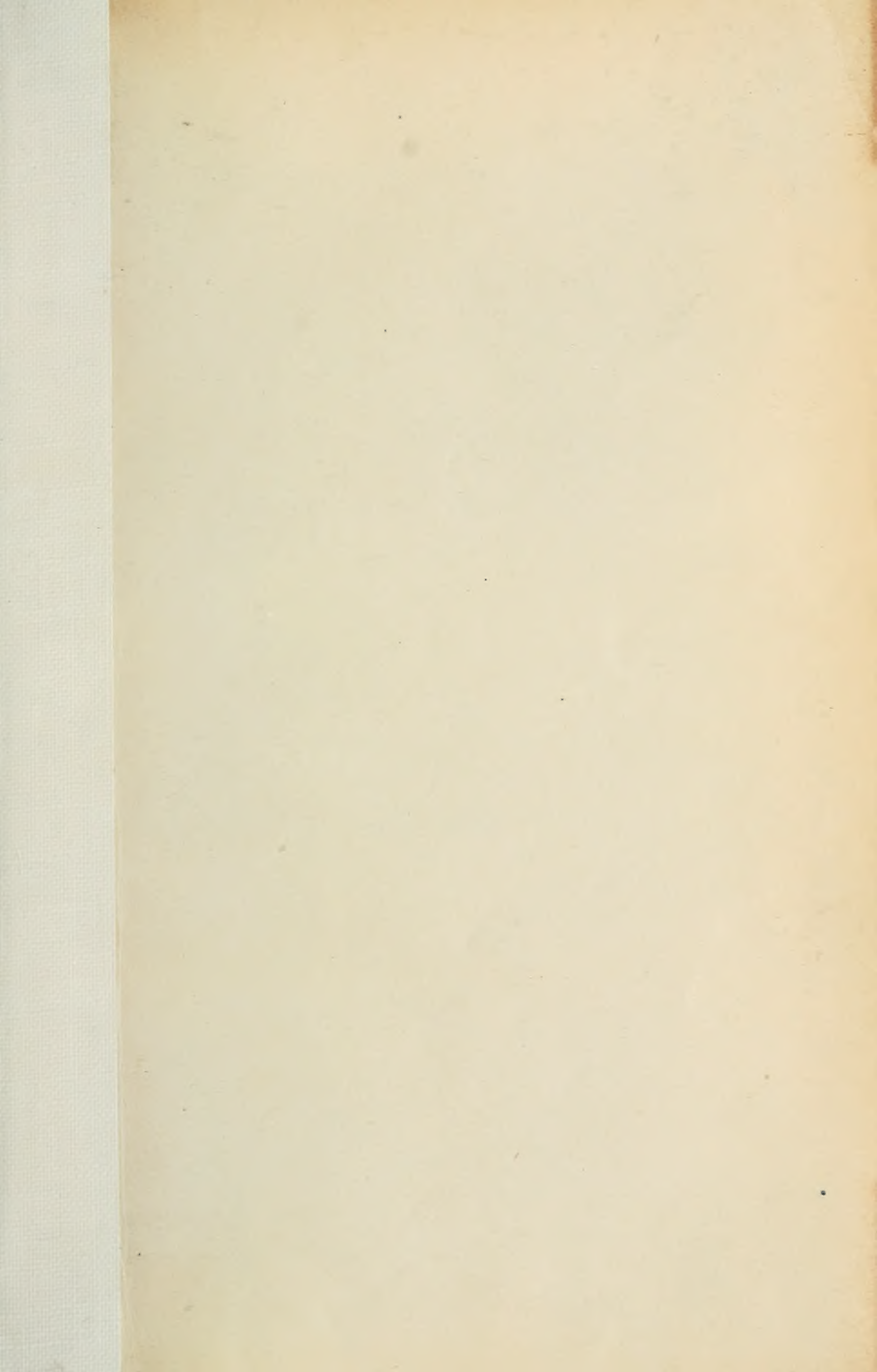
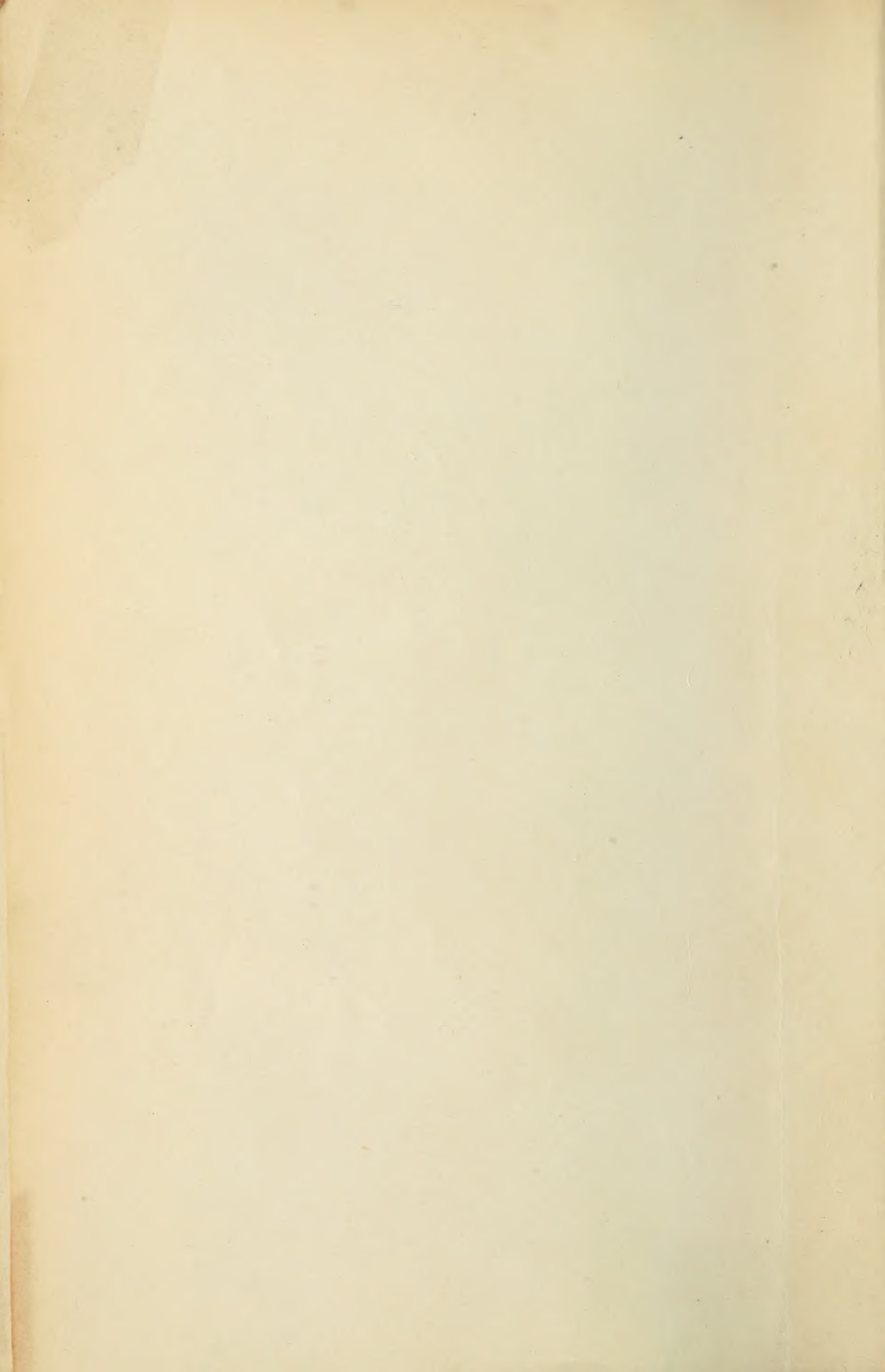








Geschichte der Juden

von

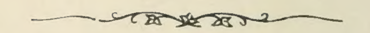
den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Aus den Quellen neu bearbeitet

von

Dr. H. Graetz,
Professor an der Universität Breslau.

Elfter Band.



Leipzig,
Oskar Leiner

Geschichte der Juden

vom

Beginn der Mendelssohn'schen Zeit
(1750)

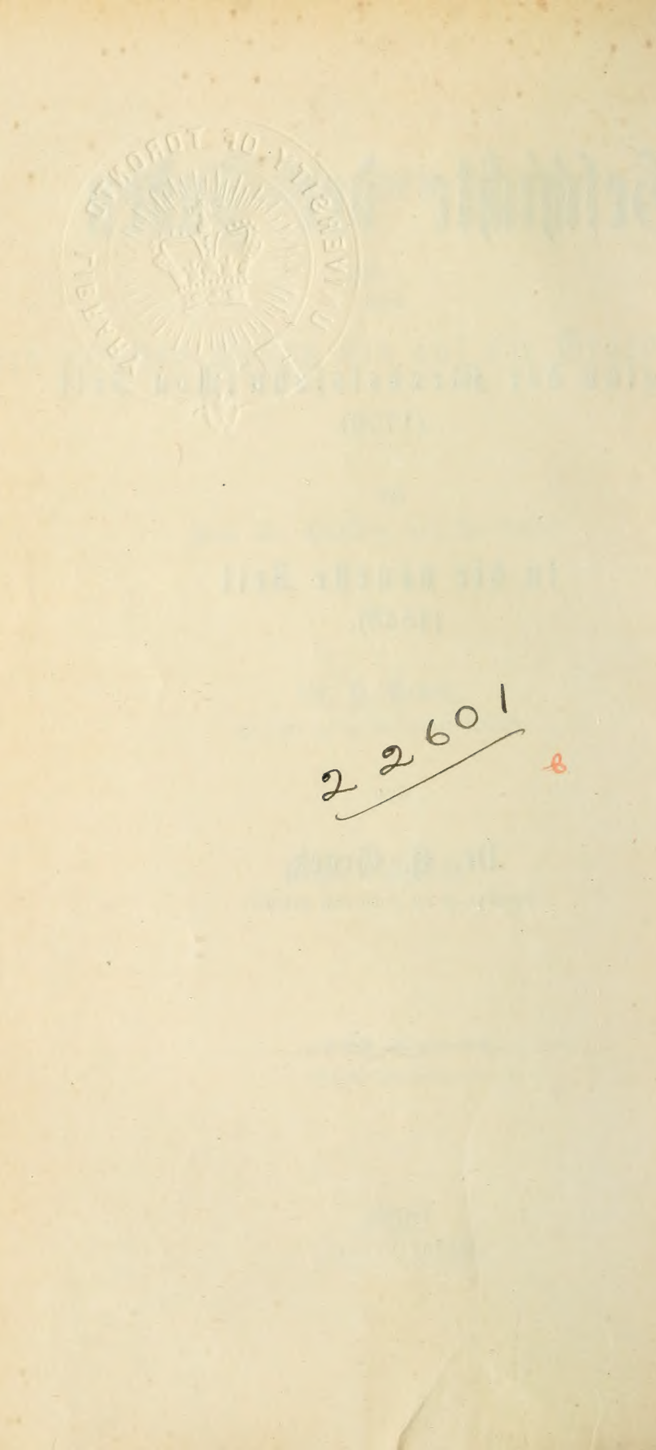
bis

in die neueste Zeit
(1848).

Von

Dr. H. Graetz,
Professor an der Universität Breslau.

Leipzig,
Oskar Leiner.



Vorwort.

Die Leser, welche mir so freundlich durch acht Bände gefolgt sind, werden mir wohl ein Wort zum vorläufigen Abschiede gönnen. Ich habe die Geschichte des jüdischen Volksstammes in ihrem zweitausendjährigen Verlaufe von der zweiten Glanzepoche unter den hasmonäischen Fürsten bis hart an die Schwelle der Gegenwart herabgeführt. Glücklicher als meine Vorgänger, kann ich sie mit einem freudigen Gefühle abschließen, daß der jüdische Stamm endlich in den civilisirten Ländern nicht blos Gerechtigkeit und Freiheit, sondern auch eine gewisse Anerkennung gefunden hat, daß ihm unbeschränkter Spielraum gegönnt ist, seine Kräfte zu entfalten, nicht als Gnadengeschenk, sondern als ein wohlerworbenes Recht für tausendfache Leiden, wie sie kaum ein Volk auf Erden in diesem Maaße und dieser Dauer erduldet hat, und für überraschende Leistungen weltgeschichtlicher Natur, wie sie wiederum kaum eine Race in dieser Art hervorgebracht hat. Wie diese äußere Befreiung und theilweise Anerkennung errungen wurden, und wie sie mit der inneren Befreiung und Läuterung Hand in Hand gingen oder zugleich in Wechselwirkung von Ursache und Folge zu einander standen, soll eben der gegenwärtige Band veranschaulichen. Wenn es mir gelungen sein sollte, meine Leser herausfinden zu lassen, daß auch in der vorläufig letzten Phase der jüdischen Geschichte, die gewissermaßen vor unseren Augen vorging, der wunderbare Finger Gottes nicht fehlte, so würde ich mich über die Fehler trösten, welche meiner Darstellung und Beweisführung vielleicht anhaften.

Eine Rechtfertigung bin ich noch meinen Lesern schuldig. Zur Vollendung des Bildes von dem Geschichtsverlauf in dem letzten Jahrhundert seit Mendelssohn wäre es nöthig gewesen, ihn bis in die unmittelbare Gegenwart zu verfolgen und zu zeigen, wie die ersten hellen Streifen nach langer, düsterer Nacht sich zu einem augerfreuenden Morgenroth färbten, und wie auf den Morgen der Verheißung der Mittag der Erfüllung gefolgt ist. Ich habe es nichtsdestoweniger vorgezogen, bei dem Anbruch der wahrhaft neuen Aera für ganz Europa von 1848 abzuschließen. Ich hätte sonst auch von den gegenwärtig noch lebenden Trägern der Geschichte sprechen müssen, was mir höchst mißlich scheint, weil sich bei Beurtheilung lebender Personen von geschichtlicher Tragweite unwillkürlich die Subjectivität einmischt, und der Verdacht rege wird, daß Sympathie oder Antipathie den Griffel geführt und die Farben gemischt haben. Ich habe daher lieber auf Vollendung des Gemäldes verzichtet, um nicht selbst in Gefahr zu gerathen, hier zu viel Licht und dort zu viel Schatten anzubringen.

Ueberhaupt scheint mir, daß in der Geschichte erst der Rechnungsabschluß, welchen der Tod vollzieht, es möglich macht, den Antheil zu bestimmen, welchen die Persönlichkeiten mit ihrer Energie, ihren Illusionen und selbst mit den von ihnen ausgegangenen Friktionen an der Geschichtsarbeit hatten. In der Perspective der zeitlichen Entfernung heben sich die Umrisse besser ab, als in der nächsten Nähe, wo in dem knäulhaften Gewirre das überangestrengte Auge des Beobachters das Aufgedunsene für groß und bedeutend und das bescheiden Zurücktretende für winzig ansieht. — Nur, wo es unumgänglich zum Verständniß der Thatsachen nothwendig war, habe ich auf lebende Persönlichkeiten andeutungsweise hingewiesen oder sie geradezu ohne weitere Charakterisirung genannt.

Ich schulde noch den Lesern die Erzählung von den Uranfängen des jüdischen Volksstammes bis zur Glanzepoche der hasmonäischen Erhebung. Denn das ist das Eigenartige an der Geschichte desselben, daß Vorgänge in Egypten und am Fuße des Sinaï vor mehr denn drei Jahrtausenden und Stimmungen, welche die Exulanten am Euphrat vor mehr denn zwei Tausend Jahren bewegten, noch heute nachwirken. Ohne

Kenntniß dieses Ursprungs bleibt auch das geschichtliche Weben und Treiben der Söhne dieses Volksstammes in der Gegenwart räthselhaft. Ich möchte aber nicht eher an die Schilderung dieser grundlegenden, gnadenreichen Zeit von Mose bis Jeremia, von dem flammenden Sinaï bis zu den rauchenden Trümmern Jerusalems, und von der babylonischen Gefangenschaft bis zu den Kämpfen der Makkabäer herangehen, bis ich den Schauplatz dieser Begebenheiten mit eigenen Augen gesehen habe, um das Localcolorit bei der Schilderung anbringen zu können, ein Wunsch, den ich seit lange in stiller Brust hege, und der durch Hindernisse mancherlei Art bisher unerfüllt geblieben ist.

Sollte mir der Himmel die Gnade erweisen, mich das Land der Väter erblicken zu lassen und meine daselbst anzustellenden Forschungen mit Erfolg krönen, dann werde ich mich eher getrauen, wenn auch mit zaghaftem Herzen, an diese große Aufgabe zu gehen, die Geschichte der vorexilischen und nachexilischen Zeit zu erzählen.

Breslau im April 1870.

Graetz.

Inhalt.

Vierter Zeitraum der jüdischen Geschichte.
Die Zeit des wachsenden Selbstbewußtseins.

Erste Periode. — Die Periode der Gährung und des Kampfes.

Seite.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Seite.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Seite.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Vierter Zeitraum der jüdischen Geschichte.

Die Zeit des wachsenden Selbstbewußtseins.

Erste Periode.

Die Periode der Gährung und des Kampfes.

Erstes Kapitel.

Die Mendelssohn'sche Epoche.

Erhebung aus dem Staube. Mendelssohn's Jugend. David Fränkel. Jsrael Zamosć. Dr. Gumpertz. Lessings Einfluß auf Mendelssohn. Das Drama: „die Juden". Mendelssohn und Friedrich der Große. Mendelssohn erringt den Preis der Akademie und wird preußischer Schutzjude. Der „Phädon" und seine Bedeutung. Mendelssohn's Ruhmeshöhe. Der Bonnet-Lavatersche Streit. Kölbeles Gemeinheiten. Mendelssohn's Stellung zu seinen Glaubensgenossen. Die Beerdigungsfrage. Mendelssohn in „Nathan dem Weisen" poetisch verklärt. Der judenfeindliche Sinn gegen das Drama „Nathan" und gegen den Dichter.

(1750—1779)

„Kann ein Volk in einem Tage geboren werden?" Oder kann ein Volk wiedergeboren werden? Täglich erschließt die Natur dem unverdrossenen Forscher ihre neuen Geheimnisse und zeigt das größte aller Wunder, mit einfachen Mitteln das Spiel der Kräfte in Thätigkeit zu setzen und die überraschendsten Erscheinungen zu Tage treten zu lassen. Solche staunenswerthe Wunder gehen auch in der sittlichen Welt, in der Geschichtssphäre vor, fallen aber nicht so sehr in's Auge und können nicht durch blendende Effekte überraschend dargestellt werden. Ist es nicht eine überwältigende Thatsache, wie sich überhaupt eine Volksgemeinschaft bildet, wie die Selbstsucht, die Launenhaftigkeit, der Eigensinn und die Rechthaberei der Einzelnen sich biegen, zu einem Ganzen fügen und einen, um sich einem gemeinsamen Ziele gezwungen unterzuordnen? Gewiß, die Verbindung von Atomen und Aggregattheilchen zu einem einzigen, kraftthätigen, meß-

baren Körper ist weit weniger staunenswerth, als dies Zusammenschließen von leidenschafts- und willensbegabten Einzelwesen zu einem Nationalkörper. Hat nun ein mühsam gebildeter Volksorganismus seine Lebenskraft eingebüßt, ist das Band gelockert, welches die Einzelnen im Dienst des Ganzen zusammenhielt, ist die innere Auflösung eingetreten und fehlt noch dazu der despotische Wille, welcher wenigstens mechanisch die Glieder verbinden und das Auseinanderfallen verhüten könnte, mit einem Worte, ist eine Volksgemeinschaft als solche dem Tode verfallen und eingesargt, so könnte sie, so sollte man meinen, nicht mehr einen Auferstehungsmorgen erleben. Solchergestalt sind zahlreiche Völker in uralter und neuerer Zeit untergegangen. Zeigt sich aber in einem solchen Volk dennoch eine Wiedergeburt, d. h. ein Auferstehen aus der Erstorbenheit und augenscheinlicher Fäulniß, und geschieht das in einem Stamme, der über die Jugendkraft längst hinaus ist, dessen Geschichte Tausende von Jahren zählt, so verdient ein solches Wunder die aufmerksamste Beachtung jedes Menschen, der an wunderbaren Erscheinungen nicht stumpfsinnig vorübergeht.

Der jüdische Volksstamm zeigt nicht bloß in uralten Zeiten, in den Zeiten der Wunder, wunderbare Erscheinungen, sondern auch in der wunderlosen, nüchternen Epoche. Eine Genossenschaft, zum Gespötte nicht blos für Boshafte und Gedankenlose, sondern fast noch mehr für Wohlwollende und Denker, ja, die sich in ihren eigenen Augen verächtlich vorkam, nur ehrwürdig durch häusliche Tugenden und alte Erinnerungen, aber die Einen wie die Anderen durch Nebendinge entstellt, bis zur Unkenntlichkeit verunziert, die mit bitterer Ironie sich selbst geißelte und von welcher derjenige, der ihr volles Bewußtsein vertrat, sagen konnte: „Meine Nation ist in einer solchen Entfernung von Cultur gehalten, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung verzweifeln möchte“ [1]), diese Genossenschaft erhob sich doch! Sie erhob sich mit so wunderbarer Schnelligkeit aus ihrer Niedrigkeit, als wenn ihr ein Prophet zugerufen hätte: „Auf, auf, schüttele ab den Staub, löse die Knoten Deiner Fesseln, gefangene Tochter Zions!“ Und von wem ging diese Erhebung aus? Von einem Manne, der gewissermaßen das Bild dieses Volksstammes dargestellt hat, von Moses Mendelssohn, mit verwachsener Gestalt,

[1]) Mendelssohn, Schreiben an Hennings, bei Kayserling: Mendelssohn, sein Leben und seine Werke, Anhang S. 522.

linkisch, blöde, stotternd, unschön und abstoßend in seiner Aeußerlichkeit. Aber in dieser Volks-Mißgestalt webte ein denkender Geist, der nur, irre geleitet, Hirngespinste verfolgte, und geächtet, sich selbst nicht achtete. Sobald diesem Volksstamme die Wahrheit in ihrem Glanze gezeigt wurde, und daß sie *seine Wahrheit* ist, so ließ er alsbald sein Wahngebilde fahren und wandte sich dem Lichte zu, und sein Geist begann alsbald seinen Leib zu verklären, seine gebeugte Gestalt zu heben, die häßlichen Züge verloren sich, und es fehlt nicht nicht viel, um den Schimpfnamen „Jude" in einen Ehrennamen verwandelt zu sehen.

Diese Verjüngung oder Wiedergeburt des jüdischen Stammes, die man mit Fug und Recht als von Mendelssohn ausgegangen, ansehen kann, hat das Charakteristische, daß der Urheber dieses großen Werkes es nicht beabsichtiget hat, kaum eine Ahnung davon hatte, ja, wie schon angedeutet, an der Verjüngungsfähigkeit seiner Stammgenossen fast verzweifelte. Er hat diese ganz unbeabsichtigte Veredlung auch nicht vermöge seines Berufes oder Amtes bewirkt. Er war nicht ein Prediger in der Wüste, welcher die verlornen Söhne Israels zur Sinnesänderung aufrief, er hielt sich vielmehr sein Lebelang scheu vor jeder geflissentlichen Einwirkung zurück. Selbst wenn aufgesucht, wich er jeder Führerschaft aus, mit dem öfter ausgesprochenen Geständniß, keinerlei Fähigkeiten dazu zu haben. Mendelssohn spielte eine einflußreiche Rolle, ohne es zu wissen und zu wollen; er weckte unwillkürlich die schlummernde Begabung des jüdischen Stammes, die nur eines Anstoßes bedurfte, um aus dem gebundenen Zustande herauszutreten und sich zu entfalten. Seine Lebensgeschichte ist darum so interessant, weil sie vorbildlich die Geschichte der Juden in der neuern Zeit ist, wie sie sich aus Niedrigkeit und Verachtung zur Höhe und zum Selbstbewußtsein emporgearbeitet haben.

Moses Mendelssohn, (geb. Dessau 6. September 1729, st. in Berlin 4. Januar 1786 [1]), war ebenso unscheinbar und elend, wie fast alle ärmlichen jüdischen Kinder. Die Knechtsgestalt trugen damals meistens schon die jüdischen Neugebornen in der Wiege. Für

[1]) M. Mendelssohn's Leben ist vielfach von Juden und Christen dargestellt worden. Die Hauptmomente sind neuerdings von einem seiner Nachkommen, Prof. G. B. *Mendelssohn* zur Ausgabe der gesammelten Schriften (Leipzig 1843—45, 7 Bände) zusammengestellt. Einige Ergänzungen dazu lieferte Kayserling a. a. O.

geweckte Knaben gab es keine Jugend; denn sie wurden früh genug von dem eisigen Hauch des rauhen Lebens durchfröstelt und geschüttelt, aber eben dadurch wurden sie zeitlich zum Denken geweckt und zum Kampfe mit der lieblosen Wirklichkeit gestählt. Eines Tages klopfte der kaum vierzehnjährige schwächliche Mendelssohn an dem Eingangspförtchen eines der Thore Berlins. Ein jüdischer Aufpasser, eine Art Polizeidiener, der Schrecken zugewanderter Juden, welcher den Auftrag hatte, Solche, die ohne Subsistenzmittel waren, nicht in die Stadt zu lassen, fuhr den blassen, kränklichen Knaben, der Einlaß begehrte, barsch an. Zum Glücke konnte er schüchtern die Worte herausstottern, daß er sich unter dem neuen Rabbiner Berlin's zum Talmudjünger ausbilden wolle. Das war eine Art Empfehlung und machte den gefüllten Beutel so ziemlich entbehrlich. Mendelssohn wurde eingelassen und richtete seine Schritte zum Hause des Rabbinen, der sein Landsmann und Lehrer war. David Fränkel (geb. um 1707, starb 1762), aus der geachteten Familie Mirels in Fürth, der Stammvater edler Nachkommen, war zwar ebenso einseitig talmudisch gelehrt, wie sämmtliche Rabbinen seiner Zeit; aber er hatte sich auf ein Gebiet geworfen, welches bis dahin sehr vernachläßigt war und ihm daher Gelegenheit gab, seinen Wissensschatz nach einer neuen Seite zu verwerthen. Der jerusalemische Talmud, der Zwillingsbruder des babylonischen, blieb Jahrhunderte hindurch in demselben Maße unbeachtet, als dieser bis in seine Falten durchforscht wurde, ein eigenes Geschick, dem auch Bücher unterworfen sind. David Fränkel hatte sich des verlassenen jerusalemischen Talmud angenommen, dadurch einen bedeutenden Ruf erlangt und war von Dessau für das Berliner Rabbinat berufen worden.

Er nahm sich des schüchternen Jünglings an, ließ ihn zu seinen rabbinischen Vorlesungen zu, versorgte ihn leiblich, um ihn nicht verhungern zu lassen und beschäftigte ihn mit Abschreiben seiner Commentarien zu eben diesem Talmud, weil Mendelssohn von seinem Vater, einem Schreiber von Gesetzrollen, eine schöne Handschrift als einziges Erbe überkommen hatte. Wenngleich Mendelssohn bei Fränkel weiter nichts als Talmud lernen konnte [1]), so hatte dieser doch einen günstigen Einfluß auf die Geistesrichtung seines Jüngers, da seine Lehrmethode, ein brachliegendes Feld (die Ausgleichung der beiden Talmude mit

[1]) Es ist unerwiesen, daß er unter Fränkels Leitung More Nebochim oder andere jüd.-philosoph. Schriften studirt hat, wie die Biographen angeben.

einander) zu bebauen, nicht so verschroben, klügelnd und verkehrt war, wie die der meisten Talmudausleger, das Krumme grade und das Grade krumm zu machen. Mendelssohn's angeborener Gradsinn und Wahrheitsdrang wurde durch seinen ersten Meister nicht unterdrückt oder gehemmt, und das war auch etwas werth.

Wie die meisten Talmudjünger (Bachurim) führte Mendelssohn das dürftige Leben, welches der Talmud gewissermaßen als Bedingung für diesen Kreis aufgestellt hat. „Iß Brod mit Salz, trinke zugemessenes Wasser, schlafe auf harter Erde, führe ein Leben voller Entbehrung und beschäftige dich mit der Lehre". Sein Ideal reichte damals nicht weiter, als sich im Talmudstudium zu vervollkommnen. War es der Zufall, der diesen reichhaltigen Keim grade in den Berliner Boden eingrub? Oder wäre er dasselbe geworden, wenn er mit Fränkel in Dessau geblieben oder wenn dieser nach Halberstadt oder Fürth, Metz oder Frankfurt berufen worden wäre? Schwerlich! So eingezogen Mendelssohn auch lebte, wehte doch aus der preußischen Hauptstadt eine frische Luft bis in das enge Gehäuse seiner rabbinischen Studien hinein. Mit der Thronbesteigung des großen Friedrich, welcher neben dem Kriege auch den Musen opferte — allerdings nur in französischer Hülle, — begannen literarische Liebhaberei, französisches Wesen und auch Religionsspötterei die Berliner Juden anzustreifen. So beschränkt auch ihre Stellung unter Friedrich war, so ging, weil Mehrere unter ihnen Wohlhabenheit erlangten, der neue Geist, wie einseitig und oberflächlich auch immer, nicht spurlos an ihnen vorüber. Ein Drang nach Bildung, Neuerung und Nachahmung des christlichen Wesens begann sich unter ihnen bemerkbar zu machen. Ein Jude, Abraham Posner, beging das damals Unerhörte, sich den Bart abzuscheeren. Die Strenge, welche die jüdischen Vorsteher, Anhänger des Alten, anwendeten, um Alles in hergebrachter Weise zu erhalten, beweist, daß das Neue schon Reiz ausübte. Der Vater der Ephramiten zwang jenen Abraham Posner vermittelst eines vom König erwirkten Befehles, den Bart wieder wachsen zu lassen [1]. Ein junger Mensch (Großvater der Familie Bleichröder) wurde von einem Armenverweser aus Berlin gewiesen, weil er beim Tragen eines deutschen Buches ertappt worden war [2].

[1] (König) Annalen der Juden im preuß. Staate, S. 285 Anmerk.
[2] Mendelssohn, Ges. Schriften I. S. 9.

Was die Polen an der Verwilderung der Judenheit verschuldet hatten, machte ein Pole theilweise wieder gut. In derselben Zeit war nämlich ein polnischer Talmudist, Israel Levi Zamosć (geb. vor 1700, starb in Brody 1772[1]) nach Berlin gekommen, empfohlen durch ein gedrucktes talmudisches Werk, das auch außertalmudische, halb verpönte Abhandlungen enthielt. Israel Zamosć war ein guter Kopf, verstand trefflich Mathematik, ohne ein Lehrbuch benutzt zu haben und durch eine Methode geschult zu sein, und fand die wichtigsten Beweise meistens aus eigener Anschauung. Er besaß auch eine gewisse poetische Begabung[2]). Aber ihm haftete die grelle Formlosigkeit der polnischen Juden an; er konnte seine Gedanken in keiner lebenden Sprache wiedergeben, es sei denn in der hebräischen. Vermittelst derselben, welche die Juden im Allgemeinen (mit Ausnahme der Portugiesen) besser als ihre Landessprache verstanden, weckte Zamosć einen Jüngling zur Pflege der Wissenschaften. Aaron Salomo Gumpertz (Gumperts, geb. 1725, st. um 1770), Enkel jenes jüdischen Agenten Elia Gumpertz aus Emmerich (Bd. X. S. 267) erlernte von ihm die Elemente der Mathematik — Alles in hebräischer Sprache — und wurde dadurch befähigt, einer der ersten Juden in Preußen, den Doctorgrad zu erlangen. Gumpertz hatte vermöge der Wohlhabenheit seiner Eltern Verbindungen mit gebildeten Christen angeknüpft. Mit Beiden, mit Zamosć und Gumpertz, kam der junge Mendelssohn in Berührung und wurde durch sie zur Ahnung geweckt, daß es außerhalb des Talmud auch eine reiche Welt gab, die kennen zu lernen einigermaßen lohnenswerth sei.

Der Erstere machte ihn mit Maimuni's philosophischem Werke bekannt, das an ihm und durch ihn wahrhaft zum „Führer der

[1]) Zamosć's Todesjahr ist genau angegeben zum Schluß seines Kuzari-Comment. אוצר נחמד, wo auch angegeben ist, daß die Gemeinde seiner Leiche Ehren erwiesen habe. Sein erstes Werk נצח ישראל von 1741 ist von mehreren Rabbinern approbirt. Ich weiß nicht, ob die Nachricht von den Verfolgungen, die er in Polen wegen seiner Aufgeklärtheit erlitten haben soll (Salo. Maimon Lebensgeschichte II. S. 168 fg. und Nikolai, Ergänzung zu Mendelssohn's Biographie, ges. Schr. V. S. 205) nicht ein Mythos oder übertrieben ist. Falsch ist jedenfalls das Todesjahr 1770 bei Nikolai.

[2]) Nikolai das., Seine moralische Parabel נזר הדמע (Dyrhenfurt 1773, eine Ed. anonym und die andere mit seinem Namen) zeugt auch für seine poetische Anlage.

Verirrten" wurde. Der Geist des großen jüdischen Denkers, dessen Asche mehr als fünf Jahrhunderte in palästinensischer Erde ruhte, kam über den jungen Mendelssohn, hauchte ihm frische Gedanken ein und machte ihn gewissermaßen zu seinem Elisa. Was bedeutete für Mendelssohn der lange Zwischenraum so vieler Jahrhunderte? Er lauschte auf Maimuni's Worte, als säße er zu dessen Füßen und sog dessen weise Lehren in vollen Zügen ein. Er las und las dieses Buch so lange, daß er dadurch in Gedankenvertiefung verwachsen wurde. Von Zamosć lernte er auch noch Mathematik und regelrechtes Denken und von Gumpertz Wohlgefallen an der schönen Literatur, in welche dieser mit einem Anflug von Narrheit[1]) so verliebt war daß er sich zum Schleppenträger des zopfigen Gottsched gemacht hatte. Mendelssohn lernte zu gleicher Zeit buchstabiren und philosophiren, und für beides hatte er doch nur mangelhafte Nachhilfe. Zumeist war er sein eigener Lehrer und auch sein eigener Erzieher. Er stählte sich zu einem festen Charakter, zähmte seine Leidenschaften, daß sie willig der Vernunft gehorchten, und gewöhnte sich, ehe er noch wußte, was Weisheit ist, unverrückbar nach ihren Regeln zu leben. Auch nach dieser Seite hin war Maimuni sein Wegweiser. Mendelssohn war nämlich von Natur heftig und jähzornig; aber er lernte sich so vollständig beherrschen, daß er an Sanftmuth und Milde als ein zweiter Hillel angesehen wurde. Ruhig konnte er später, als er bereits einen ausgebreiteten Ruf hatte, Beleidigungen von einem jungen Menschen anhören und ihm entgegnen: „Gehen Sie! Sie sehen, daß Ihr Zweck verfehlt ist, Sie können mich nicht aufbringen"[2]). Ruhig konnte er zur Zeit, als er bereits eine europäische Berühmtheit war, den rohen Spott übermüthiger Studenten in Königsberg auf seine verwachsene Gestalt, seinen Höcker und seinen Spitzbart ertragen. Auf ihre lärmenden Unanständigkeiten entgegnete er die höflichen Worte: „Ich erwarte nur die Vorlesung des Professor Kant"[3]).

[1]) Gumpertz's närrisches Wesen leuchtet hervor aus der Einleitung zu seinem Super-Commentar zu Ibn-Esra's exegetischen Schriften: סוד מגלה und nicht weniger aus seinem Schreiben an Gottsched; bei Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 333.

[2]) Ges. Schr. II. S. 171.

[3]) Lewald, ein Menschenleben I. S. 99; Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg S. 9 Anmerk.

Als hätte Mendelssohn geahnt, daß er berufen sei, seine Stammgenossen moralisch und ästhetisch zu läutern, betheiligte er sich noch als Jüngling an einer hebräischen Zeitschrift[1]), welche von einigen seiner Gesinnungsgenossen zur Veredlung der Juden unternommen wurde. Die Erstlinge seines Geistes nahmen sich wie das erste saftige Grün im Vorfrühling aus. Es ist nicht mehr der verknöcherte, verrenkte, geschnörkelte hebräische Styl seiner Zeitgenossen, welche die hebräische Sprache zu einem häßlichen Greisengestotter verunstalteten. Frisch und klar wie eine junge Bergquelle sprudelten Mendelssohn's hebräische Ergüsse; seine Prosa erinnert an Mose Chajim Luzzato, den kabbalistisch-schwärmerischen Dichter. Der Gedankengrund seiner Erstlinge war philosophisch-religiös nicht blos da, wo er das Gottvertrauen und die Nichtigkeit des Uebels veranschaulichen wollte, sondern auch da, wo er die Verjüngung der Natur in ihrem Frühlingskleide und das Entzücken des reinen Menschengemüthes bei dieser Wandelung schilderte. Seine Schilderungen lassen in ihm bereits den künftigen, gemeinverständlichen Philosophen ahnen. Die Leidensschule, die er mehrere Jahre durchgemacht hat, statt ihn niederzudrücken, hatte seinen Geist geweckt, gehoben und veredelt. Diese hörte für seine Genügsamkeit mit der nicht sehr glänzenden Stellung als Erzieher auf, die er in einem vermögenden Hause (Isaak Bernard) antrat. Aber seine Lehrjahre waren noch nicht abgeschlossen. Noch wogte das Alte und Neue, das Ueberkommene und Ursprüngliche in seinem Geiste durcheinander. Klarheit und Bewußtsein sollten ihm erst von einer andern Seite zugeführt werden.

Zu den großen Geistern, welche Deutschland zuerst im achtzehnten Jahrhundert erzeugte, gehörte Gotthold Ephraim Lessing (geb. etwa 9 Monate vor Mendelssohn, starb 5 Jahre vor ihm). Er war der erste freie Mann in Deutschland, vielleicht freier als der königliche Held Friedrich, der sich zwar vom Köhlerglauben frei gemacht hatte, aber auch seine Götzen hatte, denen er opferte. Mit seiner Riesengröße stieß Lessing späterhin alle Schranken und Regeln um, welche verdorbener Geschmack, dickbestäubte Gelehrsamkeit, hochmüthige Rechtgläubigkeit und das Zopfthum jeder Art (das

[1]) Der Titel derselben lautete קהלת מוסר und sie wurde unternommen 1750. Mendelssohn's Beiträge sind abgedruckt, Meassef Jahrg. 1785. S. 90, 93, 102. Auch Zamosć scheint sein נוד הדמע für diese Zeitschrift ausgearbeitet zu haben.

in Deutschland recht heimisch war) aufgeführt, gehalten und verewigt wissen wollten. Die Befreiung, welche Lessing den Deutschen brachte, war viel tiefer und nachhaltiger als die, welche Voltaire mit seiner beißenden Lauge in der verdorbenen französischen Gesellschaft angeregt hatte, weil jener eine ästhetisch-sittliche Größe war und einen Gegensatz zur Leichtfertigkeit des französischen Spottvogels bildete: ihm war die Veredelung Zweck, der Witz dagegen nur Mittel. Lessing wollte das Theater zur Kanzel und die Kunst gewissermaßen zu einer Religion erheben. Voltaire würdigte die Philosophie zum Salongeklatsche herab. —

Es war ein sehr wichtiger Augenblick für die Geschichte der Juden, in dem die beiden jungen Männer, Mendelssohn und Lessing, Bekanntschaft mit einander machten. Man sagt, daß ein leidenschaftlicher Schachspieler (Isaak Heß) sie beim Schachbrett zusammengeführt habe (1754). Das Königsspiel hat gewissermaßen zwei Könige im Reiche der Gedanken zu einem Bündniß vereinigt. Lessing, der Sohn eines Pastors, war eine demokratische Natur; er suchte gerade die Verstoßenen und von der öffentlichen Meinung Geächteten auf. Wie er kurz vorher in Leipzig sich unter Schauspielern und später in Breslau unter Soldaten herumtummelte, so scheute er sich nicht, in Berlin mit geächteten Juden zu verkehren. Hatte er doch die Erstlinge der Kunst, die ihm als die höchste erschien, dem Paria-Volk gewidmet. Mit dem Drama „Die Juden“ [1]) wollte er den Beweis führen, daß ein Jude uneigennützig und edel sein könne, und erregte dadurch das Mißfallen der gebildeten christlichen Kreise. Ein Jude auf Reisen rettet unerkannt einen Baron aus Mörderhand, weist jede Belohnung und Dankbarkeit ab und auch das Entgegenkommen der lebhaften Tochter des Geretteten, deren Hand ihm der Vater anbietet. Zum Erstaunen des ganzen Kreises stottert er die Worte hervor: „Ich bin — bin Jude“, und fügt mit Selbstgefühl hinzu: „Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich vor Ihnen verborgen, nicht weil ich mich meiner Religion schäme, nein, ich sah aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten“. Den Vertreter des dicken Vorurtheils, den Diener des Juden, der

[1]) Gedichtet 1747.

ihn aus Noth und Elend gezogen, läßt der Dichter derb herauspoltern: „Sie haben in mir die ganze Christenheit beleidigt, daß Sie mich in Dienst genommen, anstatt mir zu dienen“ —. Den Juden läßt Lessing darauf entgegnen: „Ich kann Euch nicht zumuthen, daß Ihr besser als der andere christliche Pöbel denken sollt.“ Er bleibt auch dem Baron, dem Vertreter der vornehmen Welt, nichts schuldig. Auf dessen Ausruf: „O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen“ — „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften hätten“. — Das, was Lessing beim Schaffen dieses Dramas als Ideal vorschwebte, einen edlen Juden zu finden, erkannte er sogleich in Mendelssohn, und es hat ihn gewiß gefreut, daß er sich mit seiner Dichtung nicht vergriffen und die Wirklichkeit ihn nicht Lügen gestraft hat.

Sobald Lessing und Mendelssohn Bekanntschaft mit einander gemacht hatten, lernten sie einander verehren und lieben. Der Letztere bewunderte in seinem christlichen Freunde die Gewandtheit und Zwanglosigkeit, den Muth und die abgerundete Bildung, den sprudelnden Geist und die Kraft, mit welcher dieser eine neue Welt auf seinen Riesenschultern trug, und Lessing bewunderte an Mendelssohn wieder die Gedankenhoheit, den Wahrheitsdrang und die auf sittlichem Grunde ruhende Charakterfestigkeit. Sie waren Beide von so hohem Gesinnungsadel durchdrungen, daß je Einer von ihnen das an dem Andern hoch anschlug, was er an sich nicht in derselben Vollkommenheit wie bei dem Freunde gewahrte. Lessing ahnte in seinem jüdischen Freunde einen zweiten „Spinoza, der seiner Nation Ehre machen würde“. Mendelssohn war wiederum förmlich von Lessing's Freundschaft bezaubert. Ein freundschaftlicher Blick von ihm, gestand er ihm ein, habe so viel Macht auf sein Gemüth, um allen Gram daraus zu verbannen. Nachhaltig regten sie einander an. Lessing, der damals nur „Schöngeist“ war (wie man es nannte), brachte Mendelssohn den Sinn für edle Formen, ästhetische Bildung, für Poesie und Kunst bei, und dieser gab jenem wiederum philosophische Gedankenanregung. So gaben und empfingen sie wechselseitig, das rechte Verhältniß gediegener Freundschaft. Sie schlossen den innigsten Freundschaftsbund, der so stark war, daß er die beiderseitigen Freunde umschloß, über das Grab hinaus dauerte und sich gewissermaßen in beiden Familienkreisen vererbte.

Die Anregung, welche Mendelssohn von seinem Freunde empfing, war für ihn und die Juden überhaupt außerordentlich befruchtend, und man könnte ohne Uebertreibung behaupten, daß Lessing viel zur Veredlung des jüdischen Stammes beigetragen hat, vielleicht viel mehr, als für das deutsche Volk. Das kam allerdings daher, daß die Juden lernbegieriger und empfänglicher waren. Alles, was sich Mendelssohn im Umgange mit seinem Freunde aneignete, kam der Judenheit zu Gute. Durch seinen Freund, der vermöge seiner genialen, sympathischen Natur eine zauberhafte Anziehungskraft auf begabte Menschen ausübte, kam Mendelssohn in dessen Freundeskreise, lernte Umgangsformen und streifte das Ungelenke von sich ab, das ihm vom Ghetto her anhaftete. Er verlegte sich zunächst mit allem Eifer auf die Aneignung eines anziehenden deutschen Styles, eine für ihn um so schwierigere Aufgabe, als ihm die deutsche Sprache fremd und der unter den Juden übliche deutsche Wortschatz veraltet und irreführend war. Er hatte auch kein Muster vor Augen: denn ehe Lessing mit seinem Geist den deutschen Styl befruchtete, war dieser schwerfällig, holperig und unschön. Aber Mendelssohn überwand alle Schwierigkeiten. Er entzog, wie er sich ausdrückte, „der ehrwürdigen Matrone (Philosophie) einen Theil seiner Liebe, um sie der leichten Dirne (den sogenannten schönen Wissenschaften) zu schenken". Ehe ein Jahr seit seiner Vertrautheit mit Lessing abgelaufen war, konnte er schon „philosophische Gespräche" in frischer Darstellung ausarbeiten (Anfang 1755[1]), worin er, der Jude, die Deutschen tadelte, daß sie, den tiefen Gehalt ihres Geistes verkennend, sich unter das Joch des französischen Geschmackes beugen: „Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn umtauschen?" Dieser Tadel reichte höher hinauf bis zum Throne des philosophischen Königs Friedrich's II., welcher das Einheimische nicht genug verachten und das Fremde nicht genug bewundern konnte. Der Jude war deutschgesinnter oder deutschthümelnder, als die meisten Deutschen seiner Zeit.

Das jüdisch-patriotische Gefühl verläugnete er dabei nicht; es stand in seinem Innern im Einklange mit seiner Vorliebe für das Deutschthum. Obwohl er sein Lebelang das Mißbehagen an

[1]) S. Ges. Schr. I. S. 14 Anmerkung.

Spinoza's wühlerischem Systeme nicht überwinden konnte, suchte er doch in seiner Erstlingsarbeit dessen Erstgeburtsrecht in den Gedankenzeugnissen der neuen Metaphysik zu retten. Die „philosophischen Gespräche“ übergab Mendelssohn seinem Freunde mit der scherzenden Bemerkung, daß er ebenfalls so etwas wie der Engländer Schaftsbury zu Stande bringen könne. Hinter seinem Rücken wurden sie von Lessing dem Drucke übergeben; er flocht damit das erste Blatt zu dessen Ruhmeskranze. Durch Lessing's Eifer, ihn nach jeder Seite hin zu fördern, wurde Mendelssohn im Berliner Gelehrten-Kreise bekannt. Als sich in der bis dahin literarisch ziemlich öden preußischen Hauptstadt ein „gelehrtes Kaffeehaus“ bildete, woran eine geschlossene Gesellschaft von etwa hundert Männern der Wissenschaft Theil nahmen, übergingen die Gründer den jungen jüdischen Philosophen nicht, luden ihn vielmehr zur Mitgliedschaft ein. Je ein Mitglied pflegte alle vier Wochen ein wissenschaftlich ausgearbeitetes Thema vorzutragen. Mendelssohn aber, den Schüchternheit und das mangelhafte Organ verhinderten, selbst vorzulesen, lieferte seinen Beitrag schriftlich: „Betrachtung über die Wahrscheinlichkeit“, welche in der beschränkten Erkenntnißsphäre der Menschen die Gewißheit ersetzen muß. Noch während der Vorlesung wurde er als Verfasser erkannt und erntete den Beifall der urtheilsfähigen Gesellschaft. So war Mendelssohn in der Republik der Literatur eingebürgert, nahm thätigen Antheil an allen literarischen Erscheinungen der Zeit und lieferte Beiträge zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die sein Freund Nikolai ins Leben gerufen hatte. Mit jedem Tage mehr läuterte sich sein Geschmack, veredelte sich sein Styl, klärten sich seine Gedanken. Seine Darstellungsweise war um so anziehender, als er sie durch feinen Witz zu würzen verstand.

Gerade Dasjenige, was die Judenheit durch die Erniedrigung tausendjähriger Knechtschaft eingebüßt hatte, erwarb Mendelssohn für sie in der allerkürzesten Zeit. Sie hatte im Allgemeinen — bis auf den Bruchtheil der portugiesischen und italienischen Juden — die reine Sprache, das erste Mittel des geistigen Verkehrs, verloren und dafür ein lallendes Kauderwelsch angenommen, das, ein treuer Gefährte ihres Unglückes, nicht weichen zu wollen schien. Mendelssohn empfand ein wahres Entsetzen vor der Verwahrlosung der Sprache. Er verstand es, daß das jüdische Sprachgemisch nicht

wenig „zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes" beigetragen habe und versprach sich eine günstige Wirkung von der beginnenden Sorgfalt auf eine reine Sprache. Es war nur eine andere Seite der Sprachverderbniß, daß die deutschen und polnischen Juden auf dem ganzen Erdrund den Formensinn, Geschmack an künstlerischer Schönheit und ästhetisches Gemeingefühl eingebüßt hatten. Der Druck von außen und die Belastung von innen welche sie zu einer wahren Knechtsgestalt herunterbrachten, hatten diesen Adel, wie so manchen anderen, aus ihrer Mitte verbannt. Auch dieses geistige Gut erwarb Mendelssohn für sie. Er eignete sich einen so bewunderungswürdig zarten Sinn für Formenschönheit an, daß er später von den Deutschen als Richter in Geschmacksfragen anerkannt wurde. Der verkehrte Studiengang der Juden seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte auch ihren Sinn für das Einfache abgestumpft. Sie hatten sich so sehr an Gekünsteltes, Geschraubtes, Verschnörkeltes und an Witzeleien gewöhnt, daß die einfache, schmucklose Wahrheit in ihren Augen werthlos, wo nicht kindisch und lächerlich erschien. Ihr Gedankengang war meistens verschroben, verwildert, der logischen Zucht trotzend. Derjenige, welcher ihnen die Verjüngung wiederbringen sollte, hatte sich selbst in der kürzesten Zeit so unnachsichtlich erzogen und geschult, daß ihm geschraubtes Wesen und geschraubte Gedanken widerwärtig waren. Mit dem feinen Sinne für das Einfache, Schöne und Wahre, das er sich errungen hatte, öffnete sich ihm das tiefe Verständniß für die biblische Literatur, deren Grundwesen eben Einfachheit und Wahrheit ist. Durch die dichten Schichten von Schutt und Schimmel, welche Commentarien und Supercommentarien darauf abgelagert hatten, drang er in ihren tiefen Kern und war im Stande, die schönen Gebilde von Staub zu reinigen, das Uralte als eine neue Offenbarung zu verstehen und verständlich zu machen. Wenn er auch nicht begabt war, seine Gedanken dichterisch und rhythmisch zu gestalten, so hatte er doch eine feine Fühlung für den dichterischen Gehalt in jeder Literatur und noch mehr für den ihm heimischen in der heiligen Sprache. Und was allen diesen Errungenschaften die Krone aufsetzte, war, daß er von einem sittlichen Zartgefühl, von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit so erfüllt war, als flöße in seinen Adern das Blut einer langen Reihe edler Geschlechter, welche Ehrenhaftigkeit zu ihrer Lebensaufgabe erkoren hätten. Auch eine

fast kindliche Bescheidenheit zierte ihn, die aber von der sich selbst wegwerfenden Unterthänigkeit weit entfernt war. Er vereinigte solchergestalt in seinem Wesen so viele angeborene und schwer erworbene Eigenschaften, um einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Zerrbilde abzugeben, welches die deutschen wie die polnischen Juden damals darstellten. Ein einziger Sinn ging jedoch Mendelssohn ab — und dieser Mangel war für die nächste Zukunft des Judenthums von großem Nachtheil. Es fehlte ihm jedes Verständniß für die Geschichte, für den in der Nähe kleinlichen und in der Fernsicht großartigen, zugleich komischen und tragischen Gang des Menschengeschlechtes im Verlaufe der Zeiten. „Was weiß ich von Geschichte!", sprach er in halb bescheidenem, halb verächtlichem Tone, „was nur den Namen von Geschichte hat, Staatsgeschichte, Gelehrtengeschichte, hat mir niemals in den Kopf wollen". Er theilte diesen Mangel mit seinem Vorbilde Maimuni und steckte damit gewissermaßen seine nächste Umgebung an.

Wenn nicht alle, so doch viele seiner glänzenden Eigenschaften leuchteten aus Mendelssohn's Augen und Gesichtszügen heraus und gewannen ihm um so mehr die Herzen, je weniger er auf Eroberungen ausging. Man fing an, selbst am Hofe Friedrichs des Großen auf „diesen Juden" neugierig zu werden [1]), er wurde als Träger der fleischgewordenen Weisheit angesehen. Der unerschrockene Lessing flößte auch ihm so viel Beherztheit ein, daß er es wagte, die poetischen Erzeugnisse des preußischen Königs in einer Zeitschrift (Briefe, die neueste Literatur betreffend) zu beurtheilen und seinen Tadel einfließen zu lassen (1760). Friedrich der Große, der Versemachen für Poesie, wie Aburtheilen für Philosophie hielt, opferte den Musen in der höfischen Sprache von damals, verachtete die deutsche Sprache gründlich, welche damals mit echter Poesie schwanger ging, und spöttelte dabei über diejenigen Geistesgüter, welche gediegenen Denkern ein heiliger Ernst waren. Mendelssohn, der Jude, fühlte sich von diesem Deutschenhaß des Königs eben so verletzt wie von dessen Flitterweisheit. Da man aber den Königen nicht die Wahrheit sagen darf, so wußte er sehr geschickt aus der Posaune des Lobes einen zwar leisen Ton des Tadels nachhallen zu lassen, der aber für Kenner vernehmbar genug war. „Jeder Vers beinah' ist ein

[1]) Lessing's Brief an Mendelssohn d. d. Dezbr. 1755.

Zug vom Charakter dieses Prinzen, und das Ganze ist das Portrait, worin seine große Seele, sein noch größeres Herz und seine Schwachheit selbst auf das natürlichste geschildert sind. Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Der hohe Verfasser würde der Herablassung überhoben gewesen sein, in der Vorrede zu sagen:

„Meine Muse deutsch und wunderlich
Kauderwelschend, ein barbarisch Französisch,
Meldet die Dinge, wie sie kann."

„Kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der sich allenthalben als ein gründlicher und wahrheitsliebender Kopf zeigt — kann der es sich wohl haben in den Sinn kommen lassen, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?" —

Wie sehr auch Mendelssohn den Tadel gegen den König versteckt hatte, ein boshafter Höfling (Prediger Justi) entdeckte ihn, wie den Namen des Tadlers und denuncirte ihn, daß er „als Jude die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste geheiligte Person im frechen Urtheil über dessen Poesie aus den Augen gesetzt habe." Mendelssohn kam plötzlich der barsche Befehl zu, sich an einem Sonnabend in Sanssouci zu stellen. Das war der Rohheit jener Zeit angemessen. Angsterfüllt begab sich Mendelssohn nach Potsdam in das königliche Schloß, wurde in's Verhör genommen und befragt, ob er der Verfasser jener unehrerbietigen Beurtheilung sei. Er gestand seine Unthat ein und entschuldigte sich mit der feinen Bemerkung: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, sei er König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt." Friedrich mochte sich vor den französischen Spöttern in seiner Umgebung geschämt haben, den jüdischen Recensenten wegen einiger feinen Aeußerungen zu bestrafen; Mendelssohn kam mit heiler Haut davon.

Das Glück war diesem Manne, der unbewußt der Träger der Zukunft war, außerordentlich günstig. Es hatte ihm innige Freunde zugeführt, die eine wahre Freude dabei empfanden, ihn, den Juden, hoch in der öffentlichen Meinung zu heben. Es verschaffte ihm eine zwar nicht glänzende, aber doch ziemlich unabhängige Stellung als Buchhalter in dem Hause, in dem er bis dahin die kümmerliche Stellung eines Hauslehrers inne hatte. Es führte ihm eine traute, zärtliche

wiewohl einfache Lebensgefährtin zu, die ihn mit sorgfältiger Liebe umgab. In Hamburg wurde er während seines Aufenthaltes um Brautwerbung von christlichen Verehrern gefeiert, und auch der Obberrabbiner Jonathan Eibeschütz fand sich dadurch bewogen, ihm ein Zeichen seiner Anerkennung zu geben. Das Glück verschaffte ihm bald einen großen Triumph. Die Berliner Akademie hatte eine Preisaufgabe ausgeschrieben: „Ob die philosophischen (metaphysischen) Wahrheiten derselben Deutlichkeit fähig sind, wie die Lehrsätze der Mathematik." Schüchtern machte sich Mendelssohn an die Lösung dieser Frage. Er gehörte nicht zur gelehrten Zunft, hatte erst in dem Alter buchstabiren gelernt, in welchem schulmäßig abgerichtete Jünglinge den Kopf voll von lateinischem Wust zu haben pflegten. Als er in Erfahrung brachte, daß sein Freund, der vielversprechende junge Gelehrte Thomas Abt, sein Mitbewerber war, verlor er fast den Muth und wollte zurücktreten. Und doch errang seine Arbeit (Juni 1763) den Sieg, nicht blos über Abt, dessen Preis-Schrift der Akademie nicht einmal der Erwähnung werth schien, sondern auch über Kant, welcher nur ehrenvoll genannt wurde. Mendelssohn erhielt den ausgesetzten Preis von 50 Dukaten und die Auszeichnung. Der Jude, der Handelsmann stach die Mitbewerber von der gelehrten Zunft aus. Kant's Ausarbeitung war viel tiefer angelegt; man gewahrt bereits darin den zukünftigen philosophischen Stürmer, welcher den Gesichtskreis der menschlichen Vernunft vielfach erweitern sollte. Es gährt und weht darin schon eine neue Weltanschauung. Aber Mendelssohn's Arbeit, so flach sie auch gegen die kantische abstiecht, hatte den Vorzug der Klarheit und Faßlichkeit. „Er hatte von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen." Weil er jede Erkenntniß für sich mühsam erringen mußte, und weil es ihm Anfangs schwer geworden war, sich das Kauderwelsch der Schulsprache anzueignen, begnügte er sich nicht mit trockenen Formeln, sondern bemühte sich, methaphysische Begriffe und Wahrheiten für sich und Andere gemeinverständlich zu machen. Dieser Umstand verhalf ihm zum Siege über seinen weit tiefer denkenden Mitbewerber. Seine Arbeit, zugleich mit Kant's auf Kosten der Akademie in's Französische und Lateinische übersetzt, verschaffte ihm in der gelehrten Welt einen sichern Ruhm, welcher durch den Umstand, daß der Preisgekrönte ein Jude war, nur noch erhöht wurde.

In demselben Jahre (Okt. 1763) erhielt er von König Friedrich

eine Auszeichnung, welche die niedrige Stellung der Juden in Preußen charakterisirt: das Privilegium eines Schutzjuden, d. h. die Zusicherung, nicht eines schönen Tages über die Grenze gewiesen zu werden. Bis dahin wurde er in Berlin nur als Anhängsel zum Hause seines Brodherrn geduldet. Der philosophische König sympathisirte in Antipathie gegen die Juden mit seiner erlauchten Feindin Maria Theresia und erließ judenfeindliche Gesetze, die des Mittelalters würdiger waren, als des sich mit Humanität brüstenden achtzehnten Jahrhunderts. Er wollte die Juden in seinen Staaten eher vermindert als vermehrt wissen. Das General-Schutz-Reglement Friedrich's für die Juden [1]) ist eine wahre Schmach seiner Zeit. Der Marquis d'Argent, einer von Friedrich's französischen Hofwitzlingen, welcher in seiner Naivität es nicht begreifen konnte, daß ein so weiser und gelehrter Mann wie Mendelssohn jeden Tag von der brutalen Polizei aus Berlin ausgewiesen werden könnte, drängte diesen, sich um ein Schutzprivilegium zu bewerben, und den König, es ihm zu ertheilen. Es dauerte aber geraume Zeit, bis es ihm im trockenen Kanzleistyl bewilligt wurde. Mendelssohn war endlich preußischer Schutzjude geworden.

Viel mehr Glück machte der philosophische Schutzjude von Berlin mit einer Schrift, für welche seine Zeitgenossen aus allen Klassen der Gesellschaft in eine fast verzückte Bewunderung geriethen. Zwei Jahrzehnde später war diese Schrift bereits veraltet, und heute hat sie nur noch literarischen Werth. Dennoch hatte sie zu seiner Zeit mit Recht eine große Bedeutung. Mendelssohn hatte den rechten Zeitpunkt getroffen, damit aufzutreten, und dadurch wurde er eine Berühmtheit des achtzehnten Jahrhunderts. Fast sechszehn Jahrhunderte hatte das Christenthum die europäischen Völker erzogen, gehofmeistert und mit Glauben an überirdische Dinge und Vorgänge fast überfüttert. Es hatte dazu alle Mittel der Ueberredung, der Hinterlist und der Gewalt angewendet, und am Ende, als sich die aus dem Schlummer der Wiegenlieder erwachten Denker fragten, welche Gewißheit bietet diese so viel verheißende Heilsverkündigung, so sagten sich die Ernsten mit Schmerz — und die Spötter grinsten es mit Schadenfreude, — daß sie Phantasiegebilde für Wahrheit feil biete.

Ernst oder satyrisch hatten die französischen Denker des acht-

[1]) Gesetz vom 17. April 1750.

zehnten Jahrhunderts: de la Mettrie, Voltaire, Diderot, Holbach, kurz die halben und ganzen Materialisten, die Haltlosigkeit derjenigen Lehre aufgedeckt, in welcher die sogenannten Culturvölker so viele Jahrhunderte Trost und Beruhigung gefunden hatten. Die Welt wurde entgöttert, der Himmel in Dunst umwandelt, Alles, was bis bis dahin unverrückbar fest schien, war in einen Wirbel gerathen. Die Jesuslehre hatte ihre Anziehungskraft verloren und war in den Augen der Ernsten und Denkenden zum Kindermärchen herabgesunken. Der Unglaube war Mode geworden. Mit Jesus' Entgötterung schien die Entthronung Gottes Hand in Hand zu gehen, und damit war auch das wichtige Dogma, das die christliche Theologie der griechischen Schulweisheit entlehnt und, wie immer, sich mit fremden Federn schmückend, als ihr Ureignes ausgegeben hatte, die Unsterblichkeit der Seele, dem nagenden Zweifel verfallen. Davon hing damals nicht blos die Ruhe der Menschen über ihr künftiges Sein, sondern auch die politische Moral ab. Ist die Seele sterblich und vergänglich, so dachte man im achtzehnten Jahrhundert, so ist das Thun des Menschen gleichgiltig! Ob gut oder bös, ob tugendhaft oder lasterhaft, es gäbe jenseits des Grabes keine Vergeltung. So war der civilisirte Theil der Menschheit nach dem langen Traum so vieler Jahrhunderte wieder in die Trübseligkeit der römischen Gesellschaft zur Kaiserzeit zurückgefallen; er war ohne Gott, ohne Halt, ohne sittliche Freiheit, ohne Stachel für ein tugendhaftes Leben. Der Mensch war zu einer verwickelten Maschine herabgesetzt.

Mendelssohn war ebenfalls in dem Gedanken befangen, daß die Würde des Menschen mit der Unsterblichkeit der Seele steige und falle. Darum unternahm er es, das den Gebildeten abhanden gekommene Gut wieder zu gewinnen, die verlorene Wahrheit gewissermaßen wieder zu entdecken, sie so sicher zu stellen, und die materialistischen Angriffe darauf so entschieden zu entwaffnen, daß der Sterbende ruhig einer heitern Zukunft und seiner jenseitigen Glückseligkeit entgegensehen könnte. Er arbeitete einen Dialog: Phädon oder die „Unsterblichkeit der Seele" aus. Es sollte ein Volksbuch, eine neue Heilslehre für die ungläubige oder zweifelnde Welt sein. Darum gab er seinem Dialog einen gemeinverständlichen, anziehenden Styl, nach dem Muster des gleichnamigen platonischen Dialogs, von dem er auch die äußere Einkleidung beibehielt. Mehr

als die Form hatte ihm Plato nicht bieten können. Die griechische Weisheit hatte, wie jener neuhebräische Dichter treffend bemerkte, „nur schöne Blüthen, aber keine Früchte" zur Hebung der Sittlichkeit gezeitigt. Der Stützpunkt des platonischen Beweises von der Unsterblichkeit der Seele beruht auf der Annahme, daß Wissen, Erkennen, Vergleichen, Unterscheiden, kurz die Seelenthätigkeit nicht erworben werden könne, sondern nur das Auffrischen und Erinnern verblaßter Erkenntnisse sei. Kurz, die Seele habe schon vor ihrer Leibesverbindung existirt, sei also einfacher, ewiger Natur, darum könne sie auch nicht untergehen. Diese platonische Weisheit war veraltet, und Mendelssohn konnte davon eben so wenig Gebrauch machen, wie von Plato's Phantasieen von einer schönern, blühenden Erde, wohin die Seelen nach ihrer Loslösung vom Körper flögen, und von dem Herumschweben sinnlicher Seelen an Gräbern, um eine Wanderung durch Thierseelen durchzumachen. Mendelssohn ließ vielmehr seinen Sokrates durch den Mund des Jüngers Phädon die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auseinandersetzen.

Sein Ausgangspunkt zum Beweise für die Unsterblichkeit der Seele ist das Dasein Gottes, das für ihn die allerbündigste Gewißheit hatte. Die Seele sei Gottes Werk, ebenso wie der Leib; dieser gehe doch wohl im eigentlichen Sinne nach der Auflösung nicht unter, sondern verwandele sich in andere Elemente, und noch weniger könne die Seele, dieses einfache Wesen, sich auflösen und dem Untergange verfallen. Ferner: Gott habe die Seele mit dem Gedanken der Unsterblichkeit vertraut gemacht, ihn ihr eingepflanzt. Könnte er, der Gütige und Wahre, sie täuschen? „Wäre unsere Seele sterblich, so wäre Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, um uns Elende zu hintergehen, so wären wir wie das Vieh hingesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben." Jeder Gedanke, welcher zur Beseeligung des Menschen ihm eingeboren ist, müsse darum auch wahr und wesenhaft sein.

Bei der Beweisführung für die Unsterblichkeitslehre hatte Mendelssohn noch eine andere edle Absicht. Er gedachte damit der Krankheit begabter Jünglinge jener Zeit, der Jerusalem-Werther, entgegenzuwirken, die ohne Ziel für ihr Streben, von politischer und erhebend gemeinnütziger Thätigkeit ausgeschlossen, in grillenhafter Empfindelei und selbsterschaffenem Schmerze, sich bis zum Gedanken an Selbstmord verirrten und ihn auch ausführten, wenn der Muth nicht auch

mit angekränkelt war. Mendelssohn suchte daher im „Phädon" die Ueberzeugung einzuprägen, daß der Mensch mit seiner unsterblichen Seele ein Eigenthum Gottes sei, und er daher nicht das Recht habe, über sich und sein Leben oder über die Trennung seiner Seele von seinem Leibe eigenmächtig zu verfügen — eine zwar hinfällige Beweisführung; aber sie genügte jenem schwächlichen, weibischen Geschlechte in Deutschland vollkommen.

Fast mehr noch als Mendelssohn mit dem „Phädon" beabsichtigt und davon erwartet hatte, „die Ueberzeugung des Herzens, die Wärme des Gefühles" für die Unsterblichkeitslehre zu erregen, erreichte er. Der Phädon wurde das gelesenste Buch seiner Zeit, und es wurde mit Herz und Seele gelesen. In zwei Jahren erlebte es, von dem man sagen kann, es sei eine That gewesen, drei Auflagen und wurde bald darauf in alle europäische Sprachen — versteht sich auch in die hebräische — übertragen. Theologen, Philosophen, Künstler, Dichter (Herder, Gleim, der junge Göthe), Staatsmänner und Fürsten, Frauen wie Männer erbauten sich daran, richteten ihren gesunkenen religiösen Muth wieder auf und dankten mit einer Schwärmerei, die heutzutage lächerlich erscheinen würde, dem jüdischen Weltweisen, der ihnen wieder jenen Trost gebracht hat, welchen das Christenthum ihnen nicht mehr gewähren konnte. Die Erlösung durch den Juden Mendelssohn wurde ebenso freudig von der heidnisch gewordenen Welt begrüßt, wie ehemals die durch die Juden Jesus von Nazareth und Paulus von Tarsus ausgegangene von den Heiden. In gleicher Weise wie vom Inhalt, waren die Zeitgenossen von der Form bezaubert, von dem blühenden, warmen, innigen Styl, einer glücklichen, künstlerischen Nachbildung der platonischen Dialoge. Von allen Seiten kamen dem bescheidenen Mann Huldigungsschreiben zu. Jeder Fremde von der literarischen Zunft, der Berlin berührte, versäumte nicht, den jüdischen Plato, als eine der größten Merkwürdigkeiten der preußischen Hauptstadt, aufzusuchen und ein Wort von ihm zu erhaschen. Der Herzog von Braunschweig dachte ernstlich daran, Mendelssohn für seinen Staat zu gewinnen. Der Fürst von Lippe-Schaumburg behandelte ihn wie einen Seelenfreund. Die Berliner Akademie der Wissenschaften schlug ihn zur Aufnahme als Mitglied vor. Aber König Friedrich strich den Namen Mendelssohn's aus der Liste, man sagte sich, weil er zur selben Zeit die Kaiserin Katharina in die gelehrte Körper-

schaft habe aufgenommen wissen wollen und sie dadurch nicht verletzen mochte, ihr einen Juden zum Genossen zu geben. Zwei Benediktiner-Mönche, der eine aus dem Peterkloster bei Erfurt (Maurus Winkopp) und der andere aus dem Kloster La Trappe, wendeten sich mit ihren Zweifeln an den Juden Mendelssohn, als an ihren Gewissensrath, um sich von ihm Unterweisung für ein sittliches und philosophisches Leben zu erbitten. Das Buch „Phädon" das wie gesagt, zwei Jahrzehnde später schon veraltet war, hat ihn auf die Höhe des Ruhmes gehoben. Er hat Glück damit gemacht, weil er es zur rechten Zeit in die Welt gesetzt hat.

Selbst eine verdrießliche Geschichte diente Mendelssohn außerordentlich, ihn in den Augen seiner Zeitgenossen zu heben und ihm den Glanz eines Märthyrerthums zu verleihen. Johann Kaspar Lavater, ein evangelischer Priester aus Zürich, halb Schwärmer und halb scheinheiliger Ränkeschmied, der später mit den Jesuiten in ein Bündniß trat, hatte in Mendelssohns geistvollem Kopfe die sprechende Bestätigung seiner trügerischen Kunst zu finden geglaubt, aus den Gesichtszügen auf den Charakter und die Seelenanlage der Menschen zu schließen (Physiognomik). Aus jeder Linie des Mendelssohn'schen Gesichtes müsse der Unbefangenste sofort die Sokratische Seele heraus erkennen, meinte Lavater. Er vergaffte sich förmlich in Mendelssohn's Kopf, schwärmte für ihn oder vielmehr für ein gelungenes Modell, das seine Kunst zu Ehren bringen könnte. Nachdem Mendelssohn seinen Phädon so vollständig griechisch hatte sprechen lassen, daß man den Verfasser nicht als Juden hätte erkennen können, kam Lavater auf den phantastischen Einfall: Mendelssohn sei seiner angestammten Religion ganz und gar entfremdet. Von einigen Berliner Juden glaubte Lavater zu wissen, daß ihnen das Judenthum gleichgültig geworden war, und er rechnete auch Mendelssohn ohne Weiteres zu ihnen [1]). Dazu kam noch, daß Mendelssohn bei einer allerdings widerwilligen Unterredung mit Lavater besonnen und ruhig über das Christenthum geurtheilt und von Jesus mit einer gewissen Anerkennung gesprochen hatte, freilich mit der Einschränkung: „wenn Jesus von Nazareth nichts als ein tugendhafter Mensch hätte sein wollen." Diese Aeußerung schien Lavater der Beginn des Durchbruches zur Gnade und Gläubig-

[1]) Lavater's Brief I. in Ges. Schr. III. S. 84.

keit zu sein. Wie, wenn dieser große Mann, diese verkörperte Weisheit, gleichgültig gegen das Judenthum geworden, für das Christenthum gewonnen werden könnte! Das war die Gedankenverbindung, welche in Lavater beim Lesen des Phädon entstand. Aus Naivität oder Schlauheit warf er ein Fangnetz gegen Mendelssohn aus und bewies gerade damit, wie sehr er dessen Grundcharakter verkannte. Ein Genfer Professor, Kaspar Bonnet, hatte damals eine schwache Apologie für das Christenthum „Untersuchung der Beweise für das Christenthum gegen Ungläubige" französisch geschrieben; diese übersetzte Lavater ins Deutsche und schickte der Uebersetzung eine plumpe Widmung an Mendelssohn voran, die wie eine Falle aussah (4. September 1769). Er beschwor ihn dabei feierlich, die Bonnet'schen Beweise für das Christenthum ebenso öffentlich zu widerlegen, oder wofern er sie richtig fände, zu thun, „was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit thun hießen, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte". Hätte Lavater sich auf die Seelengeheimnisse verstanden, worauf er sich soviel zu gut that, so hätte er erkennen müssen, daß Mendelssohn, selbst wenn er dem Judenthum nicht mehr zugethan wäre, jedenfalls dem Christenthum noch viel mehr abgeneigt war, und daß Klugheit d. h. Rücksicht auf Vortheil und Gewinn für eine behagliche Lebensstellung so ganz und gar nicht in dessen Charakter lag. Geradezu blosstellen wollte Lavater ihn allerdings nicht, aber Lärm schlagen wollte er, ohne zu bedenken, wie weh er damit dem schüchternen Weisen von Berlin that.

Hinterher durfte Mendelssohn es Lavater Dank wissen, daß dieser ihn aus Unbesonnenheit oder frommer Schlauheit aus seiner Schüchternheit und Abgeschlossenheit herausgerissen hat. Mendelssohn hatte seine Stellung zum Judenthum und zu seinen Stammgenossen so wenig klar gemacht, daß Außenstehende in der That an ihm irre werden konnten. Auf der Schaubühne der Oeffentlichkeit war er ein Philosoph und eleganter Schriftsteller, der das Humanitätsprincip und den guten Geschmack vertrat und sich scheinbar um die Seinigen gar nicht kümmerte. Im Dunkel des Ghetto war er streng orthodoxer Jude, der alle frommen Gewohnheiten scheinbar unbekümmert um die Gesetze des Schönheitssinnes mitmachte. Er, der in sich geeinte und gefestigte Charakter, schien eine zwiefache Person zu sein, je nachdem er sich in christlicher oder jüdischer Ge-

sellschaft befand. Er konnte allerdings nicht für das Judenthum auftreten, ohne mit seiner philosophischen Ueberzeugung auf der einen Seite, sei es auch nur durch Anstreifen, das Christenthum zu verletzen und ohne auf der andern Seite, sei es mit noch so zarter Mißbilligung des angehäuften Wustes in der Synagoge, der Empfindlichkeit seiner Religionsgenossen wehe zu thun und solcher Gestalt sich mit ihnen zu überwerfen. Beides kam ihm vermöge seines friedliebenden Charakters nicht in den Sinn. Er hätte sein Lebelang ohne äußern Anstoß in dieser stummen Haltung verharren können, wenn ihm nicht Lavater's plumpe Zudringlichkeit aus dieser falschen, eines Mannes von geschichtlichem Berufe ganz unwürdigen Stellung gerissen hätte. Indessen so schmerzlich es ihm auch war, seine innersten Gedanken über Judenthum und Christenthum bloß zu legen, so durfte er bei dieser an ihn gerichteten Zumuthung nicht schweigen, ohne selbst von seinen Freunden für feig gehalten zu werden. Diese drangen ganz besonders in ihn, den Fehdehandschuh aufzunehmen.

So ging er denn in den ihm aufgedrungenen Kampf, führte ihn mit vieler Gewandheit durch und blieb am Ende Sieger. In der mildesten Form sagte er in einem öffentlichen Sendschreiben an Lavater (Ende 1769) diesem und der Christenheit, die dieser vertrat, einschneidende Wahrheiten, deren Stimme in früheren Zeiten unfehlbar in Blut oder Scheiterhaufenqualm erstickt worden wäre. Seine Religion habe er von Jugend auf untersucht und bewährt gefunden. Die Weltweisheit und die schönwissenschaftlichen Bestrebungen seien ihm nie Zweck, sondern nur Mittel gewesen, sich für die Prüfung des Judenthums vorzubereiten. Vortheil konnte er sich unmöglich davon versprechen, und Vergnügen? „O, mein werthgeschätzter Freund! der Stand, welcher meinen Glaubensgenossen im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. Wer die Verfassung kennt, in welcher wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann." Wäre die Prüfung des Judenthums nicht zu dessen Vortheil ausgefallen, was hatte ihn denn an die so strenge, so allgemein verachtete Religion fesseln, was ihn abhalten können, sie zu verlassen? Etwa die Furcht vor den Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist zu gering, als daß sie hätte schäd-

lich sein können. „Ich werde es nicht läugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz verdunkeln — wie sie jede Religion im Laufe der Zeiten annimmt. — Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest und unwiderleglich versichert, daß ich vor Gott bezeuge, daß ich bei meinem Grudsatze bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt." Dem Christenthum sei er nach wie vor abgeneigt, aus dem Grunde, den er Lavater mündlich mitgetheilt, und den dieser daher nicht hätte verschweigen sollen: weil dessen Stifter sich zum Gott aufgeworfen habe. „Und gleichwohl hätte meinetwegen das Judenthum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest, noch kennt, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judenthum machen mögen. Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können. Meine Religion, meine Philosophie und mein Stand im bürgerlichen Leben geben mir die wichtigsten Gründe an die Hand, alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden und in öffentlichen Schriften nur von den Wahrheiten zu sprechen, die allen Religionen gleich wichtig sein müssen".

Das Judenthum sei nur für die Gemeinde Jakobs verbindlich. Es ginge so wenig auf Proselyten aus, daß die Rabbinen im Gegentheil vorschrieben, einen Jeden, der sich zu diesem Bekenntnisse anbiete, durch ernste Gegenvorstellungen von seinem Vorsatze abzubringen. „Die Religion meiner Väter will also nicht ausgebreitet sein, wir sollen nicht Missionen nach beiden Indien oder nach Grönland senden, um diesen entfernten Völkern unsere Religion zu predigen. — Wenn unter meinen Zeitgenossen ein Confucius oder Solon lebte, so könnte ich nach den Grundsätzen meiner Religion den großen Mann lieben und bewundern, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, einen Confucius oder Solon bekehren zu wollen. Ich habe das Glück, so manchen vortrefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Wir lieben uns aufrichtig, niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die

schöne Seele! — Ich kann bei meinen Mitbürgern nationale Vorurtheile und irrige Religionsmeinungen zu erkennen glauben, und dennoch verbunden sein zu schweigen, wenn diese Irrthümer weder die natürliche Religion, noch das natürliche Gesetz (die Sittlichkeit) unmittelbar zu Grunde richten, vielmehr zufälliger Weise mit der Beförderung des Guten verknüpft sind. Es ist wahr, die Sittlichkeit unserer Handlungen verdient den Namen nicht, wenn sie auf Irrthum gegründet ist. . . . Allein so lange nicht die Wahrheit erkannt wird, so lange sie nicht national geworden ist, um auf den großen Haufen so mächtig wirken zu können, als das eingewurzelte Vorurtheil, muß dieses jedem Freunde der Tugend beinahe heilig sein.

„Dieses sind die Beweggründe, die mir meine Religion und Philosophie an die Hand gaben, Religions-Streitigkeiten zu vermeiden." Dazu käme noch, daß er Jude sei und mit Duldung zufrieden sein müsse, da diese seinen Stammesgenossen in andern Ländern versagt sei. „Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt", sagte er zu Lavater, „Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen!" — Die Bonnet'sche französische Schrift finde er gar nicht so überwältigend, um seine Ueberzeugung wankend zu machen; er habe von Engländern und Deutschen schon bessere Vertheidigungen des Christenthums gelesen; sie sei auch gar nicht originell, sondern deutschen Schriften entlehnt. Die Gründe seien so schwach und so wenig für das Christenthum beweisend, daß man damit jede Religion eben so gut oder schlecht vertheidigen könnte. Wenn Lavater glaube, daß ein Sokrates durch diese Schrift für das Christenthum hätte überzeugt werden können, so habe er damit nur die Gewalt, welche das Vorurtheil über den Verstand habe, bekundet. — Ob das evangelische Consistorium, dem Mendelssohn vor dem Druck seine Schrift zur Censur vorlegen wollte, nicht bereut hat, ihm Vollmacht ertheilt zu haben, Alles nach Belieben drucken zu dürfen, „weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt ist, er werde nichts schreiben, was öffentliches Aergerniß geben könnte"? Aergerniß hat er damit gewiß manchem frommen Gemüthe gegeben. An Deutlichkeit hatte er es nicht fehlen lassen, daß er, den man „den deutschen Socrates und eine von den göttlichen Wahrheiten durchdrungene Seele" nannte, an der verachteten Religion der Juden festhalte, dagegen das Christenthum als einen Irrthum betrachte, der nur nicht unmittelbar schade; er fände

sich nur aus mancherlei Gründen nicht berufen, diesen Irrthum aufzudecken.

Das Mendelssohn'sche Sendschreiben an Lavater machte natürlich das größte Aufsehen. Gehörte er ohnehin seit dem Erscheinen des Phädon zu den auserwählten Schriftstellern, dessen Schriften jeder Gebildete gewissermaßen zu lesen gezwungen war, so kam noch der Umstand hinzu, daß die Streitsache eine anziehende Seite für die Gegenwart hatte. Die Freidenker — und deren gab es nicht wenige in jener Zeit — rieben sich vor Freude die Hände, daß endlich ein Mann, und noch dazu ein Jude, es gewagt hat, ein freimüthiges Wort über das Christenthum zu äußern. Lavater hatte wegen seiner aufdringlichen Art und seiner raubritterlichen Christlichkeit viele Feinde. Diese lasen Mendelssohn's feine Abfertigung gegen den triumphirenden Bekehrungseiferer mit wahrer Schadenfreude. Der Erbprinz von Braunschweig, ohnehin von Mendelssohn eingenommen, bezeugte ihm (2. Januar 1770) seine Bewunderung darüber, daß er über diese kitzliche Frage „mit so viel Takt und einem hohen Grade von Menschenliebe" gesprochen habe. Bonnet selbst, eine um etwas sauberere Persönlichkeit als sein Lobhudler, räumte Mendelssohn volle Gerechtigkeit ein und klagte über Lavater's unklugen Eifer. Er bereitete ihm in einem Schreiben (12. Januar 1770) fast einen Triumph. Seine Schrift, mit welcher Lavater ihn, den Juden, habe bekehren wollen, habe er gar nicht an das ehrwürdige „Haus Jakob" gerichtet, für welches sein Herz die aufrichtigsten Wünsche hege; noch weit weniger sei es ihm eingefallen, dem jüdischen Philosophen eine günstige Meinung vom Christenthume beizubringen. Er sei voller Bewunderung für die Weisheit, Mäßigung und Geschicklichkeit des berühmten Sohnes Abrahams. Er wünschte zwar das Christenthum von ihm geprüft zu sehen, es könne nur dabei gewinnen, wenn es von dem weisen Sohne Mendels von Neuem einer Untersuchung unterzogen würde. Allein er wolle nicht in Lavater's Fehler verfallen, ihm damit lästig zu werden. Indessen hat sich Bonnet bei aller seiner Tugendhaftigkeit doch eine kleine Schelmerei gegen Mendelssohn erlaubt.[1]) Lavater selbst war genöthigt, mit süßsaurer Miene in einem Sendschreiben Mendelssohn öffentlich um Verzeihung zu bitten, daß er ihn in der Form in eine schiefe Stellung gebracht

[1]) S. Ges. Schr. II. S. 99 und Lessings Brief das. S. 190 fg.

hatte, beschwor ihn aber, ihm das Zeugniß zu geben, daß er sich nicht geflissentlich eine Indiscretion oder Perfidie habe zu Schulden kommen lassen. So hatte Mendelssohn eine schöne Gelegenheit, sich seinem Gegner gegenüber edelmüthig zu zeigen. Seiner Sanftmuth kostete es keinerlei Ueberwindung, Lavater zur persönlichen Ehrenrettung zu verhelfen. Er rief ihm zu: „Kommen Sie, lassen Sie uns einander in Gedanken umarmen. Sie sind ein christlicher Prediger und ich ein Jude. Was thut dieses?“ Auch mit Bonnet setzte er sich auf das Allerfreundlichste auseinander und nahm die verletzenden Aeußerungen gegen dessen Buch zurück. In der Sache blieb er indeß zähe und vergab dem Judenthume nicht ein Iota; nicht einmal die talmudischen und rabbinischen Eigenheiten mochte er bei diesem Anlasse preisgeben. Mit jedem Schritte wuchs ihm der Muth.

Die günstige Gelegenheit wollte Mendelssohn nicht vorüber gehen lassen, das so tief verachtete Judenthum zu verherrlichen und den Denkern klar zu machen, daß es mit der Vernunft durchaus nicht im Widerspruch stände. Trotz der Warnungen kleinmüthiger Juden in seiner Nähe, die Streitsache dem Stillschweigen zu übergeben, um nicht Verfolgungen heraufzubeschwören, wies er immer mehr auf die Kluft hin, welche das Christenthum zwischen sich und der Vernunft gehöhlt hat, während das Judenthum in seinem Grundwesen mit ihr übereinstimme. „Je näher ich dieser so angepriesenen Religion komme (schrieb er in seinen Betrachtungen zu Bonnet's Palingenesie), desto mehr Abschreckendes hat sie für meine Vernunft.“ Mendelssohn brauchte nur auf der einen Seite die Grundlehren des Christenthums, wie sie in allen Lehrbüchern auseinandergesetzt, von allen Kanzeln gepredigt wurden, und auf der anderen Seite die des Judenthums gegenüber zu stellen, und es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite sich das vernünftige Denken neigen würde. Es machte ihm eine besondere Freude, als die christlichen Stockorthodoxen das Judenthum dadurch zu verlästern meinten, daß es sich mit der natürlichen Religion (dem Deismus) decke. „Gelobt sei Gott, daß er uns die Lehre der Wahrheit gegeben.“ Wir haben keine Glaubenssätze, die gegen die Vernunft oder über dieselbe seien. Wir thun nichts zur natürlichen Religion hinzu, als Gebote und Satzungen; aber die Grund- und Glaubenssätze unserer Religion beruhen auf dem Fundamente des Verstandes“ — „Das

ist unser Ruhm und unser Stolz, und alle Schriften unserer Weisen sind voll davon."[1]) Freimüthig äußerte sich Mendelssohn dem Erbprinzen von Braunschweig gegenüber über die Unhaltbarkeit der christlichen Dogmen und der Vernunftgemäßheit der jüdischen. Er glaubte noch nicht genug für das Judenthum gethan zu haben. „Wollte Gott, ich bekäme nur wieder eine solche Gelegenheit, so thue ich es wieder .... Wenn ich bedenke, was man zur Anerkennung der Heiligkeit unserer Religion zu thun schuldig ist."[2]) Bonnet's Hauptbeweis für die Wahrheit des Christenthums, worauf Lavater so fest gerechnet hatte, Mendelssohn damit bekehren zu können, blies dieser mit einem Hauche weg: Glaubwürdige Zeugnisse sprächen von Jesu Wunderthaten; diese Wunderthaten werden selbst von den Gegnern zugegeben; folglich sei an Jesu göttlicher Sendung oder Göttlichkeit nicht zu zweifeln. Mendelssohn wies auf den kurz vorher entlarvten angeblichen Wunderthäter Frank[3]) hin (der damals in Czenstochau wegen Schwindelei eingekerkert war) dessen Wunderthaten ebenfalls von seinen Gläubigen ausposaunt und von seinen Gegnern zugestanden worden waren.

Alle Diejenigen, welche nicht der Vernunft den Abschied gegeben hatten, gaben Mendelssohn und seiner Vertheidigung Recht und sahen mit Verwunderung, daß das so sehr verachtete Judenthum einen so bedeutenden Vorsprung vor dem gefeierten, officiellen, orthodoxen Christenthum habe. Das Judenthum feierte durch seinen würdigen Sohn einen Triumph. Der unglückliche Bekehrungseifer Lavater's und Mendelssohn's eben so feine wie kühne Abfertigung bildeten eine Zeitlang den Gesprächsstoff der gebildeten Kreise Deutschlands und auch über dessen Grenzen hinaus. Die Zeitungen berichteten darüber und machten auf jeden Zwischenfall aufmerksam. Anekdoten flogen von Zürich nach Berlin hin und her. Man erzählte sich, Lavater hätte geäußert: wenn er eilf Tage in völliger Heiligkeit und im Gebet verharren könnte, so würde er Mendelssohn unfehlbar zum Christenthum bekehren können. Als dieses, jedenfalls in Lavater's Geiste zugespitzte, geflügelte Wort Mendelssohn zu Ohren kam, erwiderte er lächelnd: „Ja, wenn ich hier in meinem Armstuhl sitzen und eine philosophische Pfeife dabei rauchen kann, bin ich's

[1]) Schreiben bei Kayserling, das. S. 496 fg.
[2]) Das. S. 493.
[3]) S. B. X S. 436 fg. Graetz, Frank und die Frankisten S. 59. fg.

zufrieden!" — Man sprach von der Mendelssohn-Lavater'schen Fehde mehr als von Krieg und Frieden. Jede Messe brachte Flugschriften in deutscher und französischer Sprache, unbedeutende Erzeugnisse, die kein langes Leben verdienten. Nur die Wenigsten derselben waren zu Mendelssohn's Gunsten geschrieben, die meisten nahmen sich des Christenthums und dessen Vertreters gegen „die Anmaßung des Juden" an, der es sich nicht zur Ehre rechne, der Christengemeinde einverleibt zu werden.

Am schlimmsten machte es ein gallsüchtiger Mensch und elender Schriftsteller, Johann Balthasar Kölbele in Frankfurt a. M., ein Rechtsverdreher, der aus Judenhaß oder Krankhaftigkeit des Leibes und der Seele Mendelssohn, die Rabbinen, Juden und Judenthum mit so gemeinen Schmähungen begeiferte, daß er eben dadurch die Wirkung seiner Angriffe selbst lähmte. Kölbele hatte schon früher mit ihm angebunden und ihn in einem verschollenen Romane von einer seiner hölzernen Figuren schmähen lassen; dann wollte er einen „Antiphädon" gegen Mendelssohn's Phädon schreiben oder geschrieben haben. Seine ganze Galle entleerte er aber in einem Sendschreiben an „Herrn Mendelssohn über die Lavater'schen und Kölbelischen Angelegenheiten" (März 1770). Gegen Mendelssohn's Behauptungen von der Lauterkeit der Lehre des Judenthums führte er die Verläumdungen und Verdrehungen seines Genossen Eisenmenger auf. Mendelssohn's reiner, selbstloser Charakter war, man kann fast sagen in den gebildeten und hohen Kreisen Europa's bekannt. Nichts desto weniger verdächtigte ihn Kölbele, daß er nur aus Eigennutz im Judenthum verharre, „weil ein jüdischer Buchhalter besser gestellt sei als ein christlicher Professor, und jenem in den Vorzimmern der Fürsten auch mancher Vortheil zu Gute käme". Auf Mendelssohn's Betheurung: er werde sein Lebenlang im Judenthum verharren, erwiederte der schmähsüchtige Narr oder Verläumder: „Wie wenig geben die Christen auf Judeneide!" Mit wenigen Worten fertigte ihn Mendelssohn in der Nachschrift zu einem Sendschreiben an Lavater ab. Er brauchte nicht mehr; Kölbele hatte sich selbst gerichtet. Mendelssohn hatte von diesen Schmähungen den Vortheil, daß anständige Schriftsteller, die sich innerlich wegen dessen selbstständigen und kühnen Auftretens nicht wenig ärgerten, ihn in Ruhe ließen; sie scheuten Kölbele's Genossenschaft. Siegreich ging Mendelssohn auch aus diesem nur scheinbar

kleinlichen Streit (der sich fast zwei Jahre hinzog) hervor; er hatte in der öffentlichen Meinung an Achtung gewonnen, daß er so mannhaft für seine angestammte Religion aufgetreten war.

Er hatte aber auch deswegen von Seiten der jüdischen Frommen eine Anfechtung zu erdulden. Das, was seine Klugheit ihn befürchten ließ, traf ein. In seiner Wahrheitsliebe hatte er öffentlich geschrieben, daß er im Judenthum menschliche Zusätze und Mißbräuche gefunden, welche dessen Glanz nur zu sehr verdunkeln." Diese Aeußerung verletzte alle Diejenigen, die in jeder noch so unjüdischen Gewohnheit, welche die Zeit und der Kodex geheiligt hatten, eine sinaïtische Offenbarung verehrten. Die Gesammt-Judenheit und sämmtliche Berliner Gemeindemitglieder (mit Ausnahme der wenigen, die zu Mendelssohn's Kreis gehörten) gaben nicht zu, daß sich Rost an das edle Metall des Judenthums angesetzt hatte. Er wurde daher wegen dieser Aeußerung wahrscheinlich von dem damaligen Rabbiner Hirschel Lewin zu Rede gestellt und um eine nähere Erklärung befragt: was er darunter verstanden habe. Er gab sie und konnte sie geben [1]). Sie befriedigte wahrscheinlich den Rabbinen, der kein Eiferer war. Aber seine Rechtgläubigkeit wurde doch dadurch den Strengfrommen, die er „die Kölbele unserer Glaubensgenossen" nannte, verdächtig. Er mußte sich rechtfertigen, daß er weit davon entfernt gewesen sei, die Aussprüche der talmudischen Weisen „für bloße Scharteken" erklärt zu haben [2]). Wissensdurstige junge Polen „mit guten Köpfen, aber wirren Gedanken", reine und unreine Elemente — wie Abraham Wolf Rechenmeister, der ein Muster von Genügsamkeit und Opferfreudigkeit war [3]), der Dichterling Isachar Falkensohn Behr und Abba-Glosk, der nicht verdient hat, von Chamisso besungen zu werden — solche abenteuerliche Gestalten drängten sich an Mendelssohn und brachten ihn in üblen Geruch. Die Meisten derselben hatten nicht bloß mit dem Talmud, sondern mit Religion und Moral überhaupt gebrochen, führten ein wüstes Leben und hielten Solches eben für Philosophie und Aufklärung. Aus Liebe zu den Menschen und dem selbstständigen Denken ließ sich Mendelssohn mit ihnen ein, disputirte mit ihnen, beförderte und unterstützte sie. Dieser Umgang

[1]) Schreiben an Lavater Ges. Schr. III. S. 90.

[2]) Bei Kayserling a. a. O. S. 492, 495.

[3]) S. über ihn Aneidoten von guten Juden No. 29.

warf ebenfalls ein falsches Licht auf sein Verhalten zum Judenthum. Ihr Leichtsinn und ihre Ausschreitungen wurden ihm zur Last gelegt; sie galten als seine Schützlinge und Jünger [1]).

Bald gab er Gelegenheit, diesen Argwohn zu erhöhen. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin hatte den Juden seines Landes in mild väterlicher Weise verboten (April 1772), die Leichen nach jüdischem Brauch so rasch zu bestatten, daß der Todte vom Scheintodten nicht unterschieden werden konnte. Die jüdische Pietät gegen Verstorbene, sie nicht oberhalb der Erde der Verwesung auszusetzen, welche im Ritual-Codex versteinert wurde, fühlte sich durch dieses Edict verletzt, als wenn der Herzog ihnen zugemuthet hätte, die Religion zu übertreten. Die Vertreter der Gemeinde von Schwerin wandten sich daher flehend an Jakob Emden in Altona [2]), den bereits greisen Eiferer für die Rechtgläubigkeit, ihnen beizustehen und talmudisch-rabbinisch zu beweisen, daß das längere Unbestattetlassen der Leichen ein sehr wichtiger Punkt des Judenthums sei. Emden, der seine Unfähigkeit kannte, eine Denkschrift über diese Sache in deutscher Sprache auszuarbeiten, wies die Schweriner an Mendelssohn, dessen Wort bei Fürsten großes Gewicht habe. Sie befolgten seinen Rath, und auch Emden unterstützte ihr Gesuch. Wie erstaunt waren sie, durch ein Schreiben von Mendelssohn (Mai 1772) zu erfahren, daß er ganz entschieden dem herzoglichen Erlasse beistimme, die Leichen vor dem dritten Tage nicht zu bestatten, weil nach den Erfahrungen bewährter Aerzte Fälle von Scheintod möglich seien, und man daher zur Rettung eines einzigen Menschenlebens sich über noch so bündige Bestimmungen im Religions-Codex hinwegsetzen dürfe und müsse! Zum Ueberfluß wies er nach, daß in den talmudischen Zeiten Vorkehrungen zur Verhütung des grausigen Scheintodes getroffen worden seien. Sein Gutachten war rabbinisch untadelhaft ausgearbeitet, bis auf einen Schnitzer, den er begangen hatte. Nichts desto weniger schickte er ihnen, seiner friedliebenden gefälligen Natur treu, die Formel eines Gesuches an den Herzog um Milderung des Erlasses zu. Emden stempelte aber in seinem orthodoxen Eifer diese streitige Frage fast zu einem Glaubensartikel. Ein so allgemeiner Brauch unter sämmtlichen Juden, italienischen, portugiesischen, wie deutschen und polnischen, dürfe nicht so leichthin

[1]) S. Jakob Emden's Brief an M. Meassef 1785 p. 187.

[2]) S. B. X S. 396 fg.

beseitigt werden. Auf das Gerede von Aerzten sei nicht viel zu geben. Mendelssohn's talmudische Beweise seien nicht stichhaltig. Emden gab in einem direkten Schreiben an ihn deutlich zu verstehen, daß er ihn zu seinem eignen Besten zurechtweise, um den Verdacht lauer Gläubigkeit von ihm zu nehmen, dem er in Folge seines schlechten Umganges sich ausgesetzt habe[1]). So entstand eine kleine Spannung zwischen Mendelssohn und den Stockorthodoxen, die sich später steigerte.

Inzwischen hat sein Freund Lessing am Vorabend seines Todes unbeabsichtigt einen Sturm in Deutschland erregt, der die Kathedrale erzittern machte und dabei in berechtigter Verstimmung und in künstlerischem Drange Mendelssohn und mit ihm die Juden durch eine vollendete poetische Schöpfung verklärt. Die erste Veranlassung zu diesem Sturm, der das Christenthum bis in sein Innerstes erschütterte, war Mendelssohn's Streit mit Lavater. Lessing war über diese Siegesgewißheit der Vertreter des kirchlichen Christenthums so tief empört, daß er seinen jüdischen Freund zu mannhaftem Kampfe gegen dasselbe mit allem Nachdruck ermuthigt hatte. „Sie allein dürfen und können in dieser Sache so schreiben und sprechen und sind daher unendlich glücklicher, als alle andern ehrlichen Leute, die den Umsturz des abscheulichen Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können[2]). Er ahnte damals nicht, daß er bereits einen Donnerkeil in Händen hatte, und daß er bald in die Lage kommen würde, ihn auf diese Aftergötter, die den Himmel erobert zu haben glaubten, zu schleudern. Bei seinem unstäten Leben, welches seinem unruhigen Geiste entsprach, war Lessing nach Hamburg gekommen und hatte mit der geachteten und denkfreien Familie Reimarus Bekanntschaft gemacht. Der tiefe Forscher Herrmann Samuel Reimarus (geb. 1694, gest. 1768) hatte im Unmuth über das verknöcherte und doch so anmaßlich auftretende lutherische Christenthum der Hamburger Pastoren eine „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ ausgearbeitet, welche jede geoffenbarte Religion verwarf, der Vernunft ihr verkümmertes Recht verschaffen wollte und ganz besonders den Stifter des Christenthums herabsetzte. Reimarus

[1]) Die Sendschreiben in dieser Beerdigungsfrage nebst dem Erlasse sind mitgetheilt in Meassef 1785, S. 155, 169 fg. 178 fg.

[2]) Lessing's Brief an Mendelssohn d. d. Anf. 1771. Ges. Schr. V. 189.

hatte aber nicht den Mannesmuth, das, was er als wahr erkannt hatte, laut auszusprechen und die Schäden der herrschenden Religion nach seiner Ueberzeugung öffentlich bloßzulegen. Er hinterließ diese Schrift, welche in ihren Falten gefährlichen Zündstoff enthielt, seiner Familie und gewissermaßen einem geheimen Orden freidenkender Mitglieder als Vermächtniß. Elisa Reimarus, eine edle, ihres Vaters würdige Tochter, übergab Bruchstücke dieser Brandschrift an Lessing, der sie mit Inbrunst las und zu veröffentlichen gedachte. Indessen traute er sich in theologischen Streitpunkten kein maßgebendes Urtheil zu und übergab diese Bruchstücke seinem urtheilsfähigen jüdischen Freunde zur Prüfung. Mendelssohn fand zwar diese Schrift nicht so sehr überzeugend, weil der Verfasser, durch das Uebermaß der kirchlichen Gläubigkeit erbittert, in den entgegengesetzten Fehler verfallen war, den nüchternsten Unglauben auf den Thron zu setzen und in der Kurzsichtigkeit jener Zeit in gewaltigen geschichtlichen Erscheinungen kleinliche Umtriebe zu finden. Mendelssohn vermochte aber nicht seinen Freund davon abzubringen, daß diese Schrift eine gute Wirkung hervorbringen müßte, den Hochmuth der Kirche zu demüthigen. Ernstlich beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Reimarus, Brandraketen unter einem falschen Namen in die Kirche zu werfen. Aber die Berliner Censur mochte nicht die Bewilligung zum Druck ertheilen. Da faßte Lessing einen anderen Plan. Er hatte mit der Uebernahme der Herzoglich-Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel die Freiheit erlangt, die handschriftlichen Schätze der reichen Sammlung zu veröffentlichen. Im Interesse der Wahrheit erlaubte er sich die Unwahrheit, als ob er die „Bruchstücke eines Unbekannten" in dieser Bibliothek gefunden hätte, eines Verfassers, der sie ein Menschenalter vorher niedergeschrieben habe. Unter dieser Mummerei begann er die Veröffentlichung derselben, gedeckt durch seine Censurfreiheit für Herausgabe von Beiträgen „zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel" [1]). Stufenweise verfuhr er mit der Veröffentlichung dieser Fragmente. Die ersten Bruchstücke traten gewissermaßen bittend auf, um der Vernunftreligion gegenüber der Religion des Katechismus und der Kanzel auch das Wort zu gönnen, den vernünftigen unchristlichen Verehrern Gottes Duldung einzuräumen.

[1]) Der Druck der Wolfenbüttler Fragmente begann in Braunschweig 1773 und wurde mit Unterbrechung fortgesetzt bis 1781.

Dann wagte er einen weiteren Schritt, die Unmöglichkeit der Wunder nachzuweisen, worauf die Kirche beruht, und ganz besonders die Ungeschichtlichkeit und Unglaubwürdigkeit von Jesu Auferstehung augenscheinlich zu machen, einer Hauptsäule des Christenthums, womit es steht und fällt. Ganz zuletzt rückte Lessing mit den bedeutendsten Fragmenten heraus (Anfang 1778) „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger". Darin war auseinandergesetzt, daß Jesus sich lediglich zum jüdischen Messias und zum Könige der Juden habe aufwerfen wollen. Dazu habe er mit seinen Jüngern geheime Veranstaltungen getroffen und Verschwörungen unterhalten, um eine Art Revolution in Jerusalem zu entzünden; er habe gar gegen die Obrigkeit gehetzt, um den hohen Rath (das Synhedrion) zu stürzen. Als ihm aber sein Umsturzplan mißlungen sei, indem die jüdischen Behörden aus Furcht vor den Römern jeden Aufstandsversuch niederzuhalten gezwungen waren, und als Jesus den Tod habe erleiden müssen, hätten die enttäuschten Jünger ein anderes System erdacht und erklärt: Jesu Reich sei nicht von dieser Welt. Sie hätten ihn als geistigen Erlöser für das ganze Menschengeschlecht gepredigt, dabei aber auf seine baldige Wiederkunft die Aufmerksamkeit gerichtet; die Evangelien hätten die ursprüngliche Lehre Jesu vertuscht und entstellt.

Diese Behandlung der christlichen Urgeschichte, welche das ganze Christenthum über den Haufen zu werfen geeignet war, schlug wie ein Blitz ein. Sie war nüchtern, überzeugend und wissenschaftlich ausgeführt und doch für Jedermann verständlich. Eine Art Erstaunen und Verblüffung war der Eindruck, die das letzte Fragment besonders hervorrief. Staatsmänner und Bürger waren ebenso davon ergriffen wie die Theologen. Die Urtheile waren im Publikum getheilt. Ernste Jünglinge, welche die theologische Laufbahn einschlagen wollten, stutzten, mochten nicht ihre Lebensthätigkeit an eine Sache hingeben, welche vielleicht nur ein Wahn ist, und wählten lieber einen andern Lebensberuf. Manche behaupteten, die Beweise des Fragmentisten gegen das Christenthum seien unwiderleglich [1]. Die Anonymität machte die Spannung noch größer. Man rieth hin und her, wer der Verfasser wohl gewesen sein mag. Auch Mendelsohn's Name wurde dabei öffentlich genannt [2]. Nur Wenige wußten, daß der auch von den Theologen

[1] Vergl. Semmler, Vorrede zur Beantwortung der Fragmente, Halle 1779.

[2] Lessing's Brief an seinen Bruder 20. Okt. 1778.

verehrte Reimarus diesen Streich gespielt hatte. Der ganze Zorn der Eiferer entlud sich daher auf den Herausgeber Lessing. Er wurde von allen Seiten angefallen und hatte keinen Mitstreiter zur Seite. Sein jüdischer Freund wäre ihm gerne beigesprungen; aber durfte er sich in diese häusliche Angelegenheit mischen? Unter vielen Gemeinheiten, welche die Frommen Lessing aufbürdeten, gehörten auch diese, daß die reiche jüdische amsterdamer Gemeinde ihm für die Veröffentlichung der Wolfenbüttler Fragmente 1000 Dukaten geschenkt hätte [1]. Aber von jeher gewohnt, mit seinen starken Armen allein gegen Ungeschmack und Unverstand zu kämpfen, war Lessing Mann genug, sich selbst zu schützen. Es gewährt eine Freude, diesen Riesen im Kampfe zu sehen, wie er vernichtende Streiche mit freundlichem Lächeln und Anmuth führte. Er streckte alle seine Feinde nach einander nieder und am nachdrücklichsten den Typus der dummgläubigen, hochmüthigen, hämischen Orthodoxie, den Pastor Göze in Hamburg. Seine gegengözischen Pfeile hätten, so, wie sie diesen Vertreter des Wittenberger verstockten Lutherthumes niedergeschmettert haben, so auch das ganze Gebäude umstürzen können, wenn Lessing nicht in der Täuschung befangen gewesen wäre, daß das reine Christenthum mit Humanität eins sei. Ihm fehlte die Ueberzeugung und darum auch der Muth, den letzten Gedanken folgerichtig auszusprechen. Da seine zwerghaften Gegner auf literarischem Wege diesem Mikromegas nicht beikommen konnten, so riefen sie den weltlichen Arm zu Hülfe. Lessings Beiträge wurden verboten, confiscirt, die Handschrift der Fragmente mußte er ausliefern, die Censurfreiheit wurde ihm entzogen, und noch dazu wurde ihm zugemuthet, nichts mehr in dieser Angelegenheit zu schreiben (1778). Er wehrte sich zwar auch gegen diese Vergewaltigung, aber er war in einem Punkte verwundbar. Der größte Mann, den Deutschland bis dahin erzeugt hatte, war mittellos, und da seine Stelle als Bibliothekar auf dem Spiele stand, mußte er sich nach einem Nothgroschen umsehen. In einer seiner schlaflosen Nächte (10. Aug. 1778) fiel ihm ein Plan ein, welcher zugleich seiner Geldverlegenheit ein wenig aufhelfen und den lutherischen Theologen einen noch schlimmern Possen spielen sollte, als es zehn Fragmente gethan haben würden. Sie donnerten gegen ihn von ihren Kirchenkanzeln herab, da schickte er sich an, ihnen von seiner Theaterkanzel zu antworten.

[1] Lessing's Brief an seinen Bruder d. d. 25. Febr. und an Elisa Reimarus 22. Juni 1780.

Das jüngste, reifste, vollendetste Kind seiner Muse, „Nathan der Weise“, sollte sein Rächer werden. Lessing hatte das Gewebe schon einige Jahre früher im Kopfe herumgetragen, die Vollendung desselben konnte er zu keiner günstigeren Zeit in die Welt setzen.

Zum Aerger der hochmüthigen christlichen Frommen, welche bei all ihrer Engherzigkeit, Lieblosigkeit und Verfolgungssucht im Glauben an Jesu alle Tugenden für sich in Anspruch nahmen und die Juden sammt und sonders als Verworfene verschrieen, stellte Lessing einen Juden als fleckenloses Ideal der Tugend, der Weisheit und Gewissenhaftigkeit auf. Dieses Ideal hatte er in Moses Mendelssohn verkörpert gefunden [1]). Ihn und dessen Charaktergröße beleuchtete er durch das helle Licht theatralischer Effekte und prägte ihn der Ewigkeit durch den Wohllaut der edelsten Sprache und den Wohlklang unvergänglicher Poesie ein. Der Hauptheld seines unsterblichen Drama's ist ein Weiser und Kaufmann wie Mendelssohn, „ebenso gut als klug und ebenso klug als weise“. — Sein Volk verehrt ihn als einen Fürsten; doch daß es ihn den weisen Nathan nennt — vor Allem hätt's ihn den guten nennen können:

„. . . . . weil
„die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
„Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
„die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
„Gesellen auf der Welt . . . .
„. . . . Wie frei von Vorurtheilen
„Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
„Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei,
„. . . . . welch' ein Jude!
„Und der so ganz ein Jude scheinen will“

Ein Sohn des Judenthums, hat sich Nathan zur höchsten Höhe

[1]) Alle Sophistereien Kuno Fischer's sind nicht im Stande, die Thatsache wegzuklügeln, daß Lessing wahre Humanität, die fern von jedem Glaubenswahne und Seligmacherei ist, nur unter den Juden fand, wie er Mendelssohn verkörpert sah. Die pointirte Antithese, daß ein Jude, wenn er nicht ein Nathan wird, ein Shylock sein müsse (K. Fischer, Lessing's Nathan der Weise, Stuttgart 1864 S. 104 fg.) ist eine schillernde Seifenblase. Faktisch war kein Jude ein Shylock, wohl aber ein Christ. — Konnte Lessing einen christlichen Helden auffinden, der ein ihm übergebenes Kind confessionslos erzogen hätte? Nur ein Jude, der fern von Proselytenmacherei ist, konnte das im Drama thun, weil er es auch im Leben thun würde.

humaner Gesinnung erhoben, weil ihm auch sein Gesetz diese Milde vorschreibt. Im fanatischen Gemetzel der Kreuzzüge hatten wilde Christen in Jerusalem alle Juden mit Weib und Kind ermordet und ihm selbst ein geliebtes Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen verbrannt. Anfangs raste, tobte und murrte er gegen das Geschick, dann sprach er in Hiobs Duldergröße:

„Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!"

In diesem wehmüthigen Schmerze bringt ihm ein Reitknecht ein junges, zartes, christliches Kind, ein verwaistes Mädchen, und Nathan nahm es, trugs auf sein Lager, küßte es, warf sich auf seine Kniee und dankte Gott, daß er ihm doch wenigstens die verlorenen Sieben durch eins ersetzt habe. Dieses christliche Mädchen liebte er nicht nur mit der ganzen Gluth eines Vaterherzens, sondern erzog es auch mit äußerster Gewissenhaftigkeit. Nicht diese oder jene Religion und noch weniger die Seinige flößte er in Recha's oder Blanka's junge Seele, sondern nur die Lehre von reiner Gottesverehrung, idealer Tugend und Sittlichkeit. So der Vertreter des Judenthums.

Wie handelte dagegen der Vertreter des Christenthums? Der Pratriarch von Jerusalem, der mit seiner Kirche von dem großherzigen Sultan Saladin kraft eines feierlich beschworenen Vertrages in der mohamedanischen Stadt geduldet wird, sinnt auf verrätherische Pläne gegen den Sultan, schmiedet Ränke gegen ihn:

„Nur — meint der Patriarch, sei Bubenstück
„Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott".

Für Nathan will er einen Scheiterhaufen anzünden, weil er ein verlassenes christliches Kind gehegt, geliebt und zur liebreizenden, seelenvollen Jungfrau erzogen hatte. Das Kind wäre ohne des Juden Erbarmen im Elend verkommen:

„Thut nichts, der Jude wird verbrannt."

Daja, eine andere Vertreterin des kirchlichen Christenthums, die um Recha's christliche Abstammung weiß, hat Skrupel, daß sich das Christenkind in eines Juden warmer Liebe sonnt. Sie unterdrückt zwar diese Gewissensbisse mit kostbaren Geschenken, aber sie sinnt doch nur darauf, Nathan das Liebste, woran seine Seele hängt, zu entziehen, sollte er auch dadurch in Fährlichkeit gerathen.

„Sie ist eine von den Schwärmerinnen, die
„den allgemeinen, einzig, wahren Weg

„nach Gott zu wissen wähnen."
„ . . . . denselben Menschen
„Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen."

Der Tempelherr Leu von Filneck vertritt eine andere Seite des Christenthums. Ein Soldat und Geistlicher zugleich, der, von Saladin trotz Wortbruches verschont, im Müssigange Recha, das vermeintliche Judenmädchen, gerettet hat, fährt mit christlichem Hochmuth Nathan rauh und barsch an, während er ihm für die Rettung seiner Pflegetochter warmen Dank entgegen bringt. Erst nach und nach, durch der Liebe Wunderkraft, legt der Tempelherr die rauhe, häßliche Kruste seiner christlichen Vorurtheile ab. Es fließt auch noch mohamedanisches Blut in seinen Adern. Nur die heilige Einfalt des Klosterbruders Bonafides verbindet noch menschliche Güte mit klösterlicher Kirchlichkeit; aber er kennt nur eine Pflicht, Gehorsam, und würde auf ausdrücklichen Befehl des fanatisch grausamen Patriarchen die entsetzlichsten Verbrechen begehen.

Diese Lehre predigte Lessing von seiner Theaterkanzel den verstockten Gemüthern der Christgläubigen. Der weise Jude Nathan-Mendelssohn steht bereits auf der Höhe humaner Gesinnung, der beste Christ, der Tempelherr, jeder gebildete Christ — die Nikolai, die Abt, die Herder — müssen sich erst von ihren dickhäutigen Vorurtheilen los machen, um dazu zu gelangen. Das Pochen auf die eigene wahre Religion und die rechte Seligkeit ist ein Wahn. Wer besitzt den echten Ring? Wodurch kann der echte von dem unechten unterschieden werden? Jedenfalls durch Sanftmuth, herzliche Verträglichkeit, Wohlthun und innigste Ergebenheit in Gott, kurz durch alles das, wovon das kirchliche Christenthum damals nicht allzuviel zeigte, und was in Mendelssohn vollendet war.

Mit jedem Zuge hat Lessing in diesem Drama das verknöcherte, verfolgungssüchtige Christenthum gegeißelt und das Judenthum wenigstens in seinem Hauptvertreter verherrlicht. Als sollte dieses herrliche Drama, die erste schöne Frucht der deutschen Poesie, obwohl von einem christlichen Dichter in die Welt gesetzt, der Judenheit gehören, hat ein Sohn Israel's die Geburt desselben gefördert. Lessing, von theologischen Feinden bestürmt und mit gemeiner Noth kämpfend, hätte es nicht zu Stande bringen können, wenn er nicht während der Ausarbeitung ohne Sorge hätte leben können. Er brauchte einen Vorschuß und fand unter den Christen keinen Helfer. Ein Jude,

Mose Wessely in Hamburg, Bruder des später in' die jüdische Geschichte eingreifenden neuhebräischen Dichters Naphtali Wessely, machte ihm diesen Vorschuß, obwohl er nicht zu den reichen Juden gehörte und verlangte nur die Ehre zu haben, ein Schreiben von Lessing's Hand zu besitzen.

Lessing hatte sich nicht getäuscht, daß dieses Drama die fromme Christenheit mehr ärgern werde, als zehn antigözische Streitschriften. Sobald es in die Oeffentlichkeit gedrungen war (Frühjahr 1779) ballte sich ein glühender Zorn gegen den Dichter, als ob er das Christenthum herabgesetzt hätte. Die Fragmente und die antigözischen Streitschriften hatten ihm nicht so viel Feinde gemacht, als der „Nathan“. Seine Freunde selbst zeigten ihm nur kalte Gesichter, mieden ihn, schlossen ihn, der Geselligkeit liebte, von geselligen Kreisen aus und überließen ihn der Verfolgung seiner Feinde. Er fühlte sich durch diesen stillen Bann gekränkt, verlor immer mehr seine heitere Laune und die Elasticität seines Geistes und wurde müde, schläfrig, fast stumpf. Die Frommen haben ihm das letzte Jahr seines Lebens reichlich verbittert. Er starb im kräftigen Mannesalter wie ein Greis, ein Märtyrer seiner Liebe zur Wahrheit. Aber seine herzgewinnende melodische Stimme für die gegenseitige Duldung drang durch und sänftigte allmählich die Mißtöne des Hasses und der Vorurtheile. Trotz des Bannes, der den „Nathan“ wie seinen Erzeuger in protestantischen wie katholischen Ländern traf, wurde dieses Drama eines der volksthümlichsten der deutschen Poesie, und so oft die mit Ueberzeugung gedichteten Verse von den Bühnen ertönen, ergreifen sie die Herzen der Zuhörer und lösen die Gliederkette des Judenhasses in den deutschen Gemüthern, die sich am schwersten davon losmachen konnten. Nathan hat in dem Bewußtsein des deutschen Volkes Furchen gezogen, die trotz ungünstiger Umstände sich nicht mehr ganz geschlossen haben. Zwanzig Jahre vorher, als Lessing sein Erstlingsdrama „die Juden“ in die Welt setzte, tadelte es ein hochmüthiger Theologe, daß es allzuunwahrscheinlich sei, daß unter einem Volke, wie das jüdische, ein solches edle Gemüth, wie der Jude in dem Stücke zeigt, sich auch nur bilden könne. Beim Erscheinen des Nathan zweifelte kein Leser desselben, daß ein solcher edler Jude vorkommen könne. Diese Ungeheuerlichkeit durfte auch der Verstockteste nicht mehr vorbringen. Der jüdische ideale Weise leibte und lebte in Berlin und war eine Zierde nicht blos der Juden, sondern

zugleich der deutschen Nation. Ohne Mendelssohn hätte das Drama „Nathan“ nicht entstehen können, wie er nicht ohne Lessing's Freundschaft das geworden wäre, was er für die deutsche Literatur wie für die Judenheit geworden ist. Die Innigkeit des Verhältnisses zwischen diesen beiden Freunden zeigte sich nach Lessing's Tode. Seine Brüder und Freunde, die erst nach dessen Verscheiden seine ganze Größe ahnten, wandten sich mit ihrem Schmerze über den Verlust an Mendelssohn, als verstünde es sich, daß er der Hauptleidtragende sei. Und er war es auch. Keiner seiner Freunde hat dessen Andenken mit so wehmüthiger Erinnerung und mit religiöser Verehrung bewahrt wie Mendelssohn. Er war vor Allem darauf bedacht, es vor Verkennung und Fälschung zu schützen.

Zweites Kapitel.

Die Mendelssohn'sche Pentateuch-Uebersetzung. Salomo Dubno. Elisa Reimarus. Ezechiel Landau, Raphael Kohen, Hirsch Janow und Pinchas Hurwitz. Der Bann gegen die Pentateuch-Uebersetzung. Mendelssohn's Verhalten dagegen. Wirkung der Uebersetzung. Montesquieu. Stellung der Juden in England. Voltaire und die Juden. Isaak Pinto und Rodrigues Pereira. Flugschriften für und gegen die Juden. Die Juden von Elsaß und Metz. Bedrohte Lage der Elsasser Juden durch einen judenfeindlichen Erzschelm. Ihre Denkschrift. Dohm und Mendelssohn. Dohm's Schutzschrift für die Juden. Kaiser Joseph's Erlaß zu Gunsten der Juden. Diez, Johannes v. Müller, Hartmann, Michaelis. Mendelssohn's „Rettung der Juden und Jerusalem". Wessely. Sein Sendschreiben an die österreichischen Gemeinden zu Gunsten der Bildung. Seine Verketzerung. Mendelssohn's Tod.

(1779—1786)

Wie Mendelssohn, ohne es zu wissen und zu wollen, Lessing zum Schaffen eines Ideals angeregt und durch ihn die Vorurtheile gegen Juden bannen geholfen hatte, so hat er in derselben Zeit ebenso absichtslos die geistige Befreiung seiner Stammgenossen herbeigeführt, von der sich ihre Wiedergeburt datirt. Die Bibel, namentlich der Pentateuch, das Alles in Allem der Juden, war ihnen, obwohl ihn sehr Viele auswendig kannten, so fremd geworden, wie nur je ein unverständliches Buch. Die rabbinischen und die kabbalistischen Ausleger hatten den einfachen biblischen Wortsinn so entstellt, daß sie alles darin erblickten, nur nicht das Richtige und Wahre seines Inhaltes.

Im zarten Kindesalter brachten die polnischen Schulmeister — andere gab es nicht — mit der Zuchtruthe und mit zornigen Geberden der jüdischen Jugend bei, die ungereimtesten Verkehrtheiten in diesem heiligen Buche zu erblicken, verdolmetschten es in ihrer häßlichen Mischsprache und verquickten den Text so eng mit ihrer Uebersetzung, daß es schien, als wenn Mose im Kauderwelsch der polnischen Juden gesprochen hätte.

Die Vernachlässigung alles profanen Wissens, die mit jedem Jahrhundert zunahm, brachte es dahin, daß jede Albernheit und Abgeschmacktheit, ja selbst jede Lästerung in die Schriftverse hinein gedeutelt wurden. So war gerade das, was ein Labsal für die Seelen hätte sein sollen, in ein Gift verwandelt. Am tiefsten empfand Mendelssohn diese Verkennung und Entstellung des Bibelwortes, er der zu der lichten Erkenntniß gekommen war, daß die heilige Schrift nicht das enthalte, „was Juden und Christen darin zu finden glaubten", und daß eine einfache, geschmackvolle Uebersetzung ein wichtiger Schritt zur Hebung der Cultur unter den Juden werden dürfte. Aber in seiner Bescheidenheit und Scheu, öffentlich aufzutreten, fiel es ihm nicht ein, dieses Erziehungsmittel für seine Stammgenossen anzuwenden. Nur für seine Kinder arbeitete er eine Uebersetzung des Pentateuches aus, um ihnen eine gediegene Erziehung zu geben und ihnen das Gotteswort in unentstellter Form zuzuführen, unbekümmert darum (wie er sich äußerte), „ob sie noch ferner gezwungen sein würden, in Sachsen-Gotha bei jeder Durchreise ihren jüdischen Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den drei Ringen zu erzählen." Erst auf Drängen eines Mannes, dessen Wort Gewicht bei Mendelssohn hatte, entschloß er sich, seine Uebersetzung des Pentateuchs in deutscher Sprache (mit jüdisch-deutschen Lettern) für jüdische Leser zu veröffentlichen [1]. Es kostete ihm aber Ueberwindung, seinen Namen dabei zu nennen [2].

Er kannte sein jüdisches Publikum zu gut, um nicht zu wissen, daß die Uebersetzung, wie vorzüglich sie auch immer ausfallen mochte, wenig Beifall finden würde, wenn sie nicht mit einer hebräischen Erklärung verbrämt sein würde. Was galt damals für den verderbten Geschmack jüdischer Leser ein Buch ohne Commentar? Seit undenklichen Zeiten, seitdem die Commentarien und Supercommentarien aufkamen, waren diese viel mehr beliebt, als der schönste Text. Mendelssohn gewann daher einen unterrichteten Polen, Salomo Dubno (geb. 1734 st. 1813 [3]) der, eine rühmliche Ausnahme unter seinen Landsleuten, hebräische Grammatik gründ-

[1]) Für christliche Leser wurde die Uebersetzung mit deutschen Lettern angelegt.

[2]) S. Einleitung zu Mendelssohn's Pentateuch.

[3]) S. hebr. Zeitschrift Zion I. p. 64 fg.; vergl. dagegen Carmoly, Revue orientale I. p. 192. Dubno hat auch einige nicht ganz schlechte hebr. Verse gemacht.

lich verstand, die Ausarbeitung eines fortlaufenden Commentars zu übernehmen. So wurde das Werk in Angriff genommen, zunächst durch Sammeln von Unterschriften der Abnehmer, ohne welches damals kein Buch in die Welt gesetzt werden konnte. Hier zeigte sich's, daß Mendelssohn bereits unter seinen Stammgenossen, in und außerhalb Deutschlands, so viel Anhänger und Verehrer zählte, daß sein Unternehmen mit Freuden begrüßt wurde, welches die Schmach der Unwissenheit in ihrer eignen Welt und der Sprachverderbniß von ihnen abthun sollte. Am meisten Theilnehmer fanden sich in Berlin und in Mendelssohn's Geburtsstadt Dessau, wo man ihn zu achten gezwungen und stolz auf ihn war; aber auch in Frankfurt a. M., Königsberg, Kopenhagen, wo sich durch die Milde der dänischen Herrscher eine starke jüdische Gemeinde gebildet hatte, ferner in Wien und Prag fanden sich Abnehmer, weniger in Hamburg-Altona. Auch aus Polen liefen Bestellungen auf die verdeutschte Thora Mendelssohn's ein [1]), meistens aus Wilna, wo damals der halbfreisinnige Elia Wilna und die wahnsinnige Verkehrtheit der Neuchaßidäer die Rückkehr zur heiligen Schrift beliebt gemacht hatten. Als Zeichen der Zeit kann es gelten, daß sich auch Christen dabei betheiligten, Professoren, Pastoren, Hofprediger, Consistorialräthe, Hofräthe und Excellenzen. Allerdings waren Mendelssohn's christliche Freunde außerordentlich rührig, sein Werk zu fördern. Seine und Lessing's edle Freundin Elisa Reimarus sammelte selbst Unterschriften dafür [2]).

So sehr Mendelssohn's Bewunderer bei der Nachricht der Pentateuch-Uebersetzung von seiner Hand in einen Freudenrausch geriethen, ebenso sehr waren die starren Anhänger des Alten und Ueberkommenen betrübt darüber. Sie fühlten lebhaft, ohne daß sie sich es klar denken konnten, daß die alte Zeit, die naive Gläubigkeit, welche unbesehen Alles als Ausfluß einer göttlichen Quelle betrachtet, damit zu Grabe getragen werden würde.

Sobald eine Probe der Uebersetzung [3]) in die Oeffentlichkeit trat, waren die Rabbiner alten Schlages dagegen eingenommen und

[1]) Vergl. das Abonnenten-Verzeichniß im 1. Theile der Mendelssohn'schen Pentateuch-Ausgabe.

[2]) Mendelssohn's Brief an Elisa Reimarus bei Kayserling a. a. O. S. 538.

[3]) Die Probe עלים לתרופה erschien 1778, verbunden mit Mendelssohn's Uebersetzung der Zionide von Jehuda Halevi.

sannen darauf, den Feind vom Hause Jakob fern zu halten. Zu diesen Gegnern gehörten Männer, die nicht blos vermöge ihrer rabbinischen Gelehrsamkeit und ihres Scharfsinns, sondern auch vermöge ihrer lautern Gesinnung dem Judenthum Ehre machten. Es waren namentlich drei Polen[1]) von Geburt, die für die Wandlung der Zeit ebenso wenig Verständniß hatten, wie für Formenschönheit und Sprachreinheit. Der Eine von ihnen, Ezechiel Landau (seit 1752 Oberrrabbiner von Prag, st. 1793) genoß in seiner Gemeinde und außerhalb derselben große Verehrung. Er war klug überlegt und lernte mit der Zeit mit dem Strome schwimmen. Der andere, Raphael Kohen, Riesser's Großvater (geb. 1722, st. 1803), aus Polen eingewandert und von Posen zum Rabbinate der Drei-Gemeinden (Hamburg, Altona, Wandsbeck) berufen, war ein standhafter und charaktervoller Mann, ohne Falsch und jeglichen Hintergedanken, der als Richter, ohne Ansehen der Person, Recht sprach und das Recht als die Stütze des Thrones Gottes betrachtete[2]). Der dritte und jüngste war Hirsch Janow, wegen seines Tiefsinns in talmudischen Discussionen der „Scharfsinnge" (Charif) zubenannt (geb. 1750, st. 1785[3]), Schwiegersohn Raphael Kohen's. Sein scharfer Kopf umspann eben so die verwickelten Lehrsätze der Mathematik wie die des Talmud. Nachdem sein Schwiegervater den Ruf nach Hamburg-Altona angenommen hatte, wurde der sechsundzwanzigjährige Hirsch Charif zum Rabbiner von Posen erwählt, aber gleich darauf nach Fürth berufen. Er war ganz Selbstlosigkeit. Das geringe Einkommen von der verarmten Posner Gemeinde verwendete er für Unglückliche: er gab mit herzgewinnender Milde, ohne viel zu fragen, ob die Empfänger Strenggläubige oder Ungläubige waren, während er selbst darbte. Er machte Schulden, um Dürftige aus dem Elend zu reißen. Ein tiefer Denker, der Gelegenheit hatte, die Menschen von der schlechtesten Seite zu kennen (Salomon Maimon) nannte diesen Rabbiner von Posen und Fürth „einen göttlichen Mann", was aus diesem Munde nicht als Uebertreibung angesehen werden kann. Zu diesen drei Rabbinen kann man noch einen vierten gleichgesinnten zählen, Pinchas Levi Hurwitz (geb. 1740, st. 1802)

[1]) Vergl. über die Opposition gegen Mendelssohn's Pentateuch. Note 1.

[2]) Gabriel Riesser's Leben nebst Mittheilungen aus seinen Briefen von Dr. Isler I. S. 38.

[3]) S. Note 1.

Rabbiner von Frankfurt a. M., ebenfalls ein Pole und gar aus der chassidäischen Schule hervorgegangen [1]). Sie und ihre Gesinnungsgenossen, welche das Lesen eines deutschen Buches für eine schwere Sünde hielten, waren eigentlich in ihrem Rechte, sich der Neuerung zu widersetzen. Sie sahen voraus, daß die jüdische Jugend aus der Mendelsohn'schen Uebersetzung viel mehr die deutsche Sprache als das Verständniß der Thora lernen werden, daß Jene immer mehr zur Hauptsache werden, die Beschäftigung mit der heiligen Schrift dagegen zur bedeutungslosen Nebensache herabsinken, und das Talmudstudium vollends verdrängt werden würde. Wenn auch Mendelssohn von der religiösen Seite gut beleumundet war, so waren es seine Umgebung und seine Anhänger nicht. Unlautere Menschen, welche mit dem Judenthum gebrochen hatten, nannten sich mit Dünkel Mendelssohnianer, waren bei der Beförderung des Absatzes für die Uebersetzung rührig und brachten sie dadurch bei den Strengfrommen in Verdacht. Außerdem hatte Mendelssohn aus Bescheidenheit eine kleine Unbesonnenheit begangen. Der Rabbiner Hirschel Lewin (Löbel, geb. 1721, st. 1800 [2]) von Berlin und das ganze Rabbinat hatten das Unternehmen amtlich gebilligt und belobt: daß Mendelssohn ein verdienstliches, gottgefälliges Werk befördere. Hirschel, obwohl aus der Familie der Eiferer Chacham Zevi und Jakob Emden, war milden Sinns und hatte sich in der Jugend mit neuhebräischer Poesie und Grammatik beschäftigt; die mit Aufklärung geschwängerte Luft von Berlin war dem religiösen Uebereifer nicht sehr zuträglich. Als einst der damals noch aus Stockfrommen zusammengesetzte jüdische Vorstand das Comödienspielen im Hause einer reichen Jüdin verboten hatte und das schöne Kind Henriette de Lemos [3]) (später Henriette Herz) plötzlich in der Sitzung der ernsten Männer erschienen war und gefleht hatte, ihr doch das unschuldige Vergnügen nicht zu stören (sie hatte sich auf eine Rolle vorbereitet), schmolz das Eis der Stockfrommen augenblicklich, und sie gestatteten

[1]) S. Note 1 und 2.

[2]) S. über ihn Carmoly, Revue orientale III. p. 219 (nicht ganz richtig); dessen Schrift über die Familien Rapaport und Jungtauben (משפחת העורבים ובני יונה) p. 37; Auerbach, Geschichte der israelit. Gemeinde von Halberstadt, S. 89 fg.; David Friedländer, Verbesserung der Juden im Königreiche Polen, Einl. p. XXXV. Anmerk.; Hirschel's Approb. zu Mendelssohn's Pentateuch, ist datirt von 1778.

[3]) J. Fürst, Henriette Herz, ihr Leben und Erinnerungen. S. 89.

die Aufführung. So etwas konnte damals nur in Berlin hingehen. Aber eben weil die Berliner Judenheit auswärts bereits anrüchig war, hätte die Zustimmung ihres Rabbiners die Mendelssohn'sche Uebersetzung nicht decken können. Dazu kam, daß Mendelssohn eine unüberwindliche Scheu hatte, sich in der Stylmanier solcher Approbationsschreiben Weihrauchwolken ins Gesicht blasen zu lassen, und darum ließ er Hirschel's günstige Censur nicht veröffentlichen. Gerade diese Bescheidenheit wurde ihm von Manchen als Hochmuth ausgelegt, als dünkte er sich erhaben über die Rabbinen und mochte sich von ihnen kein Zeugniß der Rechtgläubigkeit ertheilen lassen. Genug, wer einen Makel an dem Uebersetzungswerke finden wollte, brauchte nicht viel zu suchen.

Wie es scheint, war Raphael Kohen, ein Mann von raschem Wesen, am eifervollsten gegen die Verdeutschung der Bibel eingenommen. Aber da Mendelssohn in Hamburg von Seiten seiner Frau Verwandte und überhaupt Verehrer hatte, so konnte daselbst nichts gegen ihn unternommen werden, und ebenso wenig in Prag, wo es unter den Juden bereits Freidenker gab. Darum wurde Fürth als der geeignetste Ort angesehen, von wo aus (wohl Juni 1779) die Bannstrahlen gegen „Mose Dessau's deutschen Pentateuch“ geschleudert wurden. Allen denen, welche treu zum Judenthum hielten, wurde bei Strafe der Acht verboten, sich dieser Uebersetzung zu bedienen.

Indessen wurde der Kampf, der zwischen den Alten und Neuen ausbrach, mit ziemlicher Gelassenheit geführt und hat keine hochwogige Bewegung erzeugt. Hätte Jakob Emden damals noch gelebt, so wäre sein Eifer heftiger aufgeschäumt und hätte mehr Unruhe erzeugt. Mendelssohn war überhaupt zu uneigennützig, zu milde und philosophisch ruhig, um bei der Nachricht von dem Banne gegen sein Unternehmen in Harnisch zu gerathen oder seine christlichen Freunde in hoher Stellung für seinen Zweck auszubeuten und seine Gegner stumm zu machen. Er war auf Widerstand gefaßt. „Sobald ich Herrn Dubno nachgegeben, meine Uebersetzung drucken zu lassen, nahm ich meine Seele in die Hände, richtete mein Auge auf die Berge und gab meinen Rücken dem Schlage Preis“. Er sah das Spiel der menschlichen Leidenschaften und des übertriebenen Eifers für die Religion als eine Naturerscheinung an, welche ein ruhiges Beobachten verlangt. Er wollte sich diese ruhige Beobachtung durch

äußere Dinge, durch Drohungen und Verbote, überhaupt durch Eingriffe der weltlichen Macht nicht stören lassen. „Vielleicht, daß eine kleine Gährung zum Besten der Sache, die mir eigentlich am Herzen liegt, dienlich ist". Er meinte, wenn seine Uebersetzung ohne Widerstand aufgenommen worden wäre, dann wäre sie im Grunde überflüssig. „Je mehr sich die sogenannten Weisen der Zeit widersetzen, desto nöthiger ist sie. Ich habe sie Anfangs nur für den gemeinen Mann angelegt, finde aber, daß sie für Rabbiner noch viel nothwendiger ist". Von Seiten der Gegner ist aber nichts Nachdrückliches geschehen, um die ihnen so gefahrbringend scheinende Uebersetzung zu unterdrücken und den Urheber derselben zu brandmarken. Nur in einigen polnischen Städten, wie Posen, Lissa, wurde sie verboten und soll öffentlich den Flammen übergeben worden sein [1]). Nur von Seiten des rücksichtslosen, festen Rabbiners Raphael Kohen war eine Aufregung zu befürchten. Er schien indeß abzuwarten, bis das Ganze vorliegen würde, um Beweise für Verdammungswürdigkeit desselben haben zu können. Darum sah sich Mendelssohn zeitlich nach Beihilfe um, um dessen Eifer zu lähmen. Er drang daher in seinen Freund August v. Hennigs, dänischen Staatsrath und Schwager seiner vertrauten Freundin Elisa Reimarus, dahin zu wirken, daß der König von Dänemark und einige Hofleute auf das Werk zeichnen möchten; das würde den Eiferer stutzig machen. Hennigs, ein Mann von rascher That, wandte sich sofort an den dänischen Minister v. Guldberg, Mendelssohn's Wunsch zu erfüllen. Zu seinem und Mendelssohn's Erstaunen fiel die Antwort ernüchternd und verletzend aus: Der König und seine erlauchten Brüder wären bereit, sich als Abnehmer dabei zu betheiligen, wenn der Minister die Versicherung geben könnte, daß in der Uebersetzung nichts gegen die Hoheit und Wahrheit der heiligen Schrift enthalten ist, damit die Juden nicht hinterher beweisen könnten, „daß Mose Mendelssohn ein Anhänger der (berüchtigten) Religion von Berlin sei".

Die „Berliner Religion", das war damals der Schrecken der Frommen in der Kirche und Synagoge, und man kann nicht sagen, daß es eine Gespensterfurcht war. Um diesen über Religion spöttelnden Hinkfuß fernzuhalten, wollten eben die eifervollen Rabbiner jeden Zugang zu den Häusern der Juden vermauern. Nicht blos

[1]) Die Biographie im Eing. zu Ges. Schriften.

die Folgezeit, sondern die allernächste Zeit bewies es, daß die Rabbiner durchaus nicht Gespensterseher waren. Mendelssohn erkannte in seiner harmlosen Frömmigkeit den Feind nicht, obwohl er in seinem eigenen Hause aus- und einging. Endlich erfolgte von Seiten Raphael Kohen's der Bann über die Mendelssohn'sche Pentateuch-Uebersetzung (17. Juli[1]); er wurde über alle diejenigen Juden verhängt, welche sie lesen sollten. Der Verfasser wurde nicht in den Bann gethan, aus Rücksicht auf dessen Bedeutung oder aus Schwäche und Halbheit. Indessen ehe dieser Streich geführt wurde, hatte Mendelssohn die Folgen schon abgewendet. Er wußte v. Hennigs zu überzeugen, daß er ohne Gewissensbisse die Unterzeichnung des Königs für die Pentateuch-Uebersetzung erwirken dürfe, und dieser setzte es auch durch. An der Spitze der Abnehmer stand der Name des Königs Christian von Dänemark und des Kronprinzen verzeichnet. Dadurch war Raphael Kohen gelähmt, die Verdammung und Vernichtung des von ihm verketzerten Werkes mit Nachdruck zu betreiben.

Die Gegner spielten indeß Mendelssohn einen Streich, um die Vollendung der Uebersetzung zu hintertreiben. Sie wußten ihm Salomo Dubno, seine rechte Hand, abwendig zu machen. Dubno's Jugendlehrer Naphtali Herz, Rabbiner von Dubno, war damals nach Berlin gekommen und von Raphael Kohen und Ezechiel Landau auf die Gefährlichkeit der Mendelsohn'schen Uebersetzung für den Bestand des Judenthums aufmerksam gemacht, nahm dieser seinem Jünger das Wort ab, mit dem Mendelsohn'schen Kreise zu brechen. Wie der „Derwisch im Nathan" ließ darauf Salomo Dubno plötzlich Ehrenstelle und den wohlverdienten Lohn für seine Arbeit im Stich und floh nach der Wüste Polen. Dadurch gerieth Mendelssohn in arge Verlegenheit. Um sein Wort zu lösen und das Werk nicht in's Stocken gerathen zu lassen, mußte er selbst Hand an den Pentateuch-Commentar legen, fühlte sich aber so sehr davon angestrengt, daß er Helfer suchen mußte. In Wessely fand er allerdings einen gesinnungsgenössischen Mitarbeiter; aber auch dieser mochte nicht die ganze Last der Arbeit übernehmen, und so war Mendelssohn gezwungen, einen Theil derselben dem Erzieher seines Sohnes, Herz Homburg, und einem andern Polen, Aaron Jaroslaw, zu übertragen. Ersterer war ihm selbst nicht ganz genehm. Er wußte,

[1]) S. Note 1.

daß Homburg in seinem Innern mit dem Judenthum entzweit war und das heilige Werk nicht in Mendelssohn's Sinne, in heiliger Gesinnung verrichten würde. Aber es blieb ihm keine Wahl. Durch Homburg's Betheiligung daran gerieth die Uebersetzung (vollendet erst 1783) bei den Frommen noch mehr in Mißkredit; sie wollten sie aus den jüdischen Häusern verbannt wissen.

Diese Strenge reizte wiederum andrerseits noch mehr. Die verbotene Frucht schmeckte süß. Die Talmudjünger griffen hinter dem Rücken ihrer die neue Strömung verkennenden Meister nach der deutschen Uebersetzung und lernten im Versteck daraus zugleich das Elementare und Erhabenste, die deutsche Sprache und Religionsphilosophie, hebräische Grammatik und Poesie. Sie gewannen dadurch eine neue Weltanschauung. Der hebräische Commentar diente ihnen als Leitfaden und eröffnete ihnen das Verständniß. Wie von einem Zauberstab berührt, wuchsen dieser Jüngerschaar, diesen ausgemergelten Gestalten des dumpfen Talmudlehrhauses, die Geistesflügel, mit denen sie sich über die düstere Gegenwart erhoben und einen Flug himmelwärts nahmen. Eine unstillbare Sehnsucht nach Wissen bemächtigte sich ihrer; kein noch so dunkles Gebiet blieb ihr seitdem verschlossen. Die Geistesschärfe, das rasche Begreifen, das tiefe Eindringen, die diesen Jünglingen die Beschäftigung mit dem Talmud in einem so hohen Grade verliehen hatte, machten es ihnen leicht, sich in der ihnen neuerschlossenen Welt zu orientiren. Tausende von Talmudjüngern aus den verschiedenen großen Lehrhäusern Hamburg, Prag, Nikolsburg, Frankfurt a. M., Fürth und gar erst aus Polen wurden lauter junge, kleine Mendelssohne, Viele von ihnen sprachgewandte, tiefe Denker. Mit ihnen verjüngte sich das Judenthum. Alle jene Männer, welche zu Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach vielen Seiten hin öffentlich wirkten, waren bis zu einer gewissen Zeit einseitige Talmudisten und mußten erst von Mendelssohn's Geiste angehaucht werden, um Culturträger und Beförderer unter den Juden zu werden. In der kürzesten Zeit trat ein zahlreiches Geschlecht jüdischer Schriftsteller auf, welche in einem klaren, sei es in hebräischem oder deutschem Style über Gegenstände schrieben, von denen sie kurz vorher keine Ahnung hatten. Die Mendelssohn'sche Uebersetzung hatte eine wahrhafte Wiedergeburt der Juden mit raschen Schritten angebahnt. Sie haben sich viel rascher in der europäischen Gesittung zurecht gefunden, als die Deutschen, und — was

nicht übersehen werden darf — die talmudische Geschultheit erleichterte ihnen das Verständniß. Diese Verdolmetschung (nächst dem Pentateuch auch der Psalmen) hat viel mehr Gutes als die Lutherische geschaffen, weil sie nicht der Verknöcherung, sondern der Belebung des Geistes diente. Die innere Befreiung der Juden datirt, wie gesagt, von dieser Uebersetzung.

Auch die Anfänge der äußern Befreiung der Juden von tausendjähriger harter Knechtschaft knüpften sich an Mendelssohn's Namen und zwar, eben so wie seine Thätigkeit für die innere Befreiung, unbeabsichtigt, ohne Stürmerei oder Berechnung von seiner Seite. Es nimmt sich daher wie ein Wunder aus, ohne den allergeringsten wunderbaren Vorgang. Er verschaffte den Juden zwei Vorkämpfer, wie sie sie eifriger und wärmer nicht wünschen konnten: Lessing und Dohm. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Juden ohne ihr Hinzuthun rege gemacht. Zu allererst hatte Montesquieu[1]), der zuerst in den tiefen Grund der Gesetze eindrang und ihren Geist offenbarte, seine gewichtige Stimme gegen die barbarische Behandlung der Juden erhoben. In seinem vielgelesenen und zum Nachdenken anregenden „Geist der Gesetze" hatte er den Nachtheil, welchen die Mißhandlung der Juden den Staaten gebracht hat, mit überzeugenden Gründen nachgewiesen und die Grausamkeit der Inquisition mit unverlöschlichen Zeichen gebrandmarkt. Der verhallende Schmerzensschrei eines gequälten Marranen beim Anblick eines Scheiterhaufens für ein judaisirendes Mädchen von achtzehn Jahren in Lissabon hatte Montesquieu wieder erweckt und das Echo in ganz Europa wiederhallen lassen. „Ihr Christen beklagt Euch, daß der Kaiser von China alle Christen in seinem Staate bei langsamen Feuer braten läßt. Ihr verfahrt noch schlimmer gegen die Juden, weil sie nicht Alles glauben, was Ihr glaubet. Wenn Jemand von unsern Nachkommen es jemals wagen sollte zu sagen, daß die Völker von Europa gebildet gewesen seien, so wird man Euer Beispiel anführen, daß sie Barbaren waren. Die Vorstellung, die man von Euch haben wird, muß Euer Zeitalter beflecken und Haß über alle Eure Zeitgenossen verbreiten"[2]). Montesquieu hatte die Rechtstitel, welche die Menschlichkeit verloren hatte, wieder aufgefunden. Aber wie schwer war es, diese Titel in

[1]) Im Jahre 1748.

[2]) Montesquieu, esprit des loix, livre 25, chap. 13.

ihrem ganzen Umfange auch für die Juden zur Anerkennung zu bringen!

Zwei Vorgänge haben die Juden, ihr Wesen, ihre Gegenwart und ihre Vergangenheit in die Oeffentlichkeit gezogen: der Versuch, ihnen in England eine gesetzliche Stellung einzuräumen und Voltaire's Ausfälle gegen sie. In England, wo sie sich seit einem Jahrhundert, so zu sagen, eingeschlichen hatten, (B. X. S. 122), machten sie, besonders in der Hauptstadt, eine abgeschlossene Genossenschaft aus, ohne durch ein ausdrückliches Gesetz geduldet oder anerkannt zu sein. Sie galten lediglich als Fremde, als Spanier, Portugiesen, Holländer oder Deutsche und mußten auch eine Fremdensteuer (alien duty) leisten. Indessen nahmen die Behörden, namentlich die Richter, Rücksicht auf deren jüdisches Bekenntniß und luden z. B. jüdische Zeugen nicht am Sabbat vor. Nachdem die in amerikanischen Colonien England's angesiedelten Juden naturalisirt worden waren, wurde dem Parlament eine Bill von Kaufleuten und Fabrikanten, allerdings von Juden und ihren Freunden, eingereicht, sie auch in England als Eingeborne zu behandeln, ohne daß sie nach der gesetzlichen Bestimmung genöthigt sein sollten, zur Erlangung des Bürgerrechtes das Abendmahl zu nehmen. Der Minister Pelham unterstützte das Gesuch und betonte den Vortheil, der dem Land durch die bedeutenden Capitalien der portugiesischen Juden und durch ihre warme Anhänglichkeit an England erwachsen würde. Von den Gegnern wurden aber theils selbstsüchtige, theils religiöse Vorurtheile dagegen geltend gemacht [1]). Die Juden würden, mit den Bürgern gleichgestellt, den ganzen Reichthum des Landes an sich ziehen, sämmtliche Ländereien erwerben und die Christen enterben;

[1]) Ueber den ersten mißlungenen Anlauf zur Emancipation der Juden in England vergl. Mirabeau: sur Moses Mendelssohn p. 92. Appendice de l'acte de naturalisation portée en 1753 dans la grande Brétagne en faveur des Juifs; Hannah Adams, history of the Jews p. 389 fg. aus zeitgenössischen Quellen; Spieker, über ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschland, S. 239; Friedr. Rühs, die Rechte des Christenthums und des deutschen Volkes S. 14.; Parliamentary history and reviews during the session of 1825—26, wo ein Mitglied (Spring Rice) mittheilt, daß die Gründe, welche gegen die Emancipation der Katholiken in England geltend gemacht wurden, dieselben sind, die ehemals gegen die Juden aufgeführt wurden; Charles Egon, the statuts of the Jews in England p. 33 fg.; H. Heine, englische Fragmente, ges. Schr. III. S. 128.

diese würden ihre Sklaven sein, und die Juden würden ihre Herrscher und ihre eignen Könige wählen. Die dumme Bibelgläubigkeit sagte: sie müßten nach dem Spruch der christlichen Prophezeiungen ohne Vaterland bleiben, bis sie in das Land ihrer Väter eingesammelt werden würden. Ueberraschend genug wurde die Bill doch vom Oberhause genehmigt, daß alle Juden, welche ununterbrochen drei Jahre in England oder Irland ihren Aufenthalt haben, naturalisirt sein sollten; nur dürften sie kein weltliches oder geistliches Amt bekleiden und nicht das Wahlrecht für das Parlement ausüben. Die Lords und Bischöfe waren also nicht gegen die Juden eingenommen. Auch die Mehrheit des Unterhauses stimmte der Bill zu, und der König Georg II. erhob sie zum Gesetz. (März 1753). War der Beschluß der drei Gesetzesfactoren wirklich der Ausdruck der Volksmajorität? Das wurde sofort zweifelhaft. Denn alsbald ertönte von den Kanzeln, aus den Zünften und Schankhäusern Verwünschung gegen das Ministerium, welches die Naturalisation der Juden durchgesetzt hatte. Unsere Zeit wird es kaum glaublich finden, daß die Londoner Kaufmannschaft von dem Zuzug der jüdischen Capitalisten den Ruin ihres Geschäftes befürchtet hat. Ein Geistlicher, der Decan Tucker, welcher sich der Juden angenommen und das Naturalisationsgesetz vertheidigt hatte, wurde von der Opposition im Parlamente, in Zeitungen und Flugschriften geschmäht, und sein Bild nebst seiner Schutzschrift zu Gunsten der Juden wurde in Bristol verbrannt. Zum Verdrusse der Bessergesinnten hatte das Ministerium die Schwäche, dem aus Brodneid und fanatischer Unduldsamkeit entsprungenen Geschrei des Pöbels nachzugeben und sein eignes Werk aufzuheben (1754), „weil dadurch das Mißvergnügen erregt und die Gemüther vieler königlichen Unterthanen beunruhigt worden sind". Da selbst die heftigsten Feinde des Gesetzes den Juden England's nichts Böses nachsagen konnten, diese vielmehr vermöge ihrer ohne Wucher erworbenen Reichthümer und ihrer edelmännischen Haltung den Engländern selbst imponirten, so nahm die öffentliche Meinung warm Partei für sie und ihre bürgerliche Gleichstellung, und wenn diese auch für den Augenblick vereitelt wurde, so hatte das Fehlschlagen doch keine ungünstige Wirkung für sie.

Der zweite Vorgang, obwohl er nur von einer vereinzelten Persönlichkeit angeregt war, machte fast noch mehr von sich reden,

als die Parlamentsverhandlungen in England in Betreff der Juden. Diese Persönlichkeit war Arouet de Voltaire, im achtzehnten Jahrhundert der König im Reiche der Literatur, der mit seinem dämonischen Lachen die noch immer hochragende Veste des Mittelalters wie ein Kartenhaus umblies. Er, der an keine Vorsehung und keinen sittlichen Fortschritt der Menschheit glaubte, war selbst ein mächtiges Werkzeug der geschichtlichen Treibkraft, um den Fortschritt anzubahnen. Voltaire, in seinen Schriften ein überwältigender Zauberer, ein Weiser, und in seinem Leben ein Thor, ein Sklave niedriger Leidenschaften, hatte mit den Juden angebunden und sie und ihre Vergangenheit dem Hohne preisgegeben. Seine feindliche Haltung gegen sie entsprang einer persönlichen Verstimmung und Reizbarkeit. Während seines Aufenthaltes in London will er bei dem Banquerot eines jüdischen Kapitalisten Medina von 25,000 Frank, die er ihm geliehen hatte, 80 Procent verloren haben. Man darf ihm nicht immer aufs Wort glauben. „Medina sagte mir, daß er keine Schuld an dem Banquerot habe, daß er unglücklich sei, daß er niemals ein Sohn des Belial gewesen. Er rührte mich, ich umarmte ihn, wir lobten Gott zusammen, und ich verlor mein Geld. Ich habe niemals die jüdische Nation gehaßt, ich haße Niemanden“[1].

Aber er, ein schmutziger Harpagus, der am Gelde klebte, haßte gerade wegen dieses, gleichviel bedeutenden oder geringern Verlustes nicht blos diesen Juden, sondern Alle auf dem ganzen Erdrunde. Ein zweiter Vorfall reizte ihn noch mehr gegen sie. Als Voltaire in Berlin und Potsdam Hofdichter, Korrektor und Kammerherr des Königs Friedrich war, der dieses dämonische Genie zugleich bewunderte und verabscheute, übertrug er einem jüdischen Juwelier Hirsch oder Hirschel (1750) einen schmutzigen Auftrag, den er später auf Anrathen eines brodneidischen Geldmenschen, Ephraim Veitel, rückgängig machen wollte. Dadurch kam es zu Reibungen zwischen Voltaire und Hirsch und zuletzt zu einem Vergleiche, den aber jener ebenfalls wortbrüchig aufheben wollte. Kurz Voltaire beging eine Reihe der häßlichsten Schelmenstreiche gegen seinen jüdischen Unterhändler, betrog ihn um Diamanten, mißhandelte ihn, log, fälschte Schriftstücke und that dabei, als wäre er der Betrogene. Es kam

[1] Vergl. darüber den Artikel „Voltaire und die Juden“, in Frankel's Monatsschrift, Jahrg. 1868, S. 163 fg.

daher zu einem verwickelten Proceß. König Friedrich, welcher Einsicht von den Akten und einer, angeblich von Hirsch, im Grunde von Voltaire's Feinden verfaßten Anklageschrift genommen hatte, war äußerst erzürnt über den dichterischen und philosophischen Schelm, kam nicht mit ihm zusammen, war entschlossen, ihn aus Preußen zu verbannen und schrieb gegen ihn ein Lustspiel in französischen Versen: „Tantalus im Proceß". Voltaire's Händel mit einem preußischen Juden machten Aufsehen und boten der Schadenfreude seiner Gegner reichen Stoff.

Rachegefühl war neben Geiz ein hervorragender Zug in seinem Charakter; es war wie gesagt, Voltaire zu gering, sich an dem einzelnen Juden zu rächen, der zu seiner Demüthigung beigetragen hatte, die ganze jüdische Nation sollte seinen Haß empfinden. So oft er Gelegenheit hatte, von Judenthum oder Juden zu sprechen, begeiferte er mit seiner unfläthigen Satyre gleichzeitig das jüdische Alterthum und die Juden der Gegenwart. Es paßte auch zu seiner Kampfesart. Das Christenthum, das er gründlich haßte und verachtete, konnte er nicht gar zu offen angreifen, ohne sich schwerer Strafe auszusetzen. So diente ihm das Judenthum, der Erzeuger des Christenthums, zur Zielscheibe, gegen die er seine leicht beschwingten, zierlichen, aber um so giftiger wirkenden Pfeile schleuderte. In einem Artikel hatte er besonders seine Galle über Juden und Judenthum ausgegossen.

Diese parteiische und oberflächliche Beurtheilung der Juden, dieses Stabbrechen über ein ganzes Volk und eine tausendjährige Geschichte empörte viele wahrheitsliebende Männer; aber Niemand wagte es, mit einem so gefürchteten Gegner wie Voltaire anzubinden. Es gehörte eine Art Wagniß dazu, und diesem unterzog sich ein gebildeter Jude, Isaak Pinto, mehr aus einer Art kluger Berechnung, als aus Unwillen über diese bodenlose Verunglimpfung. Pinto (geb. in Bordeaux 1715, st. in Amsterdam 1787 [1]) von portugiesisch-marranischem Geschlecht reich, gebildet, edel und uneigennützig in seinen eigenen Verhältnissen, litt an einem verzeihlichen Egoismus, an Genossenschafts-Egoismus. Er war von Bordeaux nach Amsterdam übergesiedelt, hatte nicht nur der portugiesischen Gemeinde wesentliche Dienste geleistet, sondern auch dem holländischen Staate bedeutende Summen vorgeschossen und nahm daher eine ehrenvolle Stel-

[1]) S. Jaarboken voor Israeliten. Amsterdam 1837, p. 151 fg.; Frankel's Monatsschr. Jahrg. 1868, p. 204 fg.

lung ein. Er nahm nach wie vor innigen Antheil an der Gemeinde, wo seine Wiege gestanden und sprang ihr mit Rath und That bei. Aber sein Herz schlug nur für die portugiesischen Juden, seine Stamm- und Sprachgenossen, war dagegen gleichgültig und kalt gegen die Juden deutscher und polnischer Zunge; er sah auf sie mit jenem verächtlichen Stolz herab, wie vornehme Christen auf niedrige Juden. Gesinnungsadel und Racenhochmuth waren in Pinto innig vermischt. Bei unangenehmen Händeln, in welche sich die portugiesische Gemeinde von Bordeaux verwickelt hatte, zeigte er zugleich warmen Eifer nach der einen und Gemüthshärte nach der andern Seite. In dieser blühenden Handelsstadt hatte sich nämlich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts [1]) eine Gemeinde von flüchtigen Marranen gebildet, welche dem Kerker und Scheiterhaufen der portugiesischen und spanischen Inquisition entronnen waren. Diese Flüchtlinge hatten bedeutende Capitalien und Unternehmungsgeist mitgebracht und dadurch Aufenthaltsrecht und Privilegien erhalten, allerdings lediglich unter dem Namen Neuchristen oder portugiesische Kaufleute. Eine Zeit lang mußten sie sich der Heuchelei unterziehen, ihre Ehen in den Kirchen einsegnen zu lassen. Ihre Zahl nahm allmälig zu; in zwei Jahrhunderten (1550—1750) war die Gemeinde von Bordeaux auf 200 Familien oder 500 Köpfe gestiegen. Die meisten portugiesischen Juden oder Neuchristen von Bordeaux unterhielten bedeutende Bankhäuser oder betrieben Waffenfabriken, rüsteten Schiffe aus oder unternahmen überseeische Geschäfte in französischen Colonien. Mit dieser Bedeutung als Kauf- und Schiffsherren verbanden sie eine gediegene Ehrenhaftigkeit, tadellose Redlichkeit in Geschäften, Freigebigkeit gegen Juden und Nichtjuden und eine edelmännische Haltung, die sie aus der pyrenäischen Halbinsel, ihrem Rabenmutterland, mitgebracht hatten. Dadurch erlangten sie Achtung und Auszeichnng unter den christlichen Bewohnern von Bordeaux, und der französische Hof, sowie die hohen Beamten drückten nach und nach die Augen zu und erkannte sie als Juden an [2]). Die bedeutende Handelsstadt zog auch deutsche Juden aus

[1]) Ad. Detchéverry, histoire des Israélites de Bordeaux, Bordeaux 1850.

[2]) Vergl. die Urkunde Detchéverry p. 73: Les Juifs dedites généralités, connus et établis en notre Royaume sous les titres de Portugais, autrement nouveaux Chrétiens etc. Noch 1761 wurden sie so bezeichnet, das. p. 88.

dem Elsaß und französische Juden aus dem unter päbstlicher Herrschaft stehenden Gebiete Avigon an, welche sich durch Geldopfer das Aufenthaltsrecht verschafften. Darauf waren die portugiesischen Juden eifersüchtig; sie fürchteten mit diesen, wenig gebildeten, dem Kleinhandel oder Geldgeschäften ergebenen Religionsgenossen auf eine Linie gestellt zu werden und dadurch um ihr ehrenvolles Ansehn zu kommen. Von diesem selbstsüchtigen Trieb geleitet, gaben sie sich die größte Mühe, die zugewanderten deutschen und avignonesischen Juden aus der Stadt weisen zu lassen, mit Berufung auf das alte Edikt, daß Juden in Frankreich nicht wohnen dürften. Aber die Ausgewiesenen wußten sich den Schutz einflußreicher Hofpersonen zu verschaffen und ihren Aufenthalt durchzusetzen. Durch die Nachsicht der Behörden hatten sich bereits 152 fremde Juden in Bordeaux angesammelt, von denen einige bei Hofe oder in der Stadt beliebt waren. Das war den Portugiesen ein Dorn im Auge, und um dem Zuzug Fremder entgegenzuwirken, vereinbarten sie (1760) ein Gemeindestatut unter einander von der engherzigsten Art gegen ihre anderweitigen Glaubensgenossen. Sie brandmarkten von vornherein alle fremden Juden nicht-portugiesischen Ursprungs als Landstreicher und Bettler, die ihnen, den Reichen, zur Last fielen. Sie verläumdeten dieselben, daß sie durchweg ein ehrloses, betrügerisches Gewerbe betrieben und nahmen solchergestalt die Bürgerschaft und die Behörden gegen sie ein. Laut ihres Statuts sollte es den portugiesischen Juden oder ihrem Vorstand anheimgestellt bleiben, solche fremde Juden oder „Landstreicher" innerhalb dreier Tage aus der Stadt bringen zu lassen. Dieses harte und herzlose Statut mußte zunächst vom König (Ludwig XV.) bestätigt werden. Es war nicht allzuschwer bei diesem von Weibern und Höflingen beherrschten König auch das Unmenschlichste durchzusetzen. Ein Freund und Stammgenosse Isaak Pinto's übernahm die Sorge, dieses Statut vom Hofe genehmigen zu lassen.

Es war Rodrigues (Jakob) Pereira (geb. in Spanien 1715, st. in Paris 1780[1]), Großvater der bedeutenden Unternehmer Emile und Isaak Pereire in Paris). Ein begabter und edler Mann, ein Künstler eigener Art, hatte er einen bedeutenden Namen erlangt. Er war darauf gekommen, eine Zeichensprache für Taubstumme zu erfinden und diesen Unglücklichen ein Mittel für ihre

[1]) Seine Biographie ist enthalten in Didot's: Nouvelles Biographies générales s. v.

Gedankenäußerungen zu lehren. Er hatte noch als Marrane in Spanien Taubstumme unterrichtet. Liebe zur Religion seiner Ahnen oder Haß gegen die blutdürstige katholische Kirche, hatten ihn bewegen, das Land der Inquisition zu verlassen (um 1740) und mit Mutter und Schwester nach Bordeaux auszuwandern. Hier hatte er, noch vor dem Abt de l'Epée, die Theorie des Unterrichtes für Taubgeborene in einer eigens dazu angelegten Schule so sehr bewährt, daß der König ihm eine Belohnung zukommen ließ, und die ersten Männer der Wissenschaft (d'Alambert, Büffon, Diderot, Rousseau) ihm Lobeserhebungen spendeten. Pereira wurde später königlicher Dolmetscher und Mitglied der königlichen Gesellschaft für Wissenschaften in London. Die portugiesische Gemeinde von Bordeaux hatte ihn zu ihrem Sachwalter[1]) in Paris ernannt, um durch ihn ihre Beschwerden erledigen zu lassen und ihre Wünsche durchzusetzen. Dieser von Mitleid für Unglückliche bewegte Mann gab sich ebenfalls aus Genossenschafts-Egoismus dazu her, seine deutschen und avignonesischen Religionsgenossen unglücklich zu machen. Den Auftrag, den er erhalten hatte, jenes harte Statut von Ludwig XV. genehmigen zu lassen, führte er allzugewissenhaft aus. Aber in der zerfahrenen Regierungsweise dieses Königs und Hofes lag zwischen Befehl und Handhabung von Gesetzen eine weite Kluft. Die höheren Beamten konnten jedes Gesetz umgehen oder hinausschieben. Die Ausweisung gegen die Juden deutscher und avignoneser Abstammung in Bordeaux lag in den Händen des Gouverneurs, Herzogs von Richelieu. Diesen wußte Isaak Pinto zu gewinnen, mit dem er befreundet war. Richelieu erließ einen dringlichen Befehl (November 1761) daß sämmtliche fremde Juden innerhalb vierzehn Tagen aus Bordeaux ausgewiesen werden sollten. Eine schonende Ausnahme wurde nur gemacht zu Gunsten zweier alter Männer und Frauen, welche den Mühsalen der Vertreibung erlegen wären, und eines um die Stadt verdienten Mannes (Jakob de Perpignan). Alle Uebrigen wurden in's Elend gestoßen, das ihrer um so gewisser wartete, als es den Juden verboten war, sich irgendwo in Frankreich niederzulassen, und die Landstriche und Städte, wo solche wohnten, keine neue Zuzügler aufnahmen. Welch' ein Abstand zwischen dem deutschen Juden Moses Mendelssohn und den portugiesischen Isaak Pinto und Rodrigues

[1]) Agent de la nation portugaise à Paris wird er in Urkunden und anderen Schriften genannt.

Pereira, die man damals als gleichwürdig neben einander stellte! Jener fand keine Ruhe, bis er vermöge seines Einflusses seinen unglücklichen Stammgenossen Hilfe brachte oder wenigstens Trost spendete. Den Juden in der Schweiz, welche nur in zwei kleinen Städten geduldet wurden und dort auch so geknechtet werden sollten, daß sie hätten aussterben müssen, verschaffte Mendelssohn eine, wenn auch geringe Erleichterung vermittelst seines Gegners Lavater. Aus Dresden sollten mehrere Hundert Juden verbannt werden, weil sie nicht im Stande waren, die ihnen aufgelegte Personensteuer zu leisten. Durch seine Vermittelung bei einem seiner vielen christlichen Verehrer, dem Cabinetsrath von Ferber, erhielten die Unglücklichen die Erlaubniß, in Dresden zu bleiben. Einem des Diebstahls ungerechterweise verdächtigten und in Leipzig eingekerkerten talmudischgelehrten Juden, der sich flehentlich an ihn gewendet hatte, ließ Mendelssohn klugerweise einen Trostbrief im Kerker zukommen, wodurch jener die Freiheit erlangte. Isaak Pinto und Jakob Pereira dagegen wendeten allen Eifer an, um Stamm- und Religionsgenossen ausweisen zu lassen, gerade das, was Mendelssohn für die Juden als härteste Strafe betrachtete[1]), „gleichsam als Vertilgung von Gottes Erdboden, auf welchem das Vorurtheil sie von jeder Grenze mit bewaffneter Hand zurückweist".

Das harte Verfahren der portugiesischen Juden gegen ihre Brüder in Bordeaux hatte Aufsehen gemacht. Wenn Juden nicht in Frankreich weilen durften, warum wurden denn die portugiesisch Redenden geduldet? Die Letztern sahen sich daher genöthigt, sich in ein günstigeres Licht zu stellen, und forderten Isaak Pinto, der schon öffentlich aufgetreten war und literarische Bildung besaß, durch Pereira auf, eine Art Vertheidigungsschrift für sie auszuarbeiten und auf den weiten Abstand zwischen den jüdischen Bekennern portugiesischer Zunge und denen aus anderen Gegenden aufmerksam zu machen. Pinto ließ sich dazu gebrauchen oder vielmehr folgte seinem eigenen Antriebe und knüpfte zu diesem Zwecke an Voltaire's Verunglimpfung des Judenthums und der Juden Betrachtungen (Reflexions, 1762) an. Er sagte diesem gesinnungslosen Ehrenräuber, daß das Laster, Einzelne zu verläumden, gesteigert erscheint, wenn die Verläumdung eine ganze Nation trifft, und den höchsten Grad erreicht,

[1]) S. Mendelssohn's ges. Schr. V. S. 544.

sobald sie sich gegen die ohnehin von Allen Geschmähten richtet, sie sämmtlich für das Vergehen Einzelner verantwortlich machen zu wollen, sie, die in Folge ihrer Zerstreuung den Charakter der Landesbewohner angenommen haben. Ein englischer Jude gleiche so wenig seinem Religionsgenossen von Constantinopel, wie dieser einem chinesischen Mandarinen; ein Jude von Bordeaux und einer von Metz scheinen zwei ganz verschiedene Wesen zu sein. Nichts desto weniger habe sie Voltaire in Bausch und Bogen verdammt und eine ebenso abscheuliche, wie unwahre Schilderung von ihnen entworfen. Er, der sich berufen fühle, die Vorurtheile auszurotten, habe gerade seine Feder dem blindesten Vorurtheile geliehen. Er will sie zwar nicht verbrannt wissen, aber eine große Zahl von Juden würde sich lieber verbrennen lassen, als solchen Verläumdungen ausgesetzt zu sein. „Die Juden sind nicht mehr unwissend, nicht barbarischer, nicht abergläubiger als die übrigen Nationen, und die Anschuldigung des Geizes verdienen sie am allerwenigsten“. Voltaire sei den Juden, der Wahrheit, seinem Jahrhunderte und besonders der Nachwelt Genugthuung schuldig, welche sich auf dessen Autorität berufen dürfte, um gegen ein allzu unglückliches Volk zu wüthen und es zu zerschmettern.

Indessen war es, wie schon gesagt, Pinto nicht so sehr darum zu thun, die Gesammtjudenheit gegen Voltaire's rachsüchtige Anschuldigung zu rechtfertigen, als vielmehr nur seine engern Stammgenossen, die portugiesischen oder sephardischen Juden in ein günstigeres Licht zu stellen. Zu diesem Zwecke höhlte er eine förmliche Kluft zwischen ihnen und den andersprachlichen, namentlich deutschen und polnischen Juden aus. Er behauptete mit großer Uebertreibung, daß, falls ein sephardischer Jude in England oder Holland eine deutsche Jüdin heimführen würde, er von den Seinigen aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden und nicht einmal auf ihrem Begräbnißplatz eine Ruhestätte finden würde. Das käme daher, daß die portugiesischen Juden von den edelsten Familien des Stammes Juda ihre Abkunft herableiteten, und diese Abstammung sei für sie von jeher in Spanien und Portugal ein Antrieb zu großen Tugenden und ein Schutz vor Laster und Niedrigkeit gewesen. Man fände daher bei ihnen keines der Verbrechen oder Vergehungen, deren sie Voltaire beschuldigte; sie haben nie gewuchert, sich nicht an den Christen bereichert. Im Gegentheil, den Staaten, die sie aufgenommen, hätten sie Reichthümer

zugeführt, besonders Holland. Die deutschen und polnischen Juden dagegen gab Pinto so ziemlich preis. Er entschuldigte allerdings ihr nicht sehr ehrenhaftes Gewerbe und ihr verächtliches Auftreten mit den gehäuften Leiden, der Knechtung und Demüthigung, die sie erduldet haben und noch erduldeten. — Von der jüdischen Vergangenheit hatte Pinto selbst keine rechte Vorstellung, um deren Lichtseiten gegen Voltaire's Grau in Grau gemalten Schattenseiten hervortreten lassen zu können. — Er erlangte übrigens, was er gewünscht hatte. Voltaire machte in einem Antwortschreiben ihm und den portugiesischen Juden Complimente, gestand ein, daß er Unrecht gethan habe, auch über diese den Stab zu brechen, fuhr aber nichts desto weniger fort, das ganze jüdische Alterthum zu begeifern.

Pinto's Schutzschrift machte ein gewisses Aufsehen. Die öffentlichen Blätter, französische und englische, beurtheilten sie günstig und nahmen sich der Juden gegen Voltaire's Verdammungsurtheil an. Sie tadelten aber auch Pinto's Verfahren, daß er zu parteiisch für die portugiesischen und gegen die deutschen und polnischen Juden aufgetreten war und sie wegen des Benehmens Einzelner in Bausch und Bogen, fast wie Voltaire, verurtheilt hatte. Ein katholischer Priester, (Professor) nahm sich unter jüdischer Maske des geschmähten hebräischen Alterthums an. Er richtete (nach damaligem Brauch: jüdische, chinesische, persische Briefe zu schreiben) ebenfalls „jüdische Briefe“ angeblich von portugiesischen und deutschen Juden an Voltaire, die gut gemeint, aber schlecht gehalten sind. Sie wurden vielfach gelesen und trugen dazu bei, für die Juden und ihre Sache die öffentliche Meinung gegen Voltaire's Gehässigkeiten zu gewinnen. Sie verfehlten auch nicht, ihm vorzuhalten, daß er wegen Geldverlustes bei einzelnen Juden den ganzen Stamm mit seinem Zorn verfolgte [1]. Auch diese für die Juden günstige Flugschrift, weil in der damals beliebten französischen Sprache geschrieben, wurde vielfach gelesen, besprochen und fand einen günstigen Wiederhall in den Gemüthern.

Das Großthun der portugiesischen Juden rief aber auch eine gewisse Feindseligkeit gegen sie hervor. Es erschien (1767) in Frank-

[1]) Pinto's Réflexions critiques sur le premier chapitre du VIIme volume des oeuvres de Mr. de Voltaire, Haag 1762. Lettres de quelques Juifs portugais et allemands à Mr. de Voltaire 1769, denen später Pinto's Broschüre beigedruckt wurde. Vergl. über diese Streitschriften und Voltaire's Verhalten dagegen Frankel's Monatsschr. Jahrg. 1868, S. 208 fg.

reich eine aufreizende Schrift: „Gesuch der Kaufmannszünfte gegen die Zulassung der Juden zu deren Gerechtsamen“, welche besonders gegen die Portugiesen von Bordeaux gerichtet war. Es wurde ihnen vorgeworfen, daß sie ihre alten Privilegien, auf die sie sich so sehr steiften, gewissermassen gefälscht hätten. Denn die sie begünstigenden Urkunden von Heinrich II. und den folgenden französischen Königen hätten nicht ihnen, sondern lediglich Neuchristen gegolten, welche, aus Portugal eingewandert, sich in Guienne niedergelassen hatten. Sie aber wären Juden, und als solche dürften sie in Frankreich, das sie seit mehreren Jahrhunderten ausgewiesen hat, gar nicht geduldet werden. Gelegentlich wurden auch gegen sie die alten Anschuldigungen vom Gottesmorde, von Hostienschändung und von systematischem Christenhaße aufgewärmt. So wurden die portugiesischen Juden gemahnt, daß sie zu voreilig sich von den übrigen Juden losgesagt und sich eine unnahbare Ausnahmestellung beigelegt haben. Der Geist der Unduldsamkeit, der lange noch nicht gebannt war, betrachtete sie doch noch immer als eins mit ihren anderweitigen Religionsgenossen. Diese Schmähschrift wurde in mehreren Zeitungen abgedruckt. Da die Juden aber bereits Männer von Bildung in ihrer Mitte hatten, so konnten sie die gegen sie geschleuderte Gehässigkeit zurückweisen. Rodrigues Pereira erließ ein Sendschreiben (September 1767 [1]), um sie, besonders seine eigenen Stammgenossen, gegen die Angriffe in Schutz zu nehmen. Ein anderer Jude schrieb eine Apologie (1769 [2]) unter dem Titel: „Briefe eines Lords“, worin er sie im Allgemeinen rechtfertigte und ihre Verdienste um die europäischen Staaten hervorhob. Holland's und England's Handel habe erst mit dem Eintreffen der Juden zu blühen begonnen. Frankreich habe diese rührige und verständige Menschenklasse noch besonders nöthig, weil der Ehrgeiz

[1]) Vergl. Carmoly, Revue orientale III. p. 251. Lettre circulaire concernant les requêtes des marchands de Paris contre l'admission des Juifs aux brevets, unterzeichnet: P e r a i r e pensionnaire et interprête du roi, de la société royale de Londre, et agent de la nation juive de Bordeaux et de Bayonne.

[2]) Lettre ou réflexions d'un milord sur la nation juive. Diese Flugschrift polemisirt geradezu, wie im Eingange angegeben ist, gegen die requêtes des marchands. Der Verfasser war ein Jude, der nur die Maske eines Lords, welcher früher Handelsgeschäfte getrieben, vorgenommen hat. Von dieser Flugschrift existirt auch eine italienische Uebersetzung: Lettera d'un Milord. Venedig 1769.

seiner Bewohner nur auf kriegerisches Getöse und Aemterjägerei gerichtet sei und für den Reichthum des Landes keinen Sinn habe.

Aber am allermeisten ist die Theilnahme für die Juden und die Erhebung derselben aus ihrem Sklavenstande durch eine Verfolgung angeregt worden, welche humane Denker damals schon für überraschend und unerwartet hielten, die sich aber in der Mitte der christlichen Völker noch oft genug wiederholt hat. Diese Verfolgung hat von beiden Seiten die Leidenschaft entzündet und die Thatkraft geweckt. In keinem Theil von Europa war vielleicht der Druck und die Schmach der Juden größer als in der französisch gewordenen deutschen Provinz Elsaß, wozu man auch Metz rechnen kann. Alle Ursachen des verbissenen Judenhasses: kirchliche Unduldsamkeit, Racenantipathie, Adelswillkür, Habsucht, zünftiger Brodneid und Roheit vereinigten sich gegen die Juden von Elsaß, um ihr Dasein im Jahrhundert der Aufklärung zu einer stetigen Höllenpein zu machen, die noch dazu so kleinlicher Natur war, daß sie nicht einmal zu heldenmüthigem Aufbäumen aufstacheln konnte. Die deutsche Bevölkerung dieser Provinz hat, wie die Deutschen überhaupt, am zähsten den Judenhaß behauptet, während Franzosen, Holländer, Engländer und Italiener, die civilisirten Völker, ihn bereits halb und halb aufgegeben hatten, weil jene an der von Frankreich ausgegangenen Civilisation gar keinen Antheil hatten und überhaupt in mittelalterlicher Roheit steckte. Adel und Bürgerstand im Elsaß hatten kein Ohr für die Stimme der Menschlichkeit, die in der französischen Literatur so beredt sprach, und gingen nicht um ein Jota von ihren verbrieften Rechten über die Juden ab, welche sie ihnen fast als eine einträgliche Horde Leibeigener zu eigen gaben. Im Elsaß weilten etwa 3 — 4000 jüdische Familien (15 — 20,000 Seelen). Es stand aber den Edelleuten frei, neue aufzunehmen oder auch alte Familien auszuweisen. In Metz dagegen hatten es die Kaufleute durchgesetzt, daß die Juden sich nicht über die Zahl von 480 Familien vermehren durften. Diese Bestimmung hatte dieselben Consequenzen wie in Oesterreich und Preußen, daß die jüngern Söhne zum Cölibat oder zum Exil aus dem väterlichen Hause, die Töchter zu alter Jungfernschaft verurtheilt waren. Ja, es war hier noch schlimmer als in Oesterreich und anderswo, weil das deutsche Zopfbürgerthum diese pharaonische Gesetzstrenge überwachte und die französischen Beamten umlauerte, wenn sie Nachsicht gegen die Unglück-

lichen üben wollten. Es verstand sich von selbst, daß die Juden von Elsaß und Metz in Ghetto's eingesperrt waren und nur ausnahmsweise durch die übrigen Stadttheile gehen durften. Steuern mußten sie dafür in fast unerschwinglichem Umfange leisten.

Ludwig XIV. hatte einen Theil der Einkünfte von den Metzer Juden an den Herzog von Brancas und an die Gräfin de Fontaine geschenkt. Diesen mußten sie jährlich 20,000 Livre zahlen; außerdem noch Kopfsteuer, Handelsteuer, Häusersteuer, Abgaben an eine Kirche, Hospital, Kriegssteuer, und wie alle diese Lasten noch betitelt waren.

Im Elsaß mußten sie Schutzgeld an den König, Abgaben an den Bischof von Straßburg, an den Grafen von Hagenau, außerdem noch Wohnungssteuer an die Edelleute, in deren feudalen Gebieten sie wohnten, und Kriegssteuer zahlen. Das Ansiedlungsrecht ging hier nicht einmal auf den ältesten Sohn über, sondern mußte vom Edelmann erkauft werden, als wenn es ein fremder Schutzanflehender wäre. Sie konnten hier auch ausgewiesen werden, wenn es dem Edelmann beliebte, ihnen den Schutz zu entziehen. Sie mußten daher durch reiche Geschenke zu Neujahr und bei anderen Gelegenheiten nicht blos die gute Stimmung des Edelmanns, sondern auch seiner Beamten erhalten [1]). Und wovon sollten sie alle diese Steuern erschwingen, und noch dazu ihre Synagogen und Schulen unterhalten?

Fast jedes Gewerk und jeder Handel war ihnen im Elsaß untersagt: sie durften gesetzlich nur Viehhandel und Gold- und Silberarbeit betreiben. In Metz durften sie nur solches Vieh schlachten, das zu ihrem eignen Gebrauche bestimmt war, und die rituellen Schlächter mußten Buch über das geschlachtete Vieh führen. Wollten sie außer ihrer engen Provinz Reisen machen, mußten sie Leibzoll zahlen und sich Paßschereien unterwerfen. In der Hauptstadt der Provinz, in Straßburg, durfte kein Jude über Nacht bleiben. Was blieb ihnen anders übrig, als sich die zu ihrer elenden Existenz unerläßlichen Gelder auf ungesetzlichem Wege durch Wucher, zu

[1]) Ueber die Lage der Juden im Elsaß und Metz; vergl. Mémoire sur l'état des Juifs en Alsace (worüber weiter unten). Grégoire's Preisschrift (worüber ebenfalls weiter unten). Moniteur universel vom 25. Juli 1806, der Inhalt aufgenommen in Halphen, recueil des lois concernant les Israélites de France p. 172 fg.

verschaffen. Sie, d. h. die Geldbesitzer, machten den kleinen Handwerkern, Ackerbauern und Winzern Vorschüsse, auf die Gefahr hin, sie einzubüßen und ließen sich dafür hohe Zinsen zahlen oder wendeten andere Schliche an. Dies machte sie nur noch gehässiger, und die einreißende Verarmung des Volkes wurde ihnen zur Last gelegt; das war die Quelle ihrer unsäglichen Leiden. Sie waren in der traurigen Lage, Andere und sich selbst unglücklich machen zu müssen.

Diese elende Lage der elsässischen Juden suchte ein gewissenloser Mensch zu seinem Vortheil auszubeuten und brachte sie bis hart an die Grenze blutiger Verfolgung. Ein Gerichtsschreiber, nicht ohne Kopf und literarische Bildung Namens Hell[1]), von Hause aus arm und nach einer hohen Stellung lüstern, bekannt mit den Schlichen der jüdischen Wucherer, lernte eigens die hebräische Sprache, um ohne Furcht vor Entdeckung dieselben brandschatzen zu können. Er ließ ihnen Drohbriefe in hebräischer Sprache zukommen, daß sie wegen Wuchers und Betruges unfehlbar angeklagt werden, wenn sie ihm nicht eine bestimmte Summe zukommen ließen. Dieser gewissenlose Gerichtsschreiber wurde später Landrichter für einige elsässische Edelleute, und dadurch waren ihm die Juden vollends preisgegeben. Diejenigen, welche seine immer gesteigerten Wünsche nicht befriedigten, wurden angeklagt, mißhandelt und verurtheilt. Indessen kamen seine Ungerechtigkeiten zum Theil an's Licht; er wurde beargwohnt, und dieses reizte ihn gegen sämmtliche Juden von Elsaß. Er faßte daher einen Plan, den Fanatismus gegen sie aufzustacheln. Er wies den Schuldnern den Weg, wie sie sich der drückenden Schulden an die jüdischen Geldmänner entledigen könnten, wenn sie sich falscher Quittungen über bereits geleistete Zahlung bedienen würden. Einige seiner Creaturen durchzogen Elsaß und schrieben solche Quittungen. Die gewissenhaften Schuldner wurden durch Geistliche beschwichtigt, die ihnen die Beraubung der Juden als gottge-

[1]) Von dem anonymen Verfasser der Schmähschrift: Observations d'un Alsacien sur les affaires des Juifs en Alsace, bemerkt Bonald in seinem judenfeindlichen Artikel (Mercure français) Febr. 1807, wovon weiter unten): dieser sei früher Bailli und später Deputirter der Nationalversammlung gewesen und habe seine judenfeindliche Schrift 1790 neu ediren lassen. Dr. Isler bemerkt in einer Note zu G. Riesser ges. Schr. III S. 216: Der Verf. der Schrift Observations ist Hell, geb. 1731, Procureur syndic des états d'Alsace, Grand-Bailli de Landser, ex-consituant, administrateur du Haut-Rhin. Er wurde 1794 guillotinirt.

fällige Handlung ans Herz legten. Die Aengstlichen wurden durch einen eigens dazu abgerichteten Betrügerb eruhigt, welcher Orden und Kreuze, angeblich im Namen des Königs, an diejenigen austheilte, welche falsche Quittungen annehmen, vorzeigen und gegen die Juden wegen Bedrückung und Betruges klagbar auftreten wollten. Es entstand eine drohende Gährung gegen die Juden vom Elsaß, die in Thätlichkeiten überzugehen nahe war. Es vereinigten sich die unglücklichen Schuldner mit Schurken und Geistlichen, um den schwachköpfigen König Ludwig XVI. zu bestürmen, allen Wirren durch Vertreibung der Juden aus Elsaß ein Ende zu machen. Um sein Werk zu krönen, versuchte der gewissenlose Landrichter die bösen Geister gegen die Juden von Elsaß noch mehr zu entfesseln. Er verfaßte eine giftige Schrift gegen sie (1779) „Bemerkungen eines Elsassers über die gegenwärtigen Händel der Juden von Elsaß", worin er alle lügenhaften Anschuldigungen gegen die Juden von den ältesten Zeiten an zusammenstellte, um ein grauenhaftes Bild von ihnen zu entwerfen und sie dem Hasse und der Vertilgung zu weihen. Er gab in dieser Schrift zu, daß Quittungen gefälscht worden sind; aber dies sei eine Folge der Rathschlüsse der Vorsehung, der allein die Rache zustehe. Sie habe dadurch Jesu Kreuzestod, den Gottesmord rächen wollen. Dieser Landrichter hatte es auf Ausrottung oder wenigstens Ausweisung der Juden abgesehen. Indessen war der Geist der Duldung bereits genug erstarkt, um solche Arglist nicht durchgreifen zu lassen. Seine gemeinen Schliche wurden aufgedeckt, und er wurde auf Befehl des Königs verhaftet und später aus Elsaß entfernt. Ein Dekret des Königs befahl (Mai 1780), daß Prozesse wegen Wuchers nicht mehr vor dem Landgerichte der Edelleute, sondern von dem Oberrath oder Staatsrath (conseil souverain) von Elsaß entschieden werden sollten [1]).

Eine Folge dieser Vorgänge war, daß die elsässischen Juden sich endlich aufrafften, es auszusprechen wagten, daß ihre Lage unerträglich sei, und vor dem Thron des milden Königs Ludwig XVI. eine Abhilfe erflehten. Ihre Vertreter (Cerf Beer?) arbeiteten eine

[1]) Die Nachrichten sind geschöpft aus dem Mémoire, welches die Juden von Elsaß dem Staatsrathe einreichten, bei Dohm, bürgerliche Verbesserung der Juden I. Anhang, S. 186 fg. das. p. 194. Enfin l'auteur de tant de maux (nämlich der Bailli und Verfasser der Schrift Observations S. 64, Note 1.) est arrêté par ordre du Roy etc.

Denkschrift für den Staatsrath über die gegen sie bestehenden unmenschlichen Gesetze aus [1]) und machten Vorschläge zur Verbesserung ihrer Lage. Sie fühlten aber, daß diese Denkschrift der Art abgefaßt sein müßte, daß sie auch auf die öffentliche Meinung wirken könnte, die damals schon eben so mächtig wie der König war. Aber in ihrer Mitte befand sich kein Mann von Geist und Fähigkeit, eine anziehende Darstellung auszuarbeiten.

An wen konnten sie sich anders wenden, als an Mendelssohn, auf den damals bereits die europäischen Juden, als auf ihren starken Vorkämpfer und Helfer in der Noth, blickten? Ihm sandten daher die Elsasser Juden oder Cerf Beer, welcher mit Mendelssohn in Verkehr stand, das nöthige Material zu und baten ihn, ihrer Schutzschrift die rechte Feile und eine eindringliche Form zu geben. Mendelssohn hatte zwar keine Muße und vielleicht auch keine Geschicklichkeit dazu. Aber er hatte glücklicher Weise zur selben Zeit einen neuen Freund und Bewunderer gefunden, der vermöge seiner Kenntnisse und seines Amtes am besten im Stande war, eine solche Denkschrift zu gliedern. Christian Wilhelm Dohm (geb. 1751, st. 1820) war kurz vorher wegen seiner gründlichen Geschichtskenntnisse von Friedrich dem Großen mit dem Titel Kriegsrath am Archiv angestellt worden. Wie alle strebsamen Jünglinge und Männer damaliger Zeit, welche Berlin berührten, hatte auch Dohm den jüdischen Philosophen, der damals bereits auf der Höhe seines Ruhmes stand, aufgesucht und wie Alle, die in Mendelssohn's Kreis kamen, sich von dessen geistvoller, milder Persönlichkeit und weiser

[1]) Dohm sagt (a. a. O. S. 80). „Dem Verfasser ist ein im vorigen Jahre (also 1780) dem königl. Staatsrath von der elsässischen Judenschaft vorgelegtes Mémoire zu Händen gekommen". Genauer giebt Dohm's Biograph Gronau (Chr. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln, S. 84) das Sachverhältniß an. „Die nähere, jedoch nicht unmittelbare Veranlassung dazu (zur Abfassung der Schrift: die bürgerliche Verbesserung der Juden) rührte von Mendelssohn her. An diesen hatten sich nämlich Elsasser Juden wegen Entwerfung eines Mémoire gewendet, welches dem französischen Staatsrath vorgelegt werden solle. Alle Materialen dazu waren mitgetheilt worden. Mendelssohn beredete Dohm, „an der Redaktion dieser Denkschrift Theil zu nehmen." — Das bei Dohm a. a. O. angehängte Mémoire war demnach noch nicht von den Juden dem Staatsrath übergeben worden, sondern sollte in Berlin erst die letzte Feile erhalten, um vorgelegt werden zu können, um einen erwünschten Eindruck zu machen. Das Mémoire bei Dohm im Anhange scheint erst im Zustande des Brouillon gewesen zu sein.

Gesinnung angezogen gefühlt. Er gehörte während seines Aufenthaltes in Berlin zu den regelmäßigen Besuchern des Mendelsohnschen Hauses, welche an seinem Mußetage, am Sonnabend, sich um ihn zu sammeln pflegten. Jeder gebildete Christ, der in Mendelssohn's Nähe kam, ließ von selbst, von dessen Wesen angenehm angeweht, seine Vorurtheile gegen Juden fallen und empfand ein von Bewunderung und Mitleid gemischtes Gefühl für einen Volksstamm, der so viel Leiden durchgemacht und eine solche Persönlichkeit aus seiner Mitte erzeugt hat. Dohm hatte ohnehin bereits die angeborne und anerzogene Antipathie gegen Juden abgelegt. Seine Theilnahme für die Menschen beruhte nicht auf dem schwanken Grunde der christlichen Liebe, sondern auf dem festen Boden der humanen Bildung des achzehnten Jahrhunderts und umfaßte auch diesen unglücklichen Volksstamm. Er hatte bereits einen weiten Plan gefaßt, die „Geschichte der jüdischen Nation seit der Zerstörung ihres eignen Staates" zum Gegenstand seines Studiums zu machen. Dohm gedachte den Männern der Staatswissenschaft und den Staatslenkern vor Augen zu legen, daß die elende Verfassung, in der die Juden zur Zeit in den meisten Staaten Europa's lebten, ein Rest der zugleich unpolitischen und unmenschlichen Vorurtheile der finstern Jahrhunderte sei, unwürdig in unsern Tagen fortzudauern [1]).

Dohm zeigte sich daher bald bereit, mit Mendelssohn gemeinschaftlich die Denkschrift für die Elsässer Juden in eine ansprechende Form zu bringen [2]). Bei der Ausarbeitung derselben stieg ihm indeß der Gedanke auf, nicht bloß für diese einzelnen, sondern für die deutschen Juden überhaupt, welche unter demselben Druck und derselben Schmach litten, eine Schutzschrift der Oeffentlichkeit zu übergeben. So entstand seine unvergeßliche Schrift: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (vollendet August 1781), welche zuerst das schwere Joch von dem Nacken der Juden lösen half. Dohm hat damit, so wie Lessing mit seinem Nathan, die große Schuld, welche gerade das deutsche Volk an der Knechtung und Entwürdigung der Juden hatte, theilweise gesühnt. Reuchlin's schüchterne Stimme für eine Lessere Behandlung der Juden (B. IX. S. 112) wurde von dem betäubenden theologischen Geräusch der lutherischen Reformation in Deutschland erstickt. John Toland's lautere For-

[1]) Dohm, a. a. O. I. Vorerinnerung.

[2]) Gronau a. a. O. S. 85.

derung für sie machte keinen Eindruck, weil sie von einem Ketzer ausgegangen war. Dohm's Schutzschrift dagegen hatte keinerlei geistlichen Beigeschmack, wandte sich vielmehr an nüchterne, erleuchtete Staatsmänner und betonte nachdrücklich den politischen Nutzen. Gewiß, der edle Menschenfreund, welcher zuerst der Emancipation der Negerrace das Wort redete, hatte weit weniger Schwierigkeit zu überwinden, als Dohm mit seinem Bestreben für die Befreiung der Juden. Denn gerade diejenigen Umstände, welche zu ihren Gunsten sprechen sollten: ihre Verständigkeit nnd Rührigkeit, ihre Mittlerschaft für eine reine Lehre über Gott und Sittlichkeit an die christlichen Völker und ihr alter Adel, diese Umstände gereichten ihnen zum entschiedensten Nachtheil. Ihr verständiges und geschäftiges Wesen wurde ihnen als Schlauheit und Beutesucht, das Pochen auf den Ursprung ihrer Lehre als Anmaßung und Unglaube und ihr alter Adel als Hochmuth ausgelegt. Es kann daher nicht überschätzt werden, welch ein Heldenmuth dazu erforderlich war, trotz der vielfachen Vorurtheile und Gehässigkeiten gegen die Juden unter allen Klassen der christlichen Gesellschaft ihnen das Wort zu reden.

Dohm ließ bei seiner Apologie, wie schon angedeutet, den religiösen Gesichtspunkt außer Augen und betonte lediglich den politischen und volkswirthschaftlichen Punkt. Er ging davon aus, daß die Ueberzeugung überall durchgedrungen sei, daß das Wohl der Staaten auf der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung beruhe. Daher wenden manche Regierungen große Summen an, um neue Bürger aus fremden Ländern herbeizuziehen. Nur in Betreff der Juden wird eine Ausnahme gemacht. „Fast in allen Theilen von Europa zielen die Gesetze und die ganze Verfassung des Staates dahin ab, so viel wie möglich zu verhindern, daß die Zahl jener unglücklichen, asiatischen Flüchtlinge vermehrt werde. Der Aufenthalt wird ihnen entweder ganz versagt oder nur um einen gewissen Preis für eine kurze Zeit gewährt. Eine große Menge Juden findet daher die Thore aller Städte für sich verschlossen, wird von allen Grenzen unmenschlich zurückgewiesen, und ihr bleibt nichts übrig, als zu verhungern oder durch Verbrechen sich des Hungers zu erwehren. Jede Zunft würde sich entehrt glauben, wenn sie einen Juden zu ihrem Genossen aufnähme; daher ist der Hebräer fast in allen Ländern von den Handwerken und mechanischen Künsten ausgeschlossen. Nur seltenen Genies bleibt bei so vielen niederdrü-

ckenden Umständen noch Muth und Heiterkeit, sich zu den schönen Künsten und Wissenschaften zu erheben. Und auch diese seltenen Menschen, die darin eine hohe Stufe erreichen, so wie die, welche durch untadelhafte Rechtschaffenheit der Menschheit Ehre machen, können nur bei Wenigen Achtung erwerben; bei dem Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler nie verzeihlich — „Jude zu sein". Welche Gründe können wohl die Regierungen der europäischen Staaten bewogen haben, so einstimmig in dieser Haltung gegen die jüdische Nation zu sein? fragte Dohm. Sollten wohl fleißige und gute Bürger dem Staate weniger nützlich sein, weil sie aus Asien abstammen, sich durch Bart, Beschneidung und eigene Gottesverehrung auszeichnen? Ja, wenn diese jüdische Religionsform schädliche Grundsätze enthielte, dann wäre die Ausschließung und Verachtung gerechtfertigt; aber dem ist nicht so. „Nur der Pöbel, der sich für erlaubt hält, einen Juden zu hintergehen, giebt ihm Schuld, daß er nach seinem Gesetze fremde Glaubensgenossen betrügen dürfe, und nur verfolgungssüchtige Priester haben Märchen von den Vorurtheilen der Juden gesammelt, die nur ihre eignen beweisen. Das Grundbuch der Juden, Mose's Gesetz, wird auch von Christen mit Erfurcht betrachtet"[1]).

Die Regierungen müßten sich bemühen, die allgemeine Aufklärung der Juden und ihre von der Religion unabhängige Sittlichkeit zu fördern. Der Jude ist noch mehr Mensch als Jude. Würde er den Staat nicht lieben, wenn dieser dasselbe Maaß für ihn wie für die Bekenner einer andern Religion hätte?[2]). Sind doch auch die Quäker und Mennoniten, obwohl sie Krieg und Eidesleistung scheuen und sich durch die Tracht von Andern trennen, gute und nützliche Bürger! Die Juden waren im römischen Reiche und Spanien bei ausgedehnter Freiheit gute Unterthanen[3]). Man sagt aber: der Charakter und Geist der jetzigen Juden sei so unglücklich gebildet (oder verbildet), daß sie nicht in die bürgerliche Gesellschaft mit gleichen Rechten aufgenommen werden können. Den Haß, womit sie Jesus verfolgt hatten, hegten sie noch gegen dessen sämmtliche Bekenner; sie seien daher schädliche Menschen. Allein hierbei nimmt man durch ein fehlerhaftes Schließen die Wirkung für die Ursache.

[1]) Dohm, das. S. 14 fg.
[2]) Das. S. 28 fg.
[3]) Das. S. 31 fg.

Diese vorausgesetzte Verderbtheit der Juden zugegeben, sei sie doch nur eine natürliche Folge ihrer drückenden Verhältnisse [1]).

Wie kann man Tugend von den Juden erwarten, wenn man ihnen keine zutraut? Wie ihnen Vergehungen vorwerfen, die man zwingt, sie zu begehen, da man ihnen keinen schuldlosen Erwerb gestattet, sie mit Abgaben erdrückt? — „Denkt Euch selbst einmal, Ihr Weisen und Edlen, in eine Lage hinein, wo Euch Laster zur Nothwendigkeit gemacht würden, und seht wie Eure Tugend wanken wird. Nehmt noch weg, was Erziehung und feineres Gefühl in Euch gebildet haben, verlöscht die große Empfindung der Ehre — und seht wie sie schwindet [2]). Ein Fehler der Regierungen war es, daß sie die Trennung der Religion zu mildern und in die Brust des Israeliten wie Christen das Gefühl des Bürgers anzufachen nicht gewußt haben. Wir haben zu den ungeselligen Gesinnungen beider Parteien das Meiste beigetragen [3])."

Dohm warf darauf einen Rückblick auf die Geschichte der Juden in Europa, wie sie in den ersten Jahrhunderten im römischen Reiche das volle Bürgerrecht genossen haben und also dessen würdig gewesen sein müssen, wie sie zuerst von den Byzantinern und dann von den germanischen Barbaren besonders von den Westgothen in Spanien zu Rechtlosen herabgedrückt worden sind [4]). Aus dem römischen Reiche brachten Juden mehr Cultur hinüber als die herrschenden Nationen besaßen; sie wurden nicht durch rohe Fehden verwildert, nicht durch Mönchsphilosophie und Aberglauben aufgehalten. In Spanien war bei ihnen und den Arabern eine bedeutendere Cultur als in dem christlichen Europa [5]). Er geht dann die falschen Anschuldigungen und Verfolgungen gegen die Juden während des Mittelalters durch, welche die Christen als grausame Barbaren, die Juden dagegen als verklärte Märtyrer erscheinen lassen [6]). Nachdem er die Stellung der Juden in den verschiedenen Staaten beleuchtet hat, schloß er die Schilderung mit den Worten: „Diese der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze der Ausschließung, welche

[1]) Das. S. 32 fg.
[2]) Das. S. 36 fg.
[3]) Das. S. 39 fg.
[4]) Das. S. 42 fg.
[5]) Das. S. 50 fg.
[6]) Das. S. 61 fg.

das Gepräge der finstern Jahrhunderte tragen, sind der Aufklärung unserer Zeit unwürdig und verdienen, schon längst nicht mehr befolgt zu werden. Unseren fest gegründeten Staaten müßte jeder Bürger willkommen sein, der die Gesetze beobachtet und durch seinen Fleiß den Reichthum des Staates vermehrt. Auch der Jude hat auf diesen Genuß, auf diese Liebe Anspruch. Seine Religion macht ihn derselben nicht unwürdig, da er bei der strengsten Befolgung derselben ein sehr guter Bürger sein kann. Wenn ihn die Drückung, in der er Jahrhunderte gelebt, sittlich verderbter gemacht hat, so wird eine gerechtere Behandlung ihn wieder bessern. Es ist möglich, daß manche Fehler so tief gewurzelt sind, daß sie erst in der dritten oder vierten Generation ganz verschwinden. Aber dies ist kein Grund, bei der jetzigen Reform nicht anzufangen, weil ohne sie die gebesserte Generation nie erscheinen würde"[1]).

Er führte endlich den Beweis von den Katholiken in Irland, die, durch unmenschliche Unterdrückung verdorben, durch eine milde Gesetzgebung sich wieder gehoben haben. Von den Juden sei ein noch viel besserer Erfolg zu erwarten, da sie bereits eingebürgert sind, Vermögen besitzen und mehrere von ihnen vorzügliche Geistesfähigkeit und Geschicklichkeiten zeigen. Sie besitzen besonders Klugheit, Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit und die biegsame Fähigkeit, sich in alle Lagen zu versetzen. Ihr Glück im Handel ist bekannt, und was ihnen als Betrug angerechnet wird, sei nur die Folge ihrer größeren Aufmerksamkeit und ihres Fleißes. Die meisten, die sich mit Wissenschaften und schönen Künsten beschäftigt haben — viele sind durch die drückende Lage daran verhindert — haben es weit darin gebracht, wenn sie auch dem Publikum nicht gleich Mendelssohn und Pinto bekannt sind. „Ich wage es," bemerkte der wahrheitsliebende Dohm," „selbst die standhafte Anhänglichkeit an die, nach ihrem Glauben, ihren Vätern verliehene Lehre von Gott dem jüdischen Charakter als einen guten Zug anzurechnen. Was der Christ Blindheit und verstockte Hartnäckigkeit nennt, ist bei Juden standhafte Beharrlichkeit bei dem, was er einmal als göttliches Gebot glaubt. Wer kann sich versagen, den Juden hochzuachten, den keine Marter bewegen konnte, von seiner Religionsvorschrift abzugehen und den Nichtswürdigen zu verachten, der um des Vortheils

[1]) Das. S. 91 fg.

willen sich lossagt und den christlichen Glauben mit den Lippen bekennt? Schon allein die Anhänglichkeit an den uralten Glauben giebt dem Charakter der Juden eine Fähigkeit, die auch zur Bildung ihrer Moralität überhaupt vortheilhaft ist. Ihre Armen fallen dem Staate nicht zur Last; die ganze Gemeinde nimmt sich ihrer an. Das häusliche Leben genießen sie mit mehr Einfachheit. Sie sind meistens gute Ehemänner und Hausväter. Der Ehestand ist bei ihnen unbefleckter und die Vergehungen der Unkeuschheit, besonders unnatürliche Laster sind bei ihnen weit seltener. Dem Staate sind sie überall ergeben, und sie haben oft in Gefahren einen Eifer bewiesen, den man von so wenig begünstigten Gliedern der Gesellschaft nicht erwarten sollte“ [1]).

Das Schlußresultat der Dohm'schen Beweisführung lautet: Daß die Juden von der Natur gleiche Fähigkeit erhalten haben, glücklichere und bessere Menschen, nützlichere Glieder zu werden, daß nur die unseres Zeitalters unwürdige Bedrückung sie verderbt habe, und daß es der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, so wie der aufgeklärten Politik gemäß sei, diesen Druck aufzuheben und den Zustand der Juden zu ihrem eignen und des Staates Wohl zu verbessern. „Ich wage es sogar, demjenigen Staat Glück zu wünschen, der zuerst diese Grundsätze in Ausführung bringen wird. Er wird sich aus seinen eignen Mitteln neue, treue und dankbare Unterthanen bilden; er wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen.“ [2]).

Dohm gab auch die Mittel an die Hand, die Verbesserung der Juden anzubahnen, und seine neuen Vorschläge bildeten ein Programm für die Zukunft. Sie sollten vor Allem ganz gleiche Rechte mit allen übrigen Unterthanen haben. Ganz besonders sollte ihnen Freiheit der Beschäftigung und des Erwerbes eingeräumt und sie durch weise Vorkehrung von Handel und Wucher abgezogen und zum Betrieb von Handwerken, zu Ackerbau, zu Künsten und Wissenschaften erzogen werden; aber dies Alles ohne Zwang. Die sittliche Hebung der Juden sollte durch Gründung eigener guter oder durch Zulassung der Jugend zu christlichen Schulen, sowie durch Hebung des Geistes der Erwachsenen in den jüdischen Gotteshäusern gefördert werden. Aber auch den Christen müßte durch Predigten und andere wirksame Mittel ein-

[1]) Das. S. 99—104.

[2]) Das. S. 139 fg.

geprägt werden, daß sie die Juden wie ihre Brüder und Mitmenschen betrachten und behandeln müßten. Es versteht sich von selbst, daß Dohm ihnen Freiheit in innern, religiösen Angelegenheiten eingeräumt wissen wollte: freie Religionsübung, Anlegung von Synagogen, Anstellungen von Lehrern, Versorgung ihrer Armen (allenfalls unter Bevormundung der Regierung). Sogar das Recht, widerspenstige Gemeindeglieder aus der Gemeinschaft auszuschließen, sollte ihnen gewährt werden. Nur dürfte dieser Bann weder geschäftliche, noch bürgerliche Nachtheile, noch Geldstrafe für den Betroffenen nach sich ziehen: er sollte lediglich eine religiöse Wirkung haben. Auch die Fortdauer selbständiger Gerichtsbarkeit zwischen Juden untereinander vor dem Tribunal der Rabbinen befürwortete Dohm unter gewisser Beschränkung. Nur ein einziges Recht wollte er ihnen entzogen wissen: ihre Verwendung für öffentliche Aemter oder die Staatslaufbahn. Die Fähigkeit dazu, meinte er, fehlte dem damaligen Geschlecht noch vollends und würde sich auch bei den nächsten Generationen nicht so häufig zeigen. Ohnehin sei eher Ueberfüllung als Mangel an tauglichen Staatsdienern vorhanden. Daher sei es für den Augenblick sowohl für den Staat als für die Juden besser, wenn sie mehr in Werkstätten und hinter dem Pfluge als in Kanzleien arbeiteten [1]). So hoch konnte sich auch Dohm noch nicht versteigen, den Juden gar politische Rechte einzuräumen. Aber schon die nächste Zeit hat seine Bedenklichkeiten Lügen gestraft. Schließlich widerlegte Dohm den Einwurf, welchen man gegen die Ertheilung von Freiheiten oder des einfachen Bürgerrechtes, oder richtiger, gegen die Lösung ihrer Sklavenbande geltend machen könnte und auch gemacht hat. Die Einbuße der fürstlichen Kassen durch das Aufhören des Schutzgeldes und der Judensteuer; Nachtheil, ja Aushungerung der Christen durch Vermehrung der Juden bei unbeschränkter Freiheit; Widerstreit zwischen dem Sonnabend und Sonntag oder zwischen Gewährung der Freiheit für die Juden, am Sonntag zu arbeiten, und der nothwendiger Berücksichtigung des christlichen Feiertags; Widerstreit zwischen der nothwendigen Verpflichtung zum Kriegsdienste und dem Sabbat mit seiner Strenge [2]).

Dohm sah voraus, daß sein Emancipationsprogramm für die Juden bei der Geistlichkeit und der Theologenzunft den heftigsten

[1]) Das. S. 126. Die 9 Punkte des Programms sind aufgeführt S. 118—136.
[2]) Das. S. 140 fg.

und hartnäckigsten Widerspruch finden werde. Er wendete sich daher an die „Weisheit der Regierungen“, es durchzuführen, welche damals für Verbesserung und Aufklärung viel geneigter waren als die Völker. Dohm war von dem Ernst und der Wichtigkeit seiner Aufgabe ganz erfüllt; er war sich bewußt, daß seine Vorschläge nicht blos das Wohl der Juden, sondern auch das der Staaten begründen würden. Es ist nicht zu übersehen, daß Mendelssohn hinter ihm stand, und wenn er ihm auch nicht die Worte in die Feder diktirt, so hat er ihn doch mit seinem Geiste der Milde und Menschenliebe angehaucht und ihm über die Punkte, welche dem Christen und politischen Schriftsteller fremd und dunkel waren, Licht gegeben [1]). Mendelssohn ist daher, wenn auch nicht als der Vater, so doch als der Pathe der Dohm'schen Schrift anzusehen.

Hätte diese Schrift nicht in Deutschland großes Aufsehen machen sollen? Mußte die Forderung, die Juden gleichzustellen, den ehrsamen Christen nicht als ungeheuerlich vorkommen, als muthete man dem Adel zu, sich mit seinen Leibeigenen an ein und dieselbe Tafel zu setzen? Dohm's Emancipationsschrift wurde daher bald nach ihrem Erscheinen außerordentlich volksthümlich, wurde gelesen, besprochen, von Vielen bekrittelt, widerlegt und nur von Wenigen gebilligt. Das Erste war, daß klatschsüchtige Kreise aussprengten: Dohm habe sich seine Feder von Juden mit einem sehr hohen Preise bezahlen lassen [2]), obwohl er eigentlich den Schutz für die armen Hausirer, die nirgends heimisch waren, erfleht hatte. Die einzigen Zeichen der Anerkennung, welche ihm Juden gaben, waren, daß die Berliner Gemeinde ihm zum Geburtstage ein silbernes Besteck schenkte, daß der Vorstand der Juden von Brasilien ihm ein Dankschreiben zuschickte [3]) und daß eine jüdische Familie in Breslau ihm zu Ehren den Namen Dohm annahm. Doch auch zu Gunsten der Juden machte Dohm's Schrift einen tiefen Eindruck. Ein günstiger Umstand kam ihm zu Gute. Das Glück begann den Juden zu lächeln, nachdem es ihnen so viele Jahrhunderte den Rücken gekehrt hatte. Kaum war die Schrift erschienen, so erließ Kaiser Joseph, der erste österreichische Regent, der sich einigermaßen von sittlichen und menschlichen Grundsätzen leiten ließ, nachdem er das

[1]) Von Mendelssohn rühren wahrscheinlich her: Dohm's Auslassung über Eisenmenger S. 15; über den Talmud S. 20; über den Krieg am Sabbat S. 154.

[2]) Gronau a. a. O. S. 85.

[3]) Das. S. 88.

kirchlich-katholische Joch gebrochen und den Protestanten ein Toleranzedikt gegeben hatte, eine Reihe von Gesetzen in Betreff der Juden, die, wenn auch gewaltthätiger Art, doch von aufrichtiger Menschenliebe zeugen.

Zunächst wurde ihnen (19. Oktober 1781) das Erlernen von Handwerken, Künsten, Wissenschaften und auch der Betrieb zum Ackerbau unter Beschränkungen gestattet. Die Pforten der Universitäten und Akademien, bisher ihnen verschlossen, öffneten sich für sie. Die Heranbildung der jüdischen Jugend lag diesem, die „philosophische Moral" fördernden Kaiser sehr am Herzen. Demgemäß dekretirte er die Anlegung von jüdischen Elementar- und höhern Schulen (Normalschulen) und machte auch den Erwachsenen das Erlernen der Landessprache zur zwingenden Nothwendigkeit, indem fernerhin nur solche Schriftstücke Geltung haben sollten, welche in dieser Sprache ausgestellt wären. Zart beseitigte er aber den dabei möglichen Religionszwang für die Juden. Es sollte beim Unterricht Alles für ihren Glauben Anstößige weggelassen werden[1]). Eine Verordnung verfügte (2. Nov. deff. J.), daß die Juden allenthalben als „Nebenmenschen" geachtet und alle Excesse gegen sie vermieden werden sollten. Die Juden sollten sich aber auch allenthalben als rechtschaffene Bürger betragen und nicht aufgeblasen werden[2]) Auch den, die Christen noch mehr als die Juden schändenden Leibzoll hob Joseph II. glorreichen Andenkens zu allererst auf, ferner die doppelten Gerichtstaxen, Passirscheine, die Nachtzettel und alle ähnliche Bedrückungen, welche den Juden zum Auswürfling stempelten, schaffte er ab; die Juden sollten den christlichen Einsassen gleichgehalten werden (19. Dec. d. J.[3]). Völlige Einbürgerung der Juden hat zwar Joseph II. nicht beabsichtigt; im Gegentheil, es blieb ihnen nach wie vor verboten, in solchen Städten zu wohnen, von welchen die christliche Unduldsamkeit sie bisher ausgeschlossen hatte. Selbst in Wien sollten nur ausnahmsweise Juden für Schutzgeld (Toleranz) zugelassen werden, und dieser Schutz erstreckte sich nicht auf die erwachsenen Söhne. Nicht einmal eine öffentliche Synagoge durften sie in Wien halten. Aber er hob doch manche Beschränkung auf, z. B. den Zwang,

[1]) Vollständige Sammlung aller Verordnungen und Gesetze Joseph's II. (Wien 1788) B. I. Nr. 348.

[2]) Das. No. 369.

[3]) Das. No. 412.

Bärte zu tragen, Sonn- und Feiertage Vormittags nicht auszugehen, öffentliche Lustörter nicht zu besuchen. Den jüdischen Großhändlern, Honoratioren und ihren Söhnen gestattete der Kaiser sogar, einen Degen zu tragen (2. Jan. 1782 [1]). Er drang besonders auf freundliche Begegnung der Juden von Seiten der Christen. Klopstock dichtete in Folge dessen eine verherrlichende Ode auf Joseph II.:

„Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
„Wie unser Pöbel Kanaan's Volk entmenscht!
„Und thut der's nicht, weil unsere Fürsten
„Sie in zu eiserne Fesseln schmieden?
„Du lösest ihnen, Retter, die rostige
„Engangelegte Fessel vom wunden Arm.
„Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
„Hat's um die Elenden hergeklirrt" [2]).

So war denn ein erklecklicher Anfang gemacht. Die tausendjährige Schmach, welche die Lieblosigkeit der Kirche, die Gewinnsucht der Fürsten und die Dummheit der Völker auf den Stamm Juda gewälzt hatte, war in einem Lande wenigstens theilweise von ihnen genommen. Dadurch fanden Dohm's Vorschläge eine weit bedeutendere Beachtung; sie wurden nicht als ideale Träume, sondern als politisch beachtenswerthe Grundsätze angesehen. Gelehrte, Geistliche, Staatsmänner und Fürsten fingen an, sich mit der Judenfrage ernstlich zu beschäftigen. Jeder Denkende in und außerhalb Deutschlands nahm Stellung dafür oder dagegen. Vielfache Stimmungen und Stimmen wurden darüber laut, die sonderbarsten Vorschläge wurden gemacht. Ein Prediger (Schwager) schrieb: „Ich bin immer weit davon entfernt gewesen, eine unglückliche Nation zu hassen, weil sie Gott auf andere Weise verehrt. Ich habe es immer beklagt, daß wir die Juden durch ein drückendes politisches Joch zwingen, uns betrügen zu müssen. Denn wie sollen sie es anders machen, um zu leben? woher anders ihre schweren Abgaben bestreiten" [3])? Diez, Dohm's liebenswürdiger Freund, einer der edelsten Männer jener Uebergangszeit, später preußischer Gesandter am türkischen Hofe, glaubte, daß Dohm viel zu wenig für die Juden verlangt hätte: „Sie sagen sehr wahr", bemerkte er, „daß die jetzige sittliche Verdorbenheit der Juden eine Folge des Druckes sei. Aber zur Färbung des Gemäldes und zur

[1]) Das. Band II. No. 7.
[2]) Klopstock, Ode an den Kaiser.
[3]) Dohm, a. a. O. II. S. 89.

Milderung der Vorwürfe gegen die Juden würde auch eine Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Christen sehr nützlich gewesen sein; diese ist gewiß nicht geringer als die jüdische und vielmehr deren Ursache"[1]. Johannes von Müller, der künstlerische Geschichtsschreiber der Schweizer, der tiefe Kenner der Geschichte überhaupt, der auch für die glorreiche jüdische Vergangenheit Bewunderung hegte, lobte Dohm's Bestrebungen für die Juden und gab ihm aus den Schätzen seines Wissens neue Beweise an die Hand, wie die Juden im Mittelalter ungerecht und lieblos verfolgt wurden, und daß sie nur durch unerträglichen Druck verkümmert sind. Er wünschte, daß Maimuni's Schriften, „welcher der Luther der Juden gewesen ist", in eine der europäischen Sprachen übersetzt würden[2].

An Gegenschriften fehlte es natürlich auch nicht. Besonders bemerkbar machte sich eine in Prag erschienene Schmähschrift: „Ueber die Unnützlichkeit der Juden im Königreich Böhmen und Mähren", worin der Verfasser sich in gemeine Schimpfereien gegen die Juden erging und alle Anschuldigungen gegen sie von Brunnenvergiftung, Aufruhr und lügenhaften Anlässen zur Vertreibung derselben wieder auffrischte. Die Schmähschrift war so aufreizend angelegt, daß Kaiser Joseph sie verbieten ließ (2. März 1782[3]). Ein giftiger Gegner der Juden war in dieser Zeit Friedrich Traugott Hartmann. Warum? Weil er von einigen Trödeljuden um einige Groschen geprellt worden war[4]. Indessen gerade wegen ihrer Giftigkeit schadeten die Schriften den Juden weniger. Einen dichteren Schatten warfen auf die Juden die Träger der deutschen Schulweisheit, jene Zopfmänner, welche Religion, Kunst und Wissenschaft als eine Zunftsache ansahen, zu der kein Fremder zugelassen werden dürfe. Je mehr Gelehrsamkeit, je mehr Wust, Dünkel und Unduldsamkeit. Ein Recensent der Dohm'schen Schrift in einem viel gelesenen Blatte

[1] Das. II. S. 115. Die Chiffre D bedeutet Diez, der auch eine selbständige Schrift zu Gunsten der Juden veröffentlicht hat, Dessau 1783.

[2] Das. S. 116—118. Die Chiffre M bedeutet Müller. Vergl. auch Joh. v. Müller's Briefe an Freunde, Brief an Dohm d. d. 13. Febr. 1782.

[3] Vollständige Sammlung der Gesetze Joseph's II. No. 91. Das Verbot wurde indeß wieder zurückgenommen 9. März; das. No 101.

[4] Denina, Prusse littéraire, Artikel Hartmann. Mr. Hartmann avait peut-être une autre passion à satisfaire, en écrivant contre les Juifs. Il en avait été dupe quelquefois, et il avait déjà écrit contre eux des satires, qu'il intitula: Hieroglyphes.

behauptete[1]) geradezu: die Juden seien unverbesserlich, und alle Reformvorschläge würden an ihrer moralischen Dickhäutigkeit abprallen. Beweis: „Ihre Vorfahren haben sich nach der Befreiung aus Egypten doch wieder nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückgesehnt.“ Darum sollte man die spätesten Nachkommen in ihrer Zwangsjacke und ihrer Schmach lassen oder gar nach Asien zurückwerfen. Unter Deutschen haben von jeher die Gelehrten den grellsten Judenhaß und unter diesen die Göttinger Professoren gezeigt. Sie beharrten am festesten bei dem verjährten Wahn gegen die Juden[2]).

Diesen Wahn theilte oder überbot noch eine bedeutende wissenschaftliche Autorität jener Zeit in Deutschland, der bereits ergraute Göttinger Professor Johann David Michaelis (geb. 1717, st. 1791). Sein Blick war zwar durch Reisen und Umschau in der Welt erweitert, und er hatte sich von der Dumpfheit der lutherischen Theologie losgewunden. Michaelis war der erste Begründer der deutschen Rationalistenschule unter den Theologen, welche die Wunder der heiligen Schrift und auch ihre Erhabenheit in natürliche, kindische Vorgänge auflöste. Durch sein „Mosaisches Recht“, durch den Anbau der hebräischen Grammatik und der Schriftauslegung, namentlich durch sein Tasten nach dem richtigen Sinn im hebräischen Texte hatte er sich einen bedeutenden Namen erworben, obwohl seine ganze Gelehrsamkeit sich jetzt wie kindische Spielerei ausnimmt. Aber Michaelis hatte gerade das rechte Maß von Unglauben und Glauben, um die Juden einerseits als Träger der geoffenbarten Religion und einer wunderbaren Geschichte zu hassen und sie andererseits als Gegner des Christenthums zu verachten. Ein bei der französischen Armee angestellter Jude hatte einst bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Professoren auf ihre knechtischen Bücklinge, die sie jedem Franzosen in tiefer Demuth machen zu müssen glaubten, kaum eines Gegengrußes gewürdigt. Das war Grund genug für Michaelis, die Juden sammt und sonders zu verabscheuen und von ihnen zu behaupten: daß sie einen verächtlichen Charakter haben; der größte Theil derselben werde unerträglich sobald er zu Ehren komme; es gäbe zwar Ausnahmen, aber diese seien selten[3]). So hatte Michaelis

[1]) Göttinger Gelehrten-Anzeiger 1781, Zugabe No. 48.

[2]) M. machte schon diese Bemerkung im „Jerusalem.“ G. Sch. III. S. 384.

[3]) Recension der Dohm'schen Schrift in der orientalischen und exegetischen Bibliothek B. 19, S. 7.

bereits mehrere Jahrzehnde früher beim Erscheinen des Lessing'schen Drama's „Der Jude" behauptet: ein edler Jude sei eine poetische Unmöglichkeit (o. S. 39). Die Erfahrung hatte ihn zwar durch Mendelssohn und andere Charaktere Lügen gestraft; aber ein deutscher Professor darf sich nicht geirrt haben. Michaelis blieb dabei stehen: die Juden wären eine unverbesserliche Race. Die Hälfte aller Spitzbuben und Hehler wären in Deutschland Juden. Diese bildeten ungefähr $^{1}/_{25}$ der Gesammtbevölkerung, folglich wäre ein Jude 25 Mal lasterhafter als ein Deutscher! Bald verurtheilte er die Juden vom theologischen, bald vom politischen Gesichtspunkte aus. Die Absicht der mosaischen Gesetze sei gewesen, die Juden als ein von andern Völkern abgesondertes Volk zu erhalten und darum dürfe die Christenheit ihnen nicht die Fessel lösen [1]). Sie sehnten sich nach dem gelobten Lande; darum —. Dies der Gottesgelehrte Michaelis. Der Politiker wiederum: Die Juden bevölkerten sich viel zahlreicher als die Christen, und durch die Einbürgerung der Juden würden die deutschen Bürger gar abnehmen und verdrängt werden [2]). Gute Soldaten könnten sie nie werden: ihr Gesetz, ihre Gewohnheit, Alles stünde dem entgegen. Diese Behauptung zieht sich durch Michaelis lange Abhandlung — doch dieses kann ihm als Kurzsichtigkeit verziehen werden. Aber unverzeihlich ist es, wenn er mit Eisenmenger behauptet: Die Juden schwüren falsche Eide [3]). Man weiß nicht, ob man es als Fühllosigkeit oder Geistesstumpfheit oder Bosheit auslegen soll, wenn Michaelis faselte: „Mich dünkt, hier in Deutschland, haben sie (die Juden) schon Alles, was sie nur wünschen könnten, und ich weiß nicht, was er (Dohm) selbst noch hinzuthun will. Medicin, Philosophie, Physik, Mathematik ist ihnen nicht verschlossen, — und angestellt sollen sie ja nicht werden" [4]). Selbst Schutzgeld von den Juden zu nehmen, nahm er in Schutz.

Man kann nicht sagen, daß Michaelis, judenfeindliche Abhandlung den Juden für den Augenblick geschadet hat; denn auch ohne diese würden sie die deutschen Fürsten und Völker nie eingebürgert haben, wenn der gebieterische Gang der Geschichte sie nicht dazu gegezwungen hätte. Nicht einmal Friedrich der Große, den Dohm

[1]) Das. S. 11.
[2]) Das. S. 16.
[3]) Das. S. 21.
[4]) Das. S. 19 fg.

eigentlich bei Abfassung seiner Schrift im Auge hatte, gewährte ihnen die geringste Erleichterung. Ein Gesuch, das Ephraim Veitel der Regierung überreichte, daß die Juden mindestens zu Handwerken zugelassen werden mögen, blieb unbeachtet [1]). Aber in der Zukunft wurde Michaelis als Autorität gegen die Juden angeführt. Nur insofern hatte die von Dohm angeregte Bewegung und die Stimmen für und wider gewirkt, daß sich eine öffentliche Meinung über die Judenfrage bildete, und diese wirkte nicht in Deutschland, sondern zunächst in Frankreich günstig für sie. Wunderbare Verkettung der geschichtlichen Vorgänge! Der giftige Elsasser Landrichter wollte die Juden in Elsaß vertilgt wissen und hat durch seine Bosheit die Befreiung der Juden in Frankreich anbahnen geholfen.

Mendelssohn hatte sich auch bei dieser Bewegung wohlweislich im Hintergrunde gehalten; er wollte nicht den Schein auf sich laden, ein parteiischer Sachwalter seiner Religions- und Stammgenossen zu sein. Er segnete das Hervorbrechen der Theilnahme an seinen unglücklichen Stammgenossen: „Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherziget zu werden anfangen". Indessen regten ihn doch zwei Punkte an, sein Schweigen zu brechen. Er fand, daß Dohm noch nicht genug Harpunen gegen das dickhäutige Ungethüm des Judenhasses geschleudert hatte. „Vernunft und Menschlichkeit erhoben ihre Stimme umsonst; denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör". Dohm selbst schien ihm von dem allgemeinen Vorurtheil nicht frei zu sein, indem er zugab, daß die Juden der Gegenwart verdorben, unbrauchbar, ja schädlich wären; darum eben gab er Mittel an die Hand, sie zu bessern. Aber Mendelssohn, der seine Volksgenossen besser kannte, konnte nicht finden, daß sie so sehr von einem moralischen Aussatz behaftet wären, wenigstens nicht in einem so weiten Abstand von den Christen derselben Classe und desselben Gewerbes, wie die hochmüthigen Christen in Selbstüberschätzung einander zugestanden. Sehr fein gab Mendelssohn nicht blos den Göttinger Gelehrten Michaelis, Hartmann, sondern auch Dohm zu verstehen, daß sie die Judenfrage falsch angegriffen haben. „Merkwürdig ist es zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unter-

[1]) Mendelssohn's Ges. Schriften V. S. 680.

drücken und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen zu setzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden, Crucifixe, die wir durchstechen und bluten machen, Kinder, die wir heimlich beschneiden und zur Augenweide zerfetzen, Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen, Brunnen, die wir vergiften u. s. w., Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen und derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind."

„Jetzt haben die Zeiten sich geändert, die Verläumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jetzt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden, Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten, Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichen Gewerben, hauptsächlich zu Diensten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher, Gesetzlosigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen und aus dem mütterlichen Schooße des Staates zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns, alle ersinnliche Mühe und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grundes genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheusale alle Gräuel anzudichten, die es dem Hasse und der Verachtung aller Menschen blossfellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässigt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen, versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unserer ferneren Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen. . . . . . . Indessen hat doch die Vernunft und der Forschergeist unseres Jahrhunderts noch bei weiten nicht alle Spuren der Barbarei in der Geschichte verwischt. Manche Legende der damaligen Zeit hat sich erhalten, weil noch Niemandem eingefallen ist, sie in Zweifel zu ziehen. Manche sind mit so wichtigen Autoritäten belegt, daß nicht jeder die Stirn hat, sie geradezu für Legende und Verleumdung zu halten. Andere

haben sich den Folgen nach noch immer erhalten, obgleich sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt ist die Verläumdung von so giftiger Art, daß sie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt und allgemein anerkannt wird. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wird noch jetzt kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelassen, aus Vorsorge, er möchte einem Christenkinde nachstellen oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getraut wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern."

Der zweite Punkt, der Mendelssohn in Dohm's Schrift nicht gefiel, war, daß sie die jüdische Religion so weit vom Staate anerkannt wissen wollte, daß dieser ihr das Ausschließungsrecht, eine Art Bann über ungefügige Mitglieder, einräumen sollte. Das schien ihm mit dem Begriffe einer lautern Religion, wie er sie im Herzen trug, nicht vereinbar. Um von der falschen Fährte abzulenken, in welche Dohm's gutgemeinte Schutzschrift hineinzuführen drohte, und zugleich der hartnäckigen Verkennung der Juden so viel als möglich zu steuern, ließ er von seinem jungen Freunde, dem Arzte Marcus Herz, eine Uebersetzung aus dem englischen Original von Manasse Ben-Israel's Vertheidigungsschrift für die Juden gegen die vielfachen, lügenhaften Anschuldigungen (B. X. S. 120) veranstalten und setzte ihr ein Vorwort voran, mit lichtvollen, erwärmenden Gedanken (März 1782), „Rettung der Juden," ein Anhang zu Dohm's Schrift. Manasse's Apologie war in einem wenig gelesenen Buche vergraben; Mendelssohn sorgte dafür, daß die darin enthaltenen Wahrheiten Gemeingut der gebildeten Kreise wurden und gab ihnen durch eine richtige Beleuchtung den rechten Nachdruck. In diesem Vorworte betonte er mit aller Schärfe seine Ueberzeugung, daß wohl die Kirche sich ein Strafrecht über ihre Mitglieder anmaßt; aber die Religon, die wahre, auf Vernunft und Menschenliebe gegründete Religion „bedarf weder Arme, noch Finger zu ihrem Gebrauche; sie ist lauter Geist und Herz. Sie weist auch den Sünder und Abtrünnigen nicht von ihren Pforten zurück". „Ich finde, daß die Weisesten unserer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben. Der König Salomo flehte Gott an, er möge auch die Gebete der Götzendiener in seinem

Tempel zu Jerusalem erhören. Während des Bestandes des zweiten Tempels nahmen die Priester Opfergaben von Heiden an. Möge man das Strafrecht für religiöse Vergehungen noch so sehr einschränken, es wird immer bürgerliche Nachtheile nach sich ziehen. Noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht so weit, daß wir bei Einführung der Kirchenzucht so ganz über alle Furcht und Besorgniß dieser Art hinweg sehen könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eins giebt, anvertraut werden könnte." Mendelssohn verabscheute die Bannbefugnisse, ohne auch nur den ganzen Umfang des Nachtheils zu kennen, welchen sie im Verlaufe der jüdischen Geschichte gebracht haben. Er beschwor daher die Rabbinen und Vorsteher, daß sie sich des Bannrechtes entäußern mögen. „Ach, meine Brüder, Ihr habt das drückende Joch der Intoleranz nur allzu hart gefühlt, alle Völker der Erde scheinen bisher von dem Wahn bethört zu sein, daß sich die Religion nur durch eiserne Macht erhalten lasse. Ihr ließet Euch vielleicht verleiten, eben dasselbe zu glauben. O, meine Brüder, folget dem Beispiel der Liebe, wie Ihr bisher dem des Hasses gefolgt seid"!

Mendelssohn stand bereits so hoch in der öffentlichen Meinung, daß jede neue Schrift, die seinen Namen trug, begierig gelesen wurde. Die Hauptgedanken des Vorwortes zu Manasse Ben-Israel's Schutzschrift: daß die Religion keinerlei Recht über ihre Bekenner habe, keine Zwangsmittel anwenden dürfe, machte die Leser betroffen. Das war bis dahin innerhalb des Christenthums Niemandem eingefallen. Seit dem Tage ihrer Herrschaft hatte die Kirche die Halbgläubigen, die Ketzer und die Ungläubigen mit Bann und Interdikt, mit Feuer und Schwert, mit Kerker, Folter und Scheiterhaufen verfolgt. Der ganze Katholicismus beruhte auf Macht und Gewalt; die protestantische Kirche nahm die Kirchendisciplin mit von ihrer ältern Schwester herüber. Und nun behauptet ein Jude, die Religion sollte nur Milde und Liebe kennen und gebrauchen! Aufgeklärte christliche Geistliche: Teller, Spalding, Zollikofer und Andere befreundeten sich allmälig mit dem neuen Gedanken und zollten dem Erzeuger desselben öffentlichen Beifall. Strengkirchliche und harte Köpfe dagegen erblickten darin eine Zersetzung der Religion: „Dieses alles ist neu, hart, die ersten Grundsätze werden verläugnet," sagten sie. Auch jüdische Kreise hatten Manches

gegen Mendelssohn's Ansicht auf dem Herzen [1]). Es schien besonders, als hätte Mendelssohn plötzlich mit dem Judenthume gebrochen, das doch ein ganz ausgebildetes Strafrecht für religiöse Vergehungen und Uebertretungen kennt. Christlicherseits wurde ihm in einer Schrift: „Forschung nach Licht und Wahrheit“ [2]) vorgehalten, daß er endlich die Maske habe fallen lassen; er habe sich der Religion der Liebe zugewendet und seiner angestammten Religion, welche Flüche und Strafen hat, den Rücken gekehrt. „In wie fern können Sie, mein theurer Mendelssohn, bei dem Glauben Ihrer Väter verharren und durch Wegräumung seines Grundstockes das ganze Gebäude erschüttern, wenn sie das durch Mose gegebene, auf göttliche Offenbarung beruhende Kirchenrecht bestreiten. Vielleicht sind Sie jetzt dem Glauben der Christen näher getreten.“ Der Verfasser, ein nicht sehr gläubiger Christ, war zwar vom Gegentheil überzeugt, wollte aber Mendelssohn reizen, sich noch schärfer gegen die Kirchengewalt des Christenthums auszusprechen.

Zum zweitenmale war Mendelssohn gezwungen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und sich über Religion auszusprechen. Er that es in der Schrift „Jerusalem“ oder „über religiöse Macht und Judenthum“ (Frühjahr 1783), deren Gediegenheit an Inhalt und Form ein Denkmal seines hohen Geistes ist. Viele seiner Gedanken haben spätere Denker als nicht stichhaltig beseitigt; Manches hatte nur in Mendelssohn's eigenartiger Anschauung Grund und Werth. Aber die Milde, welche über diese Schrift gehaucht ist, die Wärme seiner Ueberzeugung, der Freimuth seiner Aeußerung, der zugleich kindlich-naive und doch gedankentiefe Ideengang, die Anmuth des Styles, welche auch trockene Gegenstände genießbar macht, Alles das gab dieser Schrift in den Augen der Zeitgenossen eine hohe Bedeutung und wird ihr stets einen Platz in der Literatur sichern. Für jene Zeit brachte sie eine eigne Ueberraschung hervor. Man glaubte, er habe in Folge seiner Auffassung von Religion mit dem Judenthume, wenn auch nicht gebrochen, so doch Vieles an

[1]) Vergl. Mendelssohn's Brief an Herz Homburg d. d. 20. Juni 1782. Ges. Schriften V. S. 655. Jerusalem, Abschnitt II. Anf., das. III. S. 302.

[2]) Anonym, angeblich in Wien, aber in Berlin gedruckt. Isaak Euchel bemerkt in seiner hebr. Biographie Mendelssohn's, der der damaligen Generation bekannte Verfasser habe Mendelssohn gegen das Christenthum zu schreiben instigiren wollen, Meassef Jahrg. 1788 p. 184 Note.

demselben für bedeutungslos erklärt, und es zeigte sich im Gegentheil, daß er so ganz Jude war und auch nicht ein Titelchen vom bestehenden Judenthume, dem rabbinischen wie biblischen, aufgeben mochte, ja, daß er ihm gerade eine hohe Berechtigung sichern wollte. Das lag allerdings in der Eigenart seiner Denkweise.

Mendelssohn hat von seiner Jugendgläubigkeit an bis in seine Altersreife sich eine feste Ueberzeugung erhalten. Das Dasein eines persönlichen Gottes, der seine Milde und gerechte Vorsehung auf alle seine Creaturen ausdehnt, die Unsterblichkeit der Seele, Lohn und Strafe jenseits, Sittengesetz und allgemeine Menschenliebe als gebieterische Vernunftgebote standen in seinem Innern so fest, daß sie durch keine noch so bündige philosophische Beweisführung vom Gegentheil erschüttert werden konnten. Nur dadurch vermöge der Mensch seine Glückseligkeit hienieden wie Seligkeit jenseits zu erlangen. Er konnte sich ein tugendhaftes Leben ohne den Begriff vom Dasein Gottes gar nicht denken. „Ohne jene, von allen Religionen anerkannten Grundsätze“ sei Glückseligkeit ein Traum . . . „Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich plage, und der Kluge sich gütlich thue“ [1]. Freigeisterei, ihm gleich Gottlosigkeit klingend, erregte ihm innern Schauder [2]. Die philosophische Spekulation hatte nur Werth in seinen Augen, insoweit sie diese seine religiös-sittlichen Ueberzeugungen unterstützte: so bald sie ihm Zweifel dagegen erregte, kehrte er ihr den Rücken. Er verlangte „von der Matrone Philosophie Dach und Fach für sich und seine Familie, nicht Kartenhäuser und Luftschlösser“ [3].

Diese tiefgewurzelte Ueberzeugung gab ihm eine von seinen Freunden angestaunte und bewunderte Lebensfreudigkeit. „Die Philosophie soll mich glücklicher machen, als ich ohne dieselbe sein würde, und dieser Bestimmung muß sie treu bleiben. So lange sie eine gute Gesellschafterin ist und mich auf eine angenehme Weise unterhält, bleibe ich bei ihr; so bald sie vornehme, frostige oder gar saure Gesichter macht und üble Launen bekömmt, lasse ich sie allein und spiele mit meinen Kindern . . . Ich wähle aus dem System der

[1] Jerusalem, Ges. Schr. III. S. 287.
[2] Brief an Lessing, das. V. S. 82.
[3] Schreiben an Elisa Reimarus und ihren Bruder, Ges. Schr. das. S. 704.

Weltweisen immer dasjenige, was mich glücklicher und zugleich besser machen kann. Eine Philosophie, die mich mißmuthig gegen andere Menschen oder gegen mich selbst, gleichgültig gegen Empfindungen des Schönen und Guten und frostig machen will, ist nicht die Meinige"[1]. Darum war ihm das Judenthum so theuer, weil es diese religiös-sittlichen Grundlehren ohne Beimischung, Entstellung und namentlich ohne Vermenschlichung Gottes enthalte. Da die religiös-sittlichen Wahrheiten nach Mendelssohn's Ansicht zur Glückseligkeit des Menschen ebenso nothwendig sind, wie etwa die Luft zum Athmen, so seien diese Begriffe jedem Menschen auf jeder Kulturstufe angeboren und brauchten nicht erst offenbart zu werden. Insofern gäbe es keine geoffenbarte Religion, sondern die religiösen Wahrheiten seien ewiger Natur und ebenso, wie die mathematischen, selbstgewiß. Von der Göttlichkeit des Judenthums, d. h. daß es von Gott dem größten Propheten am Sinaï geoffenbart worden sei, war er ebenso unerschütterlich überzeugt, und selbst die Wahrheit der durch den Talmud überlieferten mündlichen Auslegung stand für Mendelssohn fest. Die Gewißheit der sinaïtischen Offenbarung beruhe auf der Autorität unverfälschter Ueberlieferung, wie jede geschichtliche Thatsache, die jeden Zweifel ausschließt. Ewige Wahrheiten und geschichtliche Wahrheiten seien ihrer Quelle nach verschieden, dem Grade der Gewißheit nach aber gleichbedeutend[2]. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, konnte Mendelssohn in seinem „Jerusalem" einige kühne Sätze aufstellen, welche die hergebrachte, landläufige Vorstellung von Religion und ihrer Verbindlichkeit stracks auf den Kopf stellten.

Nach seiner Staatstheorie, die jedenfalls bündiger war als Spinoza's (Bd. X. S. 178), stehe der Obrigkeit nur über Handlungen, aber keineswegs über Gesinnungen und Meinungen Befugniß zu. Sie, die Obrigkeit, könne die dem Gesetze zuwiderlaufenden Handlungen bestrafen, aber sie habe keinerlei Recht, sich in das Theuerste der Menschen, in seine innere Ueberzeugung einzumischen. Noch weniger Recht habe die Kirche. Ihre ganze Macht bestehe lediglich in lehren und trösten. Kirchliches Züchtigen, Ausschließen, Verketzern oder gar Verfolgen und Verbrennen sei eine Anmaßung und Verirrung, die allerdings oft genug vorgekommen sind, aber sich auch genug gerächt haben. Ein Hinüberspielen des Kirchlichen in

[1] Schreiben an Sophie Becker, einige Zeit vor seinem Tode; das. S. 648.
[2] Jerusalem, Ges. Schr. III. S. 31 fg.

die Rechtssphäre sei ganz undenkbar. Etwa Lehrämter, kirchliche Funktionen, die bezahlt werden? Aber es soll keine geistlichen Pfründen geben! Wenigstens erkenne das Judenthum keine solche an, sondern verlange, daß die Gotteslehre umsonst mitgetheilt werden soll, wie sie Mose vom Sinaï umsonst empfangen habe — das war ein Faustschlag in's Gesicht der kirchlichen Institute!

Das Judenthum erkenne ebenfalls diese innere Freiheit religiöser Ueberzeugung an. Das uralte, echte Judenthum enthalte darum auch keine bindenden Glaubensartikel, keine symbolischen Bücher, auf welche die Gläubigen vereidet und verpflichtet werden müßten. Das war abermals ein Satz, welcher kühn der christlichen Anschauung in's Gesicht schlug. Das Judenthum schreibe überhaupt nicht Glauben vor, sondern Wissen und Erkennen: es ermahne zur Beherzigung der Lehren. Innerhalb dieser so verachteten Religionssphäre dürfe Jeder denken, meinen und irren, was ihm beliebe, ohne der Ketzerei zu verfallen. Ihr Strafrecht beginne erst, wenn die schlechte Gesinnung in augenfällige Handlung übergeht. Warum? Weil das Judenthum nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung sei. Seine erste Vorschrift lautet nicht: „Du sollst glauben oder nicht glauben", sondern „Du sollst thun oder nicht thun". „In der von Gott gegebenen Verfassung ist Staat und Religion eins. Verhältniß des Menschen gegen die Gesellschaft und sein Verhältniß gegen Gott treffen auf einen Punkt zusammen und konnten nie in Gegensatz treten. Gott, der Schöpfer und Erhalter, war zugleich König der Nation. Das Bürgerliche hatte zugleich religiöses Ansehen, Bürgerdienst war zugleich Gottesdienst. Jeder Frevel, d. h. jedes gesetzwidrige Thun sei wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, war ein Verbrechen wider die Majestät gerichtet, also ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder, wer den Sabbath freventlich entheiligte, hob einen Grundsatz der bürgerlichen Gesellschaft auf. Nicht Unglauben, nicht falsche Lehre und Irrthum, sondern freventliches Vergehen wider die Grundsätze des Staates und der bürgerlichen Verfassung wurden gezüchtigt. Mit der Zerstörung des Tempels, d. h. mit dem Aufhören des Staates, habe alle Leib- und Lebensstrafe, ja auch Geldbuße aufgehört. Die bürgerlichen Bande der Nation waren aufgelöst; religiöse Vergehungen waren keine Staatsverbrechen mehr, und die Religion als Religion kennt keine Strafen".

Denen gegenüber, welche ernstlich oder aus Neckerei ausgesprengt hatten: Mendelssohn sei mit dem Judenthum zerfallen, betonte er zum Ueberfluß noch zwei Punkte, die eigentlich nicht zu seiner Untersuchung gehörten: Daß das sogenannte Ceremonialgesetz des Judenthums ebenfalls oder recht eigentlich göttlichen Ursprungs sei, und daß dessen Verbindlichkeit so lange fortdaure, „bis es dem Allerhöchsten gefallen werde, es ebenso laut und öffentlich abzuschaffen, wie er es geoffenbart hat". Die Nothwendigkeit der Ceremonialgesetze bewies er auf eine eigenthümliche Weise. Die Verirrung des menschlichen Geistes habe jede unschuldige Sache und jede Erfindung in Götzendienst und Bilderverehrung entstellt, auch die Bilderschrift und die Buchstaben dazu gemißbraucht. Darum habe der Gesetzgeber auf Sinaï geschriebene und ungeschriebene Gesetze, Vorschriften für Handlungen und Lebensregeln gegeben. „Sie leiten den forschenden Verstand auf göttliche Wahrheiten". Das Ceremonialgesetz war das Band, welches Handlung mit Betrachtung, Leben mit Lehre verbinden, zwischen Lehrer und Schüler, Forscher und Unterweiser persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen, zu Wetteifer und Nachfolge reizen und ermuntern sollte. Es sollte stets zum Nachdenken und sittlichen Handeln anleiten[1]).

„Ist das geoffenbarte Gesetz von Gott, dann dürfe sich allerdings der im Hause Jakob Geborene nicht davon willkürlich entledigen. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit, Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit, Ort und Um-

[1]) Jerusalem Absch. II. das. S. 380. An Herz Homburg schrieb er bei Besprechung dieser apologetischen Schrift Sptbr. 1783, als jener gegen die rationale Nothwendigkeit der Ritualgesetze Einwürfe machte: „wenn auch ihre Bedeutung als Schriftart und Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätten, so hört doch ihre Nothwendigkeit als Band der Vereinigung nicht auf. Und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach meiner Meinung so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus, religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die echten Theisten eine Art Verbindung unter sich stattfinden lassen, wenn jene nicht Alles unter den Fuß bringen sollen. Und worin soll diese Verbindung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln, die Vernunft in Fesseln". Ges. Schr. B. V. S. 669.

ständen verändert werden kann — wenn es dem höchsten Gesetzgeber gefiele, seinen Willen unzweideutig darüber zu erkennen zu geben. So lange dieses nicht geschieht, könne uns unsere Vernünftelei nicht von strengem Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schulden." — Christliche Theologen machte er darauf aufmerksam, daß Jesus und Paulus die Verbindlichkeit der Ceremonialgesetze für die im Gesetze Geborenen zugegeben und zum Theil selbst bethätigt hätten. Noch manches Andere, was Mendelssohn auf dem Herzen hatte, brachte er im „Jerusalem" stets im Zusammenhang mit dem Hauptthema vor. Der Göttinger Professor Michaelis und seine Gesinnungsgenossen hatten den Juden die erlogene Anschuldigung entgegen geschleudert, daß sie die Eide gering achteten. Mendelssohn wies mit dem Finger darauf hin, daß unter den Christen nicht die niedrige Volksklasse, sondern hochgestellte Personen, Geistliche, akademische Lehrer, Würdenträger sehr oft und öffentlich falsche Eide schwüren. Sie beschwören bestimmt formulirte Glaubensartikel, buchstäblich zu glauben, glauben aber im Augenblicke des Eides gar nicht mehr daran oder nicht in dieser Fassung oder kommen später auf andere, den Glaubensartikeln zuwiderlaufende Ueberzeugungen, ohne jedoch ihre Aemter niederzulegen oder die damit verbundenen Vortheile aufzugeben. Das sei die Frucht des Eingriffs des Staates und der Kirche in die innere Gesinnung des Menschen. „Zählet die Männer alle, die Eure Lehrstühle und Eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der Uebernehmung ihres Amtes beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen, die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würde bekleiden und jene neununddreißig Artikel, die sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie ihnen vorgelegt worden, zählet sie und sagt alsdann noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so Viele unter ihnen die Eide gering achteten! — Ach! Gott bewahre mein Herz vor menschenfeindlichen Gedanken! Sie könnten bei dieser traurigen Betrachtung gar leicht überhand nehmen"[1]).

Der Erfolg dieser ausführlichen Schutzschrift war bedeutend größer, als Mendelssohn erwarten konnte. Statt sich zu vertheidigen, war er als Ankläger aufgetreten und hatte auf eine ebenso zarte,

[1]) Jerusalem Ges. Schr. III. S. 392.

wie nachdrückliche Weise die häßlichen Geschwüre der Kirche und der christlichen Staatsverfassung aufgedeckt. Von zwei der stimmfähigsten Vertreter des Zeitgeistes wurden Urtheile gefällt, die ihm und der Sache, die er verfocht, nur schmeichelhaft sein konnten. Kant, der bereits seine Denkergröße bekundet hatte, schrieb ihm: Er habe Jerusalem, den Scharfsinn, die Feinheit und Klugheit seiner Ausarbeitung mit Bewunderung gelesen. „Ich halte dies Buch für die Verkündigung einer großen Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit in jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß[1]." Michaelis, der rationalistische Judenfeind, stand vor den kühnen Gedanken in Jerusalem wie verblüfft, verwirrt, beschämt. Das Judenthum, auf das er so verächtlich herabblickte, erhob mit Siegesmiene das Haupt. Der Jude Mendelssohn, dem er nicht einen Heller angetraut hätte, steht da als die verleiblichte Gewissenhaftigkeit und Weisheit. Michaelis stotterte förmlich bei Beurtheilung der so merkwürdigen Schrift[2]. Vielem mußte er zustimmen; Manches wurmte ihn innerlich, ohne daß er es überzeugend abweisen konnte, namentlich die beiden Punkte: Daß ein theologisches Amt nicht besoldet werden dürfte, und daß aufgeklärte Protestanten es mit ihrem kirchlichen Amtseid auf die Glaubensartikel nicht so gewissenhaft nähmen. Was Michaelis dagegen einwendete, erscheint wahrhaft kindisch. So hat Mendelssohn immer ohne Selbstantrieb, nur durch Umstände gedrängt, das Judenthum verherrlicht und die Schmach von seinem Volke abgeschüttelt. Inzwischen arbeitete ihm Dohm in die Hände. Er beleuchtete noch weiter das Judenthum im günstigsten Sinne und widerlegte alle die aufrichtigen und gehäßigen Einwürfe dagegen; es war ihm eine

[1] Kant's Brief an Mendelss. d. d. 18. August 1783, in Kant's sämmtl. Werken ed. Rosenkranz; 11. Th. erst. Absch. S. 16, auch angeführt vom Herausgeber von M. Ges. Schr. I. S. 31.

[2] Orientalische und exegetische Bibliothek. T. 22. S. 59 fg.

eigene, selbstständige Angelegenheit geworden. Aber noch mehr als durch diese Schrift wirkte Dohm für die Juden, daß er Mirabeau, diesen Mann mit starken Schultern, welche eine neue Weltordnung tragen sollten, günstig für sie stimmte. Mirabeau löste Dohm ab.

Zu derselben Zeit und auf dieselbe Weise regte Mendelssohn abermals die innere Verjüngung der Juden an, welche mit der äußern Befreiung zugleich angebahnt werden sollte, nämlich wieder auf indirekte Weise. Er, der aus Bescheidenheit und Klugheit nicht gern in den Vordergrund trat, hatte Dohm als Kämpfer für die eine Seite geweckt, und für die andere Seite schob er einen andern Freund vor, der für diese Aufgabe wie geschaffen schien. Durch Mendelssohn wurde Wessely eine geschichtliche Persönlichkeit, arbeitete mit allem Aufgebot seiner Kraft an der innern Verbesserung der Juden und ergänzte die Mängel, welche Mendelssohn's Natur anhafteten. — Hartwig (Hartog, Naphtali-Herz) Wessely (geb. in Hamburg 1725, st. daselbst 1805[1]) war eine eigen angelegte Natur, die selten in diesem Gepräge und in dieser Mischung auftritt. Er stammte von einem Urahnen ab, welcher von dem Gemetzel der Kosaken in Bar (Südpolen), der einzige unter seinen Familiengliedern, verschont geblieben, nach Amsterdam entkommen und durch Fleiß und Glück zu Reichthum gelangt war. Sein Vater (Beer) wie sein Großvater (Mose), der von seinem Aufenthalt in Wesel den Namen Wessely angenommen hatte, waren wohlhabend und standen in hohem Ansehen bei den Königen von Dänemark. Sein Großvater hatte eine Gewehrfabrik im Holsteinischen gegründet und war Kommerzienrath und königlicher Resident geworden. Sein Vater leitete ebenfalls ein großartiges Geschäft und verkehrte viel mit den sogenannten Großen. Dadurch kam Hartwig Wessely mit seinem Vater nach Kopenhagen, wo sich bereits eine portugiesische Gemeinde und auch einige deutsche Juden befanden. Sein Jugendunterricht war der der meisten Knaben jener Zeit: mechanisch-hebräisches Lesen und mißverstandene Bibelübersetzung, um als neunjähriger Knabe in das Labyrinth des Talmud geschleudert zu werden. Die Entfaltung der in ihm liegenden Keime förderte indeß der Wander-Grammatiker Salomon Hanau (Hena geb.

[1]) Wessely's Biographie von David Friedrichsfeld זכר צדיק Amst. 1809, Auszug im Sammler desselben Jahrganges S. 230 fg.; Meisel, Leben und Wirken Wessely's, Breslau 1841, Beide mit zu viel Schönfärberei geschrieben.

in Hanau 1687, st. nach 1744[1]). Diesem Mann, von den Stocktalmudisten wegen seiner Beschäftigung mit einer „müßigen" Wissenschaft, der hebräischen Sprachkunde, mit scheelen Augen angesehen und darum von Frankfurt bis Kopenhagen und von Amsterdam bis Fürth zu wandern gezwungen, kann man seine wirren und unerquicklichen Schriften dafür verzeihen, daß er im Stande war, Wessely für die hebräische Sprache zu begeistern. Seine Mühe war nicht umsonst. Das Samenkorn, das Hanau ausgestreut hatte, trug tausendfache Früchte. Allerdings konnte er dem zehnjährigen Knaben nur die Formenlehre des hebräischen Sprachbaues beibringen; aber er hatte ihm eine so tiefe, schwärmerische Liebe dafür eingeflößt, daß Wessely sich selbstständig darin vertiefen und mehr, viel mehr darin finden konnte, als ihm der Lehrer geboten hatte. Der Mittelpunkt seines inneren Lebens war seit der Zeit die heilige Schrift in der Ursprache; sie nach allen Seiten hin zu verstehen war seine Lebensaufgabe. Durch die vielfache Berührung seines Vaters im Geschäftsverkehr mit nichtjüdischen Kreisen erlangte Wessely auch einen Einblick in das wirkliche Leben und lernte auch anderweitige Wissensfächer, neuere Sprachen, Geographie, Geschichte, Reisebeschreibungen kennen. Diese dienten ihm aber lediglich als Hilfswissenschaften für seine Lieblingsstudie, die heilige Schrift, um mit diesen Mitteln tiefer in ihren Sinn und Geist eindringen zu können. Gleich Mendelssohn war Wessely sein eigner Lehrer. Frühzeitig entwickelte sich auch in ihm der Schönheitssinn, Geschmack und Gefühl für reine Sprache und Formen und ein Widerwille gegen Sprachvermischung und Kauderwelsch, welche unter den Juden deutscher Zunge heimisch waren. Wessely wandte sich daher noch als Jüngling von den deutschen und noch mehr von den sprachverderbenden Polen ab und schloß sich den Portugiesen an, welche die von ihren Vorfahren überlieferte reine Aussprache des Hebräischen treu beibehalten haben. Wessely glich auch darin Mendelssohn, daß er sich zum sittlichen Charakter von strenger Gewissenhaftigkeit und erhöhtem Ehrgefühl ausbildete. Gedanke, Gesinnung, Wort und That waren auch bei ihm aus einem Gusse. Innige, reine Frömmigkeit und unbeugsame Anhänglichkeit an das Judenthum waren auch ihm eigen. Nur hatte sein Naturell nicht

[1]) S. Carmoly, Revue orientale III. p. 308.

die sanfte Geschmeidigkeit Mendelssohn's. Er war vielmehr steif und pedantisch, war mehr Wortklauber und Silbenstecher als Denker und hatte keine richtige Vorstellung von dem Getriebe und Gesumme der weltbewegenden Kräfte. Wessely blieb sein Lebenlang ein Phantast und erblickte die Vorgänge der wirklichen Welt nur durch gefärbte Gläser. Scheinbar hatte Wessely nach einer Seite hin einen Vorzug vor Mendelssohn: er war Dichter. Aber genau genommen, besaß er nur eine ungemeine Leichtigkeit und Fertigkeit, schöne, wohlklingende Verse von untadelhafter Sauberkeit, anmuthiger Formenglätte und kunstgerechtem Gleichmaß zu machen. Er wendete fast alle bekannten Versmaße der europäischen Poesie: Sextinen, Oktaven, Sonetten auf die hebräische Sprache an, und sie litt nicht unter dem Schnürmieder einer fremden, aufgezwungenen Tracht. Aber in das tiefe Geheimniß echter Poesie war Wessely keineswegs eingedrungen. Er besaß weder Phantasie, noch Lebendigkeit und Anschaulichkeit und noch weniger plastische Malerei und Schwung. Seine kunstgerecht gemeißelten Verse lassen kalt, regen weder die Phantasie zur Selbsttäuschung, noch den Geist zum Nachdenken an. Die Muse hat Wessely nicht geküßt, sondern nur von Ferne angelächelt und nur ihr Spiel gezeigt. Er glaubte, weil er ihre Kunstgriffe erlauscht hatte, ein Dichter zu sein. Ein einziger Vers des unglücklichen Schwärmers Mose Chajim Luzzato wiegt die reichhaltige Gedichtsammlung Wessely's auf. Selbst Mendelssohn zeigte in seiner Prosa mehr Poesie, als Jener in seinen Versen. Wessely war so ziemlich der hebräische Klopstock.

Eine phantastische Schrulle gab seinem Geiste Richtung und bestimmte auch dessen Lebensgang. Bei seiner Versenkung in die heilige Schrift und ihr Sprachgut vermißte er mit Bedauern manche Bücher, die nur mit ihren Titeln bezeichnet und angeführt werden. Vierundzwanzig Bücher der biblischen Literatur war für Wessely viel zu wenig. Da stieß er auf eins der apokryphischen Bücher, die sogenannte Weisheit Salomo's, welches einen griechisch redenden Juden zum Verfasser hatte, der seine eigenen Worte dem weisen König in griechischer Form in den Mund gelegt hat (B. III S. 292). Wessely ließ sich von Titel und Einkleidung desselben so sehr täuschen, daß er es allen Ernstes nicht blos für Salomo's Geisteserzeugniß, sondern auch für einen urhebräischen Weisheitsschatz ansah, obwohl das griechische Gepräge desselben nicht zu verkennen ist. Er besaß eben

wenig Prüfungssinn und Unterscheidungsgabe. Mendelssohn hätte sich nicht davon täuschen lassen. Wessely machte sich sofort an die Uebersetzung der „salomonischen Weisheit" aus der deutschen Sprache (der zweiten oder dritten Hand) in's Hebräische und war von deren Gedankentiefe wie bezaubert. Da seine gelungene Uebersetzung den Beifall seines verständigen Oheims fand, mit dem er sich öfter darüber unterredet hatte, so gerieth er immer tiefer in die Selbsttäuschung. Bei dem Bestreben, den Inhalt dieses von ihm bewunderten Buches nach allen Seiten in eine angemessene hebräische Form zu gießen und ihm eine biblische Färbung zu geben, wurde er auf die feinen Unterscheidungen der sinnverwandten Wörter im hebräischen Sprachschatze (Synonyma) aufmerksam. Diese feinen Linien aufzusuchen, machte er fortan zu seiner Lebensaufgabe. Er forschte und fand im Wörtervorrath, im Bau, in den Formen und im Redegebrauch der hebräischen Sprache lauter Feinheiten, Beziehungen, Andeutungen und Winke. Wessely berauschte sich förmlich bei dieser Untersuchung; innere Offenbarungen überströmten ihn, und er glaubte dem hebräischen Urgeiste nahe zu sein. Hätte er tiefere, namentlich sprachvergleichende Kenntnisse besessen, oder wäre seinem Geiste klare philosophische Erkenntniß, feine Seelenkunde zu Theil geworden, so hätte er bei seiner schwärmerischen Liebe und Hingebung für dieses Fach allerdings für das richtige Verständniß der biblischen Literatur außerordentliche Leistungen hervorbringen können. Allein Wessely hatte nur mittelmäßige Geistesanlagen und auch nur oberflächliche Kenntnisse, mehr Streben als Schöpferkraft und keinen ureignen Gedanken. Er bewegte sich in hergebrachten Bahnen. Zudem setzte sich seine Forschung selbst Schranken, nichts zu finden, was dem Judenthum irgendwie Abbruch thun könnte. Seine Voraussetzung war, daß die heilige Schrift die allerhöchste Weisheit in sich schließe und in allen ihren einzelnen Theilen wiederspiegele. Daher sind seine drei umfangreichen Werke [1]), auf die er seine Jugend- und Manneskraft verwandte, obwohl sie ihm einen Namen unter seinen Zeitgenossen machten, werthlos und unbrauchbar. Nur die Form dieser Werke, die Sprachgewandheit, die er darin zeigte, und der wissenschaftliche Anstrich, den er ihnen gab, schützten sie, daß sie

[1]) Die drei Werke sind: לבנון auch גן נעול (1765—66), Commentar zu Abot, יין לבנין, 1775. und hebr. Uebersetzung der Weisheit חכמת שלמה nebst einem weitläufigen Commentar 1780.

nicht zum Wust der Commentar-Literatur jener Zeit geworfen werden.

Schlechte Geschäfte, die Wessely in Kopenhagen gemacht hatte, führten ihn nach Berlin, als wäre er berufen gewesen, in den Kreis der Stadt gezogen werden, von dem aus die Verjüngung des jüdischen Stammes erfolgen sollte. Mit Mendelssohn kam er (seit 1774) in innigen Verkehr und wurde von ihm zugezogen, den Commentar zu einem Buche der Pentateuch-Uebersetzung zu bearbeiten. Diese Arbeit trägt ebenfalls bei scheinbarer Tiefe den Stempel seines Geistes: Pedanterie und Phantasterei. — Von Kaiser Joseph's Gesetzen zu Gunsten der Juden und besonders von ihrer Verpflichtung, Schulen anzulegen, war Wesselly vollständig begeistert, und sah darin mit seinem Dämmerblicke das Hereinbrechen des goldenen Zeitalters für die Juden, während Mendelssohn mit seinem Scharfblicke sich von Anfang an nicht viel davon versprach: „Es ist vielleicht nur ein flüchtiger Einfall ohne Halt oder läuft, wie Einige befürchten, auf eine Finanzabsicht hinaus", so äußerte er sich[1]). Wessely aber stieß in die Posaune und dichtete einen feurigen Lobpsalm auf Kaiser Joseph's Herrschergröße und Hochherzigkeit. So bald er vernahm, daß die Stockfrommen in Wien über den Befehl, Schulen anzulegen, als über einen Gewissenszwang trauerten, richtete er ein hebräisches Sendschreiben (März 1782): „Worte des Friedens und der Wahrheit", an die österreichischen Gemeinden, um sie zu ermahnen, denselben als Wohlthat zu begrüßen, sich dessen zu erfreuen und sogleich Gebrauch davon zu machen. Er setzte darin auseinander, daß es religiöse Pflicht der Juden sei, selbst vom Talmud empfohlen, sich allgemeine Bildung anzueignen, daß diese sogar der Kenntniß der Religion vorangehen müsse, daß sie nur dadurch die Schmach von sich abwälzen könnten, die so lange durch ihre Unwissenheit auf ihnen lastete. Ganz besonders betonte Wessely die Nothwendigkeit, die barbarische Mischsprache aus der Mitte der Juden zu verbannen und auf Aneignung einer reinen und wohlklingenden Sprache bedacht zu sein. Er zeichnete in seinem Sendschreiben eine Art Lehrplan vor, wie die jüdische Jugend von Stufe zu Stufe, von den Elementargegenständen bis zum Talmudstudium

[1]) M. Schreiben an 'א'ל'ם d. h. אבינד״ר לוי aus Glogau in Prag, in dessen אגרות, Briefe von u. an M. No. 5. Ges. Schr. VI. S. 453.

hinauf, angeleitet werden sollte. Dieses Sendschreiben, mit vieler Wärme, eindringlicher Beredsamkeit und in schöner hebräischer Darstellung gehalten, hätte des Eindruckes nicht verfehlen können, wenn Wessely nicht in seiner phantastischen Art darin empfohlen hätte, daß die ganze jüdische Jugend, ohne Unterschied der Anlage und des künftigen Berufes, nicht nur in Geschichte und Geographie, sondern auch in Naturwissenschaften, Astronomie und Religionsphilosophie unterrichtet werden müßte, weil man nur durch diese Vorkenntnisse zum vollen Verständniß der heiligen Schrift und des Judenthums gelangen könnte.

Dieses Sendschreiben trug ihm zugleich süße und bittere Früchte. Die Triestiner Gemeinde, meistens aus italienischen und portugiesischen Juden bevölkert, welche nicht gleich den Deutschen die Bildung als ketzerisch verabscheuten, hatte sich an den Statthalter Grafen Zinzendorf gewendet, ihre Bereitwilligkeit, eine Normalschule anzulegen, erklärt, und gebeten, ihnen zu rathen, auf welche Weise sie sich Schulbücher für den Religionsunterricht und die Sittenlehre verschaffen könnte. Zinzendorf wies sie auf Mendelssohn, dessen gefeierter Name bis dahin gedrungen war. Darauf richtete Joseph Chajim Galaïgo im Namen der Triestiner Gemeinde ein Gesuch an den jüdischen Weisen von Berlin, seine Schriften für sie einzuschicken. Bei dieser Gelegenheit machte Mendelssohn die Triestiner auf seinen Freund Wessely und dessen Sendschreiben zur Empfehlung jüdischer Schulen aufmerksam, und diese knüpften Verbindungen mit Wessely an. So fanden seine mit so viel Wärme geschriebenen Worte sofort Beherzigung [1]).

Zur selben Zeit brach aber von den Stockfrommen ein Sturm gegen ihn los. Sie waren besonders über seine Begeisterung für Kaiser Joseph's Reformen in einem hohen Grade erregt. Die unliebenswürdige Art, womit Fürsten die Freiheit zu geben pflegen, der Zwang, der den Juden aufgelegt wurde, die natürliche Scheu, vom Hergebrachten zu lassen, die naheliegende Furcht, daß durch die Schulbildung und die theilweise Einbürgerung der Juden die Jugend vom Judenthume abgeführt werden würde, und daß die Lehrfächer der Normalschule das Talmudstudium verdrängen würde, alles Dieses

[1]) Vergl. Wessely's Sendschreiben nach Triest in Kerem Chemed I., sein zweites Sendschreiben S. 7 b fg. und Note 1.

hatte die Rabbiner und Vertreter des Herkömmlichen gegen Kaiser Joseph's reformirende Judengesetze eingenommen. Außerdem drängten sich Menschen von zweifelhafter Religiosität, wie Herz Homburg, vor, um an den neu zu begründenden Normalschulen eine Anstellung zu finden und die Jugend zu Neuerungen zu verführen. Es gab allerdings hier und da auch einsichtsvolle Männer, besonders in Prag, welche diese Gesetze als Wohlthat begrüßten und hofften, daß die Juden sich nur dadurch dem entsittlichenden Elende entwinden können würden. Aber diese Minderzahl wurde von den Stockfrommen als Neuerer und Leichtsinnige, denen keine Stimme zukäme, verschrien. Die religiöse Naivetät, welche von jedem Lufthauch den Einsturz des religiösen Gebäudes fürchtete und die Gewinnsucht, welche sich von der Unwissenheit und der verkehrten Unterrichtsmethode in sprachverderbender Weise mästete, beide arbeiteten einander in die Hände, die Gemeinden namentlich gegen die Schulreform einzunehmen[1]). Da verdarb ihnen Wessely mit einem Male das Spiel. Er, der bisher als frommgläubig verehrt wurde, redete der Neuerung das Wort. Noch mehr, in seiner unklugen Weise hatte er sich der talmudischen Sentenz bedient: „Ein Talmudist, der nicht Kenntnisse (allgemeine Bildung) besitzt, ist häßlicher als ein Aas." Dieses Wort empörte die Stocktalmudisten außerordentlich. Offen durften die österreichischen Rabbinen nicht gegen Wessely auftreten, da er im Sinne des Kaisers geschrieben hatte. Sie scheinen daher einige polnische Rabbinen gegen ihn aufgestachelt zu haben, sein Sendschreiben zu verdammen und ihn selbst in den Bann zu thun[2]).

An der Spitze der bildungsscheuen Eiferer stand abermals Ezechiel Landau von Prag, der kurz vorher Mendelssohn's deutsche Pentateuchübersetzung verdammt hatte. Er äußerte sich sogleich in äußerst heftiger Weise in der Synagoge gegen Wessely's „ketzerisches Sendschreiben", obwohl er ihn nicht lange vorher in einem öffentlichen Belobigungsschreiben aus eigenem Antriebe als Muster der Rechtgläubigkeit aufgestellt hatte. Sendschreiben flogen von Prag aus an deutsche und polnische Rabbinen mit heftiger Anfeindung

[1]) Ueber die Eingenommenheit der österreichischen Juden gegen Kaiser Joseph's Reformen s. Wessely, Sendschreiben an die Triestiner Gemeinde, Kerem Chemed a. a. O.; Friedrichsfeld a. a. O. S. 24; Abraham Trebitsch, קורות העתים p. 29 b.

[2]) S. Note 1.

gegen Wessely, als ob er plante, das ganze Judenthum zu untergraben. Sie fanden indessen nur bei zwei Winkelrabbinen Anklang, bei dem Rabbinen Salomo Baer (Berusch) von Glogau (st. 1784), Bruder des Naphtali Herz, welcher Salomo Dubno von Mendelssohn abgezogen hatte (o. S. 48), und bei David Tewel von Lissa. Dieser ging in seinem Eifer so weit, daß er an einem Sabbat von der Kanzel predigte, Wessely's Sendschreiben müßte dem Scheiterhaufen übergeben und selbst dessen ältere Schriften, die er selbst einige Jahre vorher über die Maßen gepriesen hatte, müßten bei Seite geschafft werden (Ende März).

Die deutschen Rabbinen verhielten sich aber ruhig. Nur der Berliner Oberrabbiner Hirschel, von Landau, Berusch und Tewel aufgestachelt, machte Miene, gegen Wessely vorzugehen und sich gegen ihn das Censoramt anzumaßen. Hirschel war vielleicht zu diesem Schritt genöthigt, weil er selbst wegen seiner Nachsicht gegen Mendelssohn bei den frommen Rabbinen nicht im besten Geruche stand; sein Sohn Saul, später Rabbiner von Frankfurt a. O., stand im Rufe, mit den Neuerern zu sympathisiren. Daher wollte Hirschel durch irgend einen Akt gegen Wessely die Stockfrommen beschwichtigen. Er zog aber einige Gemeindeältesten hinzu, um seinem Verfahren mehr Gewicht zu geben. Allein in der Stadt, wo Mendelssohn, so zu sagen, geistig herrschte, konnte eine, wenn auch gelinde Verketzerung Wessely's nicht durchdringen. Die Vorsteher, meistens seine Freunde und Verehrer, darunter auch David Friedländer, dessen Schwiegervater Daniel Itzig, jagten dem Oberrabbiner so viel Schrecken ein, daß er von seinem Vorhaben abließ (April 1782). Mendelssohn ließ ihm sagen: er möge den Eiferern antworten: daß in Deutschland die Preßfreiheit allgemein gesetzlich sei, man könnte gegen Wessely's Schriften schreiben und drucken, aber nichts verfügen, wodurch Jemand gehindert werde, seine Meinung zu sagen [1]).

Obwohl die Eiferer ohne Unterstützung von Berlin blieben, so fuhren sie in ihrer Verketzerungswuth fort, ließen die Kanzeln von Flüchen gegen Wessely erdröhnen, und in Lissa wurde sein Sendschreiben öffentlich verbrannt. Er machte auch dabei die bittere Erfahrung, daß er im Kampfe vereinzelt stand. Keiner seiner Gesinnungsgenossen nahm sich seiner öffentlich an, obwohl er die ge-

[1]) S. Note 1.

rechteste Sache mit edlen Mitteln in der anständigsten Weise verfocht [1]). Mendelssohn liebte nicht derartige Fehden, war auch damals körperlich und geistig zu leidend, um sich daran zu betheiligen. So mußte Wessely für sich selbst einstehen. Er veröffentlichte daher ein zweites Sendschreiben (24. April), angeblich an die Triestiner Gemeinde gerichtet, worin er nochmals auf die Wichtigkeit des regelmäßigen Unterrichts und Beseitigung des Schlendrians zurückkam und die Anschuldigung gegen ihn zurückwies. Milde und anständig, wie er war, vermied er es, seine Gegner hart anzufahren: aber unwillkürlich entfuhren ihm tadelnde Aeußerungen gegen die Stockfrömmigkeit und gegen die einseitige, verkehrte talmudische Richtung. Das war eben die Ironie der geschichtlichen Verkettung, daß der Gläubigste unter den Mendelssohnianern, ohne es zu wollen, den Kampf gegen den Rabbinismus eröffnete, wie der Kabbalist Jakob Emden der Kabbala den ersten heftigen Stoß versetzt hat. Nach und nach sprachen sich mehrere italienische Rabbiner von Triest, Ferrara und Venedig [2]) zu Wessely's Gunsten aus und redeten der Bildung das Wort, obwohl sie nicht über die Kluft hinweg kommen konnten, welche zwischen dieser und dem riesig angewachsenen Rabbinismus klaffte. Wessely blieb Sieger: die gegnerischen Rabbinen streckten die Waffen. Es entstanden hier und da, selbst in Prag, Schulen für regelmäßigen Unterricht. Aber die Stocktalmudisten behielten doch Recht. Ihr Argwohn ahnte tiefer die Zukunft als Mendelssohn und Wessely in ihrer Zuversicht. Die starre Form des Judenthums konnte sich nicht behaupten. Beide Männer, welche sich in dem alten festen Gebäude so recht behaglich fühlten, es nur hie und da von Spinngeweben und pilzigen Ansätzen gesäubert zu sehen wünschten, trugen selbst zur allmäligen Zerbröckelung seiner Grundmauern bei.

Wessely, der stets vom Glücke Verlassene, sah noch mit thränenden Augen diesen Verfall. Mendelssohn aber, der Glückliche, blieb von diesem Schmerze verschont. Der Tod rief ihn zur rechten Zeit ab, ehe er gewahr wurde, daß sein eigener Kreis, ja seine eigenen Töchter das mit verächtlichem Spotte behandelten und wegwarfen, was er als das Heiligste im Herzen trug, und was er so sehr zu verherr-

[1]) Wessely beklagte sich darüber im dritten Sendschreiben p. 7.
[2]) Wessely dass. Sendschreiben.

lichen strebte. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, so hätte ihm vielleicht seine Weisheit selbst nicht über diesen Schmerz hinweghelfen können. Er, der ohne eine Spur von Romantik, ein ideales Leben führte, starb zur rechten Zeit ideal verklärt. Die Freundschaft und die Philosophie, welche sein Leben gehoben und ihm Ruhm verliehen hatten, brachen ihm gewissermaßen das Herz. Als Mendelssohn sich anschickte, seinem unvergessenen Freunde ein Denkmal zu setzen und ihn den künftigen Geschlechtern in seiner wahren Größe zu zeigen, erfuhr er durch Jakobi, daß Lessing kurz vor seinem Tode sich enschieden der spinozistischen Philosophie zugeneigt hatte. „Lessing ein Spinozist!" Das war für Mendelssohn ein Lanzenstich durch's Herz. Ihm war nichts so sehr zuwider als Spinoza's pantheistisches System, welches den persönlichen Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, woran Mendelssohn's Herz mit allen seinen Fasern hing, rundweg in Abrede stellte. Lessing sollte eine solche Ueberzeugung gehegt haben, und er, der Busenfreund, sollte so gar nichts davon gewußt haben! Es war zugleich Eifersucht auf den Freund, der Andern das Geheimniß seines Geistes mitgetheilt haben sollte, was er ihm so sorgfältig verbarg, und eine tiefe Verstimmung, daß dieser sein Busenfreund nicht seine Ueberzeugung getheilt haben sollte. Er ahnte, daß seine Philosophie, wenn Lessing sie mißfällig befunden haben sollte, als veraltet bei Seite geschoben werden würde. Sein ganzes Wesen stemmte sich dagegen. Diese Gedanken raubten ihm die Ruhe seiner letzten Lebensjahre, machten ihn leidenschaftlich, aufgeregt, fieberhaft. In seiner letzten philosophischen Arbeit, den „Morgenstunden" (eigentlich Vorlesungen für seinen Sohn, woran auch seine Töchter und andere jüdische und christliche Jünglinge Theil nahmen), heuchelte er noch Ruhe. Aber bei der Ausarbeitung der Schrift zur Widerlegung Jakobi's „an die Freunde Lessings" übermannte ihn die Aufregung so sehr, daß sie ihm den Tod zuzog (4. Jan. 1786). Dieser gewissermaßen ideale Tod für Freundschaft und Weisheit schloß sein Leben würdig ab und zeigte ihn der Nachwelt, wie er seinen zahlreichen Freunden und Verehrern erschien, als einen Charakter von Aufrichtigkeit und Echtheit, an dem gar nichts Falsches und Erheucheltes war. Um den Mann, der vier Jahrzehnte vorher beklommenen Herzens an eins der Thore Berlins ängstlich gepocht hatte, ob ihn nicht der christliche oder jüdische Büttel flammenden Blickes zurückweisen würde, trauerte fast die ganze preußische Hauptstadt und auch viele

strebsame Männer in und außerhalb Deutschlands. Mit Wehmuth theilte Schleiermacher's Oheim (Stubenrauch), ein kirchlich-frommer Prediger, seinem Neffen den Verlust mit, den die deutsche Literatur durch Mendelssohn's Tod erlitten hatte[1]). Am schmerzlichsten wurde dieser Verlust in Berlin empfunden. Es war allerdings nicht mehr dasselbe Berlin, das er so schüchtern und verzagt betreten hatte, sondern ein verjüngtes, bereits für die Civilisation erobert, an dessen Erziehung auch Mendelssohn seinen Antheil hatte. Schon der Versuch seiner christlichen Freunde (Nikolai, Biester und Engel, Erzieher des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm III.), im Verein mit seinen jüdischen Verehrern auf eine Pyramide auf dem Opernplatze neben Leibnitz, Lambert und Sulzer auch Mendelssohn's Bildniß anzubringen — wenn er auch nicht allgemeine Theilnahme fand — charakterisirt den Fortschritt der Zeit. Der verwachsene Sohn des sogenannten Zehngebotschreibers von Dessau war eine Zierde Berlin's geworden.

[1]) Aus Schleiermachers Leben, Briefe I. S. 39.

Drittes Kapitel.

Das neue Chaßidäerthum.

Vernunft und Mystik im Bunde. Israel Baalschem, sein Lebensgang, lärmendes Leben und Wunderthuerei. Ankampf gegen die Rabbinen. Beer Mizricz, sein Hochmuth und Schwindelei. Auflösung der Vier-Länder-Synode. Kosakengemetzel in Polen. Elia Wilna, sein Charakter und Studienart. Die Mizriczer und Karliner Chaßidäer. Strenges Verfahren gegen sie in Wilna. Beer Mizricz' Tod. Seine Nachfolger. Der Kozeniczer Maggid und Schneor Salman von Liadi. Die Lachowizer, Ljubowizer oder Chabads. Neue Verfolgungen gegen die Chaßidäer hindern ihre Vermehrung nicht.

(1750—1786.)

Sobald ein geschichtliches Werk seine Dienste gethan und eine Wandelung erfahren soll, tauchen von verschiedenen Seiten neue Erscheinungen auf und nehmen eine feindliche Haltung an, um es zu umwandeln oder aufzulösen. Es war vorauszusehen, daß die durch Mendelssohn angebahnte Verjüngung des jüdischen Stammes eine Umgestaltung und Zersetzung der religiösen Lebensformen innerhalb der Judenheit herbeiführen würde. Die Neuerungssüchtigen haben es gewünscht, gehofft und erstrebt, die Altfrommen geahnt und gefürchtet. Dieser Auflösungsproceß wurde auch auf einem andern Wege, auf einem andern Schauplatze unter ganz andern Bedingnissen und mit andern Mitteln eingeleitet, und das war nicht vorauszusehen. Es entstand in Polen ein neues Essäerthum, mit gleichen Formen wie das alte, mit Waschungen und Baden, mit weißen Kleidern, Wunderheilungen, prophetischen Träumereien. Es ging wie das Alte aus dem Schooße der Ueberfrömmigkeit hervor, richtete sich aber bald gegen die eigene Mutter und birgt vielleicht Keime eigener Art in seinem Schooße, die, weil sie noch im Entfalten begriffen sind, nicht bezeichnet werden können. Es klingt sonderbar, daß zur selben Zeit, als Mendelssohn das vernünftige Denken für das Wesen des Judenthums erklärte und, so zu sagen, einen weit verbreiteten Orden von Aufgeklärten stiftete,

eine Fahne aufgepflanzt wurde, welche den grassesten Wahnglauben als Grundcharakter des Judenthums verkündete, und ein eigener Orden von wundersüchtigen Mitgliedern entstand. Beide Neugestaltungen nahmen eine feindliche Haltung gegen das bestehende, althergebrachte Judenthum an und erzeugten eine klaffende Spaltung. Die Geschichte ist in ihrer Zeugungskraft eben so mannigfaltig und räthselhaft, wie die Natur. Auch sie bringt dicht neben einander Heilkräuter und Giftpflanzen, liebliche Gebilde und häßliche Sumpfgewächse hervor. Die Vernunft und die Unvernunft gingen gewissermaßen ein Bündniß ein, um von zwei Seiten den Riesenbau des talmudischen Judenthums zu zerbröckeln. Den Versuch, den die Geschichte schon einmal gemacht hat, als sie zu gleicher Zeit Spinoza und Sabbataï Zewi aufstellte, um an dem bisherigen Bestande des Judenthums zu rütteln, wiederholte sie, indem sie zu gleicher Zeit einen Vertreter der Vernunft und der Unvernunft gegen denselben bewaffnete. Die Aufklärung und die kabbalistische Mystik reichten einander die Hände, um das Werk der Zerstörung zu beginnen. Mendelssohn und Israel Baalschem, welche Gegensätze! Und doch haben Beide unbewußt den Grundbau des talmudischen Judenthums unterwühlt. Die Entstehung der bereits zahlreichen und in raschem Wachsen begriffenen Neuchassidäer liegt dem Auge nicht so klar vor, wie die von Mendelssohn angebahnte Bewegung. Die neue Sekte, eine Tochter der Finsterniß, ist im Dunkel geboren und wirkt auch heute noch auf dunklen Wegen fort. Nur wenige Umstände, die zu ihrer Entstehung und Fortpflanzung beigetragen haben, sind bekannt.

Ihre ersten Begründer waren Israel aus Miedziboz (geb. um 1698, st. 1759) und Beer aus Mizricz, (geb. um 1700, st. 1772[1]). Der Erstere erhielt von seinen Verehrern und Gegnern in gleicher Weise den Beinamen: „Der Wunderthäter durch Beschwörungen im Namen Gottes", Baalschem oder Baal-Schem-tob und in der damals beliebten Abkürzung Bescht[2]). So unschön wie der Name Bescht, war das Wesen des Stifters und der Orden, den er in's Leben gerufen hat. Die Huldgöttinnen saßen nicht an seiner Wiege, wohl aber der Wunderglaube, und er füllte sein Gehirn so sehr mit Phantasiebildern, daß er sie von wirklichen, handgreiflichen Wesen nicht mehr unterscheiden konnte. Israel's Jugenderlebnisse

1) S. über Beide und den Chaßidismus überhaupt Note 2.
2) בעש"ט, auch ריב"ש abbrevirt: ר' ישראל בעל שם.

sind unbekannt. Nur so viel ist sicher, daß er früh verwaist, arm, sich selbst überlassen war und einen großen Theil seines Jünglingsalters in den Wäldern und Höhlen des Karpathengebirges zugebracht hat. Die karpathischen Bergausläufer, welche in Südgalizien und die Bukowina hineinstreifen, zwischen Kuty (Kutow) und Kassow, am Quellenursprung des Pruth, waren seine Erzieher. Hier lernte er, was er in den dunklen, engen, schmutzigen Löchern, die man in Polen Schulen nannte, nicht gelernt haben würde, das Alphabet der Naturlaute verstehen. Die Gebirgs- und Quellengeister flüsterten ihm Geheimnisse zu. Hier lernte er auch, wahrscheinlich von kräutersammelnden Bäuerinnen, auf Bergspitzen und an Flußrändern die Verwendung von Pflanzen zu Heilmitteln. Aber wie diese der Heilkraft der Natur nicht trauten, sondern Besprechungen und Beschwörungen von guten und bösen Geistern hinzufügten, so gewöhnte sich Israel ebenfalls an diese Heilmethode. Er wurde ein Wunderdoktor. Auch die Noth war seine Lehrerin; sie lehrte ihn zunächst beten. Wie oft mag er in seiner Verlassenheit und Verwaistheit Mangel selbst an trocknem Brod gelitten haben, wie oft mag er von wirklichen oder eingebildeten Gefahren umgeben gewesen sein! In solcher Noth betete er die aus der Synagoge geläufigen Formeln; aber er sprach sie mit Inbrunst und tiefer Andacht aus oder schrie sie in die Bergeseinsamkeit mit lauter Stimme hinein. Das laute, schreiende Gebet erweckte die Echo's in den Bergen, welche ihm Antwort auf seine Fragen zu geben schienen. Er scheint nicht selten in eine verzückte Stimmung gerathen und sie auch geradezu durch rasende Bewegung des ganzen Körpers beim Beten hervorgerufen zu haben. Die Bewegung trieb ihm das Blut in den Kopf, machte seine Augen flimmern und versetzten Leib und Seele in einen solchen Zustand der Ueberreizung, daß er eine Todesschwäche empfand. War es eine magnetische Spannung der Seele, welche die Bewegungen und das schreiende, singende Beten in ihm erzeugt haben?

Israel Baalschem behauptete, daß er in Folge solchen Körperaufregenden und aufreibenden Gebetes einen tiefen Blick in die Unendlichkeit zu erlangen pflege. Seine Seele stiege bis zur Lichtwelt hinauf, höre, sähe da göttliche Geheimnisse und Offenbarungen, träte in Zwiegespräche mit den hehren Geistern und sei im Stande, durch deren Vermittelung die Gnade Gottes, Glück und besonders Abwendung von drohenden Gefahren zu erflehen. Auch Einblicke in die Zukunft

durch Entschleierung ihrer Geheimnisse rühmte sich Israel Miedziboz. War es plumpe Aufschneiderei oder Selbsttäuschung oder Ueberschätzung krankhafter Seelenerscheinungen? Es giebt Personen, Zeiten und Schauplätze, in denen die Grenzlinie zwischen Betrügerei und Selbstbetrug nicht zu unterscheiden ist. In Polen war gerade zur Zeit Israel's in dieser Gegend bei der Ueberspannung, welche die Kabbala der sabbatianischen Schwindelei erzeugt hatte, die fieberhafte Erwartung einer baldigen messianischen Erlösung, Alles möglich und Alles glaublich. In Polen lebte und webte die Phantasie in Juden und Christen im Außerordentlichen und Außergewöhnlichen wie in einem natürlichen Elemente. Israel glaubte steif und fest an seine in dem aufgeregten Zustande seiner Seele und seines Körpers geschauten Gesichte, er glaubte an die Macht seines Gebetes. In diesem Wahn verstieg er sich zu der lästerlichen Aeußerung, daß Gebet sei eine Art ehelicher Verbindung (Siwug) des Menschen mit der Gottheit (Schechina), und darum müsse es unter Erregung vor sich gehen. Mit der angeblich höheren Kunde von geheimen Heilmitteln und von der Geisterwelt ausgerüstet, die er in der Einsamkeit durch göttliche Gnadenspenden erlangt zu haben glaubte, begab sich Israel in die Gesellschaft, um seine höhere Begabung zu bethätigen. Es muß rühmend von ihm anerkannt werden, daß er sie nicht mißbrauchte, um ein Geschäft daraus zu machen und seine Lebensexistenz darauf zu gründen. Er trieb Anfangs das niedrige Gewerbe eines Fuhrmanns, machte später Pferdegeschäfte und pachtete hin und wieder, zu größeren Mitteln gelangt, eine Dorfschänke.

Dauernd ließ er sich in Miedziboz, einem Städchen in Podolien, nieder. Gelegentlich wendete er auf Verlangen seine Wundercuren an und erlangte dadurch einen so großen Ruf, daß er selbst von polnischen Edelleuten zu Rathe gezogen wurde. Auffallend wurde er den Leuten durch sein geräuschvolles, rasendes Beten, das ihn auch so verklärt haben mochte, daß sie in ihm den Fuhrmann oder den Roßtäuscher nicht wieder erkannten. Bewundert wurde er durch seine Entdeckung in Geheimniß gehüllter Dinge. In Polen hielten nicht bloße Ungelehrte und nicht bloß Juden solche Gaben und Wunder für möglich. Die Jesuiten und die Kabbalisten hatten Christen und Juden dieses Landes in gleicher Weise dumm gemacht, in den Zustand urweltlicher Barbarei versetzt.

Bescht zeichnete sich weder durch tiefe Talmudkenntnisse, noch

durch Einsicht in die Kabbala aus; er galt vielmehr als ein vollständig Unkundiger in diesen Fächern und ließ diese Meinung von sich bestehen, obwohl er durchaus nicht so sehr unwissend war. In Polen, wo die Luft in den jüdischen Stadtvierteln, so zu sagen, talmudisch und kabbalistisch geschwängert war, gehörte für einen Mann, der nicht ganz stumpfsinnig war, nicht sehr viel dazu, sich diese Kenntnisse oberflächlich anzueignen, um die Sprache des Talmud und des Sohar reden zu können. Gerade weil Beścht nicht zum Rabbinerstande gehörte und nicht einer kabbalistischen Schule angehörte, wurde er, wenn seine Curen scheinbar anschlugen und seine Prophezeiungen eintrafen, für einen Wunderthäter gehalten. Ein Umstand machte ihn besonders in großen Kreisen beliebt. Israel war nicht wie diejenigen, welche sich mit der Afterwissenschaft der Kabbala beschäftigten, ein Kopfhänger; er ging nicht düster umher, fastete nicht viel, kasteiete sich gar nicht, war vielmehr heiter und lustig und machte derbe Späße. Er behauptete, nur in heiterer Stimmung müssen die Gebete an Gott gerichtet werden, und nur solche wirkten auf die Seele wie auf die Eröffnung der Gnadenströme. Traurigkeit und düsteres Wesen waren ihm verhaßt. Geweckter und guter Laune ging er in den Straßen umher, rauchte seine Pfeife, klopfte und streichelte Rosse und sprach mit Jedermann, auch mit Weibern — was in Polen damals eines anständigen Mannes für nicht würdig galt. Das hinderte ihn nicht, zur Zeit des Gebetes oder auch zur Unzeit in sein Kämmerlein zu gehen und sich durch Gesang, Geschrei und tolle Körperbewegungen zu betäuben oder in Verzückung zu setzen.

Es wäre mit sonderbaren Dingen zugegangen, wenn ein solcher Wunderdoktor, der sichtlich mit der Geisterwelt zu verkehren schien, keine Anhänger hätte finden sollen. Wollte er denn eine neue Sekte stiften? Schwerlich. Es schlossen sich eigentlich ihm Gleichgesinnte an, welche einen religiösen Drang fühlten, und ihn weder durch ein strenges Büßerleben, noch durch ein mechanisches Hersagen vorgeschriebener Formeln befriedigen zu können vermeinten. Sie vereinigten sich mit Israel in Miedziboz, um andachtsvoll, d. h. mit Singsang und Händeklatschen, Verbeugen, Körperbewegungen, Springen, unter Lärmen und Schreien zu beten. Fast um dieselbe Zeit entstand in England (Wales) eine christliche Sekte, „die Springer" (Jumpers) genannt, welche sich durch ähnliche Bewegungen beim Gebete in Verzückung und Hellseherei

versetzten. Zur selben Zeit entstand in Nordamerika die Sekte der Schüttler (Shakers), von der Irländerin Johanna Lee hervorgerufen, die ebenfalls durch Raserei beim Gebete mystisch-messianischen Phantomen nachjagte. Israel braucht kein Betrüger gewesen zu sein, um Anhänger zu finden. Die Mystik und die Raserei wirken ansteckend. Noch mehr zog er Solche an, welche lustig und heiter leben wollten und doch dabei eine hohe Lebensaufgabe zu erfüllen gedachten, in Heiterkeit und Sorglosigkeit der Nähe Gottes gewiß zu sein und die messianische Zukunft zu fördern. Sie brauchten nicht über Talmudfolianten zu hocken, um einer höheren Frömmigkeit theilhaftig zu werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die mit dem Bann belegten und verfolgten Sabbatianer, welche sich Anfangs um den Abenteurer Jakob Leibowicz Frank in derselben Zeit geschaart hatten, mit ihm aber nicht durch Dick und Dünn bis zur Schwelle der katholischen Kirche gehen mochten (B. X. S. 425), sich zu Bescht gesellt haben, um einerseits der Verfolgung zu entgehen, und andererseits dem Joche übertriebener Religiosität, dessen sie sich bereits entwöhnt hatten, nicht unterworfen zu sein. Solchergestalt entstand die Sekte oder richtiger der Orden der Neuchaßidäer. In einem Jahrzehnd sollen sich bereits 10,000 Fromme um Israel Bescht geschaart haben, die sich Anfangs nur durch ihr sonderbares und langanhaltendes Beten, durch Waschung vor dem Beten nach Art der Essäer, durch ein heiteres Wesen und vielleicht auch durch das Tragen eines Gürtels von Baumwolle statt von Tuch von den übrigen polnischen Juden unterschieden.

Es wurde aber in den neuchaßidäischen Kreisen Ton, über die Talmudisten zu spötteln. Weil diese sich über das ungelehrte Haupt des neuen Ordens lustig machten, der einen Anhang hatte, ohne der zünftigen Genossenschaft anzugehören, ohne in Talmud und Zubehör eingeweiht zu sein, setzten die Chaßidäer den Werth des Talmudstudiums herab, daß es nicht im Stande sei, ein wahrhaft gotterfülltes Leben zu fördern. Als der Bischof von Kamienez Podolski in Folge der gemeinen Anschuldigungen von Seiten der Frankisten den Befehl erlassen hatte, Jagd auf die Talmudexemplare zu machen und sie zu verbrennen (B. X. S. 428), soll Israel Bescht sich scharf über die Rabbiner ausgelassen haben: Sie allein hätten Schuld an diesem Trübsal, weil sie durch falsche Voraussetzungen Lügenhaftes erdichteten. Er soll auch von dem Vertreter der Vier-Länder-Synode vorgeladen

worden sein, sich darüber zu verantworten, wie er sich, als Unkundiger im Talmud, göttlicher Offenbarung rühmen könne, und er soll ihnen eine beschämende Antwort gegeben haben. Doch ist diese Nachricht nicht als Thatsache anzusehen. Allen Sektenstiftern werden hinterher von Seiten ihrer Anhänger muthvolle und beschämende Kraftworte gegen ihre Gegner und Richter in den Mund gelegt. Aber ein verdeckter Krieg bestand zwischen den Neuchaßidäern und den Rabbinern jedenfalls; diese konnten jenen jedoch so lange nichts anhaben, als Israel's Anhänger sich von dem bestehenden Judenthum nicht entfernten. Die Spannung steigerte sich erst nach dem Tode des ersten Begründers unter Beer von Mizricz, als die Verwilderung und Entartung zunahm [1]), zu einer förmlichen Spaltung.

Dob Beer (oder Berisch) war kein Phantast wie Israel, vielmehr ein feiner Kopf, der sich auf Seelenzustände und auf das, was Effekt macht, sehr gut verstand, und sich daher die Gemüther und den Willen Anderer unterthänig machen konnte. Obwohl er erst kurz vor Israel's Tod in dessen Kreis eingetreten war, so erhielt er doch, man weiß nicht, ob durch dessen Zustimmung oder nicht, mit Uebergehung von dessen Sohn und Schwiegersöhnen, die Nachfolgerschaft und Führerschaft über die neuchaßidäische Gemeinde. Beer, welcher den Mittelpunkt nach Mizricz (einem Städtchen in Volhynien) verlegt hat, war seinem Meister in vielen Stücken überlegen. Er war in das talmudische und kabbalistische Schriftthum eingelesen und ein geschickter Prediger (Maggid), der die entlegensten Bibelverse sowie agadische und soharistische Aussprüche für seine Zwecke zusammenzureimen und seine Zuhörer zu überraschen wußte. Dadurch nahm er von dem chaßidäischen Kreise den Makel der Ungelehrtheit, welcher in Polen außerordentlich schändete, und erhielt einen größeren Zuwachs an Anhängern. Er hatte eine ehrfurchtgebietende Gestalt, mischte sich nicht unter das Volk, lebte vielmehr die ganze Woche hindurch in einem Zimmerchen zurückgezogen, nur für seine Vertrauten zugänglich, und erlangte dadurch den Schein des mysteriösen Verkehrs mit der Himmelswelt. Nur am Sabbat zeigte er sich allen denen, welche sehnsüchtig waren, seines Anblickes gewürdigt zu werden. An diesem Tage erschien er prachtvoll in Atlas gekleidet, Alles weiß (die Farbe der Gnade in der kabbalisti-

[1]) Künstlerisch vollendet ist diese Entartung geschildert in Erter's חכמה וחסידות Gesammtausgabe הצ:פה von Letteris p. 75 fg. auch S. 30 u. in einem Briefe das. p. 99.

schen Sprache), Oberkleid, Schuhe und selbst die Tabaksdose. An diesem Tage pflegte er mit seinen Vertrauten, den Auswärtigen, welche zu ihm gewallfahrtet waren, den Neuangeworbenen und Neugierigen, welche den kabbalistischen Heiligen und Wunderthäter zu sehen wünschten, gemeinschaftlich zu beten, auf dieselbe Weise wie es Israel Beschi eingeführt hatte. Um die zum andächtigen Gebete nothwendige heitere Stimmung zu erzeugen, pflegte er sich in gemeinen Späßen zu ergehen, wodurch die Anwesenden in eine ausgelassene Lustigkeit geriethen, z. B. Einen aus dem Kreise necken und umwerfen zu lassen. Inmitten dieser kindischen Fröhlichkeit rief er plötzlich: „Jetzt dienet dem Herrn in Freude".

Unter Beer's Leitung blieb zwar scheinbar das chaßidäische Wesen in derselben Gestalt wie unter seinem Vorgänger: Inbrünstiges, zappelndes Beten, Begeisterung (Hitlahabut), Wunderkuren und Enthüllung der Zukunft. Aber da diese Thätigkeiten nicht wie bei Israel aus dessen eigenartiger Seelenstimmung oder Krankhaftigkeit kamen, sondern nur nachgeahmt wurden, so mußten Künstelei oder Blendwerk dem nachhelfen, was die Natur versagt hatte. Der chaßidäische Führer oder Zaddik (der vollkommen Fromme) mußte nun einmal im Gebete begeistert, verzückt sein und Erscheinungen haben. Aber wie kann ein kluger Rechner begeistert erscheinen? So mußte die in Polen so beliebte Alkoholflasche die Stelle des inneren, eingebenden Dämons vertreten. Beer hatte nicht die Kunde von Heilkräutern, welche sein Vorgänger in den karpathischen Bergen erlangt hatte. So verlegte er sich darauf, sich einige medizinische Kenntnisse anzueignen, und wenn die Mittel nicht anschlugen, so starb der Kranke — an seiner Sündhaftigkeit. Die Zukunft zu verkünden, war noch schwerer, und doch mußte es geschehen: sein Ruf als Wunderthäter hing davon ab. Beer wußte auch dafür Rath. Er hatte unter seinen Vertrauten einige gewandte Kundschafter, würdig, in der Geheimpolizei zu dienen. Diese brachten Vieles heraus, was mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt war, und hinterbrachten es dem Meister; so konnte er den Schein der Allwissenheit annehmen. Oder seine Spione begingen Diebstähle; wandten sich die Betroffenen an den „Heiligen" in seiner Klaus (Klosel), sie zu entdecken, so war er im Stande, den Ort genau zu bezeichnen, wo sich die vermißten Gegenstände befanden. Waren Fremde, von seinem Rufe angezogen, in seiner Nähe, so wurden sie, wie gesagt, immer erst an dem

nächsten Sonnabend zur Theilnahme an dem chaßidäischen Hexensabbat zugelassen. Inzwischen hatten seine Kundschafter durch geschickte Fragen und anderweitige Ausforschungen die Erlebnisse und geheimen Wünsche der Fremden herausgebracht und sie dem Zaddik mitgetheilt. Bei der ersten Begegnung konnte Beer scheinbar harmlos in einer künstlich angelegten Predigt jedem der Fremden ein Wort hinwerfen, wodurch diese die Ueberzeugung gewannen, daß er in ihre Herzen geblickt hatte und ihre Vergangenheit kannte. Durch solche und ähnliche Mittel wußte er sich als Allwissender zu behaupten und die Schaar seiner Anhänger zu vermehren. Jeder Neuangeworbene verkündete dessen göttliche Begabung und lockte andere Anhänger herbei.

Zur festen Begründung seines Ansehens stellte Beer eine Theorie auf, welche in folgerichtiger Anwendung höchst schädliche und verderbliche Erscheinungen zu fördern geeignet ist. Gestützt auf die kabbalistische Formel, „der Gerechte oder Fromme ist der Grund der Welt"[1], schraubte er diese Theorie von der Bedeutung des Zaddik oder des chaßidäischen Oberhauptes so hoch hinauf, daß sie Gotteslästerlichkeit aussprach: Ein Solcher sei nicht blos der vollkommenste, sündenlose Mensch, er sei nicht blos Mose, sondern der Stellvertreter Gottes und dessen Abbild. Alles und Jedes, was der Zaddik thue und treibe und denke, habe einen entscheidenden Einfluß auf die höhere und niedere Welt. Die lurjanische Kabbala hatte zwar Aehnliches aufgestellt, daß der Fromme durch Ausübung der religiösen Gebote auf die Himmelssphäre einwirken und gewissermaßen die Gottheit nöthigen könne, die Gnadenströme auf die irdische Welt zu ergießen. Aber Beer Mizriez' verderbliche Lehre ging noch weiter. „Gottes Herrlichkeit füllt die Welt" bedeute, daß kein Punkt im Weltenraum, auf Erde wie im Himmel, des göttlichen Wesens baar oder „entleert" sei; in Allem sei die Gottheit vielmehr gegenwärtig, zeige sich ihr Leben. Ganz besonders offenbare sich die Gottheit in dem Thun und Lassen des Zaddik, keine seiner geringsten Handlungen seien gleichgültiger Natur. Wie er sein Kleid trage, seine Schuhe binde, seine Tabakspfeife rauche, er möge tiefsinnig predigen oder plumpe Späße machen, das Alles habe eine höhere Beziehung zur Gottheit, bedeute ebenso viel wie eine religiöse Pflichterfüllung.

[1] צדיק יסוד עולם, in der Kabbala ursprünglich nur eine Spielerei mit Worten.

Selbst wenn er aus der Flasche Begeisterung schöpfe, wirke er damit auf die höhere und niedere Welt ein. Welcher bodenlose Wahn! Das Alles hat die Afterlehre der Kabbala verschuldet, welche trotz der unsäglichen Verwirrungen, welche sie von Sabataï Zewi an bis auf Frank zu Wege gebracht hat, trotz der Bekämpfung, die ihre Grundschrift, der Sohar, in derselben Zeit durch Jakob Emden erfahren hatte [1]), doch noch immer die Köpfe der polnischen Juden benebelte. Der Zaddik, d. h. Berisch Mizriez, sei nach dieser Theorie der Inbegriff aller Macht und Herrlichkeit auf Erden. Er dünkte sich in seinem „Stübel" oder „Klosel", d. h. in seinem schmutzigen Zimmerchen der Zurückgezogenheit ebenso groß, wie der päbstliche Stellvertreter Gottes auf Erden in seinen Prachtpalästen. Auch Stolz müsse der Zaddik den Menschen gegenüber geltend machen, das geschehe Alles „zur Ehre Gottes" — ein Katholizismus innerhalb der Judenheit.

Beer's Theorie sollte aber nicht müßig und unfruchtbar bleiben, sondern ihm Ehren und Ertrag bringen. Während der Zaddik für den Bestand der Welt, für die Gnadenspenden und besonders für Israel's Erhaltung und Verherrlichung Sorge trage, sollten seine Anhänger auf dreierlei Tugenden bedacht sein. Es sei ihre Pflicht, sich ihm zu nähern, seines Anblickes zu genießen, von Zeit zu Zeit zu ihm zu wallfahrten. Sie müßten ferner ihm ihre Sünden beichten; dadurch allein könnten sie auf Sündenvergebung rechnen. Endlich müßten sie ihm Geschenke, reiche Geschenke bringen, die er auf das Wirksamste zu verwenden wisse. Auch für seine Kehle zu sorgen, sei ihre Pflicht. Man glaubt sich in die Zeit der Baalspriester versetzt, so gemein und anwidernd lautet diese Verkehrtheit. Das Traurige dabei ist, daß diese, eines Fetisch anbetenden Volkes würdige Lehre Anklang fand, in Polen Anklang fand, wo ein Uebermaß von Kunde des jüdischen Schriftthums herrschte. Aber gerade diese Ueberfüllung und, so zu sagen, Ueberfütterung der geistigen Verdauungswerkzeuge hat diese trübselige Erscheinung zu Wege gebracht. Das Organ des Geistes war unter den polnischen Juden so überreizt worden, daß ihnen das Geschmackloseste noch mehr zusagte, als das Geschmackvolle.

Beer sandte ordentliche Apostel zur Verbreitung seiner Lehre aus.

[1]) Schon 1757 in ס' שמוש, noch mehr aber in מטפחת ספרים 1768.

Seine brauchbarsten Werkzeuge waren zunächst Joseph Jakob Kohen aus Raschkow, Elimelech aus Lyzenz, Nahum aus Tschernobyl, Prediger mit vielem Schwulst, welche diese verderbliche Lehre mit Verdrehungen von Schriftversen würzten. Einfältige, Schlauköpfe und Müßiggänger, deren es in Polen so viele gab, schlossen sich den Neuchaßidäern an, jene aus Neigung zur Schwärmerei und dem Wunderglauben, diese, die Listigen, um auf eine leichte Weise zu Geld und zu einem vergnügten Leben zu gelangen, und die Müßiggänger, weil sie an der Hofhaltung des Zaddik Beschäftigung und Befriedigung der Neugier fanden. Fragte man die Müßiggänger, woran sie dächten, wenn sie den ganzen Tag mit der Pfeife im Munde umherschlenderten, so antworten sie allen Ernstes: „Wir denken an Gott". Die Einfältigen aber, welche durch die chaßidäische Weise selig zu werden hofften, zerarbeiteten sich in Gebeten, bis sie vor Erschöpfung ohnmächtig niederfielen.

Zweierlei Umstände haben das Neuchaßidäerthum begünstigt, die Verbrüderung der Genossen unter einander und die Trockenheit und Verknöcherung des Talmudstudiums, wie es seit mehr denn einem Jahrhundert in Polen betrieben wurde. Die Chaßidäer bildeten von Anfang an unter einander eine Art Ordensgesellschaft, die zwar keine gemeinschaftliche Kasse hatte, wie ehemals die ihnen ähnlichen Essäer und Judenchristen, aber doch für die dürftigen Mitglieder Sorge trug. Bei den Verbindungen, die sie unterhielten, ihrem Auskundschafterwesen, ihrer Geschäftigkeit und Rührigkeit, war es ihnen leicht, die Geschäfts- und Brodlosen unter ihnen irgendwo unterzubringen. Zu dem Neujahrs- und Versöhnungsfeste pflegten auch die Entferntesten sich zum Zaddik zu begeben, eine Wallfahrt, wie einst zum Tempel, zu machen, Frau und Kinder zu verlassen, um die sogenannte heilige Zeit gemeinschaftlich mit dem Oberhaupte zuzubringen und sich an seinem Anblick und Gethue zu erbauen. Hier lernten die chaßidäischen Genossen einander kennen, besprachen ihre örtlichen Verhältnisse und leisteten einander Vorschub. Auch wohlhabende Geschäftsleute fanden bei solchen Versammlungen Gelegenheit, durch Besprechung mit Genossen, auf deren Treue und brüderliche Zugethanheit sie rechnen konnten, ihre Erwerbszweige zu finden und zu erweitern. Väter von mannbaren oder halbmannbaren Töchtern suchten und fanden hier leicht Männer für dieselben, was in Polen damals als eine hochwichtige Angelegenheit angesehen wurde. Die gemeinsamen Mahle an Sonn-

abenden und Festtagen Nachmittags befestigten das Band der Brüderlichkeit unter einander. Woher die Mahlzeiten für so viele Gäste bestritten wurden? Die reichen Chaßidäer sahen es als eine Gewissenssache an, den Zaddik reichlich zu unterstützen. Eine besondere Einnahmequelle bot ein Wahnglaube unter den vielen, daß das chaßidäische Oberhaupt für gewisse Summen im Stande sei, drohende Gefahren abzuwenden und tödtliche Krankheiten zu heilen (Pidion, Auslösung). Durch Schreckmittel wurde auf schwachköpfige Reiche ein Druck ausgeübt, daß sie nur durch reiche Gaben sich einem über sie angeblich verhängten Unglück entziehen könnten. Wer ein gewagtes Geschäft unternehmen wollte, befragte den Zaddik wie ein Orakel über den Ausgang und zahlte dafür. Die klugen Chaßidäer, wie die Jesuiten, wußten Alles, hatten für Alles Rath, konnten auch durch ihre Schlauheit wirkliche Hilfe bringen. Der Zaddik mußte von seinen Einnahmen, er mochte noch so geizig sein, Armen und Bedrängten zufließen lassen. So fand hier jedes Mitglied Hilfe in der Noth. Begeistert kehrten sie von der Wallfahrt heim, das Gefühl, einem Bunde von Brüdern anzugehören, hob sie, und sehnsüchtig erwarteten sie die Wiederkehr der heiligen Zeit. Arme und Verlassene, Schwärmer und Schlaue konnten nichts Besseres thun, als sich diesem Bruderbunde, diesem leichtlebigen und doch religiösen Orden anzuschließen.

Aber auch ernste Männer fühlten sich durch das Bedürfniß des Gemüthes zu den Chaßidäern hingezogen. Das rabbinische Judenthum, wie es in Polen geübt wurde, bot dem Herzen keinerlei religiöse Erquickung. Die Vertreter desselben legten den höchsten Werth auf dialectische, gekünstelte Auslegung des Talmud und der Commentare. Noch dazu hatte das praktische Bedürfniß, weil die Rabbinen zugleich die Civilgerichtsbarkeit über ihre Glaubensgenossen ausübten, den civilgesetzlichen Theil des Talmud in den Vordergrund gestellt. Ausklügelung von Entscheidungen für neue, verwickelte Rechtsfälle beschäftigte die Talmudbeflissenen Tag und Nacht. Und diese Haarspalterei galt zugleich als höchste Religiosität, der alles Andere hintenangesetzt wurde. Hatte Einer derselben ein recht verwickeltes Thema im Talmud aufgelöst, etwas Neues gefunden (Thora genannt), so fühlte er sich behaglich und war seiner Seligkeit gewiß. Alles Uebrige, selbst Andachtsbedürfniß, Beten, gemüthliche Regungen, Einflußnahme auf die sittliche Haltung der Gemeinden, war ihnen

Nebensache, der sie kaum eine halbe Aufmerksamkeit schenkten. Das logische Formelwesen auf den Talmud oder richtiger auf die Gesetze von Mein und Dein angewendet, überwucherte in Polen alle übrigen Seelenkräfte. Die religiösen Pflichtvorschriften waren bei Talmudbeflissenen wie bei den Unwissenden zu gedankenlosen Uebungen und das Gebet zu einem bloßen Lippenwerk herabgesunken. Den Gemüthsmenschen war diese Trockenheit des Talmudstudiums, die daraus entstandene Disputirsucht, Rechthaberei und Stolz der Rabbinen widerwärtig, und sie warfen sich in die Arme des neuen Ordens, welcher der Phantasie und dem Gefühlswesen so viel Spielraum einräumte. Ganz besonders war es die Classe der Prediger, jener Halbtalmudisten, welche von den talmudgeschulten Rabbinen als unebenbürtig und verächtlich angesehen und behandelt wurden und ein kümmerliches Auskommen hatten oder gar am Hungertuche nagten, die sich dem Neuchaßidäerthum zuwendete, weil sie dort ihr Predigertalent verwerthen konnte, eine Ehrenstellung erhielten und vor Noth geschützt war. Durch solche Elemente vergrößerte sich der Kreis der Neuchaßidäer täglich mehr. Fast in jeder Stadt gab es Anhänger derselben, welche, wie gesagt, mit den Gesinnungsgenossen und dem Oberhaupt von Zeit zu Zeit in Verbindung traten.

Die Antipathie der Neuchaßidäer gegen die Rabbinen und Talmudbeflissenen nahm mit ihrer Erstarkung immer mehr zu. Die Trockenheit, Gemüthlosigkeit und Haarspalterei des Talmudstudiums und seiner Pflege wurde das Stichblatt des Spottes in den chaßidäischen Kreisen. Der Talmud, dieses Alles in Allem in Polen zu dieser Zeit, wurde von ihnen vernachlässigt und nur jener untergeordnete Theil desselben gepflegt, welcher Stoff und Anhaltspunkte für Predigten lieferte. Ein Jünger Beer's, Löb Szerham, äußerte sich: „Ich habe Beer in Mizricz nicht aufgesucht, um von ihm Thora (neue talmudische Ausklügelungen) zu hören, sondern um zu sehen, wie er seine Schuhe auszieht und bindet; das ist viel wichtiger. Was ist Thora? der Mensch muß selbst Thora sein in seinen Handlungen, Bewegungen, seinem Sprechen, seinem Betragen und seiner Verbindung mit dem Gott (durchs Gebet)." In der kabbalistischen Literatur fanden die Chaßidäer Belege genug, daß das Talmudstudium neben der höhern mystischen Weisheit keine Wichtigkeit habe. Mose de Leon und Isaak Lurja oder Chajim Vital hatten diese Lehre [1]) deutlich

[1]) S. B. VII. S. 505 und B. IX. Note 8 S. 79.

genug gepredigt. Aus dem Sohar entnahmen sie einen Spitznamen für die Talmudbeflissenen: „Vom Teufel erfüllte jüdische Weise“ (Schedin Jehudaïn). Sie, wie die Sabbatianer und Frankisten, sprachen ihnen den rechten Glauben ab oder sagten von ihnen, daß sie sich bloß mit der Aeußerlichkeit der Religion befaßten, ohne in den Kern zu dringen. Ehe sie sich's versahen, bildeten die Neuchaßidäer eine neue Sekte, welche die Gemeinschaft mit den talmudischen Juden verabscheute. Schon fühlten sie sich und Beer an ihrer Spitze stark genug, eine Neuerung einzuführen, welche, wie voraus-zusehen war, den Zorn der Rabbinen auf sie herabziehen würde. Da das Gebet und die damit verbundenen gottesdienstlichen Riten für sie die Hauptsache war, so kümmerten sie sich nicht um die Vorschriften des Ritual-Codex, wie viel gebetet und zu welcher Stunde die verschiedenen Gebete begonnen und beendet sein müßten, sondern nahmen ihre Stimmung zur alleinigen Richtschnur dafür. Durch die täglichen Waschungen, Reinigungen und andere Vorkehrungen vor dem Gebete (wobei auch das Tabakrauchen eine wichtige Rolle spielte), kamen sie selten dazu, die vorgeschriebene Zeit für das Gebet ein-zuhalten, sondern begannen es später, brachten wegen ihrer Körper-bewegungen und ihres Singsangs lange damit zu, brachen plötzlich ab und ließen manche Partieen weg. Die holprigen Einschiebsel in den Sabbat- und Festgebeten (die Piutim) waren ihnen besonders im Wege. Diese Einschiebsel zerstückeln die wichtigen und anregen-den Hauptbestandtheile des Gebetes. Um diese mit einem Schlage loszuwerden, führte Beer Mizricz das Gebetbuch des Hauptkabbalisten Isaak Lurja ein, welches größtentheils nach der portugiesischen Ord-nung angelegt ist, und jene poetanischen Zusätze nicht enthält. In den Augen der Stockfrommen war freilich diese Neuerung ein Haupt-vergehen oder eigentlich ein doppeltes, das Weglassen der durch die Gewohnheit geheiligten Einschiebsel und die Umwandelung des deutschen Ritus in den sefardischen. Einer umgekehrten Umwandlung würden sich damals auch die gebildetsten portugiesischen Juden, und Isaak Pinto vielleicht an der Spitze, widersetzt haben, so zähe hingen ja die portugiesisch oder deutsch redenden Juden an ihrer ererbten synagogalen Verschiedenheit.

Diese Neuerung wäre wahrscheinlich an den Neuchaßidäern streng geahndet worden, wenn nicht damals, als die politische Macht Polens gebrochen wurde, zugleich der feste politische Zusammenhang der

polnischen Judenheit aufgelöst worden wäre. Das durch Parteiung zerwühlte Polen, „in dem" (wie der Primas von Gnesen bei Eröffnung des Reichstages, März 1764 klagte) „die Freiheit unterdrückt, die Gesetze nicht befolgt, die Gerechtigkeit nicht gehandhabt wurde, der Handel darnieder lag, Flecken und Dörfer verwüstet, der Schatz ohne Geld, die Münze ohne Werth war"[1]), dieses von den Jesuiten geschwächte und von den Russen bereits als eine sichere Beute angesehene Polen hatte einen Schwächling zum König erhalten, Stanislaus August Poniatowski, den abgedankten Mitschuldigen der ehebrecherischen Kaiserin Katharina, den Spielball der inneren Parteien und der äußeren Feinde (Sept. 1764). Im ersten Jahre seiner Regierung erließ Poniatowsky unter andern Gesetzen auch dieses, welches den Gesammtverband der polnischen Juden aufhob[2]). Die Synode der Vier-Länder, welche, aus Delegirten von Rabbinen und Laien (Parnassim) zusammengesetzt, die Machtbefugniß hatte, Bannbullen zu schleudern und Geldstrafen zu verhängen, durfte nicht mehr zusammenkommen, Beschlüsse fassen und ausführen. Wahrscheinlich haben Juden selbst dem König dazu gerathen, diese Verfassung aufzulösen, vielleicht Baruch Javan, ein erbitterter Gegner der Sabbatianer und Frankisten, der noch unter Poniatowski Einfluß hatte[3]). Denn wie der polnische Reichstag, so war auch die Synode in Parteiungen zerfallen und hing von der Willkühr der Gewaltigen ab. Gerade wie im Polenreich die Conföderationen die Macht der Regierung lahm legten, so vereitelten örtliche Versammlungen durch Ungefügigkeit und Trotz die Beschlüsse der Synode. Schon bei den Streitigkeiten für und gegen Jonathan Eibeschütz[4]) hatte sich die Parteiung in ihrer ganzen tumultuarischen Gestalt gezeigt. So sank die Vier-Länder-Synode nach einem Bestande von etwa drei halben Jahrhunderten eben so klanglos ins Grab, wie sie entstanden war. Die Zeitgenossen haben

[1]) Raumer, historisches Taschenbuch 3. Jahrg. S. 417.

[2]) Czacki, Rosprawa o Zydach (Abhandlung über die Juden) ed. 1807, p. 105 nach der Constitution von 1764. Auf die Aufhebung der Synode spielt nur das Verdammungsurtheil der Brodyer Gemeinde gegen die Chaßidäer von 1772 an: בעת ההיא חכמי הדור פרנסי ומנהיגי ד׳ ארצות האבק רודף גירשו (מלכה רשעים) ובהיום הוסר המצנפת ימיר עריצים והרבית צדיקים (in) ויהים עתה).

[3]) Vergl. den Brief in Frank und die Frankisten S. 65 d. d. 1768.

[4]) B. X. S. 415.

es nicht einmal der Mühe Werth gehalten, die Urkunden ihrer Thätigkeit zu retten und der Nachwelt zu hinterlassen.

Die Auflösung der Synode kam den Neuchaßidäern außerordentlich zu Statten. Sie konnten nicht von den Vertretern der polnischen Gesammtjudenheit mit dem Banne belegt werden, sondern es blieb lediglich jeder einzelnen Gemeinde überlassen, gegen sie einzuschreiten und deren Zusammenkünfte zu verbieten. Aber auch dazu kam es sobald nicht, da der schwere Todeskampf, den Polen vor seiner ersten Verstümmelung zu bestehen hatte, die wohlhabenden Juden hart traf und sie mit Sorgen um die eigene Existenz erfüllte. Es brach der Conföderationskrieg aus, welcher viele Landstriche zur Einöde machte: Polen wurde von der ewigen Gerechtigkeit gerade dadurch bestraft, wodurch es gesündigt hatte. Es hatte im Namen des Papstes und der Jesuiten die Dissidenten allerwärts verfolgt und ihre Ueberbleibsel von allen Aemtern ausgeschlossen, und im Namen der Dissidenten warf Katharina die Zwietracht ins Land. Die Conföderation von Bar (in Podolien), geleitet von Pulawski, Potozki, Krasinski, hatte für die Erhaltung der katholischen Religion und der Freiheit, d. h. für die Adelsprivilegien die Fahne des Aufstandes aufgepflanzt, da hetzten die Russen zum zweiten Male Zaporoger Kosaken, die wilden Haidamaks, gegen Polen, die mit allen Todesarten gegen polnische Adliche, Geistliche und Juden wütheten. In der Stadt Homel, der einzigen festen Stadt in dem Gebiet von Mohilew, wohin sich Alles geflüchtet hatte, wurden bei diesem Aufstande der Kosaken wie bei dem ersten[1]), durch Gonto's Arglist viele Tausend Juden neben 10,000 Polen erschlagen (20. Juni 1768). Die Haidamaks hängten neben einander einen Edelmann, einen Juden, einen Mönch und einen Hund auf und fügten die höhnende Inschrift bei: „Alles ist gleich." Die unmenschlichsten Grausamkeiten wurden an den Gefangenen und Wehrlosen verübt. Dazu kamen noch die Türken, welche angeblich als Retter Polen's auftraten und ihrerseits mordeten und plünderten. Die Ukraine, Podolien und überhaupt die südpolnischen Provinzen wurden in Einöden verwandelt. Dieser unglückliche Zustand dauerte bis zur ersten Theilung Polens. Viele südpolnische Juden siedelten sich vor der Kriegswuth in Volhynien, Litthauen und Kleinrußland an.

[1]) B. X. S. 70 fg.

Dieses Unglück brachte den Neuchaßidäern mehr Nutzen als Schaden. Auch sie breiteten sich im Norden aus, und während sie früher ihr Wesen nur in kleinen und verhältnißmäßig jungen Gemeinden treiben konnten, faßten sie seit der Zeit Fuß in den großen und alten Gemeinden. Schon war ihre Zahl so sehr gewachsen, daß sie zwei Stämme bildeten; Mizriczer und Karliner, die erstern nach dem Grundstock und die Letztern nach einem Städtchen Karlin (unweit Pinsk) genannt, vielleicht von Ahron Karlin gegründet, einem Bewunderer von Beer Mizricz, der im sechs und dreißigsten Jahre verstorben, von den Chaßidäern als ein Heiliger und Reiner verehrt wird. Die Karliner breiteten sich im Norden von Szklow, Minsk bis nach Wilna und Brody aus. Doch verfuhren sie Anfangs vorsichtig. Sobald mindestens zehn zusammentrafen, suchten sie sich ein Betzimmer (Stübel) aus, trieben dort ihr Wesen und suchten neue Anhänger anzuwerben, aber Alles mit vieler Klugheit, um nicht eher entdeckt zu werden, als bis sie festen Fuß gefaßt hatten. In Litthauen war ihre Art noch nicht bekannt, und so erregten sie anfangs keinen Verdacht. Indessen verriethen sie sich doch in Szklow; das Rabbinat stellte eine Untersuchung an, und ihre Aenderung des Synagogen-Ritus genügte, sie für schuldig zu befinden und zu verurtheilen. Es traf aber nur die Wenigen in diesem Städtchen; die Verbindung derselben mit einem zahlreichen Orden, der von einem Oberhaupte geleitet wurde, scheint in Szklow nicht beachtet worden zu sein. Erst in Wilna erhob sich ein Sturm gegen die Chaßidäer, der sie zu Boden warf, und es gehörte dazu ihre ganze Zähigkeit und ihre Geschicklichkeit, sich todt zu stellen, daß sie nicht davon aufgerieben wurden.

Der heftige Kampf gegen sie ging von einem Manne aus, der während seines Lebens und über das Grab hinaus segensreich wirkte und der in einer günstigeren Umgebung, wie Mendelssohn, für die Verjüngung seiner Stammgenossen hätte wirken können. Elia Wilna (geb. 1720 st. 1797[1]), dessen Name noch heute von den litthauischen Juden unter der Bezeichnung „der Gaon" mit Ehrfurcht und Liebe ausgesprochen wird, war eine seltene Ausnahme unter den polnischen Juden, von lauterstem Charakter und hoher Begabung, die er nicht für Verkehrtheiten mißbrauchte. Es genügt,

[1]) Seine Biographie enthalten עליות אליהו von Josua Heschel, Wilna 1856, Finn קריה נאמנה p. 133 fg.

um seinen Charakter ins Licht zu setzen, daß er bei seiner umfassenden und tiefen Talmudgelehrsamkeit kein Rabbinat annehmen mochte, im Gegensatz zu seinen Standesgenossen in Polen, die meistens Stellenjäger waren und sich durch Schliche Rabbinatssitze erwarben. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit seiner Feder auf vielen Gebieten des jüdischen Schriftthums hat er bei seinem Leben nichts veröffentlichen lassen, im Gegensatze zu seinen Standesgenossen, die, um sich einen Namen zu machen und ihre Einfälle gedruckt zu sehen, kaum das Trockenwerden ihrer Schreibereien erwarten konnten. In seiner Selbstlosigkeit verwirklichte Elia Wilna das Ideal, das der Talmud von einem Lehrer des Judenthums aufstellt, daß ein Solcher „die Lehre weder als Krone gebrauchen sollte, um sich damit zu schmücken, noch als Scheit, damit zu graben.“ Bei der Ueberlegenheit seines Wissens und der vollen Anerkennung, die ihm nah und fern zu Theil wurde, vermied er es mit Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit, sich geltend zu machen. Die Befriedigung, welche die Forschung, das Suchen nach Erkenntniß gewährt, genügte ihm vollständig. Schlicht und einfach wie sein Wesen und sein Thun war auch die Art seiner Geistesthätigkeit. Es versteht sich von selbst, daß der Talmud mit seinen Nebengebieten und seinen Ausflüssen seinen Geist ganz erfüllte. Aber er verabscheute die verderbliche Methode seiner Landsleute, sich in Haarspaltereien, Spitzfindigkeiten und Künsteleien zu ergehen. Er wollte nur in den einfachen Sinn des Textes eindringen, machte auch einen Ansatz zur Prüfung und Berichtigung der Lesearten und blies solchergestalt durch die Ermittelung eines sinngemäßen Wortes in dem verdorbenen Texte die Kartenhäuser um, welche die Talmudbeflissenen in ihrer Sucht nach Klügelei auf Flugsand aufgebaut hatten. Elia Wilna ähnelte in seiner Methode der Forschung Salomon Lurja[1]), einem der Begründer des Talmudstudiums in Polen; nur war sein Blick erweiterter und seine Kenntnisse mannigfaltiger. Es gehörte eine außerordentliche Geisteskraft dazu, gegen den hochangeschwollenen Strom der Gewohnheit zu schwimmen und sich von den Verirrungen loszuwinden, denen sämmtliche Söhne des Talmud in Polen verfallen waren. Elia Wilna stand auch vereinzelt in seiner Zeit und seiner Umgebung. Als hätte er von Jugend auf gefürchtet, in

[1]) B. IX. S. 468 fg.

die Irrgänge seiner Landsleute zu gerathen oder von ihnen auf Irrwege geführt zu werden, schloß er sich keiner Schule an, sondern war — eine erstaunliche Erscheinung — sein eigener Lehrer im Talmud. Nur einen einzigen talmudischen Anleiter hatte er, der die Richtung seiner Studien anregte, Mose Margalit aus Keydanie, der sich nach David Fränkel (o. S. 4) auf die Erforschung des palästinensischen (jerusalemischen) Talmud verlegt, in seinem Vaterlande damit keinen Anklang gefunden hatte und zu Wanderungen bis nach Südfrankreich und Italien gezwungen war[1]). Dieser hatte den jungen Elia Wilna auf ein Gebiet aufmerksam gemacht, dessen Vernachlässigung die polnischen Talmudisten in so traurige Verirrungen geführt hat. Elia Wilna sah richtig ein, daß die gründliche Erkenntniß des palästinensischen Talmud der Faden sei, welcher dazu anleitet, sich auch in dem Labyrinth des bevorzugten und verhätschelten babylonischen Talmud zurecht zu finden; nur waren seine literarischen, vielleicht auch seine geistigen Mittel unzulänglich, das Richtige aus der Vergleichung der Talmud-Zwillinge zu finden und Schlußfolgerungen zu ziehen. Aber nicht blos die talmudischen Fächer beschäftigten seinen Geist. Elia Wilna suchte wieder — abermals eine Seltenheit in seiner Umgebung — die Bibel auf und — eine noch größere Seltenheit — er machte sich auch mit der Formlehre der hebräischen Sprache (Grammatik) vertraut. Weit entfernt, wie seine Landsleute, außertalmudisches Wissen zu verachten oder gar zu verabscheuen, befaßte er sich auch mit Mathematik und schrieb ein Buch über Raumlehre, Algebra und mathematische Astronomie. Er regte seine Zuhörer und Freunde an, sich in Profanwissenschaften zu vertiefen und sprach seine Ueberzeugung offen aus, daß durch dieselben das Judenthum nur gewinnen könne. Nur seine skrupulöse Frömmigkeit, die Makellosigkeit seines Wandels, seine Selbstlosigkeit und sein Fernbleiben von jedem Amte und jeder Ehrenstellung mochten ihn geschützt haben, daß er nicht wegen seiner Beschäftigung mit außertalmudischen Wissensfächern verketzert wurde.

Einen guten Geist hat Elia Wilna besonders unter die litthauischen Juden gepflanzt. Seine Söhne und Jünger hielt er dazu an, das Einfache aufzusuchen und sich von der Klügelei des polnischen Talmud-

[1]) S. Approbation zu מחזור איניין von 1765 zum Versöhnungstag und Einleitung zu dessen Commentar פני משה 1770.

studiums fern zu halten. Sie folgten seiner Weisung getreu und vererbten diesen Geist weiter. Bei Elia Wilna bewährte sich der schöne talmudische Spruch: „Wer den Ehren entflieht, den suchen sie auf.“ Er wurde frühzeitig als Autorität und als Mann der Wahrhaftigkeit auch auswärts anerkannt. Eine Schattenseite seines Wesens war, daß er auch von dem Wahne befangen war, die häßliche Kabbala sei eine echte Tochter des Judenthums und enthalte Wahrheit. Er beschäftigte sich daher damit ebenso ernstlich, wie mit Bibel und Talmud. Jakob Emden's Beweise von der Falschmünzerei des Sohar erschütterten seinen Wahn nicht. Diese Befangenheit trübte seinen sonst klaren Blick und machte ihn auch unfähig, die Bibel in ihrem wahren Lichte zu sehen; er sah sie nur durch eine gefärbte Brille. Elia Wilna war tief betrübt über die sittlichen Verheerungen, welche die Kabbala durch den Schwindler Frank unter den podolischen und galizischen Juden angerichtet, daß sie dieselben in die Arme der Kirche geworfen und zu Feinden der Synagoge gemacht hatte, und doch konnte er sich von ihr nicht lossagen. Selbst als ihm die Gefährlichkeit dieser Lügenlehre durch das Auftreten der Chaßidäer näher rückte und ihn zwang, den Kampf gegen sie aufzunehmen, konnte er seine Affenliebe zur Kabbala nicht loswerden und hielt die neuauftauchende, widerliche Erscheinung nur für Mißbrauch derselben.

In Wilna hatten sich nämlich ebenfalls Neuchaßidäer oder Karliner eingeschlichen und heimlich ein „Stübel“ für ihr Poltergebet eingerichtet. Ein zum vertrauten Kreise des Oberhauptes gehörender Mann, Namens Issar, und ein Sendbote, Namens Mendel aus Minsk, hatten den Aussatz dorthin eingeschleppt und mehrere Wilnaer Gemeindeglieder damit angesteckt, unter Anderen auch den Prediger Chajim. Ihre Zusammenkünfte, ihr Treiben und ihr Gespötte über die Talmudbeflissenen wurden indeß verrathen. Die ganze Gemeinde war dadurch in große Aufregung gerathen. Ganz besonders war sie erbittert darüber, daß sich die Karliner erfrecht hatten, von dem allverehrten Elia Wilna zu sagen: „Er sei, wie seine Beschäftigung und sein Glaube, eine Lüge.“ Der Vorsteher und das Rabbinat traten sofort zur Berathung zusammen. Das chaßidäische Conventikel wurde sofort auseinander gejagt, Untersuchungen wurden angestellt und Verhöre vorgenommen. Was ergab sich? Wenig und viel. Schriften wurden bei den Chaßidäern gefunden, welche die Grundsätze enthielten, daß man die Traurigkeit

meiden müsse, selbst bei der Reue über vergangene Sünden. Doch die Aenderung des Gebetes und die respektwidrigen Aeußerungen gegen die Rabbinen gaben am Meisten Aergerniß. Elia Wilna, welcher, obwohl Privatmann, zu allen Berathungen zugezogen wurde und bei den Beschlüssen maßgebend war, dessen Wort mehr galt, als das des Rabbiners Samuel, nahm die Sache sehr ernst. Er sah in der chaßidäischen Verirrung eine Fortsetzung der frankistischen Ausschweifung und Verworfenheit und drang daher auf exemplarische Bestrafung. Der sonst milde und sanfte Mann gerieth förmlich in Fanatismus. Der Prediger Chajim wurde seines Amtes entsetzt, zeigte Reue und bat Elia Wilna um Verzeihung. Finster antwortete dieser ihm: „Der Angriff auf meine Ehre sei Dir verziehen, aber der Angriff auf die Ehre Gottes und die Thora kann Dir und Deinen Genossen bis in den Tod nicht verziehen werden. Für Ketzer giebt es keine Buße." Der Verführer Issar sollte nach Elia's strengem Urtheil an den Pranger gestellt werden; aber die Vorsteher verfuhren milder. Sie legten ihn bloß am Sabbat, im Beisein der ganzen Gemeinde, in den Bann, sperrten ihn ein, geißelten ihn und verbrannten die vorgefundenen chaßidäischen Schriften am Pranger (Anf. Mai 1772). Darauf richtete das Rabbinat und der Vorstand, im Verein mit Elia Wilna, ein Sendschreiben an sämmtliche große Gemeinden, ein scharfes Auge auf sie zu haben und sie in den Bann zu legen, bis sie von ihren Verkehrtheiten lassen würden. Mehrere Gemeinden folgten dem Beispiele pünktlich. In Brody wurde zur Meßzeit, während der Anwesenheit vieler Fremden, der Bann bekannt gemacht gegen alle diejenigen, welche lärmend beten, von dem deutschen Synagogen-Ritus abweichen, an Sabbat- und Festtagen weiße Gewänder anlegen, und andere Sonderbarkeiten und Neuerungen sich zu Schulden kommen lassen sollten. In einer Gemeinde (Lasczow) wurde den des Chaßidäerthums Verdächtigen untersagt, sich zum Gebete zu vereinigen, selbst zwei derselben durften nicht zusammensitzen; auch von Ehrenämtern wurden sie ausgeschlossen. Aus dem Kreise Elia Wilna's wurde eine brandmarkende Anklageschrift gegen sie in die Welt geschickt. Das war der erste Schlag, der die Chaßidäer betroffen hat. Dazu kam noch, daß ihr Leiter Beer Mizricz in demselben Jahr starb — die Rabbinen bildeten sich ein, in Folge der Bannflüche — und so fühlten sie sich verwaist. Das Polenreich wurde in Folge der

Schwäche des Königs und der Ländergier der Nachbarn zerstückelt und 3000 Quadratmeilen davon losgetrennt, wovon der größte Theil an Oesterreich (Galizien) und die übrigen an Rußland und Preußen fielen (1773). Dadurch wurde äußerlich der Zusammenhang unter den Chaßidäern aufgehoben und die getrennten Glieder von der Gesetzgebung oder Willkür der verschiedenen Regierungen abhängig.

Indessen dieser Sturm warf sie nicht nieder; sie blieben aufrecht und machten auch nicht den geringsten Versuch, sich den Gegnern (Mitnagdim) unterwürfig zu zeigen. Im Gegentheil, der Kampf gab ihnen mehr Schwung und Rührigkeit. Um den Bann kümmerten sie sich nicht viel; diese, seit dem Streit für und gegen Jonathan Eibeschütz stumpf gewordene Waffe verwundete nicht mehr. Die bereits auf 50,000—60,000 gewachsenen Chaßidäer gruppirten sich zu kleinen Gemeinden mit einem Leiter, der den Namen Rebben führte. Ihre Wanderprediger Elimelech Lysenk (st. 1786), Jakob Joseph Kohen (st. um 1790), Nahum aus Tschernobyl ermuthigten die einzelnen Gemeinden zum Ausharren und die Verfolgungen als wohlthätige Prüfungen über sich ergehen zu lassen. Der Zusammenhang der Gruppen unter einander wurde dadurch erhalten, daß ein Oberhaupt aus der Nachkommenschaft Beer Mizriez' an die Spitze, als Haupt-Zaddik, gestellt wurde, dem die verschiedenen Rebben scheinbar untergeordnet waren und von ihrer Einnahme einen Theil zufließen lassen mußten. Der erste Ober-Zaddik Abraham, Beer's Sohn, wird von Chaßidäern als Ausbund aller Heiligkeit gerühmt und mit dem Beinamen „der Engel" (ha-Malach) benannt; aber er war unbedeutend; um so eher konnten ihn die übrigen Häupter anerkennen. Dem möglichen Abfall der Einfältigen durch die von Wilna aus gegen sie geschleuderte Anklageschrift begegneten die Oberen durch die Verordnung, daß die Chaßidäer keine Schrift lesen oder auch nur anblicken dürften, die nicht von ihnen gebilligt worden ist. Der Gehorsam gegen die Obern wurzelte bereits so tief in den Gemüthern der Chaßidäer, daß sie dieses Verbot nicht übertraten. Die Häupter lieferten ihnen dafür ihre Predigten oder Spruchsammlungen angeblich von Israel Baal-Schem oder Beer Mizricz, welche sich um die hohe Bedeutung des Zaddik, Wichtigkeit des chaßidäischen Lebens und Verachtung der Talmudisten drehten, — abgeschmackte Schriften, die dennoch von den im steten Rausche erhaltenen Mitgliedern mit Bewunderung gelesen wurden. Was früher

Belieben und bloßer Einfall war, das wurde durch solche Schriften zur Satzung und zum strengen Gesetz erhoben.

Zwei Häupter haben nach Beer's Tod zur Hebung des Chaßidäerthums beigetragen, der Eine durch maßlose Schwärmerei und der Andere durch Gelehrsamkeit, weil beide dem Schwindel entsagten: Israel von Kozieniza (nördlich von Radom) und Salman von Liadi, beide aus dem Jüngerkreise des Mizriczer. Der Erstere, unter dem Namen Kozenizer Maggid (1773—1815) bekannt, war halb toll und wußte, ein jüdischer Capistrano, durch seine ungeschminkte chaßidäische Frömmigkeit und seine schwärmerischen Predigten seine Zuhörer bis zur rasenden Begeisterung hinzureißen. Es versteht sich von selbst, daß er auch Heilkuren angewendet hat. Die Gläubigen waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sein Wort und sein Gebet alles Uebel und alle Gefahren beschwören, alles Geheime an's Licht ziehen könnten. Schaarenweis strömten die Chaßidäer von weit und breit zu seinem Aufenthaltsorte, und die es nicht waren, bekehrten sich zu seiner Lehre. Selbst Christen wendeten sich an den angeblichen Wunderthäter und glaubten an seine Macht. Er wurde mit Gaben und Geschenken überschüttet. Israel Kozieniz soll aber so selbstlos gewesen sein, wenig davon für sich zu behalten, sondern Alles unter die Dürftigen zu vertheilen. — Schneor Salman von Liadi (geb. Lozno, unweit Witebsk 1751, st. 1813), der Liadier schlechtweg genannt, zeichnete sich eben so sehr durch talmudische und kabbalistische Gelehrsamkeit wie durch chaßidäische Frömmigkeit aus. Er soll, auf einer Auswanderung nach Palästina begriffen, eine Stimme vernommen haben, die ihm bedeutete, in Polen zu bleiben und dort das Amt eines Oberen zu übernehmen. Er machte ein Städtchen Ljubawice (in der Nähe seines Geburtsortes) zum Mittelpunkte von Gemeindegruppen. Die Chaßidäer zogen kleine Städte vor, um ihr Wesen ungestörter treiben zu können. In einigen Punkten wich der Liadier von den Mizriczern und Karlinern ab. Er stellte das geräuschvolle Beten ab und pflegte wieder Talmudstudium und Kabbala. Sein Anhang wurde die Ljubawizer, auch Lachowizer oder Chabads genannt [1]), die wenigstens die Unwissenheit nicht zur Tugend stempeln. Aber auch der Liadier betrachtete das Hineinblicken in eine Schrift, die nicht mit hebräischen Buch-

[1]) Anagramm der hebräischen Wörter: ח׳כמה ב׳ינה ד׳עה.

staben geschrieben ist, für eine Befleckung der Seele und wußte diesen Unsinn mit kabbalistischen Floskeln zu belegen: dagegen rügte er die Sucht, den Zaddik als Orakel für Geschäftsunternehmungen zu befragen.

So erstarkt waren die Chassidäer wieder, daß sie zum zweiten Male in den Bann gelegt werden mußten. Auch diesmal ging die Verfolgung gegen sie von Wilna und von Elia Wilna aus. Die Veranlassung war, daß Jakob Joseph Kohen seine chaßidäischen und rabbinenfeindlichen Predigten drucken ließ (1780), die in den großen Gemeinden Verbreitung fanden. Um dem Weitergreifen dieses Wahnes zu begegnen, wurden die Chaßidäer als Ketzer erklärt, mit denen sich kein frommer Jude verschwägern dürfe (Sommer 1781). Von Wilna aus wurden zwei Sendboten nach den litthauischen Gemeinden abgeordnet, sie anzuspornen, sich dem Banne anzuschließen. In Brody und Krakau wurden in Folge dessen die chaßidäische Predigtsammlung und andere Schriften, obwohl sie Verse aus der heiligen Schrift enthielten, öffentlich verbrannt. In Selvia (unweit Slonim) wurde zur Messezeit in Gegenwart sehr vieler Juden der Bann gegen die Chaßidäer und ihre Schriften öffentlich verkündigt (21. Aug. 1781): doch diese verbrauchten Mittel schlugen wenig an. In den österreichisch-polnischen Provinzen (Galizien) wurden von den Jüngern der Mendelssohnischen Schule andere Mittel gegen das Verdummungssystem der Chaßidäer angewendet. Josephs II. Dekret, daß in allen jüdischen Gemeinden Schulen für den Unterricht in der deutschen Sprache und in den Elementargegenständen errichtet werden sollten, stieß auf gewaltigen Widerstand von Seiten fast sämmtlicher Juden und noch mehr der Chaßidäer. Um so mehr Eifer entwickelten dafür die wenigen Männer, Bewunderer Mendelssohn's, welche die Verkümmerung und Verwilderung durch Culturmittel heilen zu können vermeinten. Am eifrigsten wirkte für Aufklärung der galizischen Juden Alexander Kaller in Brody, welcher einen begabten Jüngling, Bär Günzburg, unterstützte, daß er ein Apostel für Cultur und Wissenschaft in Galizien werden konnte. Kaller und seine Gesinnungsgenossen erwirkten wahrscheinlich vom Wiener Hofe ein Dekret, daß chaßidäische und überhaupt kabbalistische Schriften in Galizien nicht eingeführt werden dürften (1785). Nach der zweiten Theilung Polen's wurden Angebereien auch gegen die Chaßidäer in Russisch-Polen angebracht, als wenn sie staatsgefährlich wären. Salman der Liadier, das Haupt der Liubawitzer, wurde in Fesseln

nach Petersburg geschleppt. Elia Wilna soll auch der Anreger dazu gewesen sein und verfolgte sie überhaupt bis an sein Lebensende. Was thaten sie? Ein Chaßidäer reiste mit einem Knaben umher, gab ihn für Elia Wilna's Sohn aus und ließ ihn abgerichtet sprechen: sein Vater bereue unter Thränen sein Verfahren gegen die Chaßidäer. Elia mußte durch Sendschreiben und Sendboten diesem Lügengewebe entgegentreten. Nach seinem Tode rächten sich die Chaßidäer gefühllos an ihm, indem sie auf seinem Grabe tanzten und seinen Todestag als einen Feiertag mit Geräusch und Rausch begingen. Alle gegen sie angewandten Mittel waren nicht im Stande, sie zu unterdrücken, weil sie nach einer Seite hin ein berechtigtes Prinzip vertraten, dem Uebermaß des Talmudismus entgegenzuwirken. Ehe das achtzehnte Jahrhundert abgelaufen war, waren sie bereits zu 100,000 Seelen angewachsen. Gegenwärtig geben sie in den Gemeinden den Ton an, wo sie ehemals verfolgt wurden, und breiten sich nach allen Seiten aus.

Viertes Kapitel.

Die Measfim und der judenchristliche Salon.

Der neue Geist. Die Königsberger Gemeinde. Euchel und Bresselau. Der Sammler — Meassef. Joel Löwe, Ahron Wolfssohn, Isaak Satanow, Ben-Seeb, Wolf Heidenheim, David Friedrichsfeld, David Franco Mendes, Mose Ensheim, Herz Homburg. Wessely's hebräisches Epos. Marcus Herz, Salomo Maimon, Ephraim Kuh, Ben-David. Bildungsstand der Berliner Juden. Die Anziehungskraft der französischen Literatur auf die Juden. Henriette Herz. Der Salon und dessen Elemente. Erster Ansatz zur Anbahnung der Emancipation in Preußen. Die Berliner jüdische Freischule und Druckerei. Die Aufklärung. Reibung zwischen den Aufgeklärten und Stockfrommen. Saul Berlin. Die Gesellschaft der Freunde. Die einreißende Zuchtlosigkeit in Berlin. Massentaufen. Friedländer's Sendschreiben an Teller. Henriette Herz, Wilhelm von Humboldt, Der Tugendbund. Dorothea Mendelssohn und Schlegel. Rahel. Lucinde. Schleiermacher's Neuchristenthum. Chateaubriand

(1786 — 1791)

In der deutschen Judenheit, wo der Kampf gegen die Unvernunft zuerst wirksam begann, sah es allerdings erfreulicher als in Polen aus. Hier entstand eine jugendliche Rührigkeit und Geschäftigkeit, ein Thatendrang, als sollte das Jahrhunderte lang Versäumte in kurzer Zeit nachgeholt werden. Hier loderte plötzlich eine nachhaltige Begeisterung auf, welche Wunderbares oder wenigstens Ueberraschendes zu Tage förderte und den erstarrten Blutumlauf in rasche Bewegung setzte. Jünglinge oder ganz junge Männer sind es meistens, welche den Alten das Scepter entreißen, eine neue Weisheit predigen oder vielmehr den alten Organismus des Judenthums mit neuen Säften tränken und verjüngen wollen. Die Synagoge hätte ausrufen können: „Wer hat mir alle diese geboren? Ich bin doch entvölkert und einsam, gebannt und gemieden, wer hat mir diese groß gezogen?" Ein neuer Geist war über diese Jünglinge gekommen, der sie über Nacht aus ihrer Vereinzelung herausgerissen und als Organe geschichtlicher Neugestaltung umgewandelt hat. Wie auf gemeinsame Verabredung schlagen sie mit einem Male die schwer-

fälligen Folianten des Talmud zu, kehren ihm den Rücken und greifen zur Bibel, dieser ewigen Quelle der Verjüngung. Mendelssohn's Pentateuch-Uebersetzung hatte diesen neuen Geist über sie ausgegossen, hatte ihnen eine neue Sprache verliehen und ihnen neue Lieder eingeflößt. Woher kommt diese Schaar begeisterter Jünglinge? Welches war ihr Bildungsgang bis dahin? Wie hat es sie so mächtig ergriffen? Man weiß es nicht. Sie stehen mit einem Male da, prophezeien eine neue Zukunft, ohne recht zu wissen, was sie prophezeien, und nehmen, kaum flügge geworden, einen Hochflug an. Von Polen bis Elsaß und von Italien bis Amsterdam, London, Kopenhagen vernimmt man einen hellen Lerchenschlag, der den Morgen verkündet, und die Sänger wissen selbst kaum, woher ihnen diese frischen schmetternden Töne zuströmen. Sie bilden sämmtlich einen Chor und stimmen dieselbe Tonhöhe an, sind daher wenig von einander zu unterscheiden. Ihre Bedeutung besteht auch nur in diesem Zusammenklang; vereinzelt nimmt sich jede Stimme sehr dünn, schwächlich und ungeschult aus, und nur vereint geben sie einen angenehmen, eindringlichen Vollton. Sie, die Jünglinge, welche sich eben erst in die Sprache hinein gelesen haben, treten sofort als Lehrer und Mahner auf, um die so vielfach verunstaltete, stets gebrauchte oder vielmehr gemißbrauchte hebräische Sprache in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Von Idealen genährt, die ihnen der Weise von Berlin vorgezaubert hatte, wollen sie das Verständniß für die heilige Schrift anbahnen, Geschmack an Poesie einflößen und Sinn für Wissenschaften wecken. Und weil sie von Begeisterung berauscht, die Schwierigkeit übersehen, wie ein innerlich und äußerlich geknechtetes Volk sich zur Höhe der Poesie und Philosophie emporschwingen soll, gelingt es ihnen gerade, diese Verjüngung herbeizuführen. Sie leisteten im Ganzen mehr, als ihr bewundertes Muster Mendelssohn, weil dieser zu bedächtig war, einen Schritt zu thun, der einen lächerlichen Ausgang haben könnte. Aber diese Jünglinge stürmen kühn vorwärts, sie haben keinen Ruhm einzubüßen, sie vertreten nicht eine Sache, die kompromittirt werden könnte.

Zwei Umstände haben diese Wendung gefördert, ein materieller und ein idealer. Friedrich's Streben nach Geld, nach Bereicherung des Landes, hatte die Juden und namentlich die Berlin's fast gezwungen, große Kapitalien zu häufen. Durch Fabrikenanlage, Spekulationen und großartige Unternehmungen einerseits und durch

Sparsamkeit andrerseits entstanden in Berlin die ersten jüdischen Millionäre und neben ihnen viele Häuser mit großem Wohlstand [1]). Die Juden Berlin's überragten bei weitem den christlichen Bürgerstand. Aber was sollten sie mit ihrem Reichthum beginnen? Zum Kreis des Adels und des Hofes wurden sie nicht zugelassen, auch der zopfige Bürgerstand verschloß seine Thüre diesen jüdischen Emporkömmlingen, auf welche er mit Neid blickte. So blieb den reichen Juden nur literarischer Verkehr übrig, wofür sie von Hause aus Vorliebe hatten. Alle oder doch die Meisten hatten in der Jugend mit dem Talmud Bekanntschaft gemacht und waren mit der Bücherwelt vertraut. Dieser Umstand gab ihrem Streben einen idealen Zug; sie beteten nicht blos den Mammon an. Lesen war ihnen in den Mußestunden ein Bedürfniß. Sobald die deutsche Literatur in ihrer Mitte durch Mendelssohn eingebürgert war, zogen sie auch diese in den Kreis ihrer Beschäftigung, sei es im ernsten Streben sich zu belehren, oder um die Mode mitzumachen. Sie hatten auch in diesem Punkte einen Vorsprung vor der christlichen Bürgerwelt, welche in der Regel von Büchern nichts wissen mochte. Für literarische Erscheinungen interessirten sich die jüdischen Kaufleute, Fabrikanten und Bankhalter ohne weiteres, als wenn sie zur Gelehrtenzunft gehörten, in der Zeit, welche der christliche Bürger und Handwerker beim Kruge zubrachte.

Doch die nächste Anregung ging von Königsberg aus, welches gewissermaßen eine Kolonie von Berlin war. Wie in allen von Deutschen bewohnten Städten, so war auch in dieser Stadt und in Ostpreußen überhaupt den Juden die Ansiedelung erschwert, angefochten und verbittert worden. Der deutsche Zunftgeist und das verfolgungssüchtige Lutherthum verwehrten ihnen lange den Zutritt und nergelte gegen die Wenigen, welche der große Kurfürst und der erste König von Preußen unter tyrannischen Beschränkungen zugelassen hatten. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte die kleine Gemeinde dazu gelangen, eine Synagoge zu bauen. In Königsberg hatten es Einige durch Fleiß und Umsicht zu Reichthümern gebracht und nahmen an der in Deutschland durch die

[1]) Mirabeau, la monarchie prussienne, V. 43, (Vom Jahr 1786). On peut même assurer que ce sont (les juifs) les seuls négocians ou fabricants à grandes fortunes, qu'il y ait dans les provinces prussiennes. Il en est des millionaires; auch an andern Stellen das.

französische Literatur aufdämmernden Cultur Antheil. Drei Brüder Friedländer (Bärmann, Meyer und Wolf) waren tonangebend [1]. Dieser Familie gehörte David Friedländer an, (geb. 1750, st. 1834), dieser Affe Mendelssohn's, welcher vermöge seiner Verschwägerung mit dem Banquierhause Daniel Itzig in Berlin (seit 1771) Einfluß erlangte und die Verbindung zwischen Berlin und Königsberg vermittelte. Auch er bildete später eine Stimme im Chor der Erwecker. Ein Ereigniß war es für die Königsberger Juden, als Mendelssohn auf einer Geschäftsreise sich mehrere Tage daselbst aufgehalten hatte, von vornehmen Personen, akademischen Professoren und Schriftstellern aufgesucht und mit außerordentlicher Aufmerksamkeit behandelt worden war. Emanuel Kant, der Gedankenstürmer, hatte ihn öffentlich umarmt. Der excentrische Haman, „der Magus des Nordens", hatte ihn in seiner übertreibenden Weise in den Himmel gehoben. Dieser geringfügige Umstand gab den gebildeten Königsberger Juden eine Art Selbstbewußtsein, daß der Jude durch Selbstachtung den herrschenden Klassen Achtung abtrotzen könne. Dazu kam, daß die Königsberger Universität von einigen humanen Universitätslehrern, besonders von Kant, beeinflußt, wissensdurstige Juden als Zuhörer und akademische Bürger aufnahm. Unter diesen halbakademischen und halbtalmudischen Jüngern waren damals zwei, von denen die Erweckung eines frischen Geistes ausging oder vielmehr die Mendelssohn's stille Thätigkeit wirksamer fortsetzten: Isaak Abraham Euchel und Mendel Bresselau, beide Hauslehrer bei den reichen und bildungsliebenden Friedländer's. Isaak Euchel, (geb. in Kopenhagen 1756, st. in Berlin 1804 [2]) hatte sich durch Mendelssohn und Wessely zum gediegenen, korrekten hebräischen Stylisten gebildet, dessen Schreibart wohlthuend gegen die bis dahin gebräuchliche Sprachverderbniß abstach. Indessen war Euchel's Styl trocken, ohne Phantasie und ohne Originalität. Bedeutender war sein jüngerer Genosse, Mendel Bresselau, (geb. um 1760, starb 1829), der sich später an dem großen Kampfe gegen das Alte betheiligte und die rabbinischen

[1] S. darüber Jolowicz, Geschichte von Königsberg 1867 S. 1—93.

[2] Die biographischen Data für die Measfim sind entnommen zum Theil dem Register der Berliner Gesellschaft der Freunde und der Chronik derselben von B. Lesser 1842), zum Theil der anonymen Quelle in Zeit. des Judenthums, Jahrgang 1837 S. 448 und anderweitigen Quellen.

Graubärte zauste. Er war ein wahrhafter Künstler in der hebräischen Sprache und verstand es, das biblische Sprachgut auf moderne Verhältnisse und Lagen ohne Gesuchtheit und Zweideutigkeit anzuwenden. Er hatte sich den tiefsinnigen Dichter Mose Chajim Luzzato zum Muster genommen und gleich ihm ein moralisches Drama „die Jugend“ [1]) gedichtet, freilich ohne ihn auch nur von ferne zu erreichen. Unterstützt von zwei Jünglingen aus dem reichen Hause Friedländer (Simon und Samuel) erließen Euchel und Bresselau noch bei Mendelssohn's Leben während Wessely's Kampf mit den Stockfrommen (Frühjahr 1783) einen Aufruf an die Gesammtjudenheit, einen Verein zur Förderung der hebräischen Sprache zu gründen (Chebrat Dorsche Leschon Eber) und ein öffentliches Organ (Zeitschrift), den Sammler, (Meassef) zu schaffen. Sie hatten zumeist auf die Unterstützung von dem bereits als Styl-Autorität anerkannten Wessely gerechnet und ihn um Beiträge gebeten, „ihn, der (wie sie sich ausdrückten) die an die Weiden Babel's aufgehängten Harfen abgenommen und ihnen neue Lieder entlockt hatte“. Freudig verband sich der bereits Betagte mit den Jünglingen, der Meister mit den Anfängern, warnte sie aber, als ahnte er den Ausgang, ihre Spitzen gegen das Judenthum zu kehren und sich überhaupt der satyrischen Stacheln zu bedienen. Euchel's und Bresselau's Aufruf fand ein vielfaches, volltönendes Echo. Sie hatten das rechte Mittel zu Hebung und Bildung gewählt und auch ein gefühltes Bedürfniß befriedigt. Die hebräische Sprache, geläutert und geschmackvoll dargestellt, konnte allein die Vermittelung zwischen der Judenheit und der Zeitbildung herbeiführen.

Am meisten Theilnehmer fand der „Sammler“ in der Hauptstadt der jüdischen Bildung, in Berlin. Hier fand er literarische Beiträge und klingende Unterstützung. Hier gab es bereits eine Reihe von Jünglingen, die von demselben Streben wie Euchel und Bresselau belebt waren, Schwärmerei für die hebräische Sprache hegten und sie mit sich verjüngten. Auch Mendelssohn lieferte einige hebräische Gedichte ohne seinen Namen zu nennen, nicht zu stolz, von der Höhe seines Ruhmes mit Anfängern einen Wettlauf anzutreten. Es ist recht bezeichnend für den Geist, der zu weben begann, daß ein halbes Kind in wohlgesetzten hebräischen Versen den Reigen er-

[1]) ילדות ובחרות ged. Berlin 1786, s. Einl. dazu.

öffnet und schüchtern um Zulassung zur Gemeinschaft bittet, als sollte fortan nicht der grauhäuptige Eliphaz, sondern der jugendliche Elihu das große Wort führen und seine Weisheit predigen. Neue Namen tauchten in dem neubegründeten Organ auf, welche unter dem Gesammtnamen Measfim, Mitarbeiter am „Sammler“, (zuerst erschienen Herbst 1783) eine ganz bestimmte Richtung, eine Sturm- und Drangperiode der neuhebräischen Literatur bezeichnen. Zunächst waren es die beiden Zwillingsgenossen von Euchel und Bresselau, welche später die Redaktion übernahmen: Joel (b. Jehuda) Löwe (geb. um 1760, st. 1802) und Aaron Halle oder Wolfsohn (geb. 1754, st. Fürth 1835), der Eine ein ernster Forscher, der Andere ein kühner Stürmer, der zuerst Wessely's Befürchtung bewahrheitete und in einem Zwiegespräch zwischen Mose Maimuni und Mose Mendelssohn das stehengebliebene Judenthum einer schonungslosen Kritik unterzog. Berliner Mitarbeiter waren außer David Friedländer, der es mit Allem versuchte, Joseph Haltern, Joseph Witzenhausen oder Veit[1]), Joseph Brah-Bran[2]) der, reich und wohlthätig, seine Gesundheit durch das Studium und die Pflege der hebräischen Sprache untergrub, im vierundzwanzigsten Jahre starb (geb. 1767, st. 1791[3]) und von seinen Freunden aufrichtig in Prosa und Versen betrauert wurde. Zwei bereits im Alter vorgeschrittene Männer begrüßten die Unternehmung zur Belebung der hebräischen Literatur mit jugendlichem Feuer. Baruch Lindau aus Hannover (geb. 1757, st. 1849), der eine Naturlehre in hebräischer Sprache verfaßte, und der Arzt des Königs Gustav III. von Schweden, Mardochai (Gumpel, Gumpertz) Levisohn (starb 1797 in Hamburg), den der König von Schweden wegen seiner Kentnisse zum Professor der Medicin an der Universität von Upsala ernannt hatte. Diese beiden Schriftsteller, obwohl ihre Studien auf andern Gebieten lagen, waren für die hebräische Sprache und Erweckung ihrer Stammgenossen erglüht.

Zwei Polen, die sich in Berlin aufhielten und zu den bedeutendsten hebräischen Stylisten zählten, gehörten ebenfalls zum Kreise der Measfim: Isaak Satanow und Ben-Seeb, deren Berührung mit deutscher Kultur einen nachtheiligen Einfluß auf ihre sitt-

[1]) Ein Seitenverwandter des 1864 verstorbenen Dr. Moritz Veit.

[2]) Abkürzung des Vaternamens.

[3]) S. Meassef Jahrg. 1790, p. 274.

liche Haltung hatte. Isaak Levi aus Satanow (geb. 1732, st. 1803) der vom Banquier Daniel Itzig unterstützt wurde, besaß eine erstaunliche Fertigkeit, Stylarten täuschend nachzuahmen, Salomonische Sprüche und Psalmen, witzelnde Novelletten nach Art Alcharisi's mit Kunstregeln für die Poesie eingestreut und mystische Soharsprache, kurz alles Mögliche. Satanow liebte das Versteckenspielen, das Mystificiren. Die Dummen sollten glauben, er habe eine althebräische Sammlung des Sängers Assaf aufgefunden, und die Gescheidten sollten ihn bewundern, wie geistreich und mannigfaltig er sein kann. Das Unschuldigste in seiner hebräischen Schriftstellerei war noch, daß er unter dem Namen seines Sohnes Schema Satanow oder Doktor Schönemann hebräische Stücke lieferte und seine Mystifikationen vertheidigte, obwohl die Bekannten wußten, daß dieser Sohn wenig oder gar nicht hebräisch verstand. Satanow kündigte auch ein Buch über schnelles Bohren von Perlen und über Liqueur-Fabrikation an. Zur Zeit des Mose de Leon oder in andern Epochen, als Schriften in hebräischer oder chaldäischer Sprache ohne Prüfung heilig gesprochen wurden, hätte er Lügenbücher zusammengeschrieben. Satanow war eine unehrliche Natur mit erstaunlicher Sprachbegabung. Auch sein religiöses Verhalten war charakterlos; er heuchelte bei den Frommen und bei den Aufgeklärten. Nicht weniger sprachgewandt war Jehuda Löb Ben-Seeb (geb. in oder bei Krakau 1764, st. in Wien 1811). Er war ein fruchtbarer Mitarbeiter am „Sammler", lieferte eine Menge niedlicher Gedichte, übersetzte geschmackvoll die Sprüche Sirach's in's Hebräische und erzeugte viele schöngeschriebene prosaische Beiträge. Er handhabte die hebräische Sprache mit solcher Fertigkeit, daß er sie zu zotigen Gedichten mißbrauchte. Satanow und Ben-Seeb haben das Verdienst, die hebräische Sprachlehre von Neuem aufgenommen und verbreitet zu haben. Zu den allerdings spärlichen Mitarbeitern des Sammlers gehörte auch Wolf Heidenheim (geb. in Heidenheim 1737, st. in Rödelheim 1832). Er war ein wunderlicher Mensch, der die Formlosigkeit und Narrheit der Alten und die Leichtfertigkeit und Klügelei der Neuen gleich verabscheute und seine Grillen mit peinlich genauen grammatischen und masoretischen Studien an der Hand alter Meister verscheuchte. Durch seine sorgfältigen Ausgaben alter Schriften hat er der alten Schlottrigkeit und Sorglosigkeit, wenn auch nicht ein Ende gemacht, so doch gesteuert.

Ist die Reihe zu Ende? Nein, noch lange nicht. Die Pfleger der hebräischen Sprache reichten einander über weite Länderstrecken die Freundeshand; es war eine Verbrüderung, die sich bis Holland, Frankreich und Italien erstreckte. David Friedrichsfeld (geb. um 1755, st. nach 1812) war ebenfalls ein Schwärmer für diese Sprache und die biblische Literatur. Er hatte ein so großes Zartgefühl für deren Feinheiten, daß ihm ein unschönes hebräisches Wort Seelenpein verursachte. Er drang stets auf reine Formen und Bezeichnungen und war ein geschmackvoller und strenger Richter. Friedrichsfeld hatte in der Jugend ein besseres Loos erwählt, dem gegen die Juden lieblosen Sklavenstaat Preußen den Rücken zu kehren: er war nach dem freien Amsterdam ausgewandert. Von hier aus begrüßte er das Unternehmen für die Pflege des Hebräischen mit jugendlicher Begeisterung. Er genoß noch das Glück, die vollständige Gleichstellung der Juden in den holländischen Staaten in hebräischen Versen besingen zu können. Durch seine Vermittlung schlossen sich auch die holländisch-jüdischen Dichter dem Kreise der Measfim an. Der Bedeutendste unter ihnen war David Franco Mendes in Amsterdam (geb. 1713, st. 1792[1]). Er stammte aus einer Marannenfamilie, war Jünger des lieblichen Dichters Luzzato, als dieser in Amsterdam weilte, den er sich zum Muster nahm, und war unbesoldeter Sekretär der Amsterdamer portugiesischen Gemeinde. Eine Reihe Gelegenheitsgedichte in der Form der jüdisch-spanischen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts hatte ihm einen Namen gemacht und noch mehr sein hebräisches Geschichtsdrama „Athalia's Strafe“ (Gemul Athalia). Es schmerzte Franco Mendes, daß Juden sich von der hebräischen ab zu der Mode gewordenen französischen Literatur wendeten, weil diese so schöne Kunsterzeugnisse zu Tage förderte, während die hebräische Sprache mit Unfruchtbarkeit geschlagen schien. Diese Schmach wollte er tilgen und unternahm die spannende Geschichte vom königlichen Knaben Joas, der verstohlen im Tempel erzogen wurde, um ihn vor Mörderhand zu schützen, und von dem Sturz der blutdürstigen Königin Athalia nach Racine's und Metastasio's Vorgang dramatisch zu bearbeiten. Aber Franco Mendes' guter Wille und Eifer reichten nichts aus, diese tragische Spannung dichterisch zu gestalten; sein

[1]) Seine Biographie im Maggid Jahrg. 1868 No. 10, 11.

Musterbild Luzzato hatte ihn nicht mit dem Salböl poetischer Begabung zu seinem Nachfolger geweiht, wie sich diese Begabung überhaupt nicht erwerben und übertragen läßt. Mendes' Drama ist nicht einmal in der Form vollendet, auch nicht rein in der Sprache und steht in diesem Punkte sogar Bresselau's allegorischem Drama nach. Aber seine Zeitgenossen, sefardische und italienische Dichterlinge, reichten ihm den Kranz der Poesie und hätten ihn eitel machen können, hätte er nicht einen bescheidenen, sittlichen Charakter besessen. Der Portugiese Franco Mendes war weit entfernt von dem Stolze de Pinto's und überhaupt seiner Landsleute, mit den deutschen Juden jede Verbindung zu vermeiden. Er unterstützte vielmehr den „Sammler" mit vielem Eifer, zumeist durch kurze Lebensbeschreibungen von sefardischen Größen, welche den eben aus der Eierschale gekrochenen Dichtern der deutschen Zunge unbekannt waren. Auch andere portugiesisch-jüdische Dichter schlossen sich diesem Kreise an.

In Frankreich vertrat die hebräische Literatur der Meassim Mose Ensheim (Einsheim) oder Mose Metz (geb. um 1760, st. nach 1838?). Er war einige Jahre Hauslehrer bei Mendelssohn's Kindern (1782—1787). Seine jungen Zöglinge haben ihm ein gutes Andenken im Herzen bewahrt. Sie schildern Ensheim als einen tiefsinnigen Denker, eingeweiht in philosophisches Wissen, und von liebenswürdiger Milde, Herzensgüte und so großer Bescheidenheit, daß er nie etwas von seinem Geiste Ausgedachtes hat veröffentlichen wollen [1]. Er war ein Mathematiker von großer Bedeutung, dessen Werk Sachkenner erster Größe gerühmt haben, und schrieb ein Werk über Integral- und Differentialrechnung, welches den Beifall von Lagrange und Laplace erhalten hat [2]. Aber auch davon hat er nichts der Oeffentlichkeit übergeben. Nur Triumphlieder in hebräischer Sprache von dem Siege der Freiheit über die Knechtschaft in Frankreich sind seiner Brust entströmt, von denen einige in den Synagogen gesungen wurden. Ensheim hat einen Anwalt für die Befreiung seiner Stammgenossen in Frankreich (Grégoire) mit Wohlwollen für sie gestimmt und ihm reichen Stoff

[1] M. Mendelssohn gesammelte Schr. I. 54. Mose Mendelssohn's Briefwechsel mit Homburg das. V. 685, wo Mendelssohn ihn M. Metz nennt, der mit seinem Sohne Joseph und dem Schwiegersohne Simon Witzenhausen-Veit den More Nebochim lese und mit Buxtorf's lat. Uebersetzung vergleiche.

[2] Lamoureux in Revue philosophique, litéraire et politique, p. 15.

an die Hand gegeben, sie zu vertheidigen. Ensheim bildete eine Art Widerspiel zu einem ältern Erzieher im Mendelssohn'schen Hause, zu Herz Homburg (geb. bei Prag 1749, st. das. 1841), auf den Mendelssohn große Stücke hielt und ihn überallhin empfahl, obwohl er ohne großes Talent und besondere Geistesgaben war; und nicht einmal tiefe Kenntnisse in der hebräischen Literatur besaß. Mendelssohn hat sich in ihm getäuscht und ihm mehr zugetraut, als er leisten konnte, als er ihm die Mitarbeiterschaft an seiner Pentateuch-Uebersetzung übertrug. Homburg war eine nüchterne Natur, ging nur auf Spekulation aus und war so etwas wie ein Stellenjäger. Kaum hatte Joseph II. das sogenannte Toleranzedikt für die Juden erlassen, so eilte er nach Oesterreich und meinte in seiner Eitelkeit, daß ein Mann seines Gleichen sich nur zu zeigen brauche, um alsbald von der Regierung mit einem hohen Gehalte an einer der neuen Normalschulen angestellt zu werden. Es gelang ihm indeß erst nach langem Thürenpochen. Er wurde Schulrath über die jüdischen Schulen in Galizien und Lodomerien, wodurch die von ihm offiziell vertretene Aufklärerei und das finstere Chaßidäerthum hart aneinander geriethen. Homburg trug dazu bei, daß den österreichischen Juden durch das von ihm ausgearbeitete Religionsbuch (Bne Zion) drückendere Fesseln aufgelegt wurden, als sie früher zu tragen hatten. Er war überhaupt in sittlicher Haltung und Leistungsfähigkeit der Schwächste dieses Kreises. An Trockenheit und Schwerfälligkeit der Darstellung hatte er nur an David Friedländer seines Gleichen. Durch Homburg während seines Aufenthaltes in Görz und durch Elia Morpurgo, welcher mit Mendelssohn und Wessely in brieflicher Verbindung stand, drang die umbildende Richtung der Measfim auch nach Italien; die jüngere Generation, welche später mit den französischen Juden zusammenfloß, schöpfte aus dieser Quelle.

Solchergestalt hatte die hebräische Sprache und die neuhebräische Poesie ein neues Band um die west-europäische Judenheit geschlungen, zum Theil auch die Juden in Polen umschlossen und eine erstaunlich rasche und nachhaltige Kräftigung und Verjüngung zu Wege gebracht. Die hebräische Sprache war fast allen Juden, mit Ausnahme weniger unwissenden Dörfler, bekannt, und darum eignete sie sich so sehr zur Vermittlerin der europäischen Kultur. Die Talmud studirende Jugend zu Tausenden an den verschiedenen Lehrstätten nahm allmälig, meistens verstohlen, regen Antheil daran und

zog die Neuerungen mit starken Zügen ein. Es entstand dadurch, verbunden mit der erhofften und hie und da eingetretenen Entfesselung vom politischen Drucke, eine eigene Gährung und Mischung. Altes und Neues flossen zusammen und bildeten gewissermaßen einen geistigen Brei, etwa vergleichbar der Zeit, als der Tempel Jerusalem's eingeäschert, christliche Apostel und alexandrinische Prediger, Gnostiker und Phantasten eine neue Lehre verkündeten, die doch alt sein sollte. Ist es erlaubt oder verboten, neben dem Talmud biblische Studien, profane Literatur zu treiben, sich mit Philosophie zu beschäftigen, überhaupt sich mit Wissenschaften (Chochmot) zu befassen? Die angesehenen Rabbinen Ezechiel Landau, Raphael Kohen und andere verdammen es, Mendelssohn und Wessely, untadelhaft fromme Männer, erlauben es nicht nur, sondern empfehlen es dringend zur Hebung des Judenthumes. Von den alten verehrten Autoritäten haben es Einige erlaubt und selbst getrieben, und Andere verpönt und sich davon wie vor einer verführerischen Sünde ferngehalten. Diese gewichtigen Gewissensfragen traten an denkende jüdische Jünglinge heran und erzeugten eine gewaltige Unruhe [1]). Meistens entschied der Reiz der Neuheit diese Frage, verlockte die anziehende Sprache der Vertreter der neuen Richtung, hin und wieder auch die Lust, sich lästiger ritueller Fesseln zu entledigen. Die Zahl der Theilnehmer an der Zeitschrift „der Sammler" nahm von Jahr zu Jahr zu. Mendelssohn's Tod legte auch ein entschiedenes Gewicht in die schwankende Schale. Seine Jünger — und als solche betrachteten sich sämmtliche Measfim — verherrlichten ihn mit hellen Farben, verklärten ihn und seinen ungewöhnlichen Lebenslauf in Prosa und Versen, wiesen auf ihn als auf ein nachahmenswerthes Ideal und beuteten gewissermaßen seinen Ruhm für ihre Sache aus. Schon ging dieser Measfim-Kreis einen Schritt weiter oder erweiterte den Umfang seiner Thätigkeit. Nicht blos auf die Veredelung der hebräischen Sprache richtete sich sein Streben, sondern auf Verfeinerung überhaupt. Er nannte sich „Verein für Gutes und Edles" (Chebra ha-Tob w'ha Tuschija, seit 1787), ohne jedoch selbst seinen Endzweck genau bestimmen zu können. Von den Anhängern des Alten konnte dem überwältigenden Strome der Neuerung kein Damm entgegengesetzt werden. Sie benahmen sich

[1] S. Einleitung zum 10. Jahrgang des Sammlers.

ungeschickt in Vertheidigung des Alten, sie übertrieben die Befürchtung zu sehr und büßten dafür ihren ganzen Einfluß ein.

So entstand fast in jeder großen Gemeinde eine Partei der „Aufgeklärten“ oder „Linken“, die mit dem Alten noch nicht gebrochen hatte, aber dem Bruche nahe war, von der stockfrommen Partei wegen ihrer Vorliebe für reine Sprachen in hebräischer und europäischer Literatur, für anständige Form überhaupt als Ketzer verschrieeen wurde, aber sich nicht mehr wie ehemals über diesen Schimpfnamen entsetzte, sondern ihn vielmehr mit einer gewissen Wohlgefälligkeit hinnahm. Das war die erfolgreiche Wirkung der Measfim, daß sie den Sinn geweckt, den Gesichtskreis erweitert, die Veredlung angebahnt hat. Denn bleibende Resultate haben ihre Träger nicht hinterlassen. Kein einziges Erzeugniß dieses Kreises hat dauernden Werth. In ihrer Prosa deklamirten sie von Aufklärung, von Jugenderziehung, von grammatischen und exegetischen oder philosophischen Gemeinplätzen, die heut zu Tage kindisch erscheinen. Ihre Verse sind entweder Uebersetzungen mittelmäßiger Dichter, wie Haller und Geßner, oder Nachahmung dieser flachen Poesie. Für die verjüngte deutsche Poesie von Schiller und Göthe hatten die Träger des Neuhebräischen noch kein Verständniß. Wahrhaft komisch machen sich die neuhebräischen Idyllen, die namentlich der steife und trockne Friedländer anbaute. Höchstens hat Wessely's Schwanengesang, einen, wenn auch nicht künstlerischen, so doch literarischen Werth. Angeregt vielleicht durch das Erstaunen Herder's, des Bewunderers der althebräischen Poesie, daß noch kein Dichter die Wunder des Auszuges aus Aegypten, — dessen Mittelpunkt der hehre Prophet bildet — besungen hat, entschloß sich Wessely, ein neuhebräisches Epos zu dichten. Gleichsam angehaucht von dem Geiste der Propheten, entströmten seiner Feder glatte, abgerundete, wohlklingende Verse, welche dem Auge die großartigen Vorgänge von der grausigen Knechtschaft in Egypten bis zum wunderbaren Durchschreiten durch das rothe Meer und zu den Wüstenwanderungen vorführen[1]). „Prachtlieder“ nannte Wessely sein hebräisches Heldengedicht, seine Mosaide. Und in der That sind die Verse und Strophen prachtvoll gebaut und vollendet in der Form. Es ist das Beste, was diese Measfim-Schule überhaupt

[1]) Schire Tiferet, begonnen 1785, vollendet 1789, der Druck begann 1789, das fünfte Buch vollendet 1792, das letzte oder sechste Buch ist erst 1829 von einem seiner Söhne edirt worden.

zu Stande gebracht hat. Wessely's Epos gefiel so gut, daß zwei christliche Dichter Hufnagel und Spalding die ersten zwei Gesänge in's Deutsche übertrugen. Aber ein Meisterwerk ist es keineswegs: es fehlt ihm der Hauch echter Poesie, Phantasie und Schwung. Es ist eigentlich nur eine in Versen umschriebene Geschichte des israelitischen Ursprunges oder, noch richtiger, ein in Verse gebrachter Commentar zum Pentateuch. Die richtige Auslegung und Ausdeutung dieses Buches der Bücher war für Wessely bei Weitem wichtiger, als die poetische Ausmalung, weil er durchaus nicht Dichter, sondern blos Enthusiast für die Schönheiten der hebräischen Sprache war. Dasselbe gilt von der ganzen Schule: ihre Jünger waren gute neuhebräische Stylisten, aber kaum mittelmäßige Dichter.

Das Erscheinen des „Sammlers" hat auch in christlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregt. Der alte Judenfeind, Ritter Michaelis selbst, konnte es nicht mit Stillschweigen übergehen [1]). Andere begrüßten es als eine Morgenröthe, welche einen schönen Tag verkündet [2]). Es war in der That ein Morgenaufgang für den jüdischen Stamm. Worin besteht das Wesen eines Culturvolkes? Doch wohl, neben Gesittung, in Sinn und Geschmack für die schöne Form und in der Kraft, künstlerische Gestalten zu schaffen. Diesen Sinn und diese Kraft die durch äußeren Druck und innere Verwilderung abhanden gekommen waren, hatte das Organ der Measfim in der Judenheit

[1]) S. Michaelis orient. und exeget. Bibliothek 23. Theil S. 75 fg.; neue orient. Bibliothek V. Theil S. 75 fg.

[2]) Grégoire, Essai sur la régénération des juifs 1789 p. 162 Note: Depuis quatre à cinq ans, de jeune juifs Berlinois impriment en hebreux un journal qui circule parmi leur nation, et même chez les autres. Ils ont adressé une lettre touchante à leurs fréres enrolés dans l'armée impériale. (Bezieht sich auf den Brief Meassef Jahrg. 1788 p. 331 fg. s. auch das. 386 fg.) Aux yeux de la Synagogue ces litérateurs sont coupables d'un crime atroce: car quelque attentat de révoquer en doute l'infaillibilité des Rabbins, de prétendre que les études physiques, mathématiques etc. peuvent être pour le moins aussi utile que certaines discussions fastidieuses et absurdes du Talmud! Déjà ils peuvent s'honorer de la haine des sots et des clameurs de l'envie: mais si la Synagogue les maudit, la raison les absout. Ils aideront à la régénération de leur peuple; c'est peut-être l'aurore d'un beau jour. Salomon Maimon's Urtheil über die eitle Bestrebung der Measfim und die Unverbesserlichkeit der Juden (Lebensgeschichte II. S. 266 fg.) entsprang aus seinem tiefgewurzelten Pessimismus und seiner kindischen Unwissenheit in Bezug auf geschichtliche Faktoren.

geweckt. Es brauchte vor der Hand nichts Neues geschaffen, sondern lediglich das Verständniß für die Schönheit und Erhabenheit der eigenen Literatur angebahnt zu werden, um den jüdischen Stamm zur Ebenbürtigkeit der Culturvölker zu erheben.

Auch tiefe philosophische Denker, wenn auch nicht erster, doch zweiter Größe gingen in dieser Zeit aus dem Schooße der Judenheit hervor, die Mendelssohn an Gedankenschärfe fast überflügelten. Es sind besonders drei namhaft zu machen, die, obwohl in Mendelssohn's System geschult, doch die Schwächen desselben bald erkannten und sich neueröffneten Bahnen zuwandten: Marcus Herz, Salomon Maimon und Ben-David. Ihr Lebensgang veranschaulicht in engem Rahmen, wie sich der jüdische Stamm im Großen aus der Gedrücktheit und Dumpfheit zur Freiheit und Klarheit emporgearbeitet hat. Marcus (Mardochai) Herz (geb. in Berlin 1747, st. das. 1803 [1]) war der Sohn armer Eltern, dessen Vater, gleich Mendelssohn's Erzeuger, sich und die Seinigen vom Abschreiben hebräischer Pergamente kümmerlich ernährte. Er wurde in dem von Ephraim Veitel gegründeten Lehrhaus talmudisch gebildet. Aus Dürftigkeit konnte er jedoch trotz seiner Begabung nicht bei diesem Studium verbleiben, sondern mußte im fünfzehnten Jahre als Handlungslehrling nach Königsberg gehen. Indessen zog ihn der Wissensdrang von dieser Beschäftigung bald wieder ab und führte ihn zur Universität, weil die Albertina damals jüdische Jünglinge allenfalls zur medicinischen Fakultät zuließ. Aber noch mächtiger zog ihn die Philosophie an. Geweckte jüdische Köpfe, welche sich auch nur ein Wenig in dem Labyrinth des Talmuds zurecht gefunden hatten, pflegten eine Vorliebe für metaphysische Untersuchungen zu hegen. Herz galt als mit dem „der jüdischen Nation eigenen Scharfsinn" begabt zu sein. Kant, welcher damals an seinem gedankenstürmenden System arbeitete, sah ebenso oft Herz unter seinen Zuhörern, wie die medicinischen Lehrer, zeichnete ihn aus, zog ihn in seinen näheren Umgang und behandelte ihn als seinen Lieblingsjünger. Als er beim Antritt seiner Professur dem zopfigen Gebrauche

[1]) Seine Biographica sind gegeben in Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrh. B. III., S. 27 fg., (auch aufgenommen in Sulamith dritter Jahrgang, B. II. 1811, S. 77 fg.) und in den Erinnerungen seiner Frau Henriette Herz, bearbeitet von J. Fürst, Berlin 1850, S. 91 fg.

gemäß ein philosophisches Thema öffentlich vertheidigen sollte, fand er für die Rolle eines Beistandes keinen geeigneter als Herz. Einige Vertreter der Universität machten zwar Schwierigkeit, einen jüdischen Studenten, wie begabt und den christlichen überlegen auch immer, ebenbürtig zuzulassen[1]. Kant bestand aber darauf und setzte es durch. Aus Geldverlegenheit, und weil ein Jude an der Königsberger Universität nicht zum Doctor geschlagen werden durfte, begab sich Herz wieder nach seiner Geburtsstadt und wurde in den Mendelssohn'schen Kreis hineingezogen. Er wurde aber vielmehr ein Schildträger der Kant'schen Philosophie, und es macht seinem Kopfe Ehre, daß er, Einer der ersten, die Wahrheit dieses einzigen unumstößlichen Systems erkannt und selbst gegen Mendelssohn verfochten hat. Herz bildete sich zugleich zum geschickten Arzt und übte diese Wissenschaft mit Gewissenhaftigkeit und Hingebung aus. Durch seine Heirath mit Henriette de Lemos — zweideutigen Rufes — erlangte er als Hilfsarzt seines portugiesischen Schwiegervaters Praxis und Bekanntschaft, und durch seinen schlagfertigen, treffenden, beißenden Witz und seine vielseitigen Kenntnisse wurde er eine bemerkte und gesuchte Persönlichkeit in der preußischen Hauptstadt. Als er philosophische Vorlesungen über die noch neue und wenig verstandene Kant'sche Philosophie hielt, hatte er ausgezeichnete Männer zu seinen Zuhörern, auch den Staatsminister v. Zedlitz. War es in der kürzesten Zeit nicht weit genug gekommen, daß hochgestellte Persönlichkeiten sich zu den Füßen eines Juden setzten, um seinen Belehrungen über die höchsten Wahrheiten zu lauschen, während die Michaelis' den Juden in Bausch und Bogen jede Bildungsfähigkeit absprachen? Später hielt Herz Vorträge über Physik und machte die überraschenden Naturgesetze durch Apparate anschaulich. Noch mehr Wißbegierige strömten zu diesen Vorlesungen, und der Thronfolger selbst (später König Friedrich Wilhelm III.) und andere Prinzen verschmähten es nicht, in das Haus eines Juden einzutreten und sich von ihm belehren zu lassen[2]. Seine philo-

[1] Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg S. 92.

[2] Mirabeau, monarchie prussienne 58, Henriette Herz' Memoiren von J. Fürst S. 93. Denina, Prusse litéraire p. 57. Le docteur M. Herz donne depuis long - temps à Berlin un cours gratuit de physique expérimentale, où nous avons vu ce qu'il y a de plus distingué dans cette ville et même les fils du roi.

sophische Klarheit, die er sich von Kant und Mendelssohn erworben hatte, trug dazu bei, seine vielseitigen Vorträge, auch über Medicin genießbar und beliebt zu machen. Herz war indeß doch kein selbstständiger Denker, die dunklen Wege der menschlichen Erkenntniß durch einige Lichtgedanken zu erhellen: aber er verstand es, die tiefen Ideen anderer Denker zu klären und gemeinverständlich zu machen. Durch seine Persönlichkeit und sein Haus hat Herz einen bedeutenden Einfluß auf den Bildungsgang nicht blos der Berliner Judenheit, sondern auch christlicher Kreise ausgeübt.

Von der erstaunlich raschen Bildungsfähigkeit der Juden gab Salomon Maimon ein noch eindringlicheres Beispiel. Dieser Pole, mit dem eigentlichen Namen Salomon aus Litthauen oder aus Nieszjesz, (geb. um 1753, st. in Siegersdorf, Schlesien, 1800 [1]), arbeitete sich aus dem dicksten Nebel jüdisch-polnischer Unwissenheit aus eigenem Antrieb, ohne besondere Nachhilfe, zur lichten Höhe klarer philosophischer Erkenntniß herauf, versank aber vermöge seiner Zweifelsucht in entsetzliche Verirrungen. Seine Lebensgeschichte ist voll von Wanderung und Unstätigkeit und liefert einen schlagenden Beweis von der Geistesbeweglichkeit der Juden. Ein Sohn des Elends und der Verwilderung, als Kind schon mit verhungerten Eltern und Großeltern durch die Rohheit der polnischen Edelleute und den Brodneid hämischer Nachbarn von Dorf zu Dorf gehetzt, wären Maimon's bedeutende Geistesanlagen untergegangen, wenn das Talmudstudium sie nicht geweckt und gepflegt hätte. Selbst den moralischen Sinn in ihm schützte der Talmud, daß er nicht in diesem bodenlosen Schmutze versank. Ohne katechetischen Religionsunterricht und abgeleierte Morallehre hatte der Knabe so viel Ehrlichkeit, daß er einst, als ihm ein Schächtelchen in einem fremden Hause gefiel, und er es entwendete, Gewissensbisse

[1]) Seine Biographica sind zusammengestellt in seiner Selbstbiographie, Sal. Maimon's Lebensgeschichte edirt von K. P. Moritz 1792—93. Nachträge dazu von Dr. S. H. Wolf Maimoniana 1813. Der angebliche Brief Maimon's an Mendelssohn aus Wilna im Alter, worin er diesem von seiner Unterredung mit Elia Wilna, seiner Bewunderung für ihn und von der erlittenen Mißhandlung wegen angeblicher Ketzerei berichtet haben soll, ist gefälscht, obwohl glaubwürdige Männer die fides copiae bezeugten. Er ist abgedruckt in der Biographie Elia Wilna's עליות אליהו p. 62 fg. Note. Wir kennen jeden Schritt Maimon's, seit er Polen verlassen hat, und wissen, daß er niemals dahin zurückkehrte, am wenigsten kann er in hohem Alter mit Elia Wilna zusammengekommen sein.

empfand, das darin enthaltene Geld zu behalten, es vielmehr wieder an Ort und Stelle bringen wollte: gerade bei diesem Gewissensakt wurde er ertappt. Von seinem talmudisch gebildeten Vater und unbekannten Lehrern in einigen kleinen Städten im Talmud unterrichtet, entwickelten sich in Maimon frühzeitig überraschende Anlagen, ein unauslöschlicher Durst nach Wissen, ein zersetzender, nach Klarheit und Verständlichkeit ringender Verstand, ein glückliches Gedächtniß, alles Erlernte mit eiserner Zähigkeit festzuhalten, und dieses alles in namenloser Entblößung und unsäglichem Elend. Auch sein Sinn für allgemeines Wissen war frühzeitig wach. Verstohlen las das Kind bei rauchenden Kienspänen einige hebräisch geschriebene Geschichtswerke und ein astronomisches Buch, die er in der Büchersammlung seines Vaters gefunden hatte, und verfertigte sich zur Selbstanleitung eine astronomische Sphäre aus Ruthen. Woher ist dem verwilderten jüdischen Knaben auch der Sinn und die Fertigkeit für Zeichnen und Malen gekommen? Mit elf Jahren beherrschte er den Talmud stofflich und formell so vollständig, und wußte so reif darüber zu disputiren, daß er einen verbreiteten Ruf erlangte und als Bräutigam gesucht wurde, weil ihm eine glänzende Zukunft als rabbinische Größe in Aussicht stand. Sein dürftiger Vater verschaffte ihm zum Uebermaße aus Speculation zwei Bräute zugleich, ohne daß der junge Bräutigam eine derselben zu sehen bekam. Der Vater der einen Braut entführte indeß Maimon, um sich seiner zu versichern, mußte aber den Entführten wieder frei lassen. So wurde der Knabe zu seinem Unglück mit der andern Braut verheirathet und im jugendlichen Alter an das Joch der Ehe und des gräßlichen Elendes geschmiedet. Um sein Leben zu fristen, wurde er in einem kleinen Städtchen Hauslehrer, erlangte dadurch eine größere Freiheit und fing an zu grübeln.

Auch ihm hatte, wie Mendelssohn, das religionsphilosophische Werk Maimuni's, „der Führer der Irrenden“ (More Nebuchim) die Augen geöffnet. Er las sich so sehr in das Buch hinein, daß er eins damit wurde, nannte sich in Folge dessen M a i m o n, schwur bei dem Namen des jüdischen Weisen, so oft ihn ein Gelüst zur Sünde anfocht, und besiegte es auch damit. Aber während Mendelssohn durch Maimuni auf den rechten Weg gelangte, wurde Maimon auf Irrwege abgeführt, gerieth in Zweifel und Unglauben und führte bis an sein Ende ein verfehltes Leben. Aus Ver=

zweifelung klammerte er sich an die Kabbala, wollte ein jüdischer Faust werden, Geister beschwören, um zur tiefen Lebensweisheit zu gelangen, wanderte auch zu dem Oberhaupte der Chaßidäer Beer von Mizricz (o. S. 108). Aber der Schwindel, der in diesem Kreise getrieben wurde, ekelte ihn noch mehr an; er wandte ihm schnell den Rücken. Aber was sollte er mit seiner krittelnden Zweifelsucht in dieser Welt engbegränzter Stockfrömmigkeit anfangen? Immerfort heucheln? Schon hatten die Lüfte ein leises Gerücht nach Polen getragen, daß in einigen Städten Deutschlands eine freiere religiöse Richtung herrschte, und daß dort mehr Spielraum für philosophische Forschung gegeben sei. Einem Polen machte es damals keine Pein, Frau, Kinder und Heimath zu verlassen, um ins Ausland zu wandern, und Maimon kostete es noch weniger Ueberwindung, da ihm seine Frau als Kind aufgezwungen worden, und seine Kinder zu seinem Verdruß zur Welt gekommen waren. Zur Beschwichtigung seines Gewissens täuschte er sich selbst: er werde in Deutschland Medicin studiren und damit sich und die Seinigen versorgen können.

So verließ Maimon Litthauen (Frühjahr 1777 [1]) im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, „mit einem starken schmutzigen Barte, in zerrissener, unsauberer Kleidung, mit einer Sprache aus hebräischen, jüdisch-deutschen, polnischen Brocken mit grammatischen Fehlern zusammengesetzt" (wie er sich selbst schildert) und stellte sich in diesem lachenerregenden Aufzuge einigen gebildeten Juden in Königsberg mit den Worten vor: er habe die Absicht, sich auf die Wissenschaft zu verlegen. In diesem zerlumpten Polen brütete das Gehirn tiefgreifende Gedanken aus, die sich bei jedem seiner Schritte ins Leben reifer entwickelten. Seine Reise von Königsberg über Stettin nach Berlin war indeß eine Kette mitleiderregenden Elends. In Berlin wurde ihm von dem Vorstande der Aufenthalt nicht bewilligt. Die Polen, welche sich vom Talmud losgesagt und dem Wissen zugewandt hatten, standen im Geruche arger Ketzerei und gaben nicht selten Veranlassung zum Argwohn [2]. Maimon war aufrichtig genug, die Richtigkeit dieser

[1]) Aus seiner Selbstbiographie S. 261, 263, 264, 265 geht hervor, daß er im Frühjahr nach Königsberg reiste; falsch bei Geiger, Zeitschrift 1866 S. 199, Note, Spätsommer 1777.

[2]) Ephraim Kuh's Biographie von Mose Herschel, Einl. zu Kuh's Gedichten I. S. 45 fg.

Beurtheilung zuzugeben. „Die wissensdurstigen Polen sind Menschen zu vergleichen, die nach lang ausgestandenem Hunger auf einmal an eine wohlbesetzte Tafel kommen, sie greifen mit Heißhunger zu und sättigen sich bis zum Ueberladen“[1]). In Berlin abgewiesen, mußte Maimon sich einem Landstreicher von Profession anschließen und mitbetteln, um nur sein Leben nothdürftig zu fristen, bis er halbnackt in Posen ankam, wo sich der junge scharfsinnige Rabbiner Hirsch Janow, dieses Muster ehrlicher, selbstloser Frömmigkeit, der Eiferer gegen die Mendelssohn'sche Uebersetzung (o. S. 44), ohne ihn nach seiner Rechtgläubigkeit zu fragen, seiner annahm, ihn belebte, speiste, kleidete. Hätte Maimon, anstatt für Verstandesformeln zu schwärmen, für sittliche Größe einen empfänglichen Sinn gehabt, so hätte auch sein Geist an diesem Rabbinen Hirsch Janow, den er so sehr verehrte, gesunden können, wie sich sein Leib durch dessen Sorgfalt erholte. Er hätte an einem lebenden Beispiel lernen können, daß echte Frömmigkeit, wenn auch durch falsche Vorstellungen getrübt, die Blüthe aller Tugenden, Selbstlosigkeit, Hingebung und Menschenliebe fördert. Allein in der Vereinsamung seines Geistes und in seiner müssiggängerischen Lebensweise war Maimon durch Verkennung des Maimunischen Systems zu der Anfangs dunkeln und dann immer klarer hervortretenden Ueberzeugung gekommen: daß folgerichtiges, formelles Denken, Urtheilen, Schließen, Auflösen, Zergliedern das höchste Verdienst des Menschen sei. Für sittliches Thun, für Thätigkeit überhaupt, für das Eingreifen in das Weltgetriebe, den Geist als Hebel zu benutzen, um der Natur ihre Beute abzujagen, den Menschen von seiner Selbstsucht zu befreien und ihn zu gemeinnütziger, sittlicher Thatkraft anzuspornen, das Himmelreich des Rechtes und der werkthätigen Liebe zu erobern, für alles dieses hatte Maimon keine Empfänglichkeit. Es waren für ihn gleichgültige Dinge, mit denen sich der Denker gar nicht zu befassen habe. In dieser Verranntheit und Verkehrtheit seines Geistes scheute er jede Thätigkeit; müßiggängerisches Brüten und Formelnschmieden war seine Hauptbeschäftigung. Er konnte darum zu keinem festen Ziel im Leben gelangen und taumelte von Thorheit zu Thorheit, von Elend zu Elend. Er sah recht gut den Splitter in Anderer Augen, aber nicht den Balken in seinem eigenen. Seine harmlose Offen-

[1]) Das. 271.

herzigkeit artete in Cynismus aus. Durch sein unkluges Benehmen verletzte er nicht blos den Wahnglauben, sondern auch das religiöse Zartgefühl, machte sich in Posen Feinde, die ihn als Ketzer verabscheuten. So konnte er sich nicht länger an diesem Orte halten; es drängte ihn überhaupt, seine Kenntnisse zu erweitern, oder wie er sich ausdrückte, sich darin zu vertiefen.

So kam Maimon nach Berlin (um 1779), wo durch Mendelssohn's Anregung in jüdischen Kreisen, viel, meistens in oberflächlicher Aufklärung, philosophirt wurde. Hier bekam er zuerst eine deutsche Schrift über Metaphysik in die Hand und lernte daraus das ganze Gebiet der Philosophie kennen, ohne die Sprache recht zu verstehen. Aber was ihm die Sprache dunkel ließ, errieth sein scharfer logischer Geist. Gewöhnt von den talmudischen Studien, aus einem hingeworfenen Worte eine ganze Gedankenreihe rasch zu erfassen und ebenso rasch die versteckten Fehler darin zu finden, entdeckte Maimon alsogleich die übereilte Beweisführung vom Dasein Gottes in der damals gangbaren Philosophie, widerlegte sie und schickte sie in hebräischer Fassung Mendelssohn zu. Dieser erkannte sogleich den Scharfsinn in dem neu angekommenen Polen, nahm sich seiner an, zog ihn in seinen Kreis und verschaffte ihm eine leibliche Existenz, die dem an Entbehrungen Gewöhnten mehr als genügend war. An Mendelssohn hätte sich Maimon zur Weisheit hinaufranken können, aber er bildete sich gerade in Berlin zum vollendeten Zweifler aus. Alle Wahrheiten lösten sich ihm in Verstandesformeln auf, denen die Wirklichkeit nicht entspreche, die Gottheit selbst war ihm nur ein leerer Begriff ohne Inhalt. Auch das Sittengesetz hatte keinen Gehalt in seinen Augen. Das Ziel des Menschen sei einzig und allein, das formelle D e n k e n zu üben. Ideen erzeugen, sie spalten, klären, widerlegen, das sei Alles in Allem; Alles Uebrige sei kaum der Rede werth. Von solchen Grundsätzen durchweht, ließ er sich von jungen Leuten zu einer ausschweifenden Lebensweise verleiten, machte unsittliche Gänge mit und kam in üblen Ruf. Einer anhaltenden Beschäftigung war sein Hang zum Müßiggang und zum Grübeln geradezu abgeneigt. Seine Gönner ließen ihn die Apothekerkunst erlernen; aber er war nicht im Stande sich in das Praktische zu schicken. In seiner cynischen Lebensweise und seiner grellen Offenherzigkeit nannte er selbst Mendelssohn einen Heuchler, weil diesem werkthätige Tugend und Lebensheiligkeit höher als philosophische

Floskeln standen. Dieser, die verkörperte Milde und Nachsicht, mußte endlich dem philosophisch verwilderten Polen vorhalten: daß er auf keinen Lebensplan bedacht sei, daß er schädliche Ansichten verbreite und in dem üblen Rufe stehe, sinnlichen Vergnügungen ergeben zu sein. Maimon war aufrichtig genug, dieses Alles einzugestehen und in seiner philosophischen Verderbtheit ihm in's Gesicht zu sagen: alle Menschen seien Epikuräer [1]).

Von Mendelssohn und seinen Freunden als unverbesserlich aufgegeben, mußte Maimon wieder planlos in der Welt umherirren und konnte es wegen seiner Verwilderung nirgends zu etwas bringen. In Holland, wo er, durch den Weisen von Berlin empfohlen, gute Aufnahme fand, verdarb er es ebenfalls durch seine cynische Lebensweise, verletzte die Frommen und die Anständigen und erregte so sehr den Unwillen gegen sich, daß ihm die Juden Steine nachwarfen [2]). Er hatte sich selbst in die Lage gebracht, an Selbstmord denken zu müssen, um seinem elenden und nutzlosen Leben ein Ende zu machen. Auch zu einem geistigen Selbstmorde traf er Anstalten. Er, der an nichts glaubte, setzte sich in Hamburg mit einem Geistlichen in Verbindung und wollte zum Christenthume übertreten, allerdings mit der Einschränkung, daß es ihm freigestellt bliebe, an Jesus und andere Kirchendogmen zu glauben oder auch nicht zu glauben. Natürlich mochte der Vertreter der Kirche einen entschieden verwilderten Ungläubigen nicht in die Kirche aufnehmen. Auch der Versuch, den Maimon machte, sich als Dreißiger neben Knaben auf die Schulbank zu setzen, um sich gründliche Sprachkenntnisse anzueignen, scheiterte an seinem Hang zur Ungebundenheit, die sich gegen jede Zucht bäumte. Er gab auch zu einer komischen Scene Veranlassung, indem der dreißigjährige Gymnasialschüler von seiner Frau durch einen Vermittler aufgefordert wurde, zu ihr nach Polen zurückzukehren oder ihr den Scheidebrief zuzuschicken. Er glaubte mit dem Judenthum und seiner Vergangenheit gebrochen zu haben, und wurde auf eine so empfindlich-rauhe Art daran gemahnt, daß er ihnen doch nicht entfliehen könne. Bei dieser Gelegenheit kam er auch mit dem Rabbiner Raphael Kohen in unangenehme Berührung, der ihn und seinen Vater von Polen aus kannte und gar

[1]) Selbstbiographie II. 197.
[2]) Wolf Maimoniana S. 178.

nicht begreifen konnte, wie Maimon, ein rabbinisch-gelehrter Pole, Judenthum und Sitte so frech verhöhnen könnte. Er bedrohte ihn mit dem Bann; aber die Drohung prallte an diesem hartgesottnen Ungläubigen wirkungslos ab; er schlug sie mit einem derben Witze in den Wind. In Hamburg konnte er sich natürlich eben so wenig wie in Holland halten, kam abermals nach Berlin und wurde abermals von Mendelssohn und seinen Freunden aus Mitleid unterstützt. Aber um nicht Zeugen seiner ärgerlichen Lebensweise zu sein, schickten sie ihn nach Dessau und gaben ihm zum Schein literarische Beschäftigungen. Er überwarf sich nichts desto weniger mit seinen Berliner Gönnern, begab sich nach Breslau, fand hier aber nicht die erwartete warme Aufnahme, weil sein schlechter Ruf ihm vorangegangen war.

Hier nahm sich seiner der jüdische Dichter Ephraim Kuh, (geb. in Breslau 1721, st. 1790[1]) an, weil er sich dem cynischen jüdischen Philosophen geistesverwandt fühlte. In Kuh's Brust rasten die Dämonen des Zwiespalts, welche der Uebergang aus der altjüdischen Gewohnheit in die neuerschlossene Welt in ihm entfesselt hatte. Auch er war in der Jugend mit der talmudischen Literatur vertraut gemacht worden, wurde aber durch die Bekanntschaft mit einem Polen von Maimon's Schlage vom Judenthum losgelöst, ohne jedoch Sympathie für das Christenthum zu empfinden, um sich demselben anschließen zu können. Er konnte den Zwiespalt seines Innern nicht bewältigen, weil er ohnehin ein zerfahrener Charakter war, wodurch er keine feste Stellung im Leben gewinnen konnte und um seine Habe gekommen ist. Auf seinen ziellosen Reisen war er bei jedem Schritte durch den Judenleibzoll an sein Bekenntniß gemahnt worden, dem er innerlich entfremdet war. Aeußere Umstände, Verlust seines Vermögens und die dadurch herbeigeführte Abhängigkeit trugen dazu bei, sein Gehirn zu zerrütten. In Sachsen hatte er einst eine Kerker- und ansehnliche Geldstrafe wegen Verheimlichung seines

[1]) Seine Biographie hat Mose Herschel, ein Schlesier, dargestellt. Sie wurde in den schlesischen Provinzialblättern Januar 1791 als Plagiat von Prof. Manso ohne Wissen des Autors abgedruckt, auch im ersten Bändchen von Kuh's hinterlassenen Gedichten, Zürich 1792. Berthold Auerbach's Roman „Dichter und Kaufmann", dessen Held Kuh ist, ist eine gelungene Photographie des Helden und der chaotischen Zeitepoche.

Bekenntnisses erlitten, die ihn zur Verzweiflung brachte. Er rächte sich dafür durch eine beißende Satyre:

Zöllner: Du, Jude, mußt drei Thaler Zoll erlegen!
Jude: Drei Thaler? so viel Geld? mein Herr weßwegen?
Zöllner: Das fragst Du noch! weil Du ein Jude bist.
Wärst Du ein Türk', ein Heid', ein Atheist,
So würden wir nicht einen Deut begehren,
Als einen Juden müssen wir dich scheeren.
Jude: Hier ist das Geld! — Lehrt euch dies euer Christ?

Der erste deutsche Dichter aus jüdischem Stamme war ein Weltschmerz-Dichter. Der Spiegel der Dinge zeigte ihn nur Fratzen und Zerrbilder, die er in kleine Versrahmen, als Epigramme, brachte.

Kuh und Maimon zogen bei ihrer ersten Bekanntschaft einander an, obwohl der eine von Philosophie und der andere von Dichtkunst nicht allzuviel verstand. Kuh, selbst hülfsbedürftig, konnte seinem Gesinnungsverwandten und neuen Freund nur durch Empfehlungen an Breslauer Familienräter, welche mit dem Judenthume mehr oder minder zerfallen waren, unterstützen; aber diese vereitelte Maimon selbst durch die Fortsetzung seines zuchtlosen Lebens. Mit lustigen Brüdern trieb er sich in Schänken und unanständigen Häusern herum. Zum zweiten Male und noch empfindlicher als früher, wurde der philosophische Sünder an die rauhe Wirklichkeit gemahnt. Seine Frau kam aus Polen und führte ihm seinen ältesten Sohn, einen fast zwanzigjährigen Jüngling, in polnischer Tracht und mit polnischem Wesen zu, und drang darauf, daß er für sie sorge, oder sich von ihr scheide. Der Rabbiner Isaak Joseph Theomim-Fränkel (Stammvater würdiger Nachkommen, st. 1794) lud ihn vor sein Tribunal und hielt ihm vor: ein Vagabund, der seine Frau so viele Jahre verläßt, ihr nicht schreibt, nicht für sie sorgt, kann zur Ehescheidung gezwungen werden. Diesem, im Namen der Religion und der Sittlichkeit sprechenden, Rabbinen setzte Maimon Hohn entgegen. Mit Recht nannte ihn Theomim-Fränkel einen unverbesserlichen Ketzer, der dem Bann verfallen sei.

Maimon konnte sich auch in Breslau nicht behaupten, reiste wieder nach Berlin (um 1788), wollte sich zum zweiten Male aus Noth taufen lassen [1]), fand indeß wieder Beschützer an Ben-David,

[1]) Wolf Maimoniana S. 84.

Dr. Saul Ascher und Markus Herz. Der Letztere empfahl ihn an Kant, dessen philosophisches System damals die Köpfe beschäftigte. Ist es nicht eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die Kantische Philosophie, die einzige, welche fruchtbare Wahrheiten enthält, von sehr wenigen Fachphilosophen in ihrer Tiefe begriffen, drei jüdische Apostel fand, welche sie verständlich und anwendbar gemacht haben? Maimon behandelte sie selbstständig nach seiner eigenen Denkweise, und als er seine Bemerkungen dem bereits gefeierten Urheber zuschickte, war dieser von Maimon's Scharfsinn und Tiefe fast geblendet und spendete dem jüdischen Denker, der sich halb als seinen Gegner zeigte, das höchste Lob [1]). Durch sein tieferes Eindringen in die Kantische Philosophie, seine scharfe Begriffsbestimmung und die Deutlichkeit, die er ihr verliehen hat, machte er sie in Gelehrtenkreisen bekannt. Er wurde ein sehr fruchtbarer, philosophischer Schriftsteller und wußte, der Pole, in deutscher Sprache die schwierigen, dunkeln und trockenen Probleme allgemein verständlich zu machen. Für das jüdische Publikum erklärte er sein Lieblingsbuch, Maimuni's „Führer", an dem er sich zum Denken herangebildet hatte, in einem hebräischen Commentar (Gibbat ha-Mora 1790), dem er aber seine und kantische Ideen unterlegte. Er schrieb dazu eine Geschichte der Philosophie, die von tiefer Eingedrungenheit in diesen subtilen Stoff Zeugniß ablegt. Dem großen Publikum wurde er erst durch seine eigene „Lebensbeschreibung" bekannt, worin er die Blößen der polnischen Juden, die ihm als die einzigen Vertreter des Judenthums galten, und auch seine eigenen mit cynischer Schonungslosigkeit aufdeckte, wie mehrere Jahre früher Rousseau mit seinen „Bekenntnissen" [2]). Er hat damit seinen Stammgenossen

[1]) Kant's Brief an Markus Herz, d. d. Mai 1789, Kant's sämmtl. Werke, B. XI. S. 53 fg., auch in Maimon's Selbstbiographie II. S. 255, wo Herz' Name verschwiegen ist.

[2]) Dr. Saul Ascher beurtheilte Maimon sehr richtig in den „Germanomanen" (1815 S. 55 fg.) „Ich habe Maimon persönlich und genau gekannt. Aus meinen Händen erhielt er zuerst ein Ex. von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Ich war es, der ihn zum Schriftsteller ermunterte. Man muß sowohl die wohlwollenden als die gehässigen Aeußerungen Maimon's gegen seine Landsleute gar nicht als aus festen Grundsätzen hergeleitete Raisonnements betrachten, mit denen es ihm Ernst war. Maimon hatte, wie der größte Theil der Polen, oder überhaupt alle von Politur entblößten geistreichen Menschen, gewisse Launen, die ihn in seinem Urtheil leiteten. Wie jene wechselten, bekamen seine Urtheile

einen schlechten Dienst geleistet. Denn seine aus Verstimmung entstandenen Urtheile über sie wurden später als baare Thatsachen zu deren Verurtheilung genommen, und was er von polnischen Juden Häßliches schilderte, wurde ohne weiteres allen Juden zur Last gelegt.

Diese Art offenherziger Schriftstellerei war damals in dem steifen, zopfigen Deutschland etwas Außerordentliches und machte Aufsehen. Maimon's Lebensbeschreibung drang dadurch in viele Kreise und gewann ihm zahlreiche Leser. Die beiden deutschen Dichter-Größen Schiller und Göthe waren förmlich in diesen jüdischen cynischen Philosophen vernarrt. Der Letztere hegte den Wunsch, ihn in seine Nähe zu ziehen [1]. Der Ruhm machte Maimon weder besser, noch glücklicher. Er behielt seine regellose Lebensweise, wie seine polnischen Manieren bei und mußte bis an sein Lebensende von Unterstützung leben. In den letzten Jahren zog ihn Graf Kalkreuth in seine Nähe und machte ihn gewissermaßen zu seinem Hausphilosophen. Er führte ihn später (um 1795) auf sein Gut in Niedersiegersdorf (Schlesien), versorgte ihn vollständig bis zu dessen Tode, ließ ihm völlige Freiheit der Bewegung und der Lebensweise und ertrug seine Ungezogenheit mit stoischem Gleichmuthe. Maimon's Leiche wurde nach Glogau gebracht und dort von der jüdischen Gemeinde ebenso unanständig bestattet, wie er unanständig gelebt hatte [2]. Salomon Maimon hat dem jüdischen Stamme nur mit seinem Kopfe Ehre gemacht, mit seinem übrigen Wesen dagegen hat er es verunehrt.

Der dritte jüdische Denker dieser Zeit, Lazarus Ben-David (geb. in Berlin 1762 st. das. 1832), hatte weder den tragischen, noch den komischen Lebensgang Maimon's. Er war eine pro-

eine andere Stellung, und ich war oft Zeuge, wie er seine besten Freunde durch die von seiner Laune herbeigeführte Veränderlichkeit seines Urtheils empfindlich zu kränken, sich ein Vergnügen machte. Die im Gemüth des Menschen haftende Portion von Bosheit, die der Gebildete zu verbergen versteht, äußerte sich bei Maimon oft unwillkürlich, und das machte ihm Feinde."

[1]) Maimoniana S. 197. Aus Varnhagen's Nachlaß, Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit I. S. 243 fg. 247 und andere Stellen, II. S. 23.

[2]) Man hat damals viel von Intoleranz gefaselt, daß die Glogauer Gemeinde Maimon nicht eine Ehrenbestattung hat zukommen lassen; auch sein Biograph machte Phrasen darüber. Aber wie hätte sie einen Mann auszeichnen sollen, der das Judenthum praktisch und theoretisch negirt, und sich nicht gescheut hatte, es auszusprechen, daß er zum Christenthum übertreten wollte?

saische, etwas denksteife Persönlichkeit, die in jeder deutschen Universität einen Lehrstuhl für Logik und Mathematik recht gut einnehmen und Jahr aus, Jahr ein denselben Lehrinhalt hätte unverkürzt und unvermehrt vortragen können. Nur für die Kantische Philosophie hatte Ben-David mehr glühende Wärme, mehr Begeisterung und Hingebung, da er sie als die Wahrheit anerkannt hatte und auch ihre sittlichen Prinzipien treu befolgte. Diese Philosophie war so recht für Juden erdacht, weil sie eine sehr hohe Denkkraft und sittliche Bethätigung verlangt. Darum hatte Kant, wie ehemals Aristoteles, viele jüdische Bewunderer und Anhänger [1]). Ben-David war auch talmudisch geschult und ein guter Mathematiker. Es war vielleicht eine Thorheit, daß er nach Wien ging, um dort Vorlesungen über diese Philosophie zu halten (um 1793—1798), da in Oesterreich damals wenigstens weder Sinn, noch Verständniß für die metaphysischen Subtilitäten und für sittliche Lauterkeit vorhanden waren, wie sie Kant's System verlangte. Er konnte sich daher nicht lange in Wien behaupten. Aber Anfangs wurde ihm doch die Universität für seine Vorlesungen eingeräumt. Man denke nur, für einen Juden und für eine Philosophie, welche dem Katholicismus jede Berechtigung abspricht! Er mußte sie indeß bald einstellen; aber Graf Harrach räumte ihm sein Palais dafür ein. Als er auch da auf Hindernisse stieß, verließ er die Kaiserstadt, setzte seine Vorlesungen in Berlin fort und war eine Zeitlang Redakteur einer Zeitung. Auf den Gang der jüdischen Geschichte in der Neuzeit hat Ben-David nur unmerklich eingewirkt.

Deutsche Juden haben sich aber nicht blos durch Mendelssohn's Anregung in raschem Fluge zur Höhe der Kultur hinaufgeschwungen, sondern auch unverkennbar die Verbreitung und Verallgemeinerung des gebildeten Bewußtseins in christlichen Kreisen gefördert. Geistvolle Juden und Jüdinnen haben zunächst in Berlin jenen gebildeten Weltton geschaffen, der die Eigenthümlichkeit dieser Hauptstadt geworden ist und von hier aus anregend auf das übrige Deutsch-

[1]) Schleiermacher, anonyme Briefe bei Geleg. der Friedl. Schriften S. 36. „Man könnte kaum drei oder vier besonders jüngere gebildete jüdische Familienväter finden, unter denen jedesmal nicht wenigstens ein Kantianer wäre." Was in Schleiermacher's Mund ein Tadel ist, gereicht den Juden zur Ehre, daß sie sich nicht mit seinen und Fichte's Phantastereien abgegeben, sondern zu Kant's gesunder Geistesnahrung gegriffen haben.

land eingewirkt hat. Juden und Jüdinnen haben zuerst hier einen Salon für geistvolle Unterhaltung begründet, in welchem die Elemente des höhern Denkens, des Geschmackes, der Poesie und der Kritik in anmuthiger, leichter Form untereinander gemischt, verarbeitet, geklärt und für Menschen verschiedenen Berufes zugänglich gemacht wurden. Die christliche Bevölkerung Berlins war zur Zeit Friedrich's des Großen und seines Nachfolgers noch sehr, sehr kleinstädtisch. Der Adel und die hohen Würdenträger waren viel zu vornehm und ungebildet, um sich um Culturverhältnisse und die große Welt zu kümmern. Für sie war der Hof und die kleinlichen Alltäglichkeiten ihres Kreises die große Welt. Die Gelehrten vertraten das Zopfthum, und einen höhern reichen Bürgerstand gab es nicht. Die Mittelklassen lebten nach Art ihrer Väter in deutscher Beschränktheit und Altväterlichkeit, versammelten sich höchstens beim Kruge Bier und kauten an den Wiederholungen von „des alten Fritz Siegen". Die Frauen zumal lebten ehrsam und zurückgezogen in ihren Pfählen oder hatten nur für Vorkommnisse des Familienkreises Sinn. Ganz anders die Juden Berlin's. Sie Alle oder doch die meisten von ihnen hatten wenigstens bis zu ihrem Mannesalter sich mehr oder weniger mit Talmud beschäftigt, ihre Geisteskräfte waren geweckt und für neue Elemente empfänglich. Diese neuen Bildungselemente hatte ihnen Mendelssohn mit seiner Bibelübersetzung und seinen philosophischen und ästhetischen Schriften gereicht. Kenntnisse verliehen damals in jüdischen Kreisen Auszeichnung, fast noch mehr als Reichthum: der unwissende Reiche war dem Gespötte ausgesetzt. Jeder nur einigermaßen vermögende Jude setzte einen Stolz darein, eine Sammlung alter und neuer Bücher zu besitzen und, wo möglich, auch den Inhalt zu kennen, um in der geflügelten Unterhaltung nicht aus Unwissenheit zurückzustehen. Jeder kundige Jude lebte in zwei Welten, in der Geschäftswelt und in der Bücherwelt. Die jüdische Literatur weckte den Geist, spornte und stachelte ihn, selbstthätig zu sein und hatte eher den Fehler, ihn allzu fein und spitzfindig zu machen als den entgegengesetzten, ihn in Dusel einzuschläfern. Es war eine alltägliche Erscheinung, daß der jüdische Kaufmann oder Handelsmann sich am Tage mit dem Mammon und bei Nacht oder in geschäftslosen Tagen mit der Literatur beschäftigte. In Folge der Mendelssohn'schen Anregung warf sich das jüngere Geschlecht auch auf die schöne Wissenschaft, auf Sprachkenntniß und Philosophie.

Der Inhalt hatte gewechselt, die Form und der Wissenstrieb war geblieben, oder hatte sich noch gesteigert. Die Berliner Judenheit beherbergte kurz nach Mendelssohn's Tod mehr denn Hundert junge Männer, welche von Eifer für Wissen und Bildung erglüht waren [1]), aus deren Reihe die Mitarbeiter an der Zeitschrift „der Sammler" hervorgegangen sind.

Zu diesem aus der innern Entwicklung ausgebildeten Hang zum Wissen kam eine Mode-Thorheit hinzu. Durch Friedrich den Großen war die geistvolle französische Literatur in Preußen eingebürgert worden, und die Juden fühlten sich am meisten von dem sprudelnden französischen Witz angezogen. Für geistreiche Wendungen hatten sie von jeher viel Empfänglichkeit. Der talmudische Witz lief so zu sagen dem französischen entgegen und umarmte ihn als einen Geistesverwandten. Voltaire hatte in den Zelten Jakobs mehr Bewunderer als in deutschen Häusern. Die jüdische Jugend warf sich mit Heißhunger auf die französische Literatur und eignete sich deren Formen an; freilich zog damit auch die französische Leichtfertigkeit mit ein [2]). Auch die klugen Töchter Israel's gaben sich dieser Modethorheit mit allem Eifer hin; sie lernten französisch, allerdings Anfangs, um mit den jungen Hofcavalieren, welche bei ihren Vätern Anleihen machten, in dieser Modesprache verkehren zu können. Es war ein Schmuck mehr, den sie sich umhängten. Durch Mendelssohn's und Lessing's Einfluß wich diese Tändelei dem ernsten Streben, sich gründliche Bildung anzueignen, um mit den Männern auf gleicher Höhe stehen zu können. Mendelssohn's Töchter, in stetem Verkehr mit gebildeten Männern, gingen darin voran und erregten Nacheifer. In keiner Stadt Deutschlands gab es daher so viel gebildete jüdische Mädchen und junge Frauen als in Berlin, und sie waren in Literaturkenntniß ihren christlichen Schwestern bei Weitem überlegen; sie lernten so leicht und waren nicht trägen Geistes.

Mendelssohn's Haus war Mittelpunkt für wissenschaftliche und literarische Unterhaltung geworden, das um so lieber besucht wurde,

[1]) Das Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft der Freunde, von denen die meisten in Berlin lebten, bei Lesser, Chronik der Gesellsch. der Freunde S. 17 fg.

[2]) Vergl. Jakob Emden מטפחת הספרים, 1768 S. 38: וכבר נמשך הענין הרע הזה (ללמד לשון צרפת ותוך ספריהם) ובא אל בית הרבנים היושבים על סיר הבשר במדינה זו וגו'; Fürst, Henriette Herz' Erinnerungen S. 19.

als seine Freunde darauf rechnen konnten, ausgezeichnete Fremde bei ihm anzutreffen, die von seinem weitverbreiteten Ruhme sich angezogen fühlten, und von ihnen Neues zu erfahren[1]). Seine Töchter wurden zu dieser witzigen und geflügelten Unterhaltung zugelassen und zogen ihrerseits gleichalterige Freundinnen heran. Nach Mendelssohn's Tod traten als selbstverständlich David Friedländer und Marcus Herz an dessen Stelle. Friedländer war aber zu steif und hausbacken, um eine Anziehungskraft auszuüben. So wurde denn Herz' Haus der Sammelpunkt der Freunde Mendelssohn's, und es erweiterte sich zu einem viel größern Kreise. Herz war ein gesuchter Arzt und hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angesehenen jüdischen und christlichen Familien. Seine Vorlesungen zogen Personen verschiedener Stände in sein Haus, von denen die Wißbegierigen auch in die Vertraulichkeit des Familienzirkels gezogen wurden. Herz hatte beißenden Witz, womit er die Unterhaltung würzte. Aber mehr noch als seine Wissenschaft und sein Geist fesselte seine Frau. Sie bildete einen förmlichen Zauberkreis, dem Alles, was es in Berlin an einheimischen und fremden Personen von Auszeichnung gab, gewissermaßen zuflog. Der Umgang mit der schönen und begabten Jüdin Henriette Herz war eine Zeitlang nächst dem Hofkreise, was am meisten in Berlin gesucht wurde. Sie hätte, wenn nicht von verführerischen Einflüssen irregeleitet, segensreich für die Judenheit wirken können.

Henriette Herz (geb. 1764, st. 1847[2]) war, so zu sagen, ein Sonntagskind, dem das Glück von frühester Jugend an zulächelte und es verhätschelte. Von Benjamin de Lemos, einem portugiesisch-jüdischen beliebten Arzte, geboren, der aus Hamburg stammte und sich mit einer Deutschen verheirathet hatte, vereinigten sich in der Tochter harmonisch die Eigenart südländischen Feuers und spanischer Würde mit deutscher Weichheit und Biegsamkeit. Es war ein äußerst seltener Fall, der noch heutigen Tages nicht häufig vorkommt, daß ein sefardischer Jude ein aschkenasisches Mädchen ehelichte. Die Eltern dieser Frau (Charlville) sollen auch über diese

[1]) Henriette Herz das. S. 123; Cronau, Dohm's Leben S. 125.

[2]) Ihre Biographie hat sie theilweise selbst — ein wenig geziert — zusammengestellt, überarbeitet von J. Fürst, Berlin 1850. Ergänzungen dazu finden sich in dem Briefwechsel Schleiermacher's, Wilh. v. Humbold's, Rahel's und besonders in Varnhagen's Nachlaß, herausgegeben von Ludmilla Assing.

Verbindung so unglücklich gewesen sein, daß sie um sie, wie um eine bereits Verschiedene, die üblichen Trauerzeichen beobachtet haben sollen [1]).

War es eine Vorahnung, daß aus dieser Verbindung zweier bis dahin fremden Zweige des jüdischen Stammes, aus diesem Durchbrechen der Schranken der Gewohnheit, ein weiblicher Sprößling zur Welt kommen würde, welcher die Schranken der jüdischen Züchtigkeit durchbrechen und eine trübselige Verirrung erzeugen würde? Das aus dieser halben Mischehe geborene schöne Kind Henriette sah indeß bei ihren Eltern das Muster einer glücklichen Ehe, die nicht aus romanhafter Liebe und sogenannter Wahlverwandtschaft entstanden war. Sie wurde in religiöser Innigkeit und in patriarchalischer Sittsamkeit erzogen und wurde vermöge ihrer Begabung und leichten Faßlichkeit auch in die biblische Literatur in der Ursprache eingeweiht, wie sie denn überhaupt für fremde Sprachen eine bedeutende Anlage hatte. Durch das südländische Blut, das in ihren Adern rollte, entwickelte sich Henriette de Lemos frühzeitig zu einer der schönsten und liebreizendsten Jungfrauen Berlin's. Sie machte mit ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen Aufsehen, so oft sie sich blicken ließ, und man nannte sie die „tragische Muse". Auf einem hochaufgeschossenen, schlanken, symmetrischen Körper wiegte sich anmuthig ein kleiner Kopf, der mit allen Reizen einer klassichen Schönheit geziert war, einer griechischen Nase, feurig dunkeln Augen, glänzend schwarzen Haaren, einem kleinen, anmuthig lächelndem Munde und zarter Gesichtsfarbe. Künstler bewunderten diese vollendete Schönheit, wie sie nur selten aus der Meisterhand der schöpferischen Natur hervorgeht. In diesem schönen Körper webte eine für das Wahre empfängliche Seele, die zwar nicht die Stätte ureigner Gedanken war, aber empfangene Eindrücke unverwischbar festhielt. Aber ihre seltene Schönheit nährte in ihr einen hohen Grad von Eitelkeit und eine Sucht, bewundert zu werden. Die Eltern waren schwach genug gewesen, so oft eine Prinzessin eine jüdische Hochzeit oder eine Laubhütte ansehen wollte, ihr Wunderkind zur Schau zu stellen und sie declamiren zu lassen. Wegen ihrer raschen Entwicklung wurde Henriette beim Beginne ihres sechszehnten Jahres mit Markus

[1]) Grégoire, Essay sur la regénération des Juifs p. 217, Note 14, vergl. dazu Frankel's Monatsschrift Jahrg. 1868 S. 212.

Herz verheirathet, und durch seine Anleitung, wie im Umgang mit Mendelssohn's Töchtern und im Verkehr in dessen Haus erweiterten sich ihre Kenntnisse. Diese verliehen ihrer körperlichen Schönheit einen höhern, idealen Liebreiz und eine unwiderstehliche Anziehungskraft. „Schön wie ein Engel und voll von Geist und Güte", so schildert sie eine vornehme Französin, welche sich darauf verstand[1]).

Diese schöne Frau machte ihr Haus, wie gesagt, zum Sammelpunkte der auserwählten Gesellschaft Berlin's, und ausgezeichnete Fremde haschten nach der Ehre, in dasselbe eingeführt zu werden. Es wurde der erste Salon Berlin's, in welchem Anregung und geistige Genüsse in mannigfacher Fülle geboten waren. Zwangslos verkehrten hier mit gebildeten Juden zunächst Mendelssohn's christliche Freunde, die schon früher an Umgang mit Juden gewöhnt waren: Nikolai, der letzte Trümmer von dem Lessing-Mendelssohn'schen Triumvirat; Engel, Erzieher des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm III.), der Proben rabbinischer Weisheit, von Juden empfangen, unter das Publikum brachte; Ramler, der Gewissensrath der Dichter, welcher aus Theilnahme für die Juden Ephraim Kuh's Verse feilte[2]). Es kamen auch neue Männer, welche eine hohe Stellung einnahmen: die Consistorialräthe Teller und Zöllner[3]), auch solche welche früher dem jüdischen Kreise fern gestanden hatten. Knuth (später Staatsrath) führte seine zwei Zöglinge Alexander und Wilhelm von Humboldt ein, welche später eine so bedeutende Laufbahn einschlugen und europäische Berühmtheiten wurden; Graf Alexander von Dohna-Schlobitten und andere Adelige. Gentz, Schleiermacher und Friedrich von Schlegel waren gewissermaßen Hausgenossen des Herz'schen Paares. Auch die Vertreter der eleganten Kreise waren in diesem Salon anzutreffen. Diplomaten fanden sich ein. Mirabeau, in dessen Haupt sich damals schon die gewitterschwangern Wolken der Revolution sammelten, dem auch die Juden so viel verdanken, verkehrte während seiner geheimen diplomatischen Sendung (1786) in Berlin, allerdings mehr mit Henriette Herz in ihrem Hause, als mit ihrem Manne[4]). Nach und nach ließen sich auch Damen von hohem Stande und Bildung

[1]) Madame de Genlis, Erzieherin Ludwig Philipp's, in ihren Memoiren.

[2]) S. Vorrede zu Kuh's hinterlassenen Gedichten I. S. 14, II. S. 190.

[3]) S. aus Schleiermacher's Leben in Briefen I. S. 180, II. S. 194.

[4]) H. Herz Erinnerungen.

herbei, mit der Herz und ihren Freundinnen zu verkehren, von dem Reiz des feinen, geselligen Verkehrs angezogen. Sie stellten sich mit Henriette und ihren jüdischen Freundinnen auf den Fuß der Gleichheit [1]). Am meisten Anziehungskraft übte dieser Salon auf gebildete christliche Jünglinge, wegen der schönen jüdischen Mädchen und Frauen, welche sich wie Trabanten um die schöne Wirthin bewegten. Diese jüdischen Schönheiten bildeten aber nicht bloß die Dekoration dieses Salons, sondern nahmen regen Antheil an der geistvollen Geselligkeit und zeichneten sich zum Theil durch einen originellen Geist aus. Gentz nannte sie „die klugen Weiber aus der Judenschaft“ [2]). Unter diesen waren es besonders zwei, welche durch größere Geistesüberlegenheit glänzten und moderne Bildung mit jüdischem Scharfsinn und Witz vereinten: Mendelssohn's älteste Tochter Dorothea [3]), später mit Friedrich von Schlegel verheirathet (geb. 1765, st. 1839), und Rahel Levin, später Frau Varnhagen's von Ense (geb. 1771, st. 1833). Beide besaßen glänzende Geisteseigenschaften, Rahel Levin noch dazu von einer unbeugsamen Wahrheitsliebe, gepaart mit Milde und Anmuth.

Fast zur selben Zeit eröffnete eine jüdische Tochter Berlin's einen glänzenden Salon in Wien, in welchem Schriftsteller, Künstler, Adlige, Diplomaten, Einheimische und Fremde verkehrten: Fanny Itzig (geb. 1758, st. 1818), eine Tochter des Banquier Daniel Itzig, geistvoll, liebenswürdig und edel, mit dem zum Baron erhobenen Nathan Adam von Arnstein verheirathet. Sie hat in Wien die gesellschaftliche Verschmelzung der Juden mit den Christen angebahnt, wie ihre Freundinnen in Berlin. Diese jüdischen Cirkel widerlegten auf's Glänzendste jene blödsinnige Behauptung der hochmüthigen Göttinger Gelehrten, „daß sich die Zigeuner weit eher zu einem Volke werden modeln lassen, als die Juden“.

[1]) Denina, la Prusse litteraire p. 243. Nous avons vu des dames aussi distinguées par leur qualité que par leur esprit et leurs connaissances recevoir et traiter l'épouse de ce docteur (Herz), ses parents et ses amis presque d'égales à égales. C'est qu'une nation avilie pendant plus de quinze siècles commence à se rapprocher de la condition des chrétiens dans la société civile.

[2]) Gentz Briefwechsel mit Garve, Breslau 1857, S. 105.

[3]) Der unter F. Schlegel's Namen erschienene Roman Florentin ist von Dorothea verfaßt.

Hier wurde das tausendjährige Vorurtheil mit einem Hauche weggeblasen, wirksamer als durch hundert gelehrte oder beredete Schriften.

Die gesellschaftliche Annäherung und Gleichstellung der Juden in den gebildeten Kreisen ließen sie in Preußen die Hoffnung hegen, wenn auch nicht eine vollständige Einbürgerung, so doch eine Erleichterung der sie so schwer bedrückenden Gelderpressungen und Erniedrigungen zu erlangen. Zwischen der gesellschaftlichen Stellung gebildeter Juden und ihrer gesetzlichen Behandlung war nämlich eine tiefe Kluft. Die Behörden behandelten Diejenigen, welche ihnen durch Reichthum und Bildung so weit überlegen waren, noch immer als Auswürflinge. Ein Gesuch von Ephraim Veitel eingereicht, daß den Juden wenigstens gestattet werden möge, Handwerke zu treiben (o. S. 80) wurde nicht beachtet. Friedrich der Große beharrte bis in seinen Tod bei seiner Antipathie gegen Juden. In den bürgerlichen Kreisen waren die Berliner Juden die ersten Millionäre, was bei der Bedeutung, die das Geld damals erlangte, nicht gleichgültig war, und doch wurden sie gesetzlich wie Trödeljuden behandelt. Von diesem philosophischen König war für eine menschenwürdige Behandlung nichts zu erwarten. Dohm's Schrift zu Gunsten der Juden warf ür ihn nicht vorhanden. Mehr Hoffnung machten sich die Juden Berlin's nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II., welcher zwar schwachen Charakters, aber doch auch milden Sinnes war. Von David Friedländer angeregt, der, als Nachfolger Mendelssohn's, zugleich als Vertreter der jüdischen Interessen galt, reichten die Oberältesten und Aeltesten der Berliner Gemeinde ein Gesuch ein, zunächst den Judenleibzoll in Wegfall zu bringen, die barbarischen Judengesetze aufzuheben und den Juden Freiheit der Bewegung einzuräumen. Sie erhielten darauf einen günstigen Bescheid, daß sie „redliche Männer aus ihrer Mitte wählen" mögen, mit denen die Regierung darüber verhandeln könnte. Auch ihr Antrag, Bevollmächtigte sämmtlicher Juden in den Provinzen (mit Ausschluß von Schlesien, Westpreußen und Ostfriesland) dazu einzuberufen, wurde genehmigt und eine Commission eingesetzt, die Beschwerden der preußischen Juden zu untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Darauf wurden Generaldeputirte von jüdischer Seite gewählt: Friedländer und sein reicher Schwiegervater Daniel Itzig, welche mit vielem Muthe und Selbstbewußtsein die barbarische und Geld saugende Gesetzgebung Friedrich's des Großen in Betreff der Juden blos-

legten. Es charakterisirt den Urheber dieses Gesuchs, David Friedländer, daß er sich schämte, darin von Juden und jüdischer Nation zu sprechen und dafür eine besondere Umschreibung wählte: „jüdische Colonie in den preußischen Staaten."

Die Deputirten zählten die Gelderpressungen auf, denen die Juden unter den lächerlichsten Titeln unterworfen waren; z. B. Porzellan-Export, von der schlechtesten Beschaffenheit um den höchsten Preis (spottweise Judenporzellan genannt) von der königlichen Fabrik zu kaufen und nach dem Auslande zu verkaufen; Unterhaltung einer Mützen-, Strumpf-, Beuteltuch- und Blondenfabrik. Sie wiesen auf die drückenden Beschränkungen hin, daß sie nicht einmal vor Gericht gleichgestellt waren, klagten besonders über die ihnen auferlegte Verantwortlichkeit Aller für Alle und forderten kühn vollständige Gleichberechtigung, nicht bloß Zulassung zum Ackerbau und sämmtlichen Gewerben, sondern auch zu Aemtern und Universitätslehrstühlen (Mai 1787). Die kühne Hoffnung der Berliner und preußischen Juden wurde jedoch getäuscht. Der preußische Staat hat sich nie leicht im Geben gezeigt. Nur der Zwang, schlechtes Porzellan unterzubringen, wurde für eine Summe von 4000 Thlr. aufgehoben. Auch der schändliche Leibzoll wurde für die einheimischen Juden abgeschafft, wenn sie von Provinz zu Provinz reisten, für die Fremden jedoch nur, wenn sie die Messe zu Frankfurt a. O. besuchten (Dezbr. 1787, Juli 1788). Mit dieser Entfesselung war bereits Joseph II. und Ludwig XVI. von Frankreich mehrere Jahre vorher vorangegangen. Die hohen Behörden hatten daher aus Schamgefühl zur Abschaffung des Judenleibzolls gerathen. Aber viel war damit nicht gewonnen, weil preußische Juden sich nach wie vor an den Thoren erst als solche ausweisen mußten, und demgemäß der damit verbundenen Entehrung doch nicht entgingen. Die übrigen Reformvorschläge wurden lange berathen. Inzwischen hatten sich die Schlauköpfe Wallner und Bischofswerder des schwachen Königs bemächtigt, ihn durch Gespensterschrecken zu ihrem willenlosen Werkzeug gemacht und eine Reaktion gegen die Aufklärung herbeigeführt. Der Bescheid auf das Gesuch der jüdischen Deputirten fiel daher zuletzt kläglich aus. Was ihnen die eine Hand gab, nahm wieder die andere. Es gereicht den Deputirten zur Ehre, daß sie das kärglich und engherzig Dargebotene freimüthig zurückwiesen und es aussprachen: „Die Begünstigungen, die uns bestimmt werden, sind

unter aller Erwartung und entsprechen den frohen Hoffnungen wenig, die wir bei der Thronbesteigung geschöpft haben“ [1]). Sie erklärten, daß sie zur Annahme der gebotenen Reform „mit wenig Vortheilen und vielen Beschränkungen“, namentlich zur Heranziehung zum niederen Kriegsdienste, ohne Vollmacht wären. Einzelne Juden, wie die reichen Familien Itzig, Banquier Kohen in Berlin, Bendix Goldschmid in Potsdam, erhielten ausnahmsweise Gleichberechtigung. Es wurde verfügt, daß man sie in den offiziellen Verfügungen nicht als Juden behandeln sollte [2]). Sonst blieb Alles beim Alten oder wurde für die Juden in Schlesien ein wenig gemildert.

Die öffentliche Meinung war aber in Berlin wenigstens den Juden günstiger und nahm sogar auf ihre krankhafte Empfindlichkeit Rücksicht. Als einst Shakespeare's Drama „Kaufmann von Venedig“ aufgeführt wurde (1788), und man voraussetzte, daß sich die Juden durch Shylock's Figur und Rolle verletzt fühlen würden, hielt der gefeiertste Schauspieler jener Zeit, Fleck, dem diese Rolle zugetheilt war, einen Prolog, von einem Berliner Dichter (Ramler?) eigens dazu gedichtet, worin den Juden Berlin's öffentlich Complimente gemacht wurden:

„Nun das kluge Berlin die Glaubensgenossen des weisen
„Mendelssohn höher zu schätzen anfängt, nun wir bei diesem
„Volke (dessen Propheten und erste Gesetze wir ehren)
„Männer sehen, gleich groß in Wissenschaften und Künsten,
„Wollen wir dies Volk durch Spott betrüben? Dem alten
„Ungerechten Haß mehr Nahrung geben? Und Röthe
„Denen in's Antlitz jagen, die, menschenfreundlich gesinnt,
„Gegen arme Christen und Juden gleich gütig sich zeigen?
„Nein, das wollen wir nicht“ [3]).

So hatte sich in der Berliner Gemeinde ein Urstock für die Veredlung des jüdischen Stammes gebildet, dessen Bestrebungen, wenn auch nicht vom Staate, so doch von der öffentlichen Meinung begünstigt wurde. Durch zwei Organe wirkte dieser Keimansatz auf

[1] S. (König) Annalen der Juden in preußischen Staaten S. 326; David Friedländer Aktenstücke zur Reform der jüdischen Colonien S. 53 fg.; Rönne und Simon, Verhältnisse der Juden des preußischen Staates S. 212 fg.

[2]) (König) das. S. 331. Friedländer das. S. 44 fg.; Jolowicz, Juden in Königsberg S. 105.

[3]) (König) Annalen S. 329.

weitere Kreise: durch eine Freischule (Chinuch Nearim) und die damit verbundene Druckerei. Die Freischule, von David Friedländer und seinem Schwager Itzig Daniel Itzig geleitet, war gerade nicht nach Wessely's Ideal und Lehrplan angelegt. Die Gegenstände von allgemeinen Wissensfächern nahmen den Hauptplatz ein und verdrängten nach und nach das sogenannte Jüdische (Hebräisch, Bibel, Talmud) aus dem Lehrplan. In zehn Jahren (1781 - 1791) wurden in dieser Schule über 500 gutunterrichtete Zöglinge ausgebildet, die Sendboten des jüdisch-berlinischen Geistes wurden und ihn überallhin verbreiteten. Sie wurde eine Musterschule für deutsche und außerdeutsche Gemeinden. In demselben Sinne wirkte die damit verbundene Druckerei, welche eine große Zahl bildender Schriften in hebräischer und deutscher Sprache in die Ghetto's warf. Der dadurch genährte Geist war Anfangs ein Geist der Verneinung, der seichten Aufklärung. Sein Ziel war, Alles aus dem jüdischen Leben und der jüdischen Sitte zu beseitigen, was den gebildeten Geschmack verletzte, die Juden lächerlich machte, aber auch das, was sich nicht dem nüchternen Menschenverstande auf den ersten Blick empfahl, Alles auszumerzen, was an das Nationale, an die großen Thatsachen der Vergangenheit erinnerte, überhaupt Alles, was die Juden in den Augen der Christen als eine Sonderheit erscheinen ließ. Der höchste Ruhm der Träger dieses Geistes war, es den Christen gleich zu thun und von diesen äußerlich und innerlich durch nichts unterschieden zu werden. Diese nüchternen Gleichmacher waren, wie es auch nicht anders sein kann, wenn eine geschichtliche Umwandlung stattfinden soll, von einer Art Fanatismus für ihre Ueberzeugungen beseelt. Sie faßten das Judenthum als eine deïstische Religion mit einigen Glaubensartikeln und einer strengen Moral auf und verwarfen Alles, was über diese enge Grenze hinausging, als Mystik [1]. „Aufklärung, Bildung" war ihr Stichwort, der Götze ihrer Anbetung, dem sie Alles zum Opfer brachten. Sie kümmerten sich darum nicht, ob sich eine solche schwachathmige Religion wird erhalten und den Stürmen trotzen können, Stürme, die dem Judenthum in der Zukunft nicht erspart werden sollten. Sie kümmerten sich überhaupt ebenso wenig um die Zukunft des Judenthums, wie um dessen Vergangenheit. Mendelssohn hatte keinen ebenbürtigen Jünger von Richtung

[1] Vergl. (Friedländer's) Sendschreiben an Teller, wovon weiter unten.]

gebender Bedeutung hinterlassen, der im Stande gewesen wäre, die großen Wahrheiten des Judenthums zu erkennen und sie mit der Cultur in Einklang zu bringen. Die Euchel's, Löwe's, Friedländer's, Herz und fast sämmtliche Measfim-Mitglieder waren mittelmäßige Köpfe von beschränktem Gesichtskreise, die keinen fruchttragenden Gedankenkeim auszustreuen vermochten. Bei aller schwärmerischen Bewunderung für Mendelssohn verkannten sie doch den innersten Kern seines Wesens und glaubten ihn immer noch in ihrer Mitte zu haben, während er ihnen längst entrückt war. Sie beredeten sich, daß er es mit den gesetzlichen Vorschriften des Judenthums und dem Beibehalten des Eigenartigen gar nicht ernst gemeint, sondern sich nur in das nationale Gewand gehüllt habe, um die zurückgebliebene Menge nicht von sich zu stoßen, während sein Inneres von dem ganzen Judenthum erfüllt war. Selbst seine eigenen Kinder, auch seine geistvollen Töchter verkannten ihn. Diese Verkennung hat vielfache Verirrung hervorgerufen.

Mit jedem Schritte, den die Berliner Schule der Aufklärung vorwärts setzte, trat sie in Gegensatz gegen die Gesammtjudenheit, welche noch in der bewußtlosen Unmittelbarkeit steckte, verletzte deren Empfindlichkeit und vereitelte dadurch ihre eigene Wirksamkeit. Mißverständnisse, Erbitterung, Reibung und Kampf waren die nächsten Folgen. Einer aus der Measfim-Schule hatte die Höllenpein, wie sie die Phantasie der Asketen und Kabbalisten ausgemalt hat, lächerlich gemacht [1]). Darüber wurde der ehrlich-fromme Wessely außerordentlich aufgeregt und machte den Leitern in einer Abhandlung Vorwürfe, worin er die Beweisführung unternahm, daß die Bibel schon eine Hölle und Höllenstrafen kenne [2]). Von dieser Zeit an trennte sich Wessely von den Vertretern der aufklärerischen Richtung.

Aber noch weniger Männer von Bedeutung als die Richtung der Aufklärung zählte die der Stockfrömmigkeit. Der bedeutendste Führer derselben, Ezechiel Landau in Prag, der wenigstens als Spitze angesehen wurde, hatte auch nicht das geringste Verständniß für die neue Richtung, klammerte sich unbesonnen an jeden noch so unberechtigten Brauch und schädigte damit die Sache, die er vertrat. Er kannte nur Verdammung und

[1]) Sammler, Jahrg. 1786 p. 124.

[2]) Das. Jahrg. 1788 p. 77 und 145; auch selbständig abgedruckt unter dem Titel מקור דין.

Verketzerung für Jeden, der die ausgefahrene Straße um einige Schritte verließ. Wie er sich gegen Mendelssohn's Pentateuch-Uebersetzung und Wessely's Vorschläge zur verständigen Erziehung der jüdischen Jugend stemmte (o. S. 45, 97), ebenso trat er mit blindem Eifer jeder noch so unschädlichen Neuerung entgegen. Die österreichische Regierung wollte ein Verbot gegen die unter den Juden übliche Beerdigung der Leichen wenige Stunden nach dem Stillstand der Athmungsorgane erlassen. Sie kannte den Stand der Frage, wußte, daß sich Mendelssohn gegen die Hast der Beerdigung ausgesprochen hatte (o. S. 31) und verlangte von Landau eine Widerlegung der Gründe oder Zustimmung. Landau, von Erhaltungseifer geblendet, sprach sich mit schwachen, sophistischen Beweisen, geradezu gegen den Geist des Talmuds, im Sinne seines ehemaligen Gegners Jakob Emden für die Beibehaltung dieses Brauches aus [1]). Damit drückte der Prager Oberrabbiner den Aufgeklärten den Pfeil in die Hand. In allen judenfeindlichen Schriften wurde es als Unmenschlichkeit der Juden ausgelegt, daß sie Scheintodte in's Grab legen. Die öffentlichen Blätter, selbst die judenfreundlichen, ergingen sich in Anklagen gegen das alte Judenthum.

Die Meassim-Männer waren schlau genug, an Markus Herz die Aufforderung ergehen zu lassen, sich als kundiger Arzt auszusprechen [2]), worauf dieser eine eingehende Schrift darüber veröffentlichte (1788), worin er nicht bloß mit medizinischen, sondern auch mit talmudischen Beweisen das Vorkommen des Scheintodes und die Unsicherheit der Todessymptome durchführte [3]). Schonungslos griff Herz die Führer der Gegenpartei an: „jene aufgeblasenen unwissenden Eiferer, die gern die Vernunft vom Erdboden verbannt wissen möchten, Eiferer wie der ehemalige Rabbi Jakob Emden und der gegenwärtige Rabbiner Ezechiel in Prag, welche die Nation, deren Bildung ihnen obliegt, so gern in der engsten Eingeschränktheit erhalten, alle außertalmudischen Wissenschaften wie Staub achten ... Wahrlich, so dachten die Talmudisten selbst nicht; denn sie waren

[1]) Sammler Jahrg. 1786, p. 184 fg.

[2]) Das. p. 203.

[3]) Markus Herz, über die frühe Beerdigung der Juden (Berlin 1788) S. 36. Hintereinander sind zwei Auflagen davon erschienen, die zweite enthält eine Polemik gegen den Hof-medicus Marx in Hannover, der den Scheintod geleugnet hatte.

weise Männer, und der ist nie weise, der sich einbildet, alle Weisheit erschöpft zu haben".

Ueberhaupt war Ezechiel Landau die Zielscheibe des Angriffs der Berliner Aufgeklärten von allen Seiten. David Friedländer und Euchel hatten die täglichen synagogalen Gebete aus dem Hebräischen ins Deutsche — der erstere in seiner hölzernen Manier — für das weibliche Geschlecht übersetzt. Die Frommen, welche eine dunkle Ahnung davon hatten, daß durch Uebersetzungen das Judenthum zur Gebet-Religion, zu einem Affen des Christenthums herabgedrückt werden würde, fühlten ein Unbehagen dabei, und ein Prediger in Prag (Eleasar Fleckeles) eiferte dagegen, wie gegen eine schwere Sünde und veröffentlichte diese Predigt in hebräischer Sprache, jedoch ohne die Uebersetzer zu nennen. Alsbald veröffentlichte Friedländer (1788) einen Angriff mehr noch gegen Landau, der diese Predigt gelobt hatte, als gegen den Verfasser und machte dessen hebräischen Styl durch eine Uebersetzung in's Deutsche lächerlich[1]).

Gegen den anderen Vertreter der Stockfrömmigkeit, Raphael Kohen in Hamburg, eröffnete Friedländer und sein Schwager Itzig in Verbindung mit einem rabbinischen Standesgenossen einen unredlichen Kampf. Saul Hirschel oder Berlin (st. 1794), Sohn des Rabbiners Hirschel, liebäugelte unverkennbar mit den Vertretern der Aufklärung, durfte aber als Sohn des Rabbiners oder mochte aus Klugheit sich nicht offen unter ihre Fahne schaaren. Er war überhaupt eine eigene excentrische Natur; er mochte nie betretene Pfade gehen, und neue zu bahnen, dazu fehlte ihm der Muth. Er schwankte daher bald nach links, bald nach rechts. Saul Berlin liebte es auch, gleich Isaak Satanow eine Maske vorzunehmen. Ohne sich zu nennen, hatte er eine Satyre gegen die Rabbinen geschrieben, welche Wessely angefeindet hatten, und gelegentlich auch gegen die gedankenlose Ueberfrömmigkeit empfindliche Streiche geführt[2]). Das war indeß ein verzeihliches Spiel. Aber daß er in tiefer Vermummung vom Hinterhalte aus den bereits betagten Raphael Kohen ungestüm anfiel, um ihm nicht blos die Ehre, sondern auch die Ehrenhaftigkeit zu rauben, ihn nämlich des Rabbinats unwürdig zu erklären,

[1]) Friedländer, Schreiben an meine Mitbrüder in Deutschland, auch als Beilage zum Sammler 1788.

[2]) Vergl. Orient. Literatrbl. 1844 col. 713; Carmoly, Biographien der Rapaport und Jungtauben p. 39. Die Schrift hat den Titel: כתב יושר

spricht nicht sehr zu Gunsten seines Charakters. Saul, bereits Rabbiner zu Frankfurt a. O., verband sich mit David Friedländer und dessen Schwager Itzig, um in einer maßlos feindseligen Schrift gegen den Hamburg-Altonaer Oberrabbiner mit talmudischen Waffen zu kämpfen und ihn zu verläumden: daß derselbe nicht bloß in einem Werke, dem er das große Rabbinat verdankte, unverzeihliche Irrthümer begangen, sich nicht bloß mit fremden Federn geschmückt, sondern auch, daß er von Eigennutz getrieben und aus Unwissenheit oder Gewissenslosigkeit religiös Verbotenes geradezu für erlaubt erklärt hätte. Saul's Bundesgenossen, Friedländer und Itzig, begünstigten diese seine Mummerei und Unehrlichkeit, gaben vor, daß ein durchreisender polnischer Talmudist ihnen diese verläumderische Schrift zum Drucke übergeben hätte, und sie hielten es für ihre Pflicht, sie zu veröffentlichen und der Prüfung von Sachverständigen zu überweisen. Ihr Vorwort zu dieser gemeinen Schrift ist in Form eines Sendschreibens an die bedeutendsten Rabbinen Deutschlands und Polens gehalten. Um den Verfasser nicht zu verrathen, zählten sie auch Saul Berlin und dessen Vater unter den Unparteiischen auf, welche den Stab über Raphael Kohen brechen sollten (1789 [1]). Dieser gemeine Ehrenraub machte, wie sich denken läßt, großes Aufsehen und versetzte mit Recht nicht bloß den Angegriffenen, sondern auch viele Rabbinen Deutschlands in heftige Verbitterung. Von einem Standesgenossen, der sich durch eine Maske der Verantwortlichkeit entzog, blosgestellt zu werden, war bis dahin beispiellos. Sie scheinen den Plan gefaßt zu haben, Schrift, Verfasser und auch sämmtliche Druckschriften der Berliner Freischule mit dem Bann zu belegen. Hirschel, Vater des Verfassers, nicht weniger als die andern Rabbinen entrüstet, war nah daran, zuerst seine Stimme gegen die Verschwörung zu erheben. Da flüsterte

[1]) Die Schrift מצפה יקתאל, Berlin 1789 unter dem pseudonymen Namen Obadja b. Baruch eines angeblichen Polen, womit Saul gegen Raphael Kohen's Schrift תורת יקותיאל polemisirte. Gegen diese Schrift ist in Altona der Bann ausgesprochen worden und eine Widerlegungsschrift erschienen, die keinen rechten Titel hat. Der Anfang lautet: שלום רב, Altona 1789. Eine Replik von Saul und seinem Vater erschien 1789: תשובת מוה' שאול ·· ונלוה אליה תשובת אביו על דבר חרם מצפה יקתאל. Man erzählt sich, daß Simcha Weil dem Vater Sauls ins Ohr flüsterte: אהה אדוני והיא שאול! Vergl. auch darüber Sammler Jahrg. 1789 p. 223 fg. 262—273.

ihm ein Vertrauter in's Ohr, mit Anspielung auf einen Bibelvers: daß sein Sohn Saul der unehrliche Urheber dieser Gemeinheit sei. Diese Nachricht lähmte ihn. Er war nicht stark genug, seinen Sohn die Strafe empfinden zu lassen, die er einem Fremden zugedacht hatte. Von David Friedländer und Genossen gedrängt, erklärte er im Gegentheil: es liege ihm fern, die ehrlose Schrift, ihren Verfasser und die Druckerei der Freischule zu brandmarken; das ausgesprengte Gerücht sei falsch. Hirschel wenigstens durfte sich nicht beklagen, wenn die Berliner Aufgeklärten sämmtliche Rabbinen und überhaupt das Rabbinerthum mit Schmach bedeckten und verächtlich machten.

Obwohl die Vermummung dem Verfasser keine Ehre eintrug, so setzte er sie doch in größerem Maßstabe fort, gab wahrscheinlich in Verbindung mit dem Fälscher Isaak Satanow eine Sammlung von Gutachten heraus[1]), angeblich unter der Vaterschaft Ascheri's, gerade dessen, der zuerst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert den außertalmudischen Wissenschaften den Krieg erklärt hat (B. VII. 278). Diesem Eiferer legte Saul, ungeschickt genug, abgedroschene freisinnige Ansichten seiner eigenen Zeit in den Mund, täuschte damit sogar seinen eigenen Vater und ließ sich für diese plumpe Fälschung zahlen. Er wurde aber, als sie kenntlich wurde, von Sachverständigen gebrandmarkt. In Mähren wurde die gefälschte Schrift öffentlich verbrannt, und er selbst seines Amtes als Rabbiner von Frankfurt entsetzt und genöthigt, nach England gewissermaßen zu entfliehen. In seinem Testamente warnte er Jedermann, in seine Papiere einen Blick zu werfen. Er hatte Manches zu verheimlichen.

Durch die Reibungen zwischen den Aufgeklärten und Altfrommen, die beide das Maß überschritten, entstand in der Berliner Gemeinde eine aufregende Spannung. Die Jugend: Hauslehrer, Handlungsdiener, die Söhne der Reichen, die Modenarren, trug eine leichtsinnige Philosophie zur Schau, setzte einen Stolz darein, ihre greise Mutter zu verhöhnen und betrachtete Alles, was ihren Lüsten

[1]) בשמים ראש, angeblich von Isaak de Molina gesammelt, mit Sauls Commentar כסא דהרסנא versehen 1793. Daß diese Schrift eine Fälschung ist, braucht nicht weitläufig bewiesen zu werden. Vergl. Mard. Benets Schreiben an Hirschel Levin, Orient Jahrg. 1844. Litbl. col. 53, 140, Zunz Ritus Beilage, der das Thema erschöpft hat. Was Jost Beil. zu Geschichte des Judenthums B. III. S. 396 fg. dagegen vorbrachte, ist nichtssagend.

im Wege stand, als Aberglaube, Vorurtheil, rabbinischen Aberwitz. Die Anhänger des Alten waren dadurch um so zäher und klammerten sich an Alles, was einen religiösen Anstrich hatte. Da die altfrommen Gemeinde-Vorsteher oder Verwalter von Wohlthätigkeitsanstalten noch das Heft in Händen hatten, so entzogen sie besonders den fremden Anhängern der Aufklärung jede Unterstützung, nahmen die Kranken nicht in das jüdische Hospital auf und versagten den Todten ein ehrenhaftes Begräbniß. Kurz, es wiederholten sich alle die Erscheinungen, welche religiöse Parteibildungen zu begleiten pflegen, dieselbe gegenseitige Gehässigkeit wie einst zwischen den Nationalen und den der Nation sich entfremdenden Hellenisten. Die Familienlosen, zu denen auch zwei Leiter der Meassim gehörten, Euchel und Wolfsohn, empfanden die Kluft und kamen darauf, sich unter einander zu verbrüdern, um nicht vereinzelt gegen die Stockfrommen dazustehen. Sie wollten einen Verein bilden, der die Mitglieder in Schutz nehmen sollte. Mendelssohn's ältester Sohn Joseph nahm die Stiftung desselben eifrig in die Hand, und da dieser Name einen guten Klang hatte, so fand er zahlreiche Theilnahme. So bildete sich die „Gesellschaft der Freunde“ (1792[1]), eine aufgeklärte Gemeinde in der Gemeinde, blos aus ledigen Jünglingen bestehend, deren Hauptzweck zwar war, einander als Brüder zu betrachten, einander mit Rath und Beistand zu fördern und in Nothfällen und Krankheiten auskömmlich zu unterstützen; aber der Nebenzweck lautete, Bildung zu verbreiten und Aufklärung zu fördern. Die „Freunde“ nahmen Mendelssohn's Ausspruch zum Wahlspruch ihres Ziels: „Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun“. Ein Bündel Stäbe war ihr Symbol. Der Verein zählte gleich im ersten Jahre seiner Stiftung mehr als hundert Mitglieder aus der Hauptstadt. Auch auswärtige Jünglinge in Königsberg, Breslau, Wien schlossen sich an. Manche Glieder erwarben sich einen klangvollen Namen. Außer Mendelssohn's Söhnen Joseph und Abraham (später Bartholdy) gehörten dazu, Joel Löwe aus dem Meassim-Kreise, Wessely's Neffe, Musikdirektor Bernhard Wessely. Mehrere von ihnen sind später zur Kirche übergetreten. Ein Band innerlicher Verbrüderung umschlang die

[1]) Die Statuten der Gesellschaft und die ersten Mitglieder sind zusammengestellt in Lesser, Chronik der Gesellschaft der Freunde, Berlin 1842, eine 50jährige Jubiläumsschrift.

Theilnehmer, und bis auf den heutigen Tag hat sich der brüderliche Sinn taktvoller Wohlthätigkeit in der Gesellschaft erhalten. Aber es war doch eine krankhafte Erscheinung. Die Gesellschaft schwebte in der Luft ohne feste Grundlage, sie hatte weder Wurzel in der eigenen Mitte, im Judenthum, noch schloß sie sich einem großen, ganzen, staatlichen Leben an. Ihr Ziel war lediglich auf leibliches Wohlergehen und gesicherte Ruhe gerichtet, als wenn der Mensch, der gesittete Mensch, vom Brode allein leben könnte: die Schlagwörter und Phrasen von Bildung, Aufklärung hielten nicht weit vor. Ihr Kampf gegen das Alte war auch schwächlicher Art; sie brachten es höchstens dahin, daß ihre verstorbenen Mitglieder längere Zeit vor der Beerdigung über der Erde blieben. Kurz, es fehlte der „Gesellschaft der Freunde" das, was allein geschichtlich fruchtbringend ist, der Sauerteig der Begeisterung. Ohne dieses Element leidet jedes noch so gut gemeinte Streben an Hohlheit und welkt vor der Blüthe.

Wenn die Mitglieder dieser Gesellschaft keinen rechten Halt hatten, so entbehrten ihn noch mehr diejenigen, welche nicht einmal ein ideales, sei es auch ein erträumtes, Streben kannten, die Alltagsmenschen, die sogenannten aufgeklärten reichen Kaufleute, welche dem Luxus fröhnten und in dem Anschluß an Christen ihre Glückseligkeit suchten. Das Alte fesselte sie nicht mehr, und das Neue hatte noch keine faßbare Gestalt, um sie anzuziehen. — Das Beispiel des Hofes und des hochstehenden Gesellschaftskreises übte seinen verderblichen Einfluß auch auf die Juden der großen Städte Preußens aus. „Preußen war unter Friedrich Wilhelm II. (wie der geistvolle Schriftsteller Mirabeau aus Augenschein bemerkte) in den Zustand der Fäulniß gerathen, ohne durch das Stadium der Reife hindurchgegangen zu sein". Auf das eiserne Zeitalter Friedrich Wilhem's II. und Friedrich's des Großen war ohne Uebergang ein liederliches gefolgt. Die Deutschen, damals die Affen der Franzosen, copirten erst die Sittenlosigkeit und Frechheit des Hofes Ludwigs XV., als in Frankreich bereits Sittenstrenge oder wenigstens Entrüstung gegen die liederliche Wirthschaft eingetreten war. Zügellosigkeit galt als Genialität. Berlin, die Stadt der Beamten und Soldaten, an Abhängigkeit von oben gewohnt, folgte dem Beispiele des Hofes gewissermaßen aus unterthänigem Gehorsam, die Männer aus Müßiggang, weil sie mit ihrer Zeit, und die Frauen, weil sie, wie

entfesselte Sclavinnen, mit der erlangten freieren Bewegung nichts anzufangen wußten. Die jüdische Jugend aus reichen Häusern folgte diesem Zuge zu sinnlichem Vergnügen. Nicht heimlich, sondern vor Aller Augen übersprangen sie alle Schranken und mit Verhöhnung des Judenthums verachteten sie auch Zucht und Sitte. Sie wurden Affen von Affen. Die ernsten Männer: David Friedländer, Lazarus Ben-David, Saul Ascher klagten über diesen Verfall der Sittlichkeit unter den Juden, ohne zu merken, daß ihre seichte Aufklärungssucht selbst dazu beigetragen hatte. „Es haben sich Untugenden unter uns verbreitet, die unsere Väter nicht kannten, und die für jeden Preis zu theuer erkauft werden. Irrreligion, Ueppigkeit und Weichlichkeit, dieses Unkraut, das aus dem Mißbrauch der Aufklärung und Cultur hervorkeimt, hat leider auch unter uns Wurzel gefaßt, und wir sind vorzüglich in den Hauptstädten ausgesetzt, daß der Strom des Luxus mit der Rohheit auch die Strenge und Einfalt der Sitten wegschwemmt" [1]).

Die Wurzel des Uebels sahen diese Sittenrichter nicht. Sie erblickten in dem Judenthum nur eine bloße Kirchenreligion, welche einige Alltags-Wahrheiten über Gott und Moral enthalte, und verkannten, daß es ein nationales Institut ist, auf starken Säulen von Gesetzen und der Blutzeugenschaft von Jahrtausenden getragen, das immer und immer nicht blos gegen das grobsinnliche, sondern auch gegen das verfeinerte Heidenthum, gegen Menschenvergötterung, Menschenstolz und die daraus emporschießende Vergewaltigung und Lasterhaftigkeit mit aller Macht ankämpft und ihm den Zugang zu seinem Heiligthum verwehrt. Vom tausendjährigen Bande einer nationalen Religion losgelöst, fielen die oberflächlichen Vernünftler und Wüstlinge massenhaft dem Christenthume zu. „Sie glichen den Motten, flatterten so lange um die Flamme, bis sie endlich von ihr verzehrt wurden" [2]). Wozu sich noch von den Fesseln des „General-Privilegiums" einengen lassen, wozu noch die Schmach von Schutzjuden tragen, wenn sie vermittelst einer inhaltsleeren Formel den Christen gleichgestellt werden können! So wuschen sie die vom Joche eingekerbten Male und die Schmach mit Taufwasser ab. Die Gemeinden von Berlin, Breslau und Königsberg sahen besonders

[1]) Friedländer, Aktenstücke Einl. S. 53; Ben-David, zur Charakteristik der Juden, Berlin 1792.

[2]) Saul Ascher, Leviathan, Berlin 1792, S. 14.

täglich den Abfall ihrer Glieder zum Christenthum; es waren die Reichsten und äußerlich Gebildeten. Es schien, als wenn sich der Ausspruch der Propheten bewähren sollte: „Nur armes und unansehnliches Volk wird in deiner Mitte verbleiben‘. Viele dieser Getauften sahen mit Verachtung auf ihre früheren Stammgenossen herab und gesellten sich zu den Judenfeinden. So hatte die Kirche einen mühelosen Sieg. Seitdem die Frankisten in Südpolen wenige Jahrzehnte vorher zum Katholizismus übertraten, sah die Kirche nicht so viel Judentaufen ohne Feuer und Schwert. In drei Jahrzehnden war die Hälfte der Berliner Gemeinde zur Kirche übergetreten [1]). Höhnisch fragten die Freunde der jüdischen Einbürgerung: „Warum denn der Staat so freudig die jüdischen Täuflinge aufnehme und ihnen Gleichberechtigung ertheilte; ob denn die Taufe die verdorbenen, verkommenen, unverbesserlichen Juden in brauchbare Menschen umzuwandeln, ob das Benetzen mit Wasser ihre tiefe Gesunkenheit mit einemmal wegzuwischen vermöge!“ [2]). Es ist als ein Wunder anzusehen, daß damals nicht sämmtliche jüdische aufgeklärte Vernünftler in Deutschland dem Judenthum den Rücken gekehrt haben. Drei unsichtbare Mächte schützten sie, dem Beispiel des Verraths und des Abfalls zu folgen: Die tiefe Abneigung gegen das Gottmenschthum, die unvertilgbare Anhänglichkeit an Familie und an die tausendjährige große Vergangenheit und endlich die Liebe zur hebräischen Sprache und Literatur. Ohne es zu ahnen, fühlten sie sich national vereint und eng verknüpft mit der langen Geschichtskette des jüdischen Stammes und konnten es nicht über sich gewinnen, sich davon zu lösen. Die Wiederbelebung der hebräischen Sprache durch den Meassim-Kreis hat nach dieser Seite sehr günstig gewirkt. Wer die Schönheiten und Erhabenheit der biblischen Literatur zu begreifen und ihre Sprache nachzuahmen verstand, blieb Jude trotz des Zweifels im Herzen, trotz der Hintenansetzung und der Schmach. So hatte Mendelssohn dem neuen Geschlechte zugleich Gift und Gegengift gereicht.

Nur David Friedländer machte eine Ausnahme von dieser Regel. Auf ihn hatte weder das jüdische Alterthum, noch die hebräische Poesie, noch der Familiensinn die Macht, ihn, wenn auch

[1]) Rahel's Brief an ihren Bruder Robert d. d. 1819 in Freund's Monatsschrift, Jahrg. 1843 S. 182.

[2]) Archiv der Zeit 1799, politisch-theologische Aufgabe über die Behandlung der jüdischen Täuflinge.

mit widerstrebendem Gefühle, bei der Fahne zu erhalten. Ihn bedrückte zwar auch das Zerreißen aller Familienverbindungen, das Lossagen von allen Pflichten der Religionsgesellschaft das Herz [1]). Nichts desto weniger nahm auch er einen Anlauf, sich von der jüdischen Gemeinschaft loszumachen und in das feindliche Lager überzugehen. Folgerichtiges Denken und Handeln war von diesem Flachkopfe nicht zu erwarten. Er war ein guter Familienvater, ein ehrlicher Kaufman, ein gemeinnütziger Spender, aber eine philisterhafte, beschränkte Natur. Er kaute nur anderer Gedanken wieder und plapperte Stichwörter nach. Im Grunde hatte er nicht einmal für die hebräische Poesie ein tiefes Verständniß, so viel er auch aus der Bibel übersetzte und hebräische Verse schmiedete, und noch weniger für den erhabenen Gang der jüdischen Geschichte. Mit dem praktischen Judenthum hatte er gebrochen und sich einige erborgte Gedankenlappen von Mendelssohn zusammengeflickt: von dem Vollkommenheitsstreben, von der Glückseligkeit, als Ziel der Religion, und von ewigen und geschichtlichen Wahrheiten. Diese Gedankenlappen, die er bei jeder Gelegenheit zum Vorschein brachte, galten ihm als geläuterte Religion, und er dünkte sich darum unendlich vorgeschritten. Und doch wollte der Staat ihn und seine Gesinnungsgenossen nicht als Vollbürger anerkennen! Er hatte für sich und die ganze Friedländersche Familie um eine ausnahmsweise Naturalisation mit allen Rechten und Pflichten nachgesucht [2]), sie aber nicht erlangt. Das schmerzte ihn. Anstatt sich in Ahnenstolz und Duldergröße zu hüllen, an sich und seinen Stammgenossen zu arbeiten, um die hochmüthige, christliche Welt zu überflügeln, geizte auch er nach der Ehre, sich ihr anzuschmiegen. Friedländer wollte aber diesen Schritt zur Fahnenflucht weder allein, noch unbedingt thun. Er verband sich daher mit einigen gleichgesinnten Familienvätern (wahrscheinlich von der Familie Itzig), richtete — feig genug, weder sich, noch sie zu nennen — mit ihnen gemeinschaftlich ein Sendschreiben an den mit Juden verkehrenden Oberconsistorialrath Teller und zeigte ihm ihre Geneigtheit zum Uebertritt, sogar zur Annahme der Taufe an, jedoch unter einer Bedingung: Es möge ihnen der Glaube an Jesus und die Betheiligung an Kirchenriten erlassen werden oder ihnen

[1]) Sendschreiben an Teller von einigen Hausvätern jüdischer Religion (s. weiter unten) S. 56.

[2]) Friedländer, Aktenstücke S. 48 Beil. B.

wenigstens gestattet sein, die christlichen Dogmen auf ihre Weise zu deuten, ein ebenso alberner wie ehrloser Schritt! In diesem hohlen Kopfe spiegelte sich die Welt verkehrt ab. Er war im Wahne, weil einige Freidenker unter den Christen über Gott spotteten, hätten sie auch Jesus und das Christenthum überhaupt aufgegeben. Im Christenthum, namentlich im Protestantismus, erblickte er andrerseits lauter Ideal, weil es sich in schimmerndem Gewande, in glänzenden Formen, in blendendem Scheine bewegte; im Judenthum dagegen sah er nur ein Zerrbild, weil es in Knechtsgestalt einherschlich, noch blutend und entstellt von den Wunden, welche die Religion der Liebe ihm geschlagen hatte und noch immer schlug. Friedländer konnte sich zwar nicht verbergen, daß bei den Juden „die Tugend häufig, die Mildthätigkeit heimisch, die väterliche und kindliche Liebe, die Heiligkeit der Ehe tief begründet, die Aufopferung zum Besten Anderer zahlreich, dagegen grobe Verbrechen, Mord, Raub und Todschlag selten sind[1].“ Aber diese Glanzseite in der Knechtsgestalt schien ihm nur eine Nebensache. Er war nicht der Mann zu erkennen, daß diese schönen Tugenden Früchte sind, welche das biblische und talmudische Judenthum gezeitigt haben, daß diese und noch andere Vorzüge in so seltener Vereinigung nur diesem Stamme, weil er ein tausendjähriges Märtyrerthum durchgemacht hat, eigen sind. Daher schmähte er in diesem Gewäsche von Sendschreiben sein Volk und dessen Vergangenheit, nannte den Talmud (diesen Geisteswecker) Mystik, sprach in unlogischer Verwirrung bald von der Schädlichkeit, bald von der Nützlichkeit der Ritualgesetze des Judenthums, entwarf ein Bild von der jüdischen Geschichtsentwickelung, wie es nicht verkehrter ausgedacht werden kann[2]. Wenn der Verfasser nicht ein solcher Flachkopf gewesen wäre, hätte man das Sendschreiben für eine Satyre auf das lieblose Christenthum halten können, wie es denn auch Schleiermacher dafür angesehen hat, ehe er wußte, daß es von Friedländer ausgegangen war[3].

[1]) Sendschreiben an Teller S. 35.

[2]) Sendschreiben an Teller. Jost bemerkt in der Geschichte des Judenthums III. S. 320, daß Friedländer froh war, daß das Sendschreiben in Vergessenheit sank. Dem ist aber nicht so. Zwanzig Jahre später that sich Friedländer noch etwas zu Gute darauf und bemerkte im Vorbericht zu: Verbesserung der Israeliten in Polen S. IX.: „das Sendschreiben werde in den Wogen der Geschichte nicht untergegangen sein.

[3]) Briefe bei Gelegenheit des Sendschreibens (erste Ausg.) S. 11.

Teller fertigte die jüdischen Familienväter, die sich zu einem Christenthum ohne Jesus drängten, ab, wie sie es verdienten, höflich, aber entschieden. Sie sollten nur bleiben, wo sie sind, das Christenthum trage nach solchen ungläubigen Gläubigen kein Verlangen. Er könne ihnen weder den Sohn Gottes, noch die Taufe, noch das Abendmahl und die christlichen Feste erlassen. Sie müßten dies alles mit in den Kauf nehmen. Ob der Staat sie dann der Gleichstellung für würdig halten würde, das sei seine Sache[1]). Friedländer hatte eine beschämende Erfahrung gemacht. Er blieb allerdings Jude; aber seine Kinder drängten sich ohne Bedingung und ohne Phrase zur Taufe. Sein Sendschreiben machte indeß mehr Aufsehen als es verdiente. Es erschienen mehrere Flugblätter darüber[2]) von christlicher Seite, lobend und tadelnd je nach dem Gesichtspunkte der Betrachtenden. Tiefere Naturen wie Schleiermacher, so sehr sie auch das Christenthum überschätzten, sahen in dieser Schrift einen Verrath am Judenthum und eine Inconsequenz. Ohne Ahnung, wer der Urheber war, rief Schleiermacher aus: „Wie tief verwundet muß besonders der treffliche Friedländer sein! Ich bin begierig darauf, ob er nicht seine Stimme gegen diesen Verrath an der besseren Sache erheben wird, er, ein ächterer Anhänger Mendelssohn's, als dieser hier!“[3]). Selbst gläubige Christen empfanden es schmerzlich, daß

[1]) Teller, Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüd. Religion, Berlin 1799.

[2]) Soviel mir bekannt sind, sind folgende darüber erschienen: 1) An einige Hausväter jüd. Religion, über die vorgeschlagene Verbindung mit protestantischen Christen von einem Prediger in Berlin, zwei Hefte, das erste Heft vollendet Berlin Mai 1799. 2) Beantwortung des Sendschreibens an Teller, nicht von Teller. Berlin 1799. 3) J. A. du-Luc, lettre aux auteurs juifs d'un memoire adressé à Mr. Teller (auch Deutsch) Berlin 1799. 4) Ueber das Sendschreiben einiger Hausväter jüd. Religion an Teller, und die darauf ertheilte Antwort. Leipzig 1799. 5) Zwei Relationen des ersten Eindruckes, den das neulich erschienene an Teller gerichtete Sendschreiben auf das Publikum machte. 6) Ideen zur Metamorphosirung der Juden, veranlaßt durch das Sendschreiben jüd. Hausväter, der Frankfurter Juden-Gemeinde besonders zugeeignet, Frankfurt 1799. — 7) Das Vorzüglichste dieser Literatur sind die anonym von Schleiermacher erschienenen: Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüd. Hausväter, von einem Prediger außerhalb Berlin. Berlin 1799. 8) Gespräch über das Sendschreiben zwischen einem Christen und einem alten Juden Isaias Bonarges, ein Beitrag zur Ueberzeugung einiger Hausväter 1800.

[3]) Schleiermacher das. S. 12.

die glorreiche Geschichte des ältesten Volkes, des Gottesvolkes, in ein Afterchristenthum einmünden sollte[1]). Andere Frommgläubige riefen aus: „Macht die Thore weit auf, damit ganz Israel in die Kirche einziehe." Noch Andere betrachteten es als Zeichen der Zeit, als einen Akt der Verbrüderung der Juden und Freidenker über die Köpfe der Religion und Priester hinweg. Die Juden schwiegen zu dieser Friedländerischen Thorheit, und das war das Klügste.

Wenn deutsche Juden, namentlich die Berliner, durch nahe Berührung mit den christlichen Gesellschaftskreisen und durch Theilnahme an der Literatur an äußerer Haltung, an Schliff und Umgangsformen viel gewonnen haben, was nicht zu unterschätzen ist, so haben sie dagegen etwas eingebüßt, was jener Gewinn durchaus nicht aufwiegt. Die Keuschheit jüdischer Frauen und Jungfrauen war während ihrer Gesonderheit ein unantastbares Heiligthum gewesen. Geschlechtliche Vergehungen und Verführung waren äußerst seltene Fälle und kamen nur in verwahrlesten Familien vor. Mag nun das für Sittlichkeit äußerst strenge talmudische Gesetz oder der äußere Druck oder die Kernigkeit des Stammes die Ursache dieser Züchtigkeit gewesen sein, genug, sie war eine unbestreitbare Thatsache. Die Freudigkeit des Familienlebens beruhte auf diesem Goldgrunde. Jüdische Frauen wurden zwar selten aus Liebe heimgeführt — für Liebeständelei war im Ghetto kein Spielraum — aber das Bewußtsein der Pflicht stimmte hinterher die Ehe zur Liebe. Auch dieses Heiligthum, der Stolz Israels, das ernste Christen mit Bewunderung erfüllte, und um dessentwillen sie die Juden hoch schätzten, wurde durch Umgang mit Christen aus den verdorbenen höhern Ständen geschändet.

Wenn es die Judenfeinde darauf hätten anlegen wollen, die Kraft Israel's zu brechen, so hätten sie kein wirksameres Mittel ausfinden können, als die jüdischen Frauen mit der sittlichen Fäulniß anzustecken, ein noch viel wirksameres, als jenes von den Midjaniten angewendete Mittel: die Männer durch Unzucht zu schwächen und zum Abfall zu bringen. Der Salon der schönen Herz wurde eine Art midjanitisches Zelt. Hier kamen meistens junge jüdische Frauen zusammen, deren Männer ihrem Tagesberufe oblagen. Die ältern, biedern, christlichen Freunde des Hauses, die Freunde und Verehrer

[1]) Du-Luc in Lettre aux auteurs etc.

Mendelssohn's, wurden von den jüngern Lebemännern nach und nach verdrängt, und diese verkehrten ohne Schranken mit den meist schönen und geistvollen jüdischen Frauen und zogen sie zu ihren verderblichen Grundsätzen herab. Der Tonangeber in diesem Kreise wurde Friedrich von Gentz, die eingefleischte Selbstsucht, Genußsucht, Lasterhaftigkeit und Gewissenlosigkeit, der es auf Verführung der Weiber geradezu angelegt hatte. Henriette Herz wurde zuerst von den Huldigungen, die ihrer Schönheit gebracht wurden, benebelt und verführt. Sie ging auf die Liebeständelei ein, die in eine zweideutige Haltung ausartete, und ihr wie ihrer Freundinnen Urtheil über Recht und Unrecht gerieth in Verwirrung. Die christlichen Wüstlinge stifteten[1]) mit den Weibern und Mädchen einen sogenannten Tugendbund, einen Orden, der dahin zielte, daß die beiden Geschlechter ohne Schranken und ohne gesellschaftliche Anstandsformen mit einander verkehren, einander dutzen, einander ihre Empfindung und Gelüste ohne Rückhalt und Scham darlegen sollten. Es war damals der Beginn der von Göthe's Poesie ausgegangenen deutschen Romantik, welche dahin strebte, die lyrischen Gefühle der Dichtkunst zu verwirklichen, das Leben poetisch zu verklären. Diese romantische Richtung lief zuletzt darauf hinaus, dem Genuß zu fröhnen, Empfindsamkeit zu nähren und berüchtigte Wahlverwandtschafts-Ehen zu suchen, mit einem Wort, das, was man ein verfeinertes, gefälliges Heidenthum nennt, einzuführen, das um so verderblicher war, als es den Schein der Tugendhaftigkeit annahm. In diesen sogenannten Tugend-Bund traten nebst Henriette Herz ihre schöne Schwester Brenna und die beiden Töchter Mendelssohn's. Sie fühlten sich gehoben und geehrt mit Christen der vornehmen Stände in eine so innige Beziehung zu treten, die Thörinnen sahen nicht die züngelnde Schlange unter den Blumen. Der Weihrauch benebelte so sehr den Sinn der Henriette Herz, daß sie hinter dem Rücken ihres Mannes, während dieser seinem ärztlichen Berufe oblag, Liebeleien mit zwei oder drei Männern[2]) zu gleicher Zeit anknüpfte, wovon der eine Gatte und Vater

[1]) S. darüber, aus Varnhagens Nachlaß von Ludmilla Assing 1867, Humboldts Brief an Henriette Herz S. 115 und öfter; H. Herz Erinnerungen S. 149.

[2]) Aus Varnhagen's Nachlaß das. S. 44, 53. Die drei Männer waren außer Wilhelm von Humboldt noch Karl Laroche, von dem das. S. 47 öfter die Rede ist, und der beweibte war Meyering.

war. Es sollte allerdings eine platonische Liebe sein; aber diese hielt sich zwischen leidenschaftlichen, grundsatzlosen Männern und einer schönen, eitlen Frau nicht immer an der Grenzlinie des Geziemenden und Ehrbaren. Mit Wilhelm von Humboldt, einem feurigen Jüngling, unterhielt Henriette, immer hinter dem Rücken ihres Gatten und in tiefes Geheimniß gehüllt, einen Liebesbriefwechsel, dessen sich der Staatsmann später schämte und die Leichtbethörte verspottete [1]). Dieser Briefwechsel wurde in hebräischen Schriftzügen geführt, die sie dem jugendlichen Liebhaber beibrachte, damit ihr Geheimniß dadurch doppelt sicher gewahrt sei [2]).

Als Wilhelm von Humboldt geheirathet und die der Eitelkeit verfallene Henriette so ziemlich vergessen hatte, knüpfte sich ein wenigstens zweideutiges Verhältniß zwischen ihr und Schleiermacher, diesem modernen Apostel des neuen Christenthums, der aus Spinngeweben neue Seile zur Fesselung der Geister zusammenflocht. Diese starke Säule des heutigen Christenthums, der Urahn des christlichen Staates, war in seiner Gefühlstraumseligkeit schwach wie ein Weib und schmachtete nach Liebe. Während seines Aufenthalts in Berlin besuchte er täglich das Herzische Haus oder vielmehr die schöne Wirthin. Oefter sahen die Straßen Berlins Beide in vertraulichem Gespräch neben einander wandeln Es machte einen lächerlichen Eindruck, wie der kleine, schmächtige, magere Schleiermacher neben der großgewachsenen kräftigen Jüdin, der einstige Herrenhuter neben der „tragischen Muse" einhertrippelte. Der bereits geweckte Berliner Witz machte eine Carrikatur darauf, wie der winzige christliche Prediger als Knicker aus der Tasche der Jüdin herausguckte. Ueber diese auffallende Vertrautheit machten Bekannte noch mehr als Fremde flüsternd ihre spöttischen Bemerkungen. Beide haben freilich die Sträflichkeit ihres intimen Umgangs, allzu eifrig, in Abrede gestellt [3]). Ob wahr oder unwahr, war es nicht Schmach genug, daß die bösen Zungen den Ruf einer jüdischen Ehefrau aus einem sittlichen Hause auch nur verdächtigen konnten?

Zu Schleiermacher gesellte sich Friedrich Schlegel, dieser

[1]) S. Ludmilla Assings Einleitung zu Nachlaß S. 16.

[2]) Das. S. 66. Die Correspondenz zwischen W. Humboldt und der Herz werfen kein günstiges Licht auf diesen Tugendbund.

[3]) S. aus Schleiermachers Leben in Briefen I. S. 187, 194, H. Herz, Erinnerungen S. 116, und weiter unten.

Himmelsstürmer mit Kinderfäusten, dieses Chamäleon an Stimmungen und Ansichten, der bald für die Republik, bald für den monarchischen Despotismus schwärmte, und beides nicht ehrlich meinte, der zuerst die Gespenster und Plagegeister des Mittelalters heraufbeschwor, ein wüster, romantischer Wollüstling, ein Sohn der Walpurgisnacht. In den Herzischen Salon eingeführt, wurde er der vertraute Freund Schleiermacher's und legte es sofort auf die Verführung der Dorothea Mendelssohn an. Der Vater hatte sich ins Grab gelegt mit dem Bewußtsein, daß sie eine glückliche Ehe mit dem Banquier Simon Veit Witzenhausen führte. Ihr Gatte umgab sie mit aufmerksamer Liebe. Zwei Kinder lächelten ihr aus dieser Ehe zu. Nichtsdestoweniger ließ sie sich von der verführerischen Stimme des romantisch-gewissenlosen Schlegel zum Treubruch verleiten. Schon hatte die Verkehrtheit des Tugendbundes ihr den Wahn eingeimpft, sich in ihrer Ehe unglücklich fühlen zu müssen. Es gehörte einmal zum guten Ton dieser Gesellschaft, empfindsame Klagen über Verkennung und Disharmonie der Seelen auszustoßen. Die unzüchtige Lehre von Göthe's Wahlverwandschaft hatte auch schon in jüdischen Familien Wurzel gefaßt. Der Gedanke an die Trennung von ihrem Gatten und ihren Kindern schreckte Dorothea nicht mehr vor einem Fehltritt zurück. Henriette Herz gab sich als Unterhändlerin für die Sünde her; es fiel ihr nicht schwer. Dorothea trennte sich darauf von ihrem Manne und lebte mit Schlegel zuerst in wilder Ehe. Alle Welt war über diese Unsittlichkeit empört. In dieser Zeit erschien Schlegel's schmutzig unzüchtiger Roman, die Lucinde. Die Bekannten fanden darin das unfläthige Verhältniß zwischen dem Verfasser und der Ehebrecherin, und seine Feinde brachen den Stab über ihn; so wurde Mendelssohn's ehrwürdiger Name mit in den Koth gezogen. Doktor Herz verbot seiner Frau den Umgang mit dieser Verworfenen. Aber sie, die selbst in Gedanken eine Ehebrecherin war, hatte den eigenen Muth, ihrem Manne zu erklären: sie wolle ihre Freundin nicht verlassen. Schleiermacher, der Prediger, nahm ebenso wenig Anstoß an diesem unzüchtigen Verhältniß [1]). Bald folgte Dorothea ihrem romantischen Verführer von Thorheit zu Thorheit, ließ sich zuerst protestantisch taufen, und trat zuletzt mit ihm zum Katholicismus über, weil er in diesem Bekenntniß mehr Vortheile zu erringen hoffte. Es war ein beja-

[1]) H. Herz Erinnerungen S. 111.

menswerther Anblick, wie Mendelssohn's Tochter dem Papste den Fußkuß darbrachte [1]). Sie wurde dafür schnell genug gezüchtigt. Sie mußte mit ihm in Noth ein Wanderleben führen, wurde von seinen Verwandten verächtlich behandelt, von mancher Seite als verworfene Jüdin angesehen [2]) und erkannte nur zu bald in ihrem Ideal einen alltäglichen Egoisten. Ihr betrogener und verschmähter jüdischer Gatte mußte ihr sein Mitleid zuwenden, um sie vor Hunger und Elend zu schützen. Nachdem Schlegel das Weib seines Gastfreundes entführt hatte, lebte er von dem Almosen des beleidigten Gatten. Die jüngere Schwester Henriette Mendelssohn, war nicht schön genug, um die Wollüstlinge des Salons zu fesseln. Es genügt, ihre Gesinnung zu characterisiren, daß sie ebenfalls dem Katholicismus zuflog. Lebensüberdruß war die Folge dieser innern Zerrüttung [3]).

Und Rahel Lewin? Sie war zu klug, um an dem Tandspiel des Tugendbundes Theil zu nehmen. Sie wollte ihren eigenen Weg gehen. Aber ihre Klugheit und ihr durchdringender Geist bewahrten sie nicht vor der Verpestung der Unsittlichkeit, welche die vornehme, christliche Welt damals aushauchte. Der Verführer dieser „kleinen Frau mit der großen Seele", (wie man sie nannte) war Göthe. Seine Poesie und Lebensweisheit, seine heidnische Gedankenwelt war für Rahel eine Bibel, die sie auswendig lernte, anwendete, zur Richtschnur ihres Lebens nahm und ihr Blut damit in Wallung setzte. Sie führte zuerst den Göthe-Kultus ein. Einen Vorzug hatte sie vor ihren sündhaften jüdischen Schwestern, daß sie wahrhaft war und keine Maske trug. Aber um so greller trat ihre innere Verdorbenheit ans Licht. Obwohl sie eine außerordentlich tiefe Menschenkenntniß besaß und sich auch viel darauf zu Gute that, fühlte sie sich doch mit dem bodenlosen Wüstling Gentz geistesverwandt und immer und immer wieder zu ihm hingezogen bei allen Wandlungen, die er durchgemacht hat, von dem Entwenden eines Diamantringes vom Finger einer Dame im coquetten Spiel [4]) bis zur Hilfsleistung, die Volksfreiheiten zu unterdrücken, von seinen geschlechtlichen Unfläthigkeiten zu schweigen. Rahel fühlte sich auch geistesverwandt mit der verworfenen Buhlerin Pauline von Cesar, auf kurze Zeit Pau-

[1]) Aus Schleiermachers Leben in Briefen I. S. 254.
[2]) H. Herz a. a. O. S. 113. Varnhagen, Gallerie von Bildnissen I. S. 233.
[3]) Varnhagen das. S. 65 und öfter.
[4]) S. H. Herz Erinnerungen S. 137.

line von Wiesel. Mit ihr, welcher jeder Mann von Anstand und noch mehr jede auch nur äußerlich ehrbare Frau aus dem Wege ging, blieb Rahel bis zu ihrem Tode in Seelengemeinschaft. Rahel beneidete und bewunderte die Sünderin um ihre Freiheit und tadelte sich, daß sie nicht den Muth gehabt habe, ebenso zu sündigen [1]). Als Rahel zuerst den heldenhaften, aber ausschweifenden Prinzen Louis Ferdinand kennen lernte, nahm sie sich vor, ihm „Dachstuben-Wahrheit" hören zu lassen; aber sie lernte weit eher von ihm Palast-Thorheiten. Sie, damals noch Jungfrau, gab sich als Kupplerin zwischen ihm und der ausgelassenen Pauline Wiesel her. Weil sie keine Gegenliebe fand, indem die Männer sie wegen ihrer winzigen Gestalt bald als altkluges Kind, bald als greise Sibylle betrachteten, verzehrte sie sich in stillen Neigungen. Ihre Grundsätze über die Ehe, dieses heiligste Institut, die Kraft der Familien und Völker, waren die eines weinberauschten Wüstlings, die sie mit Gelassenheit und Kälte ihrem Gatten Varnhagen von Ense vor ihrer Verheirathung als Glaubensbekenntniß ablegte [2]). Rahel Lewin, oder wie sie sich auch nannte Rahel Robert, in deren Adern talmudisches Blut floß, welches ihr einen so sprudelnden, beflügelten Geist gab, daß die Christen ihn eben deswegen als eine Seltenheit so sehr bewunderten, daß sie damit auf den Grund der Dinge dringen, die Seele und ihre wechselnden Stimmungen bis auf ihre letzten Regungen zu verfolgen vermöge, sie verkannte ihren eigenen Ursprung. Sie wollte Gottes Odem in den geschichtlichen Auf- und Niedergängen erlauschen und hatte keine Ahnung von der geschichtlichen Größe ihres eigenen Stammes. Sie verachtete ihn so sehr, daß sie es als die größte Schmach und das härteste Unglück betrachtete, als Jüdin geboren zu sein. Erst in ihrer Todesstunde ging ihr eine flimmernde Ahnung von der großen Bedeutung des Judenthums und der Juden auf. „Mit erhabenem Entzücken denke ich an meinen Ursprung und an den Zusammenhang der Geschichte, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschen-

[1]) S. aus Varnhagen's Nachlaß, Rahel's und Paulinen's Correspondenz, S. 290 und II. Anhang.

[2]) Das. S. 306 an Pauline: „Ich bin völlig frei bei ihm (Varnhagen), sonst hätte ich nie heirathen können. Er denkt über die Ehe wie ich". Dazu fehlt noch ein Zusatz, den die Herausgeberin aus Schamgefühl unterdrückt hat. „Und wie ich über die Ehe denke, wissen Sie".

geschlechtes mit der neuesten Lage der Dinge durch Zeit und Raumesfernen verbunden sind. Ich, eine Flüchtige aus Egypten, bin hier und finde Hilfe. Was Zeit meines Lebens meine größte Schmach war, möchte ich jetzt um keinen Preis missen“ [1]). Aber auch in dieser Stunde sah ihr Geist nicht klar, die Gedanken verwirrten sich in ihr und sie erging sich in Phantasien.

Diese geistbegabten jüdischen Sünderinnen thaten dem Judenthum den Gefallen, zum Christenthum überzutreten, Mendelssohn's Töchter und Rahel ganz laut und offenkundig. Henriette Herz, die mehr auf Schein hielt, nahm dagegen die Taufe in einer kleinen Stadt, um ihre jüdischen Freunde nicht zu kränken und erst nach dem Tode ihrer Mutter, zum großen Verdruß ihres Freundes Schleiermacher, welcher so gern mit ihrem Uebertritt in der größten Kathedrale Berlin's Aufsehen machen wollte. Diese Sünderinnen wurden so zu sagen christlichfromme, büßende Magdalenen. Lüsternheit ging damals Hand in Hand mit christlicher Gläubigkeit und sogenannter Frömmigkeit. Zwei Freunde und Stubengenossen, die einander jeden Augenblick ihre vertraulichsten Gedanken und Stimmungen mittheilten — ein Verhältniß, das ihre Bekannten „eine Ehe“ nannten — Schlegel und Schleiermacher, haben zu gleicher Zeit zwei Geburten in die Welt gesetzt, der eine einen unzüchtigen Roman, voll von wollüstigen, unfläthigen Phantasien, der andere ein neuchristliches Evangelium, voll von luftigen Phantastereien. Die „Lucinde“ von Schlegel und die „Reden über die Religion an ihre Verächter“ von Schleiermacher sind Zwillingsschriften [2]). Hier wie dort wird von einem unbestimmten nebelhaften Gefühl ausgegangen, das ins Weite greift und eine Wolke umarmt. Für Schlegel ist „die Hingebung des Menschen an das Allgemeine, Unendliche, das sich Erregenlassen — Liebe, und für Schleiermacher ist fast eben dasselbe — Religion. Schleiermacher's Religionssystem ist ein unnatürliches Gemisch von Spinozistischem Pantheismus, Herrenhuterei und etwas von der Lucinde. Hat er doch „vertraute Briefe“ über die Lucinde geschrieben, diesem Romane der Wollust, „der unzüchtigen Richtigkeit“ (wie ihn Haine nannte) gewissermaßen eine Taufpredigt gehalten

[1]) Varnhagen, Andenken an Rahel I. S. 43.
[2]) Beide erschienen Berlin 1799.

und seine weiblichen Beichtkinder dringend ermahnt, sich daran zu sättigen und ja nicht darüber zu erröthen. Seiner jüdischen Seelenbraut, Henriette Herz, schrieb Schleiermacher: „Aus Religion will ich zu Ihnen kommen, ich will das Universum in Ihnen schauen“ [1]). Und diese beiden Männer mit befleckter Phantasie wurden Hauptstützen für das Christenthum beiderlei Gestalten; Schlegel verherrlichte den Katholicismus, und Schleiermacher hob den Protestantismus aus der bisherigen Verachtung. Freilich haben sich Beide in die Kirchlichkeit hineingeklügelt und hineingelogen. Es ist schwer zu entscheiden, welcher von beiden der größere Sophist war. Schleiermacher, welcher mit seiner glatten, gefeilten Beredsamkeit die Kanzel und mit ihr die Frauenwelt beherrschte, war ein neuzeitiger Gnostiker, der Phantasiespeise für Geistesmanna reichte.

Indessen, hat sich die jüdische Geschichte auch um einen christlichen Prediger zu kümmern, der mit einem Christenthum eigener Erfindung einen neuen Reiz gewährte? Hat sie doch die Astarten-Priester-Religion in vielfacher Gestalt erlebt! Allein sie muß diese Thatsache aufzeichnen, weil Schleiermacher das Judenthum vielfach geschädigt hat. Er hat mit seiner Sprachglätte Henriette Herz und viele jüdische Frauen und Mädchen Berlin's nicht blos in die Kirche, sondern zur Kirche gezogen, aus einem eigenen Kitzel, sich von dem

[1]) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen, I. S. 21, 22, und Gallerie von Bildnissen I. S. 226. Ueber die Lucinde und Schleiermacher's Briefe über dieselbe vergl. aus Varnhagen's Nachlaß, Briefe von und an Bettina von Arnim S. 311, 314. Varnhagen, der manche Unzüchtigkeit ertragen konnte, fällte ein hartes Urtheil über Lucinde und Schleiermacher's Commentar dazu und erzählt, daß Verf. und Commentator später die Vaterschaft verleugnet haben. Schleiermacher (Briefe I. S. 228) bemerkt, Schlegel habe in „Lucinde“ auf Schleiermacher's Liebesverhältniß mit Henriette Herz angespielt. Noch im Jahre 1806 hat sich Henriette Herz gerühmt, daß Schleiermacher ihr zu Ehren gesagt, die Briefe über die Lucinde hat mehr sie als er geschrieben. (Aus Varnhagen's Nachlaß von Ludmilla Assing I. S. 17). Andrerseits erzählt die Herz in ihren Erinnerungen Fürst S. 112, daß unter den Briefen über die Lucinde einige von Elenore Grunow stammen. Mit dieser Gattin des Predigers Grunow hatte Schleiermacher ein Liebesverhältniß angeknüpft, sie bestürmt, ihren Gatten zu verlassen, und als sie nach der Entfernung aus des Gatten Hause wieder dahin zurückgekehrt war, machte er ihr über diesen Wankelmuth bittere Vorwürfe. Die Briefe an dieselbe sind abgedruckt, einige noch häßlichere sind vielleicht unterdrückt worden. Das war eine eigenartige Gesellschaft, Schlegel, Dorothea Mendelssohn, Schleiermacher, Henriette Herz und Elenore Grunow.

hinreißenden Prediger bezaubern zu lassen. Sie verließen, wie in der alten biblischen Zeit, die Quelle lebendigen Wassers, um sich Labung aus übertünchten Gruben zu holen. Durch Schleiermacher begannen die vornehmen Berliner Juden zu christeln. Auch diejenigen, welche aus Schein oder Rücksichten der Taufe fernblieben, hegten eine schwärmerische Vorliebe für das Christenthum, welches der protestantische Chrysostomus so anziehend predigte.

Schleiermacher impfte den gebildeten Kreisen Deutschlands von neuem eine eigene, kaum bezeichenbare Antipathie gegen das Judenthum ein. Er war keinesweges, was man so nennt, ein Judenfeind, er sträubte sich vielmehr dagegen, wenn er als solcher bezeichnet wurde[1]). Aber es waltete in ihm ein dunkles, unangenehmes Gefühl gegen das jüdische Wesen, dessen er sich nicht erwehren konnte. Als sein Oheim ihm die allgemeine Trauer in Berlin um Mendelssohn's Tod mittheilte (o. S. 101), mäkelte Schleiermacher an dessen allgemeiner Anerkennung und äußerte sich: „Als Philosoph betrachtet, haben wir doch Männer, die wir ihm an die Seite setzen können, und bei deren Tod doch nicht halb so viel Aufhebens gemacht wurde.“ Der Oheim mußte ihm verweisend bedeuten: daß Mendelssohn für die Deutschen mehr als Philosoph war, daß ihm die Literatur, die Sprache selbst und die gesunde Kritik ungemein viel zu danken haben[2]). Als Friedländer's kopfloses Sendschreiben wegen Zulassung einiger Familien zum Christenthum ohne Dreieinigkeitsglauben veröffentlicht wurde, sprach sich Schleiermacher gegen diese Zulassung aus. Der Staat möge den Juden immerhin Einbürgerung gewähren, aber sie lediglich als eigne Sekte bestehen lassen, wofern sie die Hoffnung auf den Messias nicht aufgeben[3]). Es war ganz in Ordnung, daß er von seinem romantischen Neuchristenthum aus Unkenntniß und Duselhaftigkeit das Judenthum als Mumie hinstellte, „um die seine Söhne klagend und weinend säßen.“ Nicht einmal als Vorläufer des Christenthums mochte er das Judenthum anerkennen. „Ich haße in der Religion diese Art von historischen Beziehungen“[4]). Bis dahin hatte sich die gläubige Christenheit in

[1]) Briefe bei Gelegenheit von Friedländers Sendschreiben an Teller, vierter Brief Anfang.

[2]) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen I. S. 39.

[3]) Hauptinhalt der Briefe bei Gelegenheit rc.

[4]) Reden über Religion erste Ausgabe S. 282.

einer gewissen Gemeinschaft mit dem Judenthum gefühlt, und das alte Testament, die Bibel, war der gemeinsame Boden, auf dem die übermüthige Tochter und die geknechtete Mutter einander begegneten und auf einen Augenblick ihren Haß vergaßen. Diesem Zusammenhang oder der Anerkennung desselben verdankten die Juden in der traurigen Zeit der christlichen Uebergläubigkeit die Schonung, daß sie in Europa nicht ganz vertilgt wurden. Das Papstthum hat sie unter diesem Titel in Schutz genommen „da das Heil von ihnen ausgegangen war". Dieses Band löste Schleiermacher mit einem Hauche. Gemeinschaft mit den Juden zu haben empörte ihn. Aber waren Jesus, die Apostel und die Stammväter der Kirche nicht Juden? Schleiermacher hätte diese Thatsache gern abgeleugnet, wenn es nur irgendwo anginge; aber da er dies nicht vermochte, so löste er diese Thatsache in Dunst auf. „Wie? Jesus soll nur ein jüdischer Rabbi gewesen sein, mit menschenfreundlichen Gesinnungen, mit etwas sokratischer Moral, einigen Wundern, oder was wenigstens Andere dafür nahmen, und mit dem Talente, artige Gnomen und Parabeln vorzutragen — einige Thorheiten wird man ihm (nach den drei ersten Evangelisten) immer noch zu verzeihen haben — wie? ein Solcher soll eine neue Religion und Kirche hervorbringen können, ein Mann, der Mose, und Mohammed nicht das Wasser gereicht?"[1]) Diese Thatsache konnte Schleiermacher nicht ertragen; denn da wäre nicht blos Mose der Prophet, sondern auch Mose Mendelssohn, der Weise von Berlin, größer gewesen. Darum hob Schleiermacher seinen Jesus weit, weit über das Judenthum hinaus; er habe mit den Juden nur die Zufälligkeit der Geburt gemein gehabt, er sei aber übermenschlich gewesen und doch Mensch, „dessen Gottesbewußtsein ein eigentliches Sein in Gott in ihm heißen konnte" oder wie diese romantisch-herrenhuterische mystische Ueberschwenglichkeit noch lautet. Komisch nimmt es sich aber aus, daß Schleiermacher den von aller Welt verketzerten Juden Spinoza beinah ebenso hoch hob und ihn fast auf eine Linie mit seinem Jesus setzte. Auch in Spinoza spiegelte sich das Universum ab, auch er sei der Religion und des heiligen Geistes voll gewesen[2]). Von dieser Fälschung der

[1]) Das. Anmerkung 14 zur 5ten Rede. Vergl. D. Strauß vortreffliche Bemerkung zu dieser romantischen Vornehmheit Schleiermacher's, Leben Jesu für das deutsche Volk S. 92 fg.

[2]) Schleiermacher über Religion das. S. 48.

Geschichte ging seine Theologie oder Christologie aus, von solcher Wortkünstelei hallten seine Predigten wieder, auf welche die Berliner Judenheit und besonders die jüdischen Weiber so andächtig lauschten, wie einst ihre Vorfahren auf die Lügenkünste der falschen Propheten. Die Schleiermacher'sche Schule, welche tonangebend in Deutschland wurde, hat diese vornehme Verachtung des Judenthums zum Stichwort und zum Ausgangspunkt ihrer Gläubigkeit gemacht.

Zur selben Zeit hatte ein anderer Romantiker für das in Frankreich eingestürzte und fast vergessene Christenthum neue Stützen aus Spinnwebfäden aufgerichtet, Chateaubriand. Indessen, wenn seine überreizte Phantasie, welche sich mit der Vernunft völlig entzweit hatte, wenn „sein Geist des Christenthums" die christlichen Dogmen z. B. die Dreieinigkeit in der ganzen Natur, in den Mysterien der heidnischen Religion und in den Aussprüchen der griechischen Weisen fand, wenn er die christlichen Feste und Riten überschätzte, wenn er Alles verklärte, selbst die Mönchskapuzen, wenn er die Künste, Musik, Malerei, Baukunst, Beredsamkeit und die Poesie aus dem Schooße des Christenthums geboren werden ließ, so hat er doch wenigstens auch dem Judenthum einen Antheil an diesem Verdienste gelassen, allerdings nur in dem Sinne, um die großartigen Züge in der hebräischen Literatur und Geschichte für das Christenthum mit Beschlag zu belegen. „Es giebt nur zwei schöne Namen und Erinnerungen in der Geschichte, die der Israeliten und der Pelasger (Griechen)". Wollte Chateaubriand seine Behauptung durchführen, daß die Naturpoesie eine Erfindung des Christenthums sei, so zog er als Beispiel die Prachtschilderungen in Hiob, in den Propheten und Psalmen heran, hinter deren Poesie Pindar und Horaz weit zurückstünden[1]). Chateaubriand hat die Blüthen der hebräischen Poesie gesammelt, um seinem gekreuzigten Gotte einen schönen Kranz aufzusetzen. Aber er hat nicht gleich Schleiermacher das Judenthum in den Staub gedrückt, um ihm die Vaterschaft für das mächtig gewordene Kind abzusprechen.

Von der neuchristlichen Schule, so wie sie zu staatlichem Einfluß gelangte, ging eine neue Judengehäßigkeit aus, viel schlimmer als unter den Alt- oder Tollgläubigen. Eigen ist es, daß die doppelte Reaktion, die kirchliche, welche Schleiermacher und

[1]) Esprit du Christianisme zuerst erschienen 1801. II. 4, 3.

zum Theil auch Schlegel zum Vater hat, und die politische, welche sich an Gentz knüpft, in dem Berliner judenchristlichen Salon ihre Wochenstube hatte. Aber gerade in demselben Jahre, als der verweiblichte Schleiermacher in seiner romantischen Selbstbespiegelung das Judenthum als eine Mumie verlästerte, erließ ein Mann, ein Held, ein Riese im Vergleich zu den nergelnden deutschen Zwerggestalten, „Bonaparte“ nämlich, einen Aufruf an die Juden, sich um ihn zu schaaren. Er wollte das heilige Land ihrer Väter für sie erobern und ihnen, ein zweiter Cyrus, den Tempel wieder erbauen. Die Freiheit, welche die Juden Berlins mit Darangabe ihrer Eigenart, mit Selbsterniedrigung gegen ihre Feindin, die Kirche, erlangen wollten, fiel ihnen ohne diesen Preis und ohne schimpflichen Schacher durch Frankreich in den Schooß.

Fünftes Kapitel.

Die französische Revolution und die Emanzipation der Juden.

Die Vorgeschichte der Revolution. Cerf Berr. Malesherbes und die jüdische Commission. Aufhebung des Leibzolls in Frankreich. Mirabeau. Jesaia Bing. Gregoire, Thiery, Hurwitz. Beginn der Revolution. Haltung der Juden dabei und ihre Schritte um Emancipation. Verhandlungen in der National-Versammlung über dieselbe. Eifer Godard's, Gerville's und Bertolio's für die Juden. Verschleppung der Judenfrage. Der 27. Septbr. 1791. Isaak Berr's Rundschreiben. Die französischen Juden unter der Schreckensherrschaft. Gleichstellung der Juden von Holland. Adat-Jeschurun-Gemeinde. Religiöse Reibungen in den Amsterdamer Gemeinden. Befreiung der Juden in Italien und Deutschland durch die Franzosen. Bonaparte in Palästina. Sein Aufruf an die Juden. Die französischen Juden unter dem Consulat. Die neuhebräischen Dichter Elia Halevi, Schalom Kohen, Joseph Euphrat-Troplowitz, Salomo Pappenheim. Michael Berr's Aufruf an die Völker Europa's. Goethe und Fichte gegen die Juden. Der Leibzoll. Jacobson und Breidenbach. Die Judenfresser Paalzow, Grattenauer, Buchholz. Die Vertheidiger v. Diebitsch, Wolfssohn; die jüdischen Satyriker.

Wer an eine geschichtliche Vorsehung glaubt, daß auch die Sünden, Verbrechen und Thorheiten dazu dienen, die Menschen im Ganzen um viele Stufen höher zu bringen, der findet an der französischen Umwälzung die volle Bestätigung dafür. Wäre diese folgenreiche Umwandlung, welche sämmtliche civilisirten Theile der Erde nach und nach erfahren haben, ohne die lange Kette der empörendsten Unthaten und Frevel möglich gewesen, welche der Adel, das Königthum und die Kirche begangen haben? Wäre sie ohne Ludwig's XIV. selbstsüchtige, von der Kirche geförderte Ueberhebung, ohne die Unzüchtigkeit der Regentschaft und Ludwig's XV., ohne Ludwig's XVI. kopflose Verbohrtheit, ohne den herausfordernden Hochmuth des Adels und die Verworfenheit der Geistlichkeit möglich gewesen? Die unnatürliche Knechtung von Seiten der weltlichen und geistlichen Macht hat die Freiheit geboren, aber sie hat sie zugleich mit Gift genährt, daß die Freiheit in ihr eigenes Fleisch biß und sich selbst verwundete. Die Revolution wurde ein

Strafgericht, um tausendjährige Sünden an einem Tage zu sühnen und Alle in den Staub zu werfen, welche mit Schändung des Rechtes und der Religion neue Gesellschaftskasten geschaffen hatten. Es war ein neuer Tag des Herrn eingetreten, „alles Stolze und Hohe zu demüthigen und das Niedrige zu erheben". Auch für die Niedrigsten und Geächtetsten in dem europäischen Gesellschaftsleben, für die Juden, sollte endlich der Tag der Erlösung und Befreiung nach so langer, langer Knechtschaft unter den europäischen Völkern aufgehen. Eigen, die beiden europäischen Länder, welche die Juden zuerst vertrieben hatten, England und Frankreich, waren auch die ersten, ihnen wieder Menschenrechte einzuräumen. Was Mendelsohn erst in fernen Zeiten für möglich erachtete, was die Fürsprecher der Juden, Dohm und Diez, als frommen Wunsch aufstellten, das verwirklichte sich in Frankreich wie mit Zauberschnelligkeit.

Indessen ist die Freiheit der französischen Juden ihnen nicht so ganz wie eine reife Frucht in den Schooß gefallen, daß sie sich um deren Zeitigung gar nicht bemüht hätten. Sie haben vielmehr auch Anstrengungen gemacht, um das drückende Joch von ihren Schultern zu lösen; aber in Frankreich war der Erfolg für ihre Bemühungen günstiger und rascher als in Deutschland. Die eifrigste Thätigkeit zur Befreiung der Juden in Frankreich entwickelte ein edler Mann, dessen vergessenes Andenken verdient, der Nachwelt überliefert zu werden. Herz Medelsheim oder Cerf Berr (geb. um 1730 st. 1793 [1]), war der Erste, der die Vorurtheile gegen seine Stamm-

[1] Ueber Cerf Berr berichten Dohm, Verbesserung S. 83, Schlözer Staatsanzeiger Jahrg. 1790 S. 451; Thiery, dissertation „Le sieur Cerf Beer, tourmenté du désir double d'apporter quelques changements dans le caractère et les moeurs de sa nation, a fait élever des manufactures, où il exerce des Juifs, et on assure qu'ils travaillent avec ardeur. Berliner Monatsschrift (herausgegeben von Bistor) Jahrg. 1791 S. 377 Anmerk.: Cerf Beer braucht Juden zur Bearbeitung seiner Ländereien und Manufakturen. Gronau (Dohm's Biographie S. 89). Dohm hatte durch Vermittelung eines mit Mendelssohn in Verbindung stehenden Mannes Cerf Berr eine Sendung von 600 Expl. (seiner Schrift) nach Paris gelangen lassen. Wessely schilderte ihn mit vielen Lobeserhebungen (Zweites Sendschreiben p. 31 b): איש יקר רוח נכבד וקצין עם הר"ר נפתלי הירץ מעדלהיים מעיד שטראסבורג הנקרא — ר' הירץ בישע העומד לדבר טוב על ישראל זה כמה שנים זכה שגדל מלך פרנקרייך את שמו על דבר מעשיו שעשה לטובת המדינה ובכחו זה הולך ועמל בחצרות השרים לטובת עמו לא בכסף ולא במחיר כי אם מישרת לב ואהבת חסד. Daraus ist zu ersehen, daß die Schilderung David Sinzheims von seinem Schwager Cerf Berr (יד דוד Einl.) nicht übertrieben ist. Sie lautet:

genossen, unter denen er selbst schwer gelitten hat, durch Wort und That zu bannen bemüht war. Er war von Hause aus wohlhabend und auch talmudkundig. Er besaß Herzenswärme genug, um nicht durch seinen Wohlstand in Selbstsucht zu versinken, und auch Freisinn genug, um den Flügelschlag der durch Mendelssohn angebrochenen Zeit zu begreifen und ihn seinerseits zu fördern. Mit dem Weisen von Berlin stand er in vertrauter Beziehung und sorgte für die Verbreitung der Pentateuchübersetzung in Elsaß. Vermöge seiner Lage war Cerf Berr darauf hingewiesen, die Emancipation anzubahnen. Er lieferte für die französische Armee Kriegsbedarf und mußte zu diesem Zwecke in Straßburg weilen — wo kein Jude wohnen durfte – im Anfang allerdings nur für einen einzigen Winter zugelassen. Da er aber unter Ludwig XV. während des Krieges und einer Hungersnoth dem Staate wesentliche Dienste leistete, so wurde ihm vom Minister die Erlaubniß zum Aufenthalte immer wieder verlängert, und er benutzte diese Gunst, um sich dort heimisch zu machen. Cerf Berr zog noch mehrere Juden nach Straßburg, die er theils für seine Geschäfte und theils für seine religiösen Bedürfnisse brauchte, um mindestens eine kleine Gemeinde von Zehn zum öffentlichen Gebete zu haben. Unter der Hand kaufte er Häuser für sich und seine Familienglieder und erhielt von Ludwig XVI. wegen seiner Verdienste um den Staat alle Rechte und Freiheiten der königlichen Unterthanen und besonders das Recht, ausnahmsweise Ländereien und Güter zu besitzen. Er errichtete auch Manufakturen in Straßburg und war darauf bedacht, Juden zur Arbeit zu verwenden, um sie vom Schacher abzuziehen und den Anklägern den Vorwand für ihre Vorurtheile gegen sie abzuschneiden.

Obwohl Cerf Berr solchergestalt ein nützliches Mitglied der Gesellschaft war und auch der Stadt Vortheile brachte, sahen die

בשנת תקלח (1778) נפתחו דלתי בית המדרש הגדול ההוקם בעיר בישא על ידי גיסי הגביר נפתלי הירץ מעדסלהיים הוא הגבר אשר הקים עולה של תורה ושמו יצא בכל המדינות גודר גדר ועומד בפרץ לעמו. גדלו ורבו מעשיו במלאכת שמים דן בעבודת גופו לפני מלכים יתיצב ושם נפשו בכפו והציל רצוצים למות · · · והוא בטל את המעידים ואת הצוערים והסיר חרפת מעל עם ה' והן בממונו צדקתו עומדת לעד · · · וכבוד ה' אספו בטרם באו ימי הרעה בשנת תקנ"ד, d. h. er starb, ebe der Gewissenszwang während des Terrorismus eintrat (s. Note 3). Cerf Berr starb demnach um 1793. Ein Gedicht von Wessely auf Cerf Berr, in Meassef Jahrg. 1786 p. 49; בהדרך נפתלי אל מי דמית; er nennt ihn רעי ומיודעי. — Er selbst zeichnete Cerf Berr, getrennt (Archives Israél. Jahrg. 1841 p. 502). Seine Nachkommen nennen sich Cerfberr; er wird auch Beer genannt.

Deutschen in Straßburg die Ansiedelung von Juden in ihren Mauern mit scheelem Blicke an und gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn und seine Schützlinge daraus zu vertreiben. Diese spießbürgerliche Engherzigkeit einerseits und andererseits Dohm's Fürsprache für die Juden, so wie Kaiser Joseph's theilweise Entfesselung derselben, regten ihn an, die Emancipation oder mindestens die Zulassung der Juden zu den meisten französischen Städten ernstlich ins Auge zu fassen und sie bei Hofe durchzusetzen. Er sorgte dafür, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, Dohm's Schrift in Frankreich zu verbreiten. Sie war von Bernouilli aus Dessau ins Französische übersetzt worden. Cerf Berr's Anträge wurden vom Hofkreise günstig aufgenommen. Auch von anderen Seiten liefen bei der französischen Regierung Gesuche um Erleichterung der Fesseln, welche namentlich die Juden von Elsaß und Lothringen drückten, ein. Der gutmüthige Ludwig XVI. war geneigt, Bedrückungen, sobald sie ihm im rechten Lichte gezeigt wurden, abzustellen. Der edle Malesherbes, welcher für Menschenbeglückung schwärmte, ließ, gewissermaßen im Auftrage des Königs, der eine Denkschrift über die Lage der Juden verlangte, eine Commission von Juden zusammentreten, welche Verbesserungsvorschläge zu Gunsten der in Frankreich wohnenden machen solle. Es verstand sich von selbst, daß Cerf Berr dazu berufen wurde. Als Vertreter der Juden von Lothringen wurde sein Gesinnungsgenosse Berr Isaak Berr aus Nancy einberufen, welcher später den größten Eifer für die Gleichstellung seiner Stammgenossen entwickelt hat. Auch Portugiesische Juden aus den beiden Städten ihres Aufenthaltes, Bordeaux und Bayonne, wurden zur Commission zugezogen. Furtado, der später in der Revolutionsgeschichte eine Rolle spielte, ferner Gradis aus einer reichen und angesehenen Familie in Bordeaux, die große Bank- und überseeische Geschäfte für die französischen Colonien betrieb, eigene Schiffe ausrüstete und dem französischen Staate in den entfernten Besitzungen durch Auslösung französischer Gefangener aus den Händen der Engländer Dienste geleistet hatte. Auch Isaak Rodrigues aus Bordeaux, der später zur jüdischen Notablen-Versammlung gehörte, und andere angesehene Männer, wie Lopes-Dübec waren Mitglieder der von Malesherbes zusammengesetzten Commission [1]).

[1]) Grégoire, Essay p. 414, Halphen, recueil des lois, avertissement p. XXXV. — Archives Israélites Jahrg. 1841, p. 502.

Diese hervorragenden Männer, sämmtlich von Eifer für ihre im Drucke schmachtenden Stammgenossen beseelt, haben ohne Zweifel auf Abstellung der Ausnahme-Gesetze gedrungen. Ihre Vorschläge sind indeß nicht bekannt worden. Wahrscheinlich in Folge ihrer Bemühungen hob Ludwig XVI. das schmachvolle Gesetz auf, welches besonders die Juden der deutschredenden Provinzen Frankreich's entwürdigt hatte, das Leibzoll-Gesetz. In einem Erlasse (24. Januar 1784 [1]) erklärte der König „Wir haben wahrgenommen, daß besonders in Elsaß und beim Eingang der Stadt Straßburg die Juden einer Leibtaxe unterworfen sind, die sie mit dem Vieh vergleicht. Da es nun den Gesinnungen, die wir gegen alle unsere Unterthanen hegen, zuwider ist, eine die Menschheit zu erniedrigen geeignete Steuer fortdauern zu lassen ... befehlen wir, daß fortan in dem ganzen Umfange unseres Königreiches... die Juden befreit sein sollen von Leibzolls-, Ueberfahrtssteuer-, Herkommens- und allen anderen Abgaben dieser Art, es mögen nun solche Gebühren der königlichen Kammer oder den Städten, Gemeinden, weltlichen und geistlichen Herrschaften zugehören." Voller Freude zeigte Cerf Berr seinen Berliner Freunden diese erste Errungenschaft an, und Wessely besang diese ernst gemeinte und ernst ausgeführte Befreiung in schönen hebräischen Versen [2]).

Doch wirksamer als Cerf Berr und die jüdische Commission arbeiteten für die Befreiung der Juden zwei Männer, welche gewissermaßen von Mendelssohn und seinen Freunden zu deren Herolden erwählt worden waren, die Verkörperung der Revolution, Mirabeau, und der nicht minder für volle Freiheit begeisterte Priester Gregoire. Graf Mirabeau (geb. 1749 st. 1791), der stets auf Seiten der Unterdrückten gegen die Unterdrücker war, wurde in Mendelssohn's Kreis zuerst dazu angeregt, seine Donnerstimme für die Juden zu erheben.

In einer geheimen diplomatischen Angelegenheit vom französischen Hofe nach Berlin gesendet, war er gerade kurz nach Mendelssohn's Heimgang dahin angekommen und vernahm überall die Nachklänge der Schmerzenslaute über den Tod des jüdischen Weisen und das volle Lob, das ihm in christlichen Kreisen neidlos gespendet

[1]) Vollständig mitgetheilt bei Scheppler. Aufhebung des Leibzolls S. 154.
[2]) Meassef Jahrg. 1786. p. 33.

worden war. Mirabeau verkehrte auch viel mit Dohm[1]), dem ersten Fürsprecher der Juden. Erfüllt von Mendelsohn's großartiger Persönlichkeit und begeistert von dem Gedanken, einem geknechteten Volksstamme die Erlösung zu bringen, wollte Mirabeau das französische Publikum zunächst mit beiden bekannt machen. Auch der Widerwille, den er gegen den geräuschvollen Schwindelapostel Lavater empfand, (den er mit Cagliostro auf eine Linie stellte) dessen Anhänger ihn schmähten, nahm ihn für Mendelssohn und die Juden ein, deren Gegner der Mystiker von Zürich war. So entstand Mirabeau's einflußreiche Schrift: „über Mendelssohn und über die politische Reform der Juden" (1787). Von dem Ersteren entwarf er ein glänzendes Bild, schilderte dessen Lebensgang mit hellen Farben, von dessen erstem Tappen nach Wahrheit an, bis zu seiner Höhe als geschmackvollen philosophischen Schriftsteller der Deutschen. Die kernigsten Gedanken Mendelssohn's brachte Mirabeau zur Kenntniß der gebildeten Kreise Frankreichs. Der jüdische Weise hätte sich keinen wärmeren, begeisterteren, einsichtsvolleren Dolmetsch wünschen können. Seine Vorliebe für Mendelssohn übertrug Mirabeau auf dessen Volksstamm. „Kann man nicht behaupten, daß sein Beispiel, und besonders der Erfolg seiner Bemühung zur Erhebung seiner Stammgenossen diejenigen zum Schweigen bringt, welche mit unedler Erbitterung darauf versessen sind, die Juden als so niedrig zu schildern, daß aus ihnen eine achtungswerthe Menschenklasse nicht werden könnte?"[2]) Diese Betrachtung bildete für Mirabeau den Uebergang zur Vertheidigung der Juden, und er stellte dazu Alles in die rechte Beleuchtung, was Dohm vorgebracht, und was er selbst erfahren hatte. Er ging die tausendjährige, tragische jüdische Geschichte durch und sah sie mit ganz anderen Augen als Voltaire an, der darin nur Niedrigkeit fand. Mirabeau erblickte in ihr vielmehr das glorreiche Märtyrerthum der Juden und die Schmach ihrer Unterdrücker. Ihre Tugend hob er mit voller Betonung hervor, und ihre Fehler legte er der Mißhandlung zur Last, die sie erduldet hatten: „Wollt Ihr, daß die Juden bessere Menschen, nützliche Bürger werden! Verbannet aus der Gesellschaft jede erniedrigende Scheidung, öffnet ihnen alle Wege des

[1]) Gronau, Dohm nach seinen Wollen und Handeln S. 120. Der Kürze wegen citire ich sie unter Dohm's Biographie.

[2]) Mirabeau, Sur Mendelssohn p. 57.

Erwerbes und der Subsistenz: weit entfernt, ihnen Ackerbau, Handwerke, mechanische Künste zu verbieten, ermuthigt sie, sich darauf zu verlegen. Wachet, daß die Juden, ohne die geheiligte Lehre ihrer Väter zu vernachlässigen, die Natur und ihren Urheber, die Prinzipien der Ordnung, die Interessen des Menschengeschlechtes, der großen Gesellschaft besser kennen lernen, von denen sie ein Theil bilden. Setzet die jüdische Schule auf gleichen Fuß mit der christlichen, in Allem, was nicht Religion betrifft. Möge diese Nation, wie jede andere, die freie Uebung ihres Kultus haben, möge sie auf ihre Kosten so viel Synagogen und Rabbinen unterhalten, als es ihr beliebt. Mit einem Worte, möge sie in den Besitz aller Bürgerrechte gesetzt werden, und bald wird sie diese billige Verbesserung zum Range der nützlichsten Staatsbürger erheben. Die Verfassung wird zugleich den Uebeln, die man ihnen angethan, und den Fehlern abhelfen, deren sie sich gezwungener Weise schuldig gemacht haben" [1]).

Mit treffendem Witze widerlegte Mirabeau die Einwürfe der deutschen Judenfresser, der Michaelis und der Göttinger Gelehrtenzunft, gegen die Einbürgerung der Juden. Er brauchte die verschiedenen Einwürfe nur einander gegenüber zu stellen, um ihre Lächerlichkeit erkennen zu lassen. Der Eine folgerte: die Juden würden in dem Wetteifer mit den Christen diesen überlegen werden, und der Andere: sie würden ewig hinter ihnen zurückbleiben. „Mögen sich zuerst die Gegner unter einander verständigen" bemerkte er, „sie widerlegen einander selbst." Nur allzu prophetisch sah Mirabeau voraus, daß die Juden in einer freien und glücklichen Lage bald ihren Messiaskönig vergessen würden, und daß demnach die von ihrem Messiasglauben entnommene Berechtigung zu ihrer fortdauernden Ausschließung nichtig sei. „Es ist nur Eins zu bedauern, daß eine so sehr begabte Nation so lange in der Unmöglichkeit gehalten worden ist, ihre Kräfte zu entwickeln, und jeder einsichtsvolle Mensch muß sich freuen, nützliche Mitbürger an den Juden zu gewinnen [2])." Durchdrungen von Mendelssohn's Geiste, widerlegte Mirabeau der Reihe nach die Anschuldigungen gegen die Juden, fälschlich hergeleitet von ihrer angeblichen Neigung zu Diebstahl, Betrug und Meineid, von ihrer Untauglichkeit zum Waffendienste,

[1]) Das. S. 88 fg.
[2]) Das. S. 115, 117.

von dem Hinderniß des Sabbats, ihre Bürgerpflichten zu erfüllen und von ihren Speisegesetzen, sich mit den Christen zu vergesellschaften [1]). Er beschloß seine glühende Schutzschrift für die Juden mit den Worten: „Meint Ihr, daß die vermeintlichen, tiefgewurzelten Laster der Juden erst mit dem dritten oder vierten Geschlecht verschwinden können? Nun, so fangt bald an. Denn es ist kein Gewinn, die große Reform einer Generation aufzuschieben, wenn man doch ohne diese Reform die Generation nicht verbessern kann, und das Einzige, was Ihr nicht einbringen könnt, wäre die verlorene Zeit." Auch sonst ergriff Mirabeau jede Gelegenheit, um den Juden warm das Wort zu reden. Er war förmlich in sie und ihre biblische Literatur verliebt und zerstreute die Nebel der Vorurtheile, welche Voltaire gegen sie angesammelt hatte [2]). Eine Sache, deren Vertheidigung Mirabeau übernahm, konnte man für halb gewonnen halten. Seine Reformvorschläge kamen zur rechten Zeit.

Unter den tausend Fragen, welche am Vorabend der Revolution die öffentliche Meinung beschäftigten, war auch die Judenfrage. Die Juden, namentlich die von Elsaß, klagten über Unerträglichkeit ihres Elends und die christliche Bevölkerung über unerträgliche Verarmung durch die Juden. In Metz war eine Judenhetzende Schrift erschienen: „Schrei des Bürgers gegen die Juden" [3]), welche die häßlichsten Leidenschaften des Volkes gegen sie entzündete. Sie wiederholte alle lieblose und unfläthige Aeußerungen gegen sie, durch welche Voltaire seinen Unmuth gegen einige derselben losgelassen hatte (o. S. 54); Eingewurzelter Haß der Juden gegen alle Menschen, Wucher, Aberglaube und Unwissenheit, das waren die Schlagwörter, mit denen der deutsch-französische Judenfeind Regierung und Volk gegen sie aufreizte. Die Schrift wurde zwar verboten; aber wann wäre je eine noch so unglaubliche Verläumdung ohne Folgen geblieben? Und der Schein sprach allerdings gegen die Juden. Ein junger jüdischer Schriftsteller, der erste elsässische Jude, der sich der französischen Sprache bediente, trat mit einer geharnischten Gegenschrift auf (1787), welche zu der Erwartung berechtigte, daß die Juden nicht mehr, wie zu Voltaire's Zeiten, Schmähungen ungerügt über sich ergehen

[1]) Das. S. 118—130.
[2]) Mirabeau, Monarchie Prussienne V. 47.
[3]) Cri du citoyens contre les Juifs; Mirabeau, Monarchie Prussienne V. 80, Bran, gesammelte Aktenstücke S. 242 fg.

lassen, daß sie, vielmehr aus der stummen Leidentlichkeit heraustreten würden. Jesaia Beer Bing (geb. 1759 st. 1805), zugleich kenntnißreich und beredt, mit der Geschichte seines Volkes mehr bekannt, als seine jüdischen Zeitgenossen (die Berliner Tonangeber mit eingeschlossen) widerlegte mit eindringlicher Ueberzeugung jene Anschuldigungen. Einige seiner Bemerkungen verdienen noch heute beherzigt zu werden. „Sie beschuldigen uns (mit Voltaire) des Aberglaubens. Ist er Ihnen gleichbedeutend mit treuer Anhänglichkeit an eine Religion, der Sie selbst die Spur göttlicher Offenbarung nicht abzusprechen wagen, oder mit gewissenhafter Befolgung aller ihrer Gebote? Finden Sie uns dann abergläubisch, so will ich Ihnen das gern zugeben, und meine besten Wünsche gehen dahin, daß wir in solchem Aberglauben immer verharren mögen, der Voltairianischen Philosophie und ihrem Abscheu vor allen Formen und Allem, was über ihren Gesichtskreis erhaben ist, zum Trotze." Es gehörte mehr Muth dazu, in der Zeit schaler Aufklärung so zu sprechen, als zu Isaak de Pinto's mit Bücklingen gegen Voltaire vorgebrachten Vertheidigung der Juden (o. S. 159) „Sie werfen uns Unwissenheit vor", fährt Bing weiter fort, „Sie werden mir aber zugeben, daß, ehe eine Nation ihr Augenmerk auf wissenschaftliche Kultur richten darf, sie in Wohlstand leben, die Sicherheit des Besitzes und Aussichten haben müsse, welche dem Wißbegierigen als Ziel der Studien vorschweben könne. Lassen Sie uns mit diesen Erfordernissen die Geschichte des jüdischen Volkes vergleichen, die Unglücksfälle, die Schicksale, die Umwälzungen alle, die es erlitten. Die Frage wird sich dann leicht beantworten, ob die Juden zu einer Zeit, da ihnen die Muße nicht versagt war, die Wissenschaften vernachlässigt haben. .... Zu einer Zeit, da die Gallier, wie die Germanen, noch in der tiefsten Nacht der Unwissenheit und in dem abgeschmacktesten Götzendienste versunken waren, konnten wir uns eines Philo, eines Josephus, berühmter Mathematiker, Astronomen, Dichter und Architekten rühmen. ... Es war eine natürliche Folge der Todesgefahr, in der alle Einzelnen bei dem geringsten Verdacht schwebten, daß sie, erschlafft und kleinmüthig, nur Furcht und Mißtrauen kannten, und da ihnen das Leben nur eine beschwerliche Pilgerschaft war, daß sie nur auf das Heil ihrer Seelen bedacht waren..... Der Mißtrauische sucht den Schleier des Geheimnisses, selbst die verkannte Tugend scheut das Licht; daher auch der Gebrauch der unverständlichen, kauder-

welschen Sprache, deren sich die niedrigen Juden fast allenthalben bedienen. Die Regierung, unbekümmert um ihre Pflichten gegen die so lange vernachlässigten Unterthanen, überläßt sie sie fernerhin ihrem Schicksale und will die entehrenden Fesseln nicht lösen, welche die Verfolgungswuth ihnen angelegt und die Verachtung noch erschwert hat. Die Sprachverderbniß darf man unbedenklich unter die Ursachen zählen, welche den Fortgang wissenschaftlicher Bildung unter uns verhindern."

Bing blieb aber nicht bei der Vertheidigung stehen, sondern trat mit kühnen Forderungen vor. „Wir verlangen weder eine Gnade, noch eine Gunst, noch ein Privilegium, aber wir verlangen ein Gesetz, wodurch wir zu den natürlichen Rechten, deren alle Menschen ohne Ausnahme theilhaftig sein sollen, zugelassen werden. Wir verlangen, daß man die entehrende Scheidewand aufhebe, welche uns von allen übrigen Staatsbürgern absondert, daß man den erniedrigenden Unterschied nicht länger dulde, daß es jedem verstattet werde, einen Wohnort nach seinem Gefallen zu wählen, daß kein Erwerbszweig uns verschlossen, kein Handwerk uns untersagt sei. Wir verlangen, daß man uns die Kräfte, welche zum Dienst der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt sind, fernerhin nicht in einer erzwungenen Unthätigkeit ruhen lasse; wir verlangen, daß wenn nicht die den Talenten gebührende Belohnung, doch wenigstens die Achtung uns nicht versagt werde, welche allein dafür schadlos halten kann, daß die im Staat bestehenden Schulanstalten auch uns geöffnet werden, wie jedem andern Unterthan. Wir machen endlich, da wir die Bürgerpflichten ausüben können und wollen, gleichen Anspruch auf die Vortheile, welche zur Aufmunterung des Verdienstes bestimmt sind. Wenn man uns diese billigen Forderungen zugestanden haben wird, so muß die Erfahrung den Satz bestätigen, daß zwei Nationen, die unter demselben Himmelsstrich, in derselben Verfassung leben, und deren Glaubensmeinungen auf denselben moralischen Prinzipien beruhen, nicht im Wesentlichen, weder dem Charakter, noch den Fähigkeiten nach, verschieden sein können".

Durch diese Schriften für und gegen die Juden kam die Judenfrage auf die Tagesordnung in Frankreich. Die königliche Gesellschaft für Wissenschaft und Künste in Metz setzte einen Preis für die beste Arbeit über Beantwortung der Frage aus: „Giebt es Mittel, die Juden glücklicher und nützlicher in Frankreich

zu machen?" Drei Arbeiten liefen ein, sämmtliche zu Gunsten der Juden, von zwei christlichen und einem jüdischen Forscher, von dem Priester Gregoire, dem Advokaten des Parlaments von Nancy Thiery und dem aus Polen in Paris eingewanderten Salkind Hurwitz aus Kowno (am Niemen). Alle drei Arbeiten wurden gekrönt (1788), die von Gregoire [1]) hatte jedoch die größte Wirkung. Gregoire war eine naive Natur und hat sich ein reines kindliches Gemüth inmitten der allgemeinen Verderbniß bewahrt. Er glaubte noch an die evangelische Kindlichkeit und lebte der Ueberzeugung gegen die laute Stimme der Geschichte, daß das Christenthum die allgemeine Menschenliebe und die Brüderlichkeit predige. Wie man später von ihm sagte, daß er die Revolution habe christlich machen wollen, so kann man auch von ihm sagen, daß er die ganze Geschichte habe christianisiren wollen. Von diesem christlichen Gesichtspunkte aus betrachtete er auch das Loos der Juden. Er weinte über ihr Elend, zeigte ihre bluttriefende Geschichte, diese lange schmerzens- und thränenreiche Tragödie, brandmarkte die Urheber derselben, die christlichen Völker und Fürsten, fühlte schmerzhaft die Schmach, daß der Name Jude eine Schmähung geworden ist, und daß die Jünger des „liebevollsten Messias" die Unglücklichen, denen sie auf den Straßen in Lumpen gehüllt begegneten, nur deßwegen mißhandelten, weil sie Juden sind [2]). Auch Gregoire hob ihre angestammten und zur Gewohnheit gewordenen Tugenden hervor, die Keuschheit ihrer Frauen, ihr Mitleid für Nothleidende, die Verehrung für die Urheber ihrer Tage, für ihre Lehrer und Greise [3]). Nichts destoweniger fand Gregoire ihr langes Märtyrerthum zum Theil wenigstens verdient, weil sie den „Heiland" verworfen haben: Jesus Blut sei auf ihr Haupt zurückgefallen [4]). Gregoire betrachtete so sehr die Juden vom geistlichen Gesichtspunkte, daß er sogar in brennendem Wiederspruche mit der Geschichte die Päpste und Geistlichen von der Schuld an der Verfolgung der Juden freisprach [5]). Den Kirchenstaat, wo die Juden nur als lebende

[1]) Essai sur la régénération physique, morale et politique des Juifs, ouvrage couronné par la société royale des sciences et des arts, le 23 août 1778.

[2]) Grégoire, Essai Cap. II. Anfang.

[3]) Das. Cap. IV.

[4]) Das. Cap. V.

[5]) Das. Cap. I. p. 5 fg.

Muster von Gottesmördern, in alter Schmach versteinert erhalten wurden, schilderte er als ihr irdisches Paradies [1]). Das Judenthum verstand er wenig. Es habe einst seine Gültigkeit gehabt, sei aber von dem Christenthum überholt worden und sei in Versumpfung gerathen. Auch die wissenschaftlichen Leistungen der Juden schlug Gregoire aus Unkenntniß gering an [2]). Man darf ihm diese Verkennung nicht so sehr verargen. Seine dürftige Kenntniß derselben hatte Schuld daran, nicht sein Herz. Gern ließ er sich eines Besseren belehren, von Mose Ensheim, Jünger und Hausgenosse Mendelsohn's, und von Jesaia Bing, die ihm zur Seite standen und ihm manches goldene Blatt aus der jüdischen Literatur des Mittelalters zeigten [3]).

So kam es, daß Gregoire die Frage über die Verbesserung der Lage der Juden nicht von der staatswissenschaftlichen Seite, wie Dohm und Mirabeau, sondern von der kirchlichen Seite aus behandelt hat. Indessen war er viel gerechter und milder als Michaelis und die Göttinger. Die Behauptung von der Unverbesserlichkeit der Juden wiederlegte er schlagend. Das Resultat seiner Untersuchung fiel im Ganzen günstig für die Juden aus. Man sollte ihnen um so mehr die volle Freiheit einräumen, weil sie in ihrer gegenwärtigen, gedrückten Lage nur eine Plage für die christliche Bevölkerung wären und sie durch Wucher und Schelmereien aussogen. Die Freiheit sei dem Christenthum, dem Gesetze und den Interessen der Nation angemessen. „Machen wir die Juden zu Bürgern; physisch und moralisch wieder verjüngt, werden sie ein gesünderes, stärkeres Temperament, Einsicht und Ehrlichkeit erlangen. Ihr Herz, von der Tugend geleitet, ihre Hände von der Arbeit abgehärtet, werden der großen Gesellschaft zum Nutzen gereichen" [4]). Consequenter als Dohm, wollte Gregoire sie selbst zu Staatsämtern zugelassen wissen [5]). Selbstverständlich wollte er die Freiheit ihres Kultus

[1]) Das. p. 168.

[2]) Das. Cap. XXV.

[3]) Das. Note 14 zu Liber X. Mose Ensheim; XI. Note 8 „pardon, mon cher Bing, c'est par vertu que vous voudriez faire l'apologie de votre nation"; zu XX. Note 3 Uebersetzung der dreizehn Glaubensartikel; das. 8, observations de Mr. Bing; zu XV. 9, aus Bechinat Olam: le traducteur c'est Mr. Bing; das. XVIII. le lecteur saura gré à Mr. Bing de l'avoir traduite (l'élégie touchante de Jehuda ha Levi).

[4]) Das. p. 141.

[5]) Das. Cap. XXIV.

unbeschränkt lassen, mit Ausnahme des Falles, wo ihr Gesetz mit dem des Staates in Reibung gerathen sollte. Er schloß seine Abhandlung mit der rednerischen Wendung, die besser als alle Beweise wirkte: „O, Ihr Nationen! seit achtzehn Jahrhunderten tratet Ihr Israel mit Füßen. Die Rache Gottes entfaltet über sie ihre Strenge; aber hat sie Euch beauftragt, ihre Werkzeuge zu sein? Die Wuth Eurer Vorfahren hat ihre Schlachtopfer unter dieser unglücklichen Heerde gewählt. Welche Behandlung spart Ihr Euch für die schüchternen Lämmchen auf, die, dem Blutbade entronnen, in Euren Armen eine Zuflucht suchen? Ist es denn genug, ihnen das Leben zu lassen, wenn Ihr ihnen Alles raubt, was dasselbe erträglich machen kann? Werdet Ihr Euren Haß Euren Kindern als einen Theil der Erbschaft hinterlassen? . . . . Ein neues Jahrhundert bricht an; mögen die Palmen der Menschlichkeit seine Pforte umkränzen, und möge die Nachwelt im Voraus der Vereinigung Eurer Herzen Beifall zujauchzen. Die Juden sind Glieder derselben ausgebreiteten Familie, welche die Brüderschaft unter den Völkern befestigen soll, und über sie wie über Euch breitet die Offenbarung ihren majestätischen Schleier aus. Kinder desselben Vaters, entziehet jeden Vorwand zur Verachtung bei Euren Brüdern, die eines Tages in demselben Gotteshause vereinigt sein werden. Oeffnet ihnen Freistätten, wo sie in Sicherheit ihre Häupter niederlegen und ihre Thränen trocknen können, und möge endlich der Jude, indem er dem Christen Gegenliebe bewilligt, in mir seinen Mitbürger und seinen Freund umarmen."

Adolph Thiery, der zweite Bewerber um den Preis für die Judenfrage, nach Art der Sachwalter mehr rednerisch, aber ohne Tiefe, gab in seiner Preisschrift [1]) den gesunkenen Zustand der Juden zu und schob ebenfalls die Schuld auf ihre Behandlung seitens der Christen: „Die Habgier, die Eifersucht, die Intoleranz, die wilde Frömmigkeit des immer schrecklichen Volkes, wenn es glaubt, seiner Religion zu gehorchen, oder wenn es den Fanatismus aus seinem Hasse schöpft, alle Plagen der Menschen vereinigten sich, um die Juden zu quälen und zu zerschmettern [2]). . . . . . . Wagen wir es zu sagen und die Masken abzureißen, mit

[1]) Ad. Thiery, Dissertation sur cette question: Est-il des moyens de rendre les Juifs plus heureux et plus utile en France, ouvrage couronné Paris 1788.

[2]) Thiery, Dissertation p. 18.

welchen das Vorurtheil sich beständig bedeckt hat. Uns selbst müssen wir der Verbrechen anklagen, die man den Juden vorwirft; wir zwingen sie dazu [1])." Die Verbesserungsfähigkeit der Juden bewies er aus ihrem Verhalten im Alterthume, wo sie Muster von Lebenseinfachheit waren, und aus den rührenden Familientugenden, die unter den Juden viel mehr als unter den Christen noch immer heimisch seien [2]). Thiery wies auch auf das Beispiel ehrenwerther Männer in Frankreich, auf die Gradis, Blienu, Cerf Berr, hin, welche eine hohe Stufe von Bildung oder gemeinnützigem Wirken erstiegen [3]). Auch er verlangte, daß die Juden völlig den Christen gleichgestellt würden; dann würden ihre Fehler von selbst schwinden. Er machte auf den auffallenden Unterschied zwischen den Juden von Metz und Nancy aufmerksam; während sie dort, gedrückt, einen trübseligen Anblick darbieten, zeigen sie hier, wo sie freier leben durften, einen erfreulichen Fortschritt [4]).

Salkind Hurwitz' [5]) Preisschrift fiel, wie sich denken läßt, noch günstiger aus. Er war ein tief gelehrter Jude, ein scharfer Denker (Jünger des als Autorität verehrten Metzer Rabbiners Arje Löb) und kannte die Quellen der jüdischen Literatur besser, als seine Mitbewerber. Wenn Hurwitz auch Wahrheitsliebe genug besaß, manche Blößen nicht zu verschweigen, so erschienen sie ihm doch nicht so grell, wie denen, welche sie mit fremden Augen betrachteten.

Als diese drei Schutzschriften erschienen, verdichteten sich bereits die wetterschwangeren Wolken der Revolution, welche Zerstörung und Neubildung über den Erdkreis herbeiführen sollten. Die Fessel der doppelten Knechtschaft, unter welcher die europäischen Völker seufzten, der politischen und der kirchlichen, sollte endlich in einem Lande wenigstens gesprengt werden. Das Christenthum, das in seinen Anfängen einen Anlauf genommen hatte, der Freiheit eine Stätte zu gründen, war schon Tags darauf freiheitsfeindlich gewor-

[1]) Das. p. 29.

[2]) Das. p. 35 fg.

[3]) Das. p. 63.

[4]) Das. p. 72 fg.

[5]) Ueber S. Hurwitz und seine Schrift über Polygraphie (Lakographie) und Ursprung der Sprachen vergl. Zeitschrift Jedidja Jahrgang 3. B. V. S. 19 fg. 160 fg. B. VI. Anf. . Er starb um 1810.

den, billigte die Leibeigenschaft, diesen Krebsschaden der christlichen Gesellschaft, so wie die Kasten- und Ständeunterschiede, die Unterjochung der Niedrigen unter die Hohen, segnete die Despoten, verfluchte die Elenden, die sich dagegen auflehnten, und überlieferte sie auch öfter dem Henkerbeile. Die lutherische Reformation, welche die „Obrigkeit“ heilig sprach und den Bauernaufstand in Blut zu ertränken befahl, machte die Knechtschaft nur noch drückender. Endlich sollte der gesunde Sinn über den politischen und kirchlichen Wahn siegen und die Freiheit verkünden, das Wort, das in Europa fast unbekannt geworden war. Wie mit einem Zauberstabe berührt, verwandelte sich Frankreich in einen Gluthheerd, worin alle Werkzeuge der Knechtschaft verzehrt wurden, und aus der Asche erhob sich das französische Volk, neuverjüngt, zu Großem bestimmt, der erste Apostel für die Freiheitsreligion, die es mit leidenschaftlicher Begeisterung liebte. Sollte nicht auch für das am meisten geknechtete Volk, für die Juden, die Stunde der Erlösung geschlagen haben? Es war zu erwarten. Zwei seiner eifrigsten Verfechter saßen in dem Theil der zusammenberufenen Nationalversammlung, welcher, als wahrer Vertreter des Volkes, die so lange vom Staate und von der Kirche Enterbten in ihre unverjährbaren Rechte wieder einsetzte: Mirabeau, einer der Väter der Revolution, und der Priester Gregoire, welcher seine Wahl gerade seiner Schutzschrift für die Juden verdankte.

Allzuviel Juden wohnten in Frankreich beim Ausbruch der Revolution keineswegs, kaum 50,000 Seelen — von denen fast die Hälfte (20,000) auf Elsaß kam — unter dem drückendsten Joche. In Metz, der größten Gemeinde, der „Mustergemeinde“, wurden nur 420 jüdische Familien und in ganz Lothringen nur 180 geduldet, die sich nicht vermehren durften. In Paris hatte sich trotz des strengen Verbotes doch (seit 1740) eine Gemeinde von etwa 500 Seelen angesammelt; eben so viel lebten in Bordeaux, größtentheils von neuchristlicher oder portugiesischer Abkunft. Außerdem bestanden einige Gemeinden in dem päpstlichen Gebiete von Avignon und Carpentras, die einen eigenen Ritus, abweichend von dem deutschen und sephardischen, hatten. In Carpentras wohnten etwa 700 Familien (über 2000 Seelen), die ein eigenes Rabbinat hatten. Hier genoßen sie ein wenig mehr Freiheit als in Elsaß und Lothringen, durften doch wenigstens liegendes Ver-

mögen besitzen. Am günstigsten gestellt waren die Juden von Bordeaux und die Tochtergemeinde von Bayonne. Vereinzelt wohnten noch Juden in Rouen, Dieppe und einigen anderen nördlichen Städten[1]. — Unter den Juden in den verschiedenen Provinzen bestand eben so wenig Zusammenhang, wie unter denen der übrigen europäischen Länder. Das gehäufte Unglück hatte sie zerklüftet. Zwischen den deutschen und portugiesischen Juden bestand außerdem eine Spannung aus der Zeit, als diese eine Anzahl ihrer Stammgenossen von deutscher und avignonesischer Abkunft aus ihrer Mitte ausweisen ließen und sich gegen neue Ankömmlinge absperrten (o. S. 156). Daher kam es, daß keine gemeinsamen Schritte von ihnen vorbereitet wurden, um ihre Einbürgerung sofort von der Nationalversammlung zu verlangen, obwohl Gregoire[2], der katholische Priester mit wahrer Menschenliebe im Herzen, sie ermahnt hatte, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Männer von Thatkraft, von Liebe zu ihren Stammgenossen, von Aufopferungsfähigkeit und von Takt hatten sie allerdings in ihrer Mitte: Cerf Berr, Furtado, Isaak Berr. David Gradis von Bordeaux, reich, von hochherzigem Sinn und angesehen, stand auf der Candidatenliste, und es fehlten ihm nur wenige Stimmen, um zum Deputirten gewählt zu werden. Aber Anfangs geschah nichts der Art. Ein Versuch zu gemeinsamen Handeln mag gemacht worden sein, scheiterte aber wohl an dem Stolz der Portugiesen. Daher ist in den ersten stürmischen Monaten der Revolution nichts für die Gleichstellung der Juden unternommen worden. Die Deputirten in den General-Staaten oder der Nationalversammlung hatten Kämpfe genug durchzumachen, um an die Juden denken zu können. Auch hielten sie sich meistens an das Programm der Wünsche, welche

[1]) Ueber die Gesammtzahl der Juden von Frankreich zu dieser Zeit: die Rede des Advokaten Godard 1790 (weiter unten); über Elsaß und Metz, Mirabeau sur Mendelssohn p. 129, Grégoire, Essay p. 56, 282, Bail, des Juifs du XIXme siècle p. 109; über Paris, vergl. Archives Israelites Jahrg. 1841 p. 501 fg.; über Bordeaux oben S. 55, über Carpentras Thiery dissertation p. 60, über Avignon Archives Israélites Jahrg. 1840 p. 290 fg.

[2]) Grégoire's Brief an Isaia Bing d. d. 23. Febr. 1789 in Archives Israélites Jahrg. 1844 p. 416. Dites-moi donc, mon cher, à la veilles des Etats-Généraux, ne devriez-vous pas vous concerter avec d'autres membres de votre nation, pour reclamer les droits et les avantages des citoyens? plus que jamais, voici le moment.

ihnen ihre Wähler mitgegeben hatten, und darin war die Emancipation nicht aufgeführt. Die Deputirten von Elsaß und Lothringen hatten im Gegentheil die Weisung erhalten, gegen die Juden aufzutreten. Erst die in Folge der Revolutionsstürme ausgebrochenen Judenhetzen in den deutschen Provinzen legten es den Betroffenen ans Herz, ihre Klagen vor die Nationalversammlung zu bringen. Es war vielleicht gut, daß ihnen die Frucht der Freiheit nicht reif in den Schooß gefallen ist, sondern daß sie sich darum, mit Aufgebot von Anstrengung, bemühen mußten; dadurch ist ihnen die Freiheit theuer geworden.

Der Sturm auf die Bastille hatte endlich dem verblendeten Könige das Scepter aus der Hand gerissen und es dem Volke überliefert. Die Revolution hatte Blut geleckt und begann das Strafgericht über die Unterdrücker zu vollstrecken. An vielen Punkten des Landes wurden wie auf Verabredung die Schlösser verbrannt, die Klöster zerstört, die Edelleute mißhandelt oder getödtet. Das eben von der Sklavenkette erlöste Volk, von der Kirche in Unwissenheit erzogen, wußte nicht Freund vom Feinde zu unterscheiden, und stürzte sich täppisch auf das, was seinem blöden Auge am nächsten lag. Im Elsaß machte die niedrige Volksklasse zugleich einen wüthenden Angriff auf die Juden (Anfang August 1789) — vielleicht von geheimen Judenfeinden dazu gehetzt — zerstörte ihre Häuser, plünderte ihre Habe und zwang sie halbnackt zur Flucht. Sie, welche bis dahin von den Adlichen und Geistlichen gedemüthigt und geknechtet worden waren, wurden die Leidensgenossen ihrer Tyrannen. Die Elsasser Juden retteten sich meistens nach Basel, und obwohl dort kein Jude weilen durfte, wurden die Flüchtlinge doch beherbergt und mitleidsvoll behandelt. Wessely verewigte die menschliche Gesinnung der Baseler durch ein schönes hebräisches Gedicht[1]). Ueber alle diese Ausschreitungen des ersten Freiheitsrausches, die traurigen Folgen der Selbstsucht der Großen, liefen Klagen bei der Nationalversammlung ein; von ihr erwarteten Alle Abhilfe, nicht mehr von dem Königthume, das bereits ein Schatten geworden war. Jeder Deputirte erhielt ausführliche Berichte über die Unruhen und zum Theil blutigen Vergehungen. Die mißhandelten Elsasser Juden hatten sich an Gregoire gewendet, und dieser

[1]) Archives Israélites Jahrg. 1844 p. 465. Meassef Jahrg. 1789 p.

entwarf (3. August) ein düsteres Gemälde von dem Judensturm und fügte hinzu, daß er, ein Diener der Religion, welche alle Menschen als Brüder betrachtet, das Einschreiten der Macht der Versammlung zu Gunsten dieses geächteten und unglücklichen Volkes beanspruchen müsse. Er veröffentlichte ferner eine Schrift „Antrag zu Gunsten der Juden", um auf die öffentliche Meinung zu wirken[1]. Es folgte darauf jene denkwürdige Nacht vom 4. August, welche dem französischen Volke zu ewigem Ruhm gereichen wird, als der Adel selbst seine Vorrechte auf dem Altar der Freiheit opferte und die Gleichheit aller Bürger anerkannte, jene Nacht, welche die Geburtsstunde einer neuen Ordnung der Dinge wurde. Erst in Folge dieser Anregung und aus Furcht, daß sie sämmtlich als Opfer der Anarchie fallen könnten, entschlossen sich auch die Juden der übrigen Provinzen, Gesuche um Aufnahme in den Bruderbund des französischen Volkes zu stellen; aber wiederum traten sie vereinzelt und theilweise mit widersprechenden Wünschen auf. Die Juden von Bordeaux waren bereits in die Nationalgarde eingetreten, und einer derselben war zum Hauptmann ernannt worden. Sie hatten nur den einen Wunsch, daß diese ihre Gleichstellung durch das Gesetz besiegelt werde, und diesen Wunsch sprachen ihre vier Deputirten David Gradis, Furtado, Lopes-Dubec und Rodrigues aus. Auch von den Pariser Juden waren etwa Hundert in die Nationalgarde eingetreten und wetteiferten an Patriotismus und revolutionärem Muth mit den übrigen Bürgern. Sie schickten elf Deputirte an die Nationalversammlung, an deren Spitze ein Holländer Goldschmidt, und ein Portugiese, Abraham Lopes Laguna, welche um Abwendung der Schmach, mit der sie als Juden bedeckt sind, und um ausdrückliche Gleichstellung durch das Gesetz baten und sprachen den Gedanken aus, daß das Beispiel des französischen Volkes auf alle Völker der Erde wirken werde, die Juden als Brüder anzuerkennen. Die Metzer Gemeinde hatte noch den besonderen Wunsch, daß die Last der drückenden Abgaben von ihren Schultern genommen und die Schulden aufgehoben werden, in die sie durch jene Last gerathen waren. Die Gemeinden von Lothringen hatten einen Vertreter zur Nationalversammlung geschickt an Berr-Isaak

[1]) Moniteur I. No. 32 p. 135c, Meassef Jahrg. 1789 p. 393 fg. Halphen, Recueil des lois etc. concernant les Israélites depuis la révolution de 1789. Einl. p. XXVI.

Berr (geb. 1744 st. 1828), der ein Mann von vielen Tugenden und Verdiensten, ein Verehrer von Mendelssohn und Wessely, viel Einfluß hatte. Er überreichte eine Petition, die noch einen besonderen Wunsch enthielt. Berr war talmudisch gebildet und vom talmudischen Judenthume begeistert. Er scheint von der Auflösung der bisherigen Gemeindeverbände den Zerfall des Judenthumes befürchtet zu haben, oder er sah ein, daß die Rabbinen unparteiischer die Streitigkeiten zwischen Juden schlichteten als die Gerichte. Daher ging sein Wunsch dahin, daß die Autorität und Autonomie der Rabbinen für innere Angelegenheiten durch ein Gesetz aufrecht erhalten und anerkannt werden mögen. Dagegen protestirten die Deputirten für Luneville und einer Nachbargemeinde. Sie wünschten im Gegentheil vollständige Unabhängigkeit von den Rabbinen. Ihre Wünsche wurden in vier Punkte zusammengefaßt: daß die Versammlung ihnen ausdrücklich den Titel Bürger zuerkennen möge, daß es ihnen ohne Beschränkung gestattet sei, sich in allen Städten niederzulassen, daß sie von allen ungerechten Abgaben und dem Schutzgeld befreit werden mögen, und endlich, daß ihnen Religions- und Cultusfreiheit eingeräumt werden möge [1]). Es dauerte aber lange, ehe die Judenfrage in ihrer ganzen Schärfe auf die Tagesordnung der Nationalversammlung kam, als hätte sie sich gescheut, diesen Punkt zu berühren, um nicht die öffentliche Meinung vermöge der hartnäckigen Vorurtheile und des Judenhasses in den deutschen Provinzen noch leidenschaftlicher gegen die Juden aufzuregen.

Die religiöse Unduldsamkeit zeigte sich selbst im Schoße der Versammlung. Am 23. August fand eine aufgeregte Sitzung statt. Es handelte sich darum, unter die unverletzbaren Menschenrechte, welche an die Spitze der Verfassung gestellt werden sollten, auch die religiöse Gewissensfreiheit und die Freiheit des Cultus aufzunehmen. Ein Deputirter, de Castellane, hatte diesen Punkt scharf formulirt. „Kein Mensch soll wegen seiner religiösen Meinungen beunruhigt, noch in der Ausübung seines Cultus gestört werden.“ Gegen diese Fassung erhob sich ein Sturm von den Bänken der katholischen Geistlichkeit und anderer eingefleischten Katholiken. Sie sprachen immer von einer herrschenden Religion oder Confession, welche, wie bis dahin, vom Staate getragen und gefördert werden sollte, während

[1]) Moniteur 1789 vom 3. Sept. p. 210, auch bei Halphen a. a. O.

die andern Bekenntnisse allenfalls nothdürftig geduldet werden sollten. Vergebens erhob Mirabeau seine Löwenstimme gegen diese Ueberhebung „Die unbeschränkte Religionsfreiheit ist in meinen Augen so heilig, daß das Wort Toleranz selbst mir gewissermaßen tyrannisch klingt, weil schon das Bestehen der Autorität, welche die Befugniß zu dulden hat, die Freiheit beeinträchtigt, indem sie duldet, weil sie auch das Entgegengesetzte thun könnte." Aber seine sonst gewaltige Stimme wurde vom Gegengeschrei übertönt. Nur die weisheitsvolle Rede eines anderen Deputirten, Rabaud Saint Etienne, brachte die Gewissensfreiheit zum Siege. Er bemerkte, daß er eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen vertrete, worunter sich 120,000 Protestanten befänden, und er könne nicht zugeben, daß diese von allen Aemtern und Ehren ausgeschlossen werden sollten. „Es sei für immer verbannt, das Wort Intoleranz, dieses barbarische Wort möge nie mehr ausgesprochen werden. Ich verlange aber nicht die Toleranz; dieses Wort hat eine Nebenbedeutung, welche die Menschen entwürdigt, ich verlange Freiheit, welche ein und dieselbe für alle sein soll." Er erhob aber auch für die Juden seine Stimme. „Ich verlange die Freiheit für das stets geächtete, heimathslose, auf dem ganzen Erdkreis herumirrende, der Erniedrigung geweihte Volk der Juden. Verbannet für immer die Aristokratie der Gedanken, die Feudalität der Meinungen, welche über Andere herrschen und Anderen einen Zwang auflegen wollen." Unter starkem Widerspruch ging die Fassung durch, welche seitdem die Grundlage der europäischen Constitution geworden ist: „Niemand soll wegen seiner religiösen Meinungen behelligt werden, in so fern ihre Aeußerungen nicht die öffentliche, vom Gesetze eingesetzte Ordnung stören" [1]).

Damit war der eine Punkt in dem Gesuch der französischen Juden erledigt. Als aber die Judenfrage später geradezu zur Verhandlung kommen sollte (3. Septbr.) wurde sie wieder aufgeschoben und einem Ausschuß überwiesen [2]). Freilich war der Zeitpunkt am wenigsten dafür geeignet. Die Nationalversammlung, Paris und das ganze Land waren damals in Folge der Frage über das königliche Veto in elektrischer Spannung, die jeden Augenblick in einen Wetter-

[1]) Moniteur 1789 p. 186—189.
[2]) Das. p. 210.

schlag auszubrechen drohte. Drei Wochen später mußte die Versammlung sich doch mit der Judenfrage befassen. Verfolgungen, welche Juden abermals an einigen Orten erduldeten, gaben die Veranlassung dazu. Die von Nancy wurden mit Plünderung bedroht, weil man ihnen vorwarf, daß sie Getreide aufgekauft und vertheuert hätten. Sie würden, so hieß es, wenn gleichgestellt, die schönsten Häuser kaufen, ja die ganze Stadt besitzen. Zum Bischof la Fare bemerkte ein aufgeregter Bürger: „Wenn wir Sie verlören, würden wir eines Tages einen Juden zum Bischof haben; so geschickt sind sie, sich Alles zu bemächtigen“[1]). Die Judenfrage wurde in Folge dessen für so dringlich gehalten, daß die Tagesordnung davon (28. Septbr.) unterbrochen wurde. Gregoire war es abermals, der den Verfolgten das Wort redete. Ihn unterstützte der Graf Clermont-Tonnerre, ein aufrichtiger Freiheitsfreund. Mit glänzender Beredsamkeit hob er hervor, daß die christliche Gesellschaft an der Niedrigkeit der Juden Schuld sei, und daß sie ihnen eine Sühne bringen müsse. Die Versammlung beschloß darauf, daß der Präsident an verschiedene Städte ein Rundschreiben richten möge, daß die Erklärung der Menschenrechte, welche die Versammlung angenommen hat, alle Menschen auf Erden, also auch die Juden, umfasse, daß sie demnach nicht gekränkt werden dürften. Der König wurde angegangen, mit seiner allerdings geschwächten Autorität die Juden vor ferneren Verfolgungen zu schützen[2]). Indessen hatte dieses Mittel bei den entfesselten Leidenschaften keinen Erfolg herbeigeführt. Die Juden von Elsaß blieben nach wie vor Quälereien ausgesetzt. Die jüdischen Vertreter der drei Bisthümer Elsaß und Lothringen verloren die Geduld, daß ihre Gleichstellung immer wieder abgewiesen wurde. Sie bemühten sich daher, sich endlich Gehör zu verschaffen. Von den Lothringischen Deputirten vor die National-versammlung geführt (14. Oktbr.) erhielt Berr, der unermüdliche Anwalt für seine Stammgenossen, das Wort, um das tausendjährige Leid derselben zu schildern und um menschenwürdige Behandlung zu flehen. Würdig erfüllte er seine Aufgabe. Er mußte sich kurz fassen, weil die Versammlung, welche durch den Zusammensturz eines so alten Reiches einen Neubau auf dessen Trümmern zu errichten

[1]) Moniteur das. p. 304.
[2]) Das. 263.

hatte, nicht viel Zeit für langathmige Reden fand. Berr beschwor im Namen Gottes, der Gerechtigkeit und der seit so vielen Jahrhunderten beleidigten Menschheit die Versammlung möge das thränenreiche Geschick der unglücklichen Nachkommen des ältesten Volkes fast auf der ganzen Erde in Betracht ziehen und die so lange und vergeblich erhoffte Verbesserung endlich vollziehen. Gerührt hörten die Deputirten die Worte dessen an, der in diesem Augenblick das zugleich flehende und anklagende Judenthum verkörperte. Der Präsident Preteau antwortete darauf, daß die Versammlung sich glücklich fühlen würde, den Juden Frankreichs Ruhe und Glück verschaffen zu können. Die Versammlung begleitete seine Worte mit Beifall, gestattete den jüdischen Deputirten als Ehrengästen den Verhandlungen beizuwohnen und versprach die Gleichstellung der Juden in der nächsten Sitzung zu berathen [1]). Seit der Zeit hegten die französischen Juden die zuversichtliche Hoffnung, daß ihre Gleichstellung sich verwirklichen würde. Mose Ensheim, der jüdisch-französische Dichter, besang darauf in schönen hebräischen Versen die schöpferische, Gerechtigkeit und Menschlichkeit gründende, Nationalversammlung und spiegelte das Hochgefühl der Juden in dieser so ereignißreichen Zeitepoche ab [2]).

Inzwischen hatte die Revolution wieder einen Riesenfortschritt gemacht; das Volk hatte das so stolze französische Königthum wie einen Gefangenen von Versailles nach Paris geführt. Des Königs Macht war vollständig gebrochen, er mußte sich an die Nationalversammlung anlehnen, um nicht wie ein Rohr in diesem Sturme geknickt zu werden. Auch die Deputirten siedelten nach Paris über, und die Hauptstadt gerieth immer tiefer in die Aufregung revolutionärer Fiebergluth. Die Jugend der Pariser Juden und die von Außen Eingewanderten nahmen den größten Antheil an allen Vorgängen. Auch die Halbvermögenden legten Gaben auf den Altar des Vaterlandes, um der Finanznoth abzuhelfen. Salkind Hurwitz war als Dolmetsch der orientalischen Sprachen an der königlichen Bibliothek angestellt und bezog dafür den geringen Gehalt von 900 Frank. Freiwillig leistete er für immer Verzicht auf den vierten Theil seines Einkommens, obwohl die Nationalversammlung

[1]) Moniteur das. p. 303 fg. Sammler Jahrg. 1790 p. 30 fg.
[2]) Sammler, das. p. 33 fg.

nur für ein Jahr den Abzug von den Gehältern der Beamten angeordnet hatte, was ihm von den Bürgern sehr hoch angerechnet wurde[1]). Endlich sollte die Judenfrage zum Austrag kommen. Schon war ein Berichterstatter dafür ernannt und eine eigene Sitzung anberaumt. Aber sie wurde mit einer anderen Frage vermischt, mit der Wählbarkeit der Scharfrichter, der Schauspieler und der Protestanten, welche die katholische Bevölkerung in einigen Städten nicht zu den Wahlen zulassen mochte. Was mögen die judenfeindlichen deutschen Protestanten dazu gesagt haben, daß ihre Religionsgenossen in Frankreich auf eine Linie mit den Juden, Komödianten und noch dazu mit den Scharfrichtern gestellt wurden?

Der Berichterstatter Clermont-Tonnerre sprach wie die verkörperte Logik zu Gunsten aller vier Classen. Eigentlich, meinte er, sei die Frage der Gleichstellung bereits entschieden, da die Versammlung Allen ohne Ausnahme Menschenrechte zuerkannt und auch allen Unbescholtenen die Wählbarkeit zugesprochen hat. Was die Juden betrifft, so hat man gegen sie zahlreiche Anschuldigungen vorgebracht, die schwersten seien ungerecht und die übrigen keine Vergehungen. Nicht einmal der Wucher könne ihnen zum Vorwurf gemacht werden. Man müsse den Juden als einheitlichem Nationalkörper Alles verweigern, weil es nicht eine gesonderte Nation innerhalb der Nation geben könne: aber man müsse ihnen als Individuen alle Rechte ohne Beschränkung einräumen. Sie selbst verlangen Bürger zu werden. Die Sache wurde dennoch nicht so einfach, wie Clermont-Tonnerre es glaubte, abgemacht; es entstand vielmehr eine sehr heftige Debatte (23. u. 24. Dec.). Alle entschiedenen Freiheitsfreunde ergriffen zwar das Wort zu Gunsten der Juden, wie ihrer Leidensgenossen: Robespierre, Duport, Barnave und, was sich von selbst versteht, Mirabeau. Die Anhänger des Alten stemmten sich aber entschieden dagegen, der Abt Maury, der Bischof la Fare von Nancy und der Bischof von Clermont. Nur einer der Ultra-Revolutionaire: Reubell, allerdings aus dem Elsaß — was die Sache erklärlich macht — sprach gegen die Juden: daß es gefährlich sei, denen dieser Provinz, gegen welche der Haß tief gewurzelt sei, schon jetzt völlige Bürgergleichheit einzuräumen. Der Abt Maury brachte solche

[1]) Moniteur das. p. 500, 1790 p. 132.

Gründe zur Hintenansetzung der Juden vor, wie sie Göttinger Professoren nicht gehässiger hätten vorbringen können. Er stieg bis ins Alterthum hinauf, um zu behaupten, daß die Israeliten nicht einmal zur Zeit David's und Salomo's Ackerbauer gewesen wären. Er frischte die lügenhafte Erzählung auf, daß der jüdische Leibarzt Zedekias einen französischen König vergiftet hätte. Sogar auf Voltaire's judenfeindliche Aussprüche berief sich der Clerikale, um die Versammlung gegen die Juden einzunehmen. In der That wurde die Versammlung schwankend; sie fürchtete an den groben Vorurtheilen in der Bevölkerung der östlichen Provinzen gegen die Juden zu rütteln. Auf die Vorstellung eines Deputirten wurde daher die Gleichstellung der Juden von der der Protestanten getrennt, und der Beschluß fiel demgemäß sehr zweideutig aus: Die Versammlung behalte sich vor, sich über die Juden auszusprechen, ohne jedoch etwas Neues in Betreff ihrer zu beschließen [1]). Dieser Vorbehalt wurde noch einmal bei dem Gesetze für die passiven Wahlen der städtischen Beamten wiederholt (8. Januar 1790). Die Juden wurden davon ausgeschlossen.

Durch diesen ausweichenden Beschluß fühlten sich aber die portugiesischen Juden von Bordeaux außerordentlich gekränkt. Sie hatten bisher stillschweigend alle Rechte der Bürger genossen, so wie alle Pflichten mit Opferbereitwilligkeit erfüllt. Nun sollten sie mit einemmale mit den deutschen Juden, gegen die sie nicht weniger Antipathie hatten als gehässige Christen, auf Anwartschaft gesetzt werden. Sie beeilten sich daher, eine Deputation nach Paris zu senden, um diesen für sie nachtheiligen Beschluß rückgängig zu machen. Da die Bevölkerung ihnen günstiger gestimmt war, so wurde es ihnen leicht ihre Wünsche befriedigt zu sehen. Der Abgeordnete für Bordeaux, De Sèze, sprach warm zu ihren Gunsten. Talleyrand, damals noch Bischof von Autun, wurde zum Berichterstatter ernannt, und er sprach kurz und bündig (28. Febr.), daß diejenigen Juden, welche bisher als naturalisirte Franzosen Bürgerrechte genossen haben, darin erhalten werden sollten. Abermals erhoben sich die Judenfeinde gegen diesen Antrag. Sie fürchteten die Anwendung dieses Vorganges zu Gunsten der deutschen Juden. Da sie mit ihren gehässigen Worten nicht durchdringen konnten, so suchten sie die Abstimmung stundenlang zu stören und den Beschluß hinauszuschieben, um Zeit zu

[1]) Moniteur 1789, p. 500, 503, 504, 508.

gewinnen. Dennoch entschied die Majorität, daß diejenigen Juden in Frankreich, welche unter dem Namen Portugiesen, Spanier oder Avignonesen (von Bordeaux und Bayonne) ihre vollen Rechte als aktive Bürger genießen sollten [1]). Der König genehmigte sofort dieses Gesetz [2]). Das war die erste gesetzliche Anerkennung der Juden als Vollbürger, allerdings nur eines Bruchtheiles derselben. Aber es wurde damit ein Beispiel gegeben. Ein Jude von Bordeaux ging in seinem Enthusiasmus darüber so weit, Ludwig den XVI. Messias zu nennen: einen andern erwarten die Juden nicht [3]), meinte er.

Die Deputirten der Juden aus den deutschen Landestheilen hatten es nicht so leicht: sie mußten sich die Gleichstellung schwer erkämpfen. Sie kamen zur selben Zeit auf ein Mittel, einen Druck auf die Nationalversammlung auszuüben und sie gewissermaßen zu zwingen, die Einbürgerung zu besiegeln. Es waren fünf Männer, welche mit Beharrlichkeit die Hindernisse zu beseitigen sich angelegen sein ließen. Von neuen Gesuchen an die Versammlung versprachen sie sich wenig. Die Judenfeinde sprengten aus, ein sehr reicher Jude (Cerf Berr) hätte mit noch einigen Andern bedeutende Summen in Paris ausgestreut, um Beschützer und Sachwalter für ihre Glaubensgenossen zu werben [4]). Das war eine boshafte Verläumdung. Kann man eine ganze Stadt von 700,000 Einwohnern bestechen? Aber es mag richtig sein, daß sie den feurig beredten Advokaten Godard gewonnen hatten, um mit Schrift und Wort für sie einzutreten. Sie wußten wohl, daß die Macht nicht mehr in der Nationalversammlung, sondern in den Sektionen der Hauptstadt ruhte, welche mit ihrem glühenden Revolutionseifer Paris, die berathende Versammlung, den König und fast das Land beherrschten. An diese wendeten sich daher die jüdischen Vertrauensmänner von Paris, Elsaß und Lothringen. Sie ließen zunächst von Godard eine Petition für die Nationalversammlung aus-

[1]) Moniteur 1790 p. 126 f. 134.

[2]) Bei Halphen das. Sammler Jahrg. 1790 p. 187.

[3]) Moniteur das. 183 c.

[4]) Halphen p. 223. Der Fürst von Broglie sprach: Je vous dirai que toute cette intrigue est ourdie depuis longtemps par quatre ou cinq juifs puissants, établis dans le département du Bas-Rhin; qu'un d'eux entre autres qui a acquis une immense fortune aux dépens de l'Etat, répand depuis longtemps des sommes considérables dans cette capitale, pour s'y faire des protecteurs et des appuis. Dieser „Eine" kann kein anderer als Cerf Berr gewesen sein.

arbeiten, um nachzuweisen, daß die Emancipation sämmtlicher Juden nicht blos von dem, durch die Constituante angenommenen Prinzip gefordert und von der Gerechtigkeit verlangt werde, sondern auch daß es eine Grausamkeit sei, sie ihnen vorzuenthalten. Denn das Volk glaube, so lange ihre Gleichstellung nicht gesetzlich festgesetzt ist, daß sie thatsächlich so verworfen wären, wie ihre Feinde sie anschwärzen, und daraus die Berechtigung zu ihrer Verfolgung herleite [1]). Aber wirksamer als dies neue Gesuch war eine Scene, welche die Pariser Juden mit ihrem Anwalt in Gegenwart der Generalversammlung der Pariser Commune veranstalteten; sie gab den Ausschlag. Etwa fünfzig jüdische Nationalgardisten mit Cokarden versehen — unter ihnen der Pole Salkind Hurwitz — traten als Deputirte vor die Communal-Versammlung mit der Bitte: die Stadt Paris selbst möge sich nachdrücklich für die Gleichstellung der Juden verwenden. Godard hielt ein feurige Rede zu ihren Gunsten: „Die Hauptstadt ist jenem so lange hintenangehaltenen Gesetz vorausgeeilt, sie hat sich mit den Juden als Waffengefährten vermischt, hat sie mit dem Bürgerkleide geschmückt und sie überhaupt als Brüder behandelt." Die Pariser Juden seien auch dessen würdig durch den patriotischen Eifer, der sie vom Beginn der Revolution an beseelt hat, sie zu den Waffen greifen ließ und aus ihnen muthige und unermüdliche Kämpfer gemacht hat, dem Heil und dem Gedeihen der Nation ganz ergeben zu sein. Die Stadt Paris, welche bereits so viele Vorurtheile zerstört habe, sei berufen, auch die gegen die Juden zu vernichten, welche ihrer Befreiung im Wege stehen. Sie möge daher für die Pariser Juden ein günstiges Zeugniß vor der Nationalversammlung ablegen, „daß sie vor der Revolution still und unbescholten und später patriotisch und opferbereit gelebt haben." Godard wies auf das Beispiel des Salkind Hurwitz hin, der von seinem geringen Einkommen einen Theil der Stadt geopfert hatte (o. S. 208). Auf diese feurige Rede antwortete der Vorsitzende der Generalversammlung, der Abt Mulot, den jüdischen Deputirten mit jenem Schwunge, der den Rednern der Revolutionszeit eigen war. „Die Kluft zwischen ihren religiösen Ansichten und der Wahrheit, die wir als Christen bekennen, kann uns Menschen nicht hindern, uns einander zu nähern, und wenn wir uns einen Irrthum vorwerfen und uns über einander

[1]) Der Inhalt der Petition ist mitgetheilt Moniteur 1790 p. 184 c. fg.

beklagen, so können wir uns doch einander lieben." Er versprach im Namen der Versammlung, das Gesuch der Pariser Juden um Gleichstellung zu unterstützen [1]. Tags darauf (29. Januar 1790) veranlaßten die Pariser Juden den Karmeliter-Stadtbezirk, in dem sie damals meistens wohnten, ihnen ein Leumundszeugniß auszustellen, und dieses fiel außerordentlich günstig aus: In Erwägung, daß der Carmeliterbezirk, der die meisten Juden in seinem Schooße einschließt, im Stande sei, ihr öffentliches Verhalten am besten zu kennen, ihrem Eifer und ihrem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und durchdrungen davon, daß er ihnen Erkenntlichkeit dafür schulde, hat er einstimmig beschlossen, den Repräsentanten der Kommune den Wunsch auszusprechen, daß die Juden fortan die Rechte aktiver Bürger genießen mögen, und hat ferner sechs Deputirte ernannt, um diesen Beschluß der Commune kundzugeben und außerdem ihn der Nationalversammlung und den übrigen Bezirken zuzuschicken.

Tags darauf begaben sich die sechs ernannten Deputirten des Carmeliterbezirks in das Stadthaus, um dem Beschluß zu Gunsten der Juden Nachdruck zu geben. Einer derselben, Cahier de Gerville (später Minister) hielt eine schwungvolle Rede: „Seien Sie nicht erstaunt, wie dieser Bezirk sich beeilt der erste zu sein, um dem Patriotismus, dem Muthe und dem Edelsinn der in ihm wohnenden Juden öffentliche Anerkennung zu zollen. Kein Bürger hat sich eifriger zur Eroberung der Freiheit gezeigt, als die Juden, keiner war bereitwilliger, die Nationaltracht anzulegen, keiner hat mehr Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit bekundet, keiner war hingebender für Wohlthätigkeit gegen die Armen und für freiwillige Beiträge, die für daß Bedürfniß des Bezirkes erforderlich waren. Greifen wir alle Vorurtheile an, greifen wir sie mit Beharrlichkeit an. Nicht eine dieser Ausgeburten des Despotismus und der Unwissenheit soll die Wiedergeburt der Freiheit und die Weihe der Menschenrechte überleben..... Würdigen Sie unsere gerechten und dringenden Forderungen zu Gunsten unserer neuen Brüder, achten Sie sie und fügen Sie Ihre Wünsche hinzu, um sie so vereint der Nationalversammlung vorzuführen. Zweifeln Sie nicht daran, daß Sie ohne Mühe für die Juden von Paris das erhalten werden, was man den portugiesischen, spanischen und avignonesischen Juden nicht verweigert hat.

[1]) Moniteur 1790 p. 132, Sammler das. 187.

Welcher Grund ist denn für Bevorzugung dieser Klasse vorhanden? Ist die Lehre nicht dieselbe für alle Juden? Sind unsere politischen Verhältnisse nicht gleich für die Einen und die Andern? Wenn die Vorfahren der Juden, deren Sache wir vertheidigen, mehr als die portugiesischen Juden Kränkungen und Wuth erfahren haben, so wird der lange und grausame Druck, den sie erduldeten, ein neuer Titel für die nationale Gerechtigkeit werden. Steigen Sie übrigens zum Ursprung dieser sonderbaren und ungerechten Unterscheidung hinauf und sehen Sie, ob man es noch heute wagen kann, einen Unterschied der Rechte zwischen zwei Klassen desselben Volkes, zwei Zweigen desselben Stammes, auf apokryphische Ueberlieferung oder vielmehr auf Chimären und Fabeln hin zu begründen."

Der Vorsitzende Abt Mulot antwortete darauf und hob die Thatsache hervor, daß das Zeugniß des Karmeliterbezirkes von großem Gewichte zu Gunsten der Juden sein müsse. „Zeugen ihres Privatlebens, zeigen Sie uns all das Gute, daß sie (die Juden) an ihrem niedrigen Heerde ausüben. Wir zollen Alle Ihrem Eifer für Menschen, welche das Vorurtheil zu lange mißhandelt hat, unsern Beifall. Wir zollen allen ihren Tugenden Beifall, die sie uns an ihnen bewundern lassen". An demselben Tage pflog die Generalversammlung der Repräsentanten der Stadt Paris Berathung über die Unterstützung, welche sie den Juden angedeihen lassen sollte. Auch im Schooße dieser Versammlung gab es indeß einige Judenfeinde; aber die Rede des Abtes Bertolio war von so überwältigender Wirkung, daß sie alle Gegner verstummen machte. Sie berührte alle Seiten der Judenfrage und war überhaupt gründlicher, als die rednerischen Exaltationen gewöhnlichen Schlages jener Zeit. Nach so vielen Menschen-Hekatomben und Scheiterhaufen erkannte endlich dieser Diener der Kirche, daß es ein Irrthum des menschlichen Geistes war, die Eigenschaft des Bürgers vom Glaubensbekenntniß abhängig zu machen, und daß es ein entsetzliches Unglück war, die Religion an den Staat zu ketten. „Um diese Irrthümer zu erkennen und dieses Unglück abzuwenden, dazu bedurfte es dieser eben so glücklichen, wie unerwarteten Revolution, welche Frankreich verjüngen soll. Aber sie würde unvollendet bleiben, wenn die Verfassung nicht gleichen Schritt mit den Ideen hielte. Ihre Prinzipien haben bereits drei Millionen Protestanten dem bürgerlichen Leben wiedergegeben und das Verbrechen des Widerrufes des Ediktes von Nantes gesühnt.

„Die Prinzipien haben so eben über ein noch tiefer gewurzeltes Vorurtheil gesiegt. Den Juden von Bordeaux, Bayonne und Avignon [1]) ist ihr Stand als Bürger durch einen feierlichen Beschluß zugesichert worden. Dieselbe Gerechtigkeit verlangen auch die französischen Juden in Paris und andern Theilen des Königreiches. Kann man sie ihnen versagen? Welchen wesentlichen Unterschied kann man zwischen ihnen und ihren Brüdern von Bordeaux machen? Etwa weil jene im Besitze von Freibriefen (lettres patentes) waren? Aber die Freibriefe der französischen Juden liegen in der Natur, und dieses Siegel ist kräftiger als das aller Kanzleien Europa's. Es ist nur zu wahr, daß die Juden seit Jahrhunderten die Schlachtopfer der unglaublichsten Habgier, der grausigsten Verfolgungen, der blutigsten Intoleranz gewesen sind. Aber eben die lange Dauer ihres Unglücks ist nur ein Grund mehr, es aufhören zu lassen. .... Beeilen wir uns, das Verbrechen unserer Väter vergessen zu machen und ihnen das wiederzuerstatten, was sie nie verlieren konnten, weil ihr Bürgerrecht unverjährbar ist, wie die Natur, die sie dazu beruft. Ich höre das Wort Politik aussprechen. Verbannen wir dieses Wort aus unserer Sprache, wenn man darunter die wortbrüchige Kunst versteht, die Menschen zu betrügen und ihre Fesseln zu erschweren, unter dem Vorwand, ihre Interessen zu schonen. Es ist aber auch politisch, die französischen Juden aufzunehmen, weil ihre Zulassung dem Lande zum Nutzen gereichen wird. Die Arme und die Kapitalien der Juden, als Bürger dem Vaterland eingefugt, werden das Unrecht der alten Verwaltung wieder gut machen. Im Augenblick, wenn die Sonne der Freiheit in Frankreich die bescheinen wird, welche darin geboren wurden und sich daselbst niederlassen, werden die Juden von allen Theilen der Welt herbeiströmen, und das Land wird neue, nützliche Unterthanen durch ihre Thätigkeit, ihre Schätze und ihre Arbeit erlangen. Machet nur keinen Einwurf von Seiten ihrer Religion. Es giebt nur einen Punkt, unter welchem die Religion den Staat angeht: von Seiten der Moral, und in dieser Beziehung kann man den Juden keinen Vorwurf machen. Die Moral der Hebräer wie der Christen gründet sich auf die zwei

[1]) Es war ein Irrthum von Bertolio. Les juifs de Bourdeaux, de Bayonne et d'Avignon voient leur état rassuré. Nicht die Juden von Avignon, sondern die aus dieser Stadt in Bordeaux eingewanderten Juden waren emanzipirt.

Grundsätze der ewigen Wahrheit: „„Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und thue nicht Anderen, was Du nicht willst, daß man Dir thue."" Kann die Gesellschaft Menschen fürchten, welche eine solche Lehre bekennen? Ein Mitglied bemerkte: „der Himmel selbst widersetzt sich den Wünschen der Juden nach Bürgerrecht; sie sind und bleiben der Gegenstand seiner Rache; der Beweis davon ist in ihrer Physiognomie geschrieben". Mit kräftigen Worten widerlegte Bertolio diesen Schlupfwinkel der Eigenliebe, welche das eigene Unrecht zu beschönigen sucht, um es dem Himmel zuzuschreiben. Mit dieser Sophisterei könnte man die größten Verbrecher an der Menschheit rechtfertigen, meinte er. Ein anderes Mitglied wollte die Juden in ihrem eigenen Interesse beschränkt wissen, damit die Wuth des Volkes sich nicht gegen sie kehre. Er führte das Beispiel des Parlaments von England von 1754 an, welches das den Juden bewilligte Bürgerrecht ihnen wieder entzog, um einen Aufruhr des Volkes gegen sie zu beschwichtigen (o. S. 52). „Dieses Beispiel darf uns nicht abschrecken," entgegnete Bertolio. „Es beweist nur, daß der gesunde Theil Englands zu dieser Zeit der Meinung war, die ich ihnen vorschlage, und daß das Volk damals noch unfähig war, sich auf gleiche Höhe mit seinen Gesetzgebern zu stellen. In Frankreich aber herrscht gegenwärtig weit eher der Geist der Gerechtigkeit als damals in England, und darum ist der Augenblick günstig, auch diesem Lande ein Beispiel zu geben, nachdem wir so viele von ihm empfangen haben."

Diese Rede hatte die Versammlung gewonnen, den Juden von Paris ein günstiges Zeugniß auszustellen und der Nationalversammlung den Wunsch auszusprechen: daß sie diese (meistens deutschredenden) Juden den portugiesischen gleichstellen möge. Der Maire Bailly mit seinen Beisitzern faßte noch an demselben Tage den Beschluß, sobald die Zustimmung der übrigen Bezirke eingelaufen sein werde, die Gleichstellung der Juden mit dem ganzen Gewichte der städtischen Behörden von Paris zu unterstützen [1]). Im Verlaufe des folgenden Monats hatten sämmtliche Stadtbezirke, bis auf den der

[1]) Bei Halphen p. 204 fg. und p. 2 fg. Interessant ist S. Cahns Bericht (Archives Israel. Jahrg. 1841 p. 502), daß vier angesehene Pariser Juden: Mardochaï Polak, Jakob Trenel, Goldschmidt und der Juwelier Jakob Lazard einen Rundgang in sämmtliche Pariser Sektionen gemacht und von Allen Unterstützung der Emancipation erhalten haben. Nur die Sektion der Trödler der Halle versagte die Zustimmung — aus Furcht vor Concurrenz.

Halle den Beschluß des Carmeliter-Bezirkes gut geheißen. Demgemäß von der Hauptstadt offiziell beauftragt, begab sich (25. Febr.) eine Deputation der Commune mit dem Vorsitzenden, dem Abt Mulot, an der Spitze, in die Sitzung der Nationalversammlung, um sie zu ersuchen, oder vielmehr moralisch zu nöthigen, das Dekret, welches die portugiesischen Juden als Vollbürger erklärte, auch auf die in Paris wohnenden Juden auszudehnen. Eine Deputation des Bezirkes Enfants-Rouges unterstützte diesen Antrag. Der Präsident Tayllerand wiederholte aber nur das Versprechen, daß die Versammlung im Sinne der Freiheit die Gleichstellung der Juden beschließen werde [1]). Tages darauf interpellirte der Herzog von Liancourt die Versammlung, endlich einen Tag anzuberaumen, in welchem die Bürgerrechtsfrage der Juden zum Austrag kommen sollte. Aber ein anderer Deputirter vereitelte diesen Antrag mit der Bemerkung, daß diese Frage, obwohl wichtig, vor noch wichtigeren Fragen vor der Hand zurückgestellt werden müsse [2]). So wurde sie wieder verschleppt. Inzwischen suchte der Bischof von Nancy la Fare, nächst dem Abt Maury der hartnäckigste Gegner der Emancipation, sowie überhaupt eine Stütze der Contrerevolution, durch eine Schrift: „Meinung über die Zulässigkeit der Juden zum Vollbürgerthum und zum Rechte aktiver Bürger" die öffentliche Meinung gegen sie einzunehmen. Unverdrossen widerlegte sie in einer Schrift Berr Isaak Berr, der unermüdliche Kämpfer. Er hielt auch in Nancy in Gegenwart der Stadtbehörde einen Vortrag zu Gunsten seiner Glaubensgenossen. In dieser Schrift hatte er seiner Lieblingsansicht Raum gegeben, daß den Rabbinen die Civilgerichtsbarkeit gewahrt bleibe. Dieser Ansicht trat sein eigener Neffe Jakob Berr mit einem Schreiben (25. April), an la Fare gerichtet, entgegen [3]). Indeß hatte sich auch die Bevölkerung von Elsaß mit der Gleichstellung der Juden befreundet. Einige Gemeinden, welche die Communalgüter zu vertheilen hatten, bewahrten auch den Juden den auf sie fallenden Antheil, in der Voraussetzung, daß er ihnen gebührte. Eine Stadt im Elsaß verlangte von der National-versammlung, sich sofort mit dem Loose der Juden zu beschäftigen, weil die Ungewißheit darüber sie Gefahren aussetze. Auf Grund

[1]) Moniteur 1790 p. 243.

[2]) Das. p. 233.

[3]) Carmoly, la France Israélite p. 56.

dessen verlangten einige Deputirte (15. April) die Judenfrage endlich auf die Tagesordnung zu setzen. Dagegen widersetzte sich abermals der Abt Maury, welcher ihr eine Denkschrift vorzulegen versprach, welche die Juden vorher beantworten sollten. Um jedoch die Juden von Elsaß vor Volksaufläufen zu schützen, dekretirte die Versammlung abermals, daß sie unter dem Schutze der Gesetze ständen und die Behörden und die Nationalgarde über deren Sicherheit zu wachen hätten[1]). Damit beschwichtigten sie ihr Gewissen. Der König sanktionirte sofort (18. April) das Sicherheitsgesetz für die Elsaßer Juden[2]). Darauf ruhten die Fragen wieder drei Monate.

Glücklicher Weise stand jedoch die Judenfrage nicht vereinzelt, sondern hing mit anderen Fragen zusammen. Die Juden von Elsaß, und besonders die von Metz, hatten hohe Schutzgelder zu bezahlen. Als die Finanzfrage auf die Tagesordnung kam, mußte die Versammlung sich darüber aussprechen, ob diese Schutzgelder fortdauern oder wegfallen sollten. Sie entschied im liberalsten Sinne, obwohl die Deputirten bei dem bodenlosen Deficit sich den Kopf zerbrachen, womit sie die ausfallenden Einnahmen decken sollten. Der Referent für den Ausschuß der Domänen, Vismes, setzte zuerst die Ungerechtigkeit ins Licht, daß die Gemeinde von Metz dem Hause Brancas 20,000 Franks jährlich zu zahlen hatte, welche Ludwig XIV. ihm und der Gräfin Fontaine in guter Laune überwiesen hatte (o. S. 63). Er knüpfte daran den Antrag, daß die Judensteuer ohne Entschädigung wegfallen, und noch dazu jede Abgabe, unter welchem Titel auch immer, Schutzgeld, Aufenthaltsgeld, Toleranzgeld, aufhören möge. Fast ohne Widerspruch wurde dieser Antrag zum Gesetz erhoben (20. Juli[3]). Ludwig XVI., der damit wieder ein Stück Mittelalter schwinden sah, zauderte Anfangs mit der Bestätigung dieses Gesetzes (7. August[4]). Zehn Jahre vorher hatten die Elsaßer Juden vergebens das ganze Elend ihrer Lage in einer Denkschrift dem Staatsrath vor Augen gelegt (o. S. 65), sie wurden gar nicht beachtet. Durch den plötzlichen Umschwung erhielten sie in einer Zeitspanne von kaum einer Stunde mehr als sie zu hoffen gewagt hatten.

[1]) Moniteur das. p. 436, 437.
[2]) Halphen p. 3.
[3]) Moniteur das. p. 838.
[4]) Halphen p. 5.

Aber zum Beschlusse über die Hauptsache für die Juden des Niederrheins (wie diese Landestheile jetzt genannt wurden), ihnen das Vollbürgerrecht zu bewilligen, mochte die Nationalversammlung noch immer nicht schreiten. Zwei Versuche, welche noch gemacht wurden, verfehlten abermals ihre Wirkung. Als Gregoire einst den Vorsitz hatte (18. Jan. 1791) und auf dessen Unterstützung gerechnet werden konnte, stellte der Deputirter Martineau den Antrag, die Gleichstellung, welche ein Jahr vorher den portugiesischen Juden zuerkannt worden war, auf sämmtliche in Frankreich naturalisirte Juden auszudehnen. Schon sprachen sich Stimmen günstig dafür aus, als der Herzog de Broglie mit einer heftigen Rede dazwischen fuhr. Er behauptete, daß dieser Beschluß neuen Gährungsstoff in die ehemaligen Provinzen Lothringen und Elsaß werfen würde, die ohnehin durch die eidverweigernden Geistlichen in großer Aufregung wären. Die Stadt Straßburg sei ebenfalls in großer Gährung wegen der Juden, die sich dort niederlassen wollten, wo bis dahin kein Jude wohnen durfte. In der That hatte Straßburg eine Adresse[1]) gerichtet, worin sie recht kleinbürgerliche Engherzigkeit bekundet hatte. Sie wünschte nicht blos den Zuzug der Juden zu hintertreiben, sondern die längst eingesessene geachtete Familie Cerf Berr aus Straßburg ausgewiesen zu sehen. Zu allerhand Lügen hatte das Gesuch der Straßburger greifen müssen, um ihren Schritt zu beschönigen. De Broglie behauptete ferner, daß den Juden in Elsaß im Allgemeinen gar nichts daran läge, Weltbürger zu werden. Die Petition in ihrem Namen sei eine Intrigue, von vier oder fünf Juden eingefädelt: besonders streue einer derselben, welcher auf Staatskosten ein großes Vermögen erworben habe (Cerf Berr), in Paris Geld mit vollen Händen aus, um Beförderer der Gleichstellung zu gewinnen. Sein Vorschlag, diese Frage bis zum Abschluß der Constitution zu verschieben, erhielt die Majorität. Der

[1]) Abgedruckt bei Schlözer Staatsanzeiger p. 1791, 339; (Bister). Berl. Monatsschrift 368. Très humble et très respectueux adresse de la commune toute entière. Reponse des Juifs de la province de la Lorraine à l'adresse présentée par la commune toute entière de la ville de Strasbourg. Auch ein Deputirter von Elsaß, ein Deutscher, Pfliger, hatte ein judenfeindliches Memoire eingereicht: Réflexions sur les Juifs d'Alsace. Dagegen schrieb ein Repräsentant der Pariser Cummune, de Bourge, einen Brief an das Comité der Judenangelegenheit. (Archives Israel. 1844, p. 465.)

zweite Versuch ging von den Juden von Paris aus. Sie hatten von der Stadtbehörde ohne Weiteres die Erlaubniß zum Bau einer Synagoge erlangt. Daran knüpften sie das Gesuch, die Stadt möge auf ihre Gleichstellung dringen; denn wenn ihnen die Freiheit des Cultus eingeräumt sei, so müßte man sie außerhalb der Synagoge ebenfalls als Bürger ansehen. Es gebe ebenso wenig eine halbe Freiheit, wie eine halbe Gerechtigkeit. Darauf richtete die Stadtbehörde (26. Mai 1791) ein Gesuch an die Nationalversammlung, sie zu drängen, den Juden der Hauptstadt gerecht zu werden. Auch dieser Versuch mißlang.

Schon war die Constitution abgeschlossen und vom Könige genehmigt (Septbr. 1791), ohne daß den deutschredenden Juden in Frankreich die so oft in Aussicht gestellte Gleichberechtigung zuerkannt war; ihnen kam nur der Paragraph der Menschenrechte zu Gute: daß Niemand wegen seiner religiösen Meinung behelligt werden dürfte. Erst in der letzten Stunde, wenige Tage vor der Auflösung der Nationalversammlung erinnerte sich der Juden einer der Freiheitsfreunde, der zum Jakobinerklub gehörte, Duport, ehemals Parlamentsrath, und verschaffte ihnen mit wenigen Worten die volle Gleichheit. Er zog die Consequenz aus dem angeführten Rechte der Religionsfreiheit. „Ich glaube, daß die Cultusfreiheit nicht gestattet, einen Unterschied in den politischen Rechten wegen des Glaubens zu machen. Die Anerkennung dieser Gleichheit ist immer aufgeschoben worden. Indessen sind die Türken, Muselmänner und Menschen aller Sekten zugelassen, in Frankreich politische Rechte zu, genießen. Ich verlange, daß die Vertagung zurückgenommen und dekretirt werde, daß die Juden in Frankreich die Rechte der Vollbürger (citoyens actifs) genießen sollen". Mit rauschendem Beifall wurde dieser Antrag angenommen. Das kam daher, daß die Feinde der Freiheit seit der unglückseligen Flucht des Königs zu Hunderten aus der Versammlung ausgetreten waren. Vergebens versuchte Reubell diesen Antrag zu bekämpfen, er wurde unterbrochen. Ein Mitglied verlangte, daß alle diejenigen, welche dagegen sprechen wollten, zur Ordnung gerufen werden, weil sie damit die Constitution selbst bekämpfen. So nahm denn die Nationalversammlung (27. Septbr. 1791) Duport's Antrag an und formulirte Tags darauf das Gesetz, daß alle Ausnahme-Maßregel gegen die Juden hiermit aufgehoben seien, und daß die (deutschen) Juden zum Bürgereide

aufgefordert werden sollten[1]). Zwei Tage später ging die National-versammlung auseinander, um einer noch heftigeren revolutionären Versammlung Platz zu machen. Wenige Tage später bestätigte Ludwig XVI. diese volle Gleichstellung der französischen Juden (13. Nov. 1791[2]). Auch nicht ein Jota von ihrer Religion brauchten sie dafür aufzugeben: es wurde nur von ihnen verlangt, daß sie auf ihre Privilegien verzichten sollten.

Mit vollem Rechte jubelte besonders Berr Isaak Berr über diesen Erfolg. Er hatte einen großen Antheil daran. Er richtete sogleich ein Jubelschreiben an seine Stammgenossen, um sie für die erlangte Freiheit zu begeistern und zugleich für zweckmäßige Verbesserungen geneigt zu machen. „So ist denn der Tag angebrochen, an welchem der Schleier zerrissen ist, der uns mit Demüthigung bedeckte! Wir haben endlich die Rechte wieder erlangt, die seit achtzehn Jahrhunderten uns geraubt worden waren. Wie sehr müssen wir in diesem Augenblicke die wunderbare Gnade des Gottes unserer Vorfahren erkennen! Wir sind also, Dank dem höchsten Wesen und der Souveränität der Nation, nicht blos Menschen, nicht blos Bürger, sondern auch Franzosen. Welche glückliche Veränderung, großer Gott! hast Du über uns gebracht. Noch am 27. Septbr. waren wir die einzigen Einwohner dieses großen Reiches, welche bestimmt schienen, für immer erniedrigt und gefesselt zu bleiben, und schon am nächsten Tage, einem denkwürdigen Tage, den wir für immer feiern werden, hauchtest du diesen unsterblichen Gesetzgebern Frankreichs ein, daß sie ein Wort sprachen, und mehr als 60,000 Unglückliche, die bis dahin über ihr Loos geseufzt haben, finden sich in der Trunkenheit der reinsten Freude."

„Gott hat die edle französische Nation erwählt, um uns wieder in unser Recht einzusetzen und unsere Wiedergeburt zu bewirken, wie Er ehemals die Antiochus und Pompejus dazu erwählt hatte, uns zu erniedrigen und zu vergewaltigen.... Diese Nation verlangt dafür keinen Dank, sondern lediglich, daß wir uns als würdige Bürger zeigen."

Hieran knüpfte Berr zeitgemäße, wichtige Bemerkungen an, um seinen französischen Stammgenossen auf eine sanfte Weise die aus

[1]) Moniteur 28. u. 29. Sept. 1791.
[2]) Halphen p. 965.

ihrem Nothstande ihnen anhaftenden Fehler vorzuhalten und um deren Abstellung zu ermahnen. Nur er, zu dessen Gesinnung und Religiosität die französischen Juden deutscher Herkunft Vertrauen hatten, dessen liebevolles Herz und kluger Geist sich erprobt hatten, durfte sich herausnehmen, ihnen eine Art verblümter Strafpredigt zu halten. — Zur Erfüllung der Bürgerpflichten gehöre vor Allem Einsicht und allgemeine Kenntnisse, gerade das, was ihnen durch der Zeit Ungunst abhanden gekommen, sagte er ihnen. Es sei daher nothwendig, solche wieder zu erwerben; damit soll indeß der jüdischen Ueberzeugung kein Abbruch geschehen. Denn das Judenthum müsse vor Allem von der Strömung der Zeit unberührt bleiben. „Wenn wir während des langen Verlaufs unserer Trübsal nicht selten Trost im strengen Befolgen der Vorschriften unserer Religion gefunden haben, so müssen wir um so mehr ihnen anhänglich bleiben in einer Zeit, in der uns vergönnt ist, die Früchte unserer Standhaftigkeit und unserer Liebe zu unserem Cultus zu genießen, wo wir wieder mit eigenen Augen sehen, daß wir die einzigen unter den alten Völkern sind, welche fest geblieben bei dem ungestümen Anprall von Unfällen, die so viele Jahrhunderte hindurch auf einander folgten. Und sollten wir nur den Muth gehabt haben, in der achtzehnhundertjährigen Verfolgung treu zu bleiben, um bei dem ersten Aufblitzen des Freiheitsstrahles abtrünnig zu werden?" — Aber unbeschadet der Treue in der Religion müßten die Juden ihren Geist der Abgeschlossenheit, der Genossenschaftlichkeit aufgeben, sich dem Staate eng anschließen, ihr Eigenthum, erforderlichen Falles auch ihr Leben dafür zum Opfer einsetzen. Das sei der Sinn des ihnen auferlegten Bürgereides. Ganz besonders müßten sie auf Weckung des patriotischen Sinns und auf Ausbildung der Jugend bedacht sein.

Berr gab auch den französischen Juden die Mittel an die Hand, zugleich volle Franzosen zu werden und doch Glieder des Hauses Jakob zu bleiben. Die Bibel sollte ins französische (nach Mendelssohn's deutscher Uebersetzung) übertragen und der Jugend beigebracht werden, damit die verdorbene deutsche Sprache vollständig aus ihrem Kreise verbannt werde. Er bekämpfte damit ein thörichtes Vorurtheil, welches die deutsche oder jüdisch-deutsche Mundart als ein dem hebräischen an Heiligkeit verwandtes, würdigeres Organ für den Gottesdienst betrachtete, als die Sprache Voltaire's. „Ich selbst, der

ich schreibe, verhehle meine Unerfahrenheit und meine Schwäche in der französischen Sprache nicht, und doch ziehe ich es vor, mit Euch in derselben zu verkehren, um zu beweisen, daß die Hebräer über jeden Gegenstand und auch über religiöse Dinge sich in dieser Sprache verständigen können." Freilich müßten sie, um zugleich die Bibel zu verstehen und sich in die französische Sprache hineinleben zu können, gute Schulen errichten und viel Geldopfer bringen. Das sollten sie auch, und zwar könnten sie die Summen dazu verwenden, die sie bisher als Judenschutzgeld hatten zahlen müssen, und von denen sie durch die Gleichstellung befreit worden waren [1]).

Berr war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sich das Judenthum mit der Freiheit, der Bildung und dem Patriotismus für das Land, das seinen Stammgenossen Menschenrechte wiedergegeben hat, wohl vertragen könne. Er war ein viel echterer Jünger Mendelssohn's als David Friedländer und die Berliner.

Mit voller Hingebung und Aufopferung betheiligten sich die meisten französischen Juden an dem Wohle des Staates, das ihnen ein Vaterland, Freiheit und Gleichheit gegeben hatte. Sie widerlegten mit einem Schlage alle die Verläumdungen ihrer Gegner, daß sie als Juden nicht im Stande sein würden, die Bürgerpflichten zu erfüllen. Sie standen stets in erster Reihe, so oft es galt, für den Staat freiwillige Opfergaben zu bringen. Die verhältnißmäßig kleine Gemeinde von Bordeaux brachte (1792) über 100,000 Franks zusammen, wobei Einzelne, wie David Gradis und die Brüder Raba je 20,000, ein de Costa 10,000 Franks zeichneten [2]). Auch mit ihrem Blute dienten sie dem sie liebevoll umfassenden Vaterlande. Das französische Heer, das bald von Sieg zu Sieg fortschreiten und den ganzen Erdkreis in Erstaunen und Schrecken setzen sollte, zählte jüdische Krieger in seinen Reihen, die mit gleichem Muthe kämpften. Die Heimgebliebenen begleiteten die Kämpfer mit ihren heißen Wünschen und jubelten bei ihren Siegen. Ein großer Theil der Juden legte in dieser Gluthzeit, welche Mannesmuth erzeugte, in wunderbarer Schnelligkeit jenes scheue und kriechende Wesen ab, welches sie ehemals von der Gesellschaft entfernt und dem Gespötte ausgesetzt hatte. Als die freiheitsbegeisterten, französischen Legionen

[1]) Berr's Sendschreiben ist in Tama's Collection et procès verbaux du grand Sanhedrin, Einleitung T. I. abgedruckt.

[2]) Detchéverry a. a. O. p. 68, 69, 99. S. das. Tama S. 43.

die Söldnerschaaren der deutschen Truppen zu Paaren getrieben hatten, sang der hebräische Dichter aus der Mendelssohn'schen Schule, Mose Ensheim, ein feuriges Triumphlied, ähnlich dem Lied der Deborah, und es wurde in der Synagoge feierlich vorgetragen [1]). Nur an den blutigen Ausschweifungen der Revolution hatten Juden keinen Antheil [2]).

Unter der Raserei der Schreckensherrschaft, welche wie eine Geißel Gottes Schuldige und Unschuldige traf, litten auch einzelne Juden. Als die jakobinischen Revolutionskommissionen die geächteten Girondisten in Bordeaux, ihrem Muttersitze, verfolgten und dort die Guillotine errichteten (Sommer 1793), mußte Furtado, weil er ein Anhänger dieser mehr idealen als politischen Partei war, um dem Tode zu entgehen, die Flucht ergreifen. Sein Vermögen wurde selbstverständlich confiscirt. Die Schreckensmänner warfen auch ihr Auge auf reiche Juden. Charles Prixotto in Bordeaux war aus dem Stamme Levi; in Folge dessen wurde er von einigen jakobinischen Bürgern als Aristokrat vom höchsten Adel angeklagt. Schon wurde er vor die Richter geführt und sollte die Guillotine besteigen, da erinnert man die Militärcommission daran, daß der Nachkomme Levi's den größten Eifer gezeigt hatte, Nationalgüter, d. h. die eingezogenen Kirchengüter, an sich zu kaufen. Er wurde daher nur zu einer Geldstrafe von einer Million und 200000 Franks verurtheilt, mußte aber so lange im Kerker bleiben, bis diese Summe erlegt war [3]). Hätte das Revolutionstribunal unter Tallien, der in Bordeaux raste, gewußt, daß sämmtliche portugiesische Juden sich der Abstammung vom königlichen Geblüte David's rühmten, so wären sie Alle durch die Bank als Aristokraten angeklagt worden. So aber traf nur noch drei Juden in Bordeaux eine schwere Geldstrafe. Ob

[1]) Die Ueberschrift ist: למנצח שיר למשה ענסהיים ,השר ביום גברה יד יושבי ארץ מולדתנו על כל אויביו מסביב. Cantique à l'occasion de la fête civique, célébrée à Metz le 21. Oct. l'an premier de la république dans le temple des citoyens Israélites. Die erste Strophe lautet:

נפלה נפלה מלכות הרשע
חרם היא ותהי תועבה
נגדע עול נתקו מוסרות
שבתה שבתה המדהבה.

Manche Strophe hat der Dichter aus seinem ältern Gedichte o. S. 208 entlehnt.

[2]) Michael Berr, appel à la justice (s. weiter unten).

[3]) Detchéverry a. a. O. p. 101.

nicht einige hervorragende Juden in Elsaß oder Lothringen von einigen Judenfeinden, wenn auch nicht unter die Guillotine, so doch in die Kerker gebracht wurden? Hat doch ein Club von Nancy, ohne Zweifel von dem judenfeindlichen Bischof la Fare beeinflußt, einen Antrag an den Convent gestellt, die Juden sammt und sonders aus Frankreich zu vertreiben![1]. Cerf Berr in Straßburg mußte bedeutende Summen dazu verwenden, um jüdische Verdächtige, d. h. für die Guillotine Bestimmte zu befreien (o. S. 189). Die Vertrautheit der Juden mit Verfolgungen, ihre Klugheit und die Geschicklichkeit, sich gewissermaßen todt zu stellen: — „Verbirg dich einen Augenblick, bis der Sturm vorüber ist" — mag sie vor Blutgerichten geschützt haben. Sie hatten außerdem im Allgemeinen nicht den Ehrgeiz, sich vorzudrängen oder eine Rolle spielen zu wollen; sie verletzten die Machthaber des Tages nicht. So brauste der Sturm der Revolution ohne schlimme Folgen an ihnen vorüber.

Die Himmelsstürmerei, als die beiden gotteslästerlichen Deputirten Chaumette und Hebert den Convent hinrißen, die Religion der Vernunft einzusetzen (Nov. 1793 — Mai 1794), traf die Juden nicht geradezu. Die tiefe Erbitterung und der Ingrimm gegen Religion und Gottheit war lediglich gegen den Katholicismus oder das Christenthum gerichtet, dessen Diener von jeher die Menschen entwürdigt, den Despotismus unterstützt, selbst Myriaden von Opfern gebracht hatten, zur Zeit der Revolution den Bürgerkrieg anfachten und eigentlich die Schreckensherrschaft, die Septembermorde und die Guillotine als eine traurige Nothwendigkeit herbeiführen halfen, weil sie in Verbindung mit den Feudalen erbitterte Feinde der Freiheit waren. Das Dekret des Convents lautete daher lediglich: „Der katholische Kultus wird abgeschafft und durch die Verehrung der Vernunft ersetzt." Es war nicht blos eine Laune der Ultras, der Cordeliers oder Jakobiner, sondern die Eingebung des französischen Volkes, gegen die Kirche und ihre Diener zu wüthen, weil es fühlte, daß sie ihrer Natur nach freiheitsfeindlich sind. Daher wurden

[1]) Grégoire, histoire des sectes religieuses III p. 415. L'exemple de ce dernier (l'évêque la Fare) avait sans doute influé sur les opinions de cette ville (Nancy) où, en 1793, une société populaire rédigea et envoya à la convention une demande pour faire expulser de la France tous les Juifs. Vergl. Archives Israél. 1841 p. 503: Un de fils de Mr. Calmer (propriétaire de la seigneurie de Piquigny), a été guillotiné en 93.

zwanzig Tage nach dem Beschlusse des Convents im ganzen Lande mehr als 2,300 Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt. Gegen Juden und Protestanten hatte das Gesetz nichts bestimmt. Es waren wohl Gesuche an den Convent eingelaufen, daß den Juden die Beschneidung und das Tragen von Bärten verboten werden sollte, damit sie sich durch nichts von der übrigen Bevölkerung unterschieden und der Gleichheit huldigen möchten. Aber die Versammlung achtete auf diese Albernheit nicht. Nur die Behörden oder fanatisch gesinnte Clubmänner in den Provinzen dehnten die Unterdrückung der Religion auch auf die Juden aus, und zwar wie es scheint, meistens in den ehemals deutschen Landestheilen. In Nancy forderte ein Beamter im Namen des Stadtrathes die Juden dieser Gemeinde auf, sich an einem bestimmten Tage im National-Tempel einzufinden, um zugleich mit den Geistlichen der anderen Culte „ihren Aberglauben" abzuschwören und ganz besonders die silbernen oder goldenen Schmucksachen der Synagoge auszuliefern. Wüthende Männer drangen in die Synagogen ein, rissen die heiligen Schriften aus der Lade und verbrannten sie, oder suchten in den Häusern nach hebräisch geschriebenen Büchern, um sie zu zerstören. Das Beten in den Synagogen wurde in einigen Gemeinden ebenso verpönt, wie in den Kirchen. Bei dem Spionirsystem, welches die revolutionairen Clubs unterhielten, um der drohenden Gegenrevolution entgegenzuarbeiten, waren auch häusliche Zusammenkünfte zu religiösen Zwecken mit Gefahr verbunden. Als der Befehl vom Convent ausgegangen war, daß nur je der zehnte Tag des Monats als ein Ruhetag gefeiert, dagegen der Sonntag werkthätig begangen werden sollte, dehnten ihn die Maires einiger Städte (Straßburg, Troies) auch auf den Sabbat aus. Sie befahlen, daß die jüdischen Kaufleute ihre Waaren auch am Sabbat feil bieten sollten. Auf dem Lande wurden Juden gezwungen, sich an der Feldarbeit am Sabbat und an jüdischen Feiertagen zu betheiligen, man zwang sie an solchen Tagen das Getreide abzumähen und einzuführen. Den Rabbinen wurde ebenso zu Leibe gegangen, wie den Bischöfen. Der Rabbiner einer kleinen Stadt, Westhafen bei Straßburg, Isak Lenczyc, wurde wegen Ausübung rabbinischer Funktionen in den Kerker geworfen (Juni — Juli 1794), wo er dem Tode entgegensah. Der nachmalige Vorsitzende des großen französischen Synhedrin, David Sinzheim, der sich in Straßburg aufhielt, mußte von Stadt zu Stadt fliehen, um der Haft oder

dem Tode zu entgehen. In Metz wagten die Juden nicht offen ihre Osterbrode zu backen, bis eine kluge jüdische Frau den Muth hatte, dem Revolutions-Beamten zu erklären, daß diese Brode von jeher für die Juden das Sinnbild der Freiheit seien. Auch in Paris mußten jüdische Schulmeister ihre Zöglinge an dem Decadi-Tage in die zum Tempel der Vernunft umgewandelte Notre-Dame-Kirche führen [1]. Indessen ging diese Verfolgung ohne besondere Folgen rasch vorüber. Mit dem Siege der Thermidorier (9. Thermidor = 27. Juli 1794) über Robespierre hörte die Schreckensherrschaft allmälig auf. Die Bevölkerung war darauf bedacht, Milde eintreten zu lassen. Die einmal besiegelte Gleichstellung der französischen Juden blieb bei allem Wechsel der Regierung unverkümmert. Auch die neue Verfassung vom Jahre III der Republik oder die Direktorialverfassung (Herbst 1795) erkannte die Bekenner des Judenthums ohne weiteres als gleichberechtigt an und verwischte noch dazu die letzte Spur von Ungleichheit, indem die katholische Kirche ebenso wenig wie die Synagoge vom Staat anerkannt wurde. Das Gesetz sprach den weisen Grundsatz aus: Niemand könne gezwungen werden, zu den Kosten eines andern Kultus beizutragen, die Republik besolde keinen. Nur für die jüdische Gemeinde von Metz blieben noch einige Nachwehen des Mittelalters zurück.

Mit den siegreichen französischen Truppen der Republik machte die Befreiung der Juden, des gedrücktesten Stammes in der alten Welt, die Runde. Zunächst faßte sie in Holland Wurzel, welches in eine batavische Republik verwandelt worden war (Anfangs 1795). Hier hatten sich bereits vorher einige rührige Juden Asser (Mose und Carolus), de Lemon und Bromet dem Club Felix liberate angeschlossen, der die Devise der französischen Republik zu der seinigen gemacht hatte: Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft. Dieser Staatsgrundsatz wurde im Allgemeinen von den versammelten Generalstaaten (4. März 1795) anerkannt. Obwohl die 50,000 zählenden Juden Hollands, der neunundreißigste Theil der Gesammtbevölkerung, geschieden in eine portugiesische und deutsche Gemeinde, dieses Land als ihr Paradies zu betrachten berechtigt waren, so waren sie doch bis dahin gegen die Bekenner des Christenthums in vielen

[1] Siehe Note 3.

Punkten zurückgesetzt. Zunächst waren sie nur als Körperschaften geduldet, gewissermaßen als kleine Gemeinwesen in den Großen. Daß sie von allen Aemtern ausgeschlossen waren, drückte sie nicht; sie hatten bis dahin kein Verlangen darnach getragen, dieses Rechtes theilhaftig zu werden. Aber sie waren auch von manchen zünftigen Gewerken ausgeschlossen, und das war ihnen nicht gleichgültig. Sie mußten zum herrschenden Kultus und zu den Schulen beitragen, ohne einen Genuß davon zu haben. Endlich fehlte es auch nicht an kränkenden Zurücksetzungen. In Amsterdam z. B. bei der Anmeldung neuer Ehepaare mußten die Juden stets warten, bis die der Christlichen erledigt waren und außerdem noch doppelte Gebühren zahlen. Daher war das Verlangen nach voller Gleichstellung dringlich, noch mehr von den deutschen als den portugiesischen Juden empfunden, weil diese meistens von den Patricieren als reiche Hidalgos mit Auszeichnung, jene hingegen mit Verachtung wie verlumpte Polaken behandelt wurden. Im ersten Rausche wurden manche Beschwerden der holländischen oder batavischen Juden ohne weiteres abgestellt, und einige Stimmen wurden zu Gunsten ihrer vollen Einbürgerung laut. Aber im Verlauf regten auch hier, wie in Frankreich, judenfeindliche Schriften die öffentliche Meinung gegen sie auf, von denen die van Swieden's ganz besonders einen starken Eindruck machte: „Rath an die Repräsentanten des Volkes.“ Sie behauptete, daß die Juden vermöge ihrer Abstammung, ihres Charakters, ihrer Geschichte und ihres Messiasglaubens stets nur Fremde bleiben und vom Staat nicht aufgesogen werden können. Diese Behauptung wurde gewissermaßen von den officiellen Vertretern der Judenheit als richtig anerkannt. Denn auffallenderweise waren die Rabbinen und Vorsteher, besonders die hochmächtigen Parnassim in Amsterdam, sowohl die portugiesischen wie die deuschen, der Gleichstellung abgeneigt. Die Rabbinen, bei den Portugiesen Daniel Kohn de Azvedo (1792 — 95) und bei den Deutschen Jakob Mose (1793 — 1815) (Neffe des Rabbiners Hirschel von Berlin [1]) und andere Fromme fürchteten von der großen Freiheit der Juden und den neuen Pflichten, als Soldaten zu dienen, eine Schädigung des Judenthums. Die Vorsteher, welchen eine große Macht über die Gemeindemitglieder

[1]) S. Koenen, Geschiedenes de Joden, Beilage über die portugiesischen Rabbiner Amsterdams, und Carmoly, Biographien der Rapaport und Jungtauben p. 38.

eingeräumt war, mochten sie nicht verlieren. Sie hatten ein verbrieftes Privilegium, daß kein Mitglied, bei der hohen Strafe von 1000 fl., sich gegen den Beschluß des Vorstandes auflehnen, dagegen Beschwerde führen und noch weniger aus der Gemeinschaft ausscheiden durfte[1]. Diese Geldstrafe wurde in der Regel von den holländischen Behörden eingezogen: demgemäß hatten die Vorstände das Recht eine Art Inquisition gegen das religiöse oder moralische Verhalten der Gemeindeglieder anzustellen und sie selbst für geringfügige Uebertretungen in Strafe zu nehmen. Der portugiesische Maamad (Vorstand) übte seine Machtbefugniß über den Einzelnen mit fast despotischer Gewalt aus.

Die rabbinischen und gemeindlichen Vertreter erklärten daher laut: die Juden wünschten in ihren alten Verhältnissen zum Staate zu bleiben und wollten von der Gleichheit keinen Gebrauch machen. In einem Rundschreiben erklärten sie: daß die Juden auch auf das Bürgerrecht verzichteten, weil es mit den Vorschriften der heiligen Schriften in Widerspruch stünde. Binnen kurzer Zeit war diese Erklärung mit mehr denn tausend Unterschriften bedeckt. Bei den Wahlen zur ersten batavischen Nationalversammlung (Nationale vergadering) betheiligten sich nur wenige Juden, obwohl sie dazu eingeladen worden waren. So kam es, daß Amsterdam, daß über 20,000 Juden zählte, nicht einen einzigen jüdischen Deputirten durchbrachte. Die jüdischen Freiheitsfreunde hatten daher in Holland einen schweren Stand: sie mußten zugleich gegen äußere und innere Gegner kämpfen. Sie mußten daher um so rühriger sein, um die doppelte Schwierigkeit zu überwinden. David Friedrichsfeld, Mitglied der Meassfimschule (o. S. 134), nach Amsterdam ausgewandert, arbeitete eine gediegene Schrift (um 1795) gegen die Ankläger der Juden aus: „Beleuchtung von van Swieden's Schrift in Betreff des Bürgerrechtes der Juden." Den Punkt der Messiashoffnung beleuchtete er besonders, daß diese die Juden nicht hinderte, sich eng und herzlich an den Staat anzuschließen. Nächst Friedrichsfeld entwickelten sechs angesehene und einsichtsvolle Juden — die meisten deutscher Abkunft — den größten Eifer, um das Vollbürgerrecht für die holländischen Juden zu erwirken: Herz Bromet, welcher

[1] Privilegien für die Portugiesen von 1677, für die Deutschen vom 12. April 1737.

lange in Surinam gewesen war, dort als freier Bürger gelebt und politische Erfahrung und Vermögen mitgebracht hatte; Mose Asser, der zum Ritter des belgischen Löwen-Ordens ernannt worden war; obwohl er keine regelmäßigen Studien gemacht hatte, besaß er doch so bedeutende Rechtskenntnisse, daß er später zum Mitglied der Justizverwaltung ernannt wurde. Auch ein anderer Asser, Carolus, nebst Isaak de Jonghe, angesehene Männer der deutschen Gemeinde, waren für die Emancipation rührig. Von den Portugiesen betheiligten sich indessen nur zwei an der Erwerbung der Gleichstellung: der geachtete Arzt Herz de Lemon und Jakob Sasportas (wahrscheinlich ein Abkömmling der berühmten, nach Amsterdam eingewanderten Familie Sasportas). Diese Männer reichten zunächst ein Bittgesuch an die zusammengetretene batavische Nationalversammlung ein (29. März 1796), welche in Haag ihre Sitzungen hielt, worin sie die Gleichstellung der batavischen Juden als ein Recht beanspruchten: „Da sie stimmberechtigte Bürger der batavischen Republik seien und das Bürgerrecht bereits ausgeübt hatten, so verlangten sie, daß die Versammlung erklären möge, daß sie dieses Recht im ganzen Umfange genießen sollten.“ Die Nationalversammlung nahm dieses Gesuch in Berücksichtigung und ernannte eine Comission zur Berathung und Begutachtung dafür, zu welcher ein Deputirter, Hahn, zugezogen wurde, der mit vieler Wärme und ganzem Ernste für die Juden eintrat. Als die Judenfrage zur Verhandlung kam (August 1796), war die Spannung sehr groß.

Obwohl die Gleichstellung der Juden in der batavischen Republik bereits im Prinzip und auch praktisch durch die Zulassung derselben zur Wahl anerkannt war, so hatte sie doch noch immer viele Gegner, fast mehr noch als in Frankreich zu bekämpfen. Die conservativen holländischen Deputirten waren in ihrem Herzen recht fest bibelgläubig, und für sie waren noch die neutestamentlichen Schriften Gottes Wort: daß die Juden verworfen seien und verworfen bleiben sollten. Die verhältnißmäßig große Zahl der Juden, ihr Reichthum, ihr Ansehen und ihre Geschicklichkeit ließen ferner befürchten, daß sie sich in die hohen und höchsten Staatsämter einnisten und die Christen verdrängen würden. Sechszigtausend oder Hunderttausend Juden verschwanden in dem großen Frankreich wie ein Sandkorn in einem Dünenmeer; aber 50,000 unter 2 Millionen und noch dazu in Amsterdam mehr als 20,000 Juden unter 200,000

Christen könnten eher etwas durchsetzen. Einer der Deputirten, Lublink de Jonghe, betonte diesen Umstand mit vielem Nachdruck. Wenn die Judenfreunde auf Amerika hinwiesen, wo die Juden, wie in Frankreich, ebenfalls gleichgestellt waren, so hob er das ungleiche Zahlenverhältniß hervor. In New-York wohnten damals nur etwa 250 Juden und in ganz Nordamerika etwa 800, die daher keinen Einfluß auf den Staat ausüben konnten. In Holland dagegen würde die große Zahl den Staat bald „verjüden"; das war seine Auseinandersetzung. Die edelmännischen Portugiesen könnte man allenfalls anerkennen; aber die deutschen Juden, die größentheils verwahrlost waren? Lublink de Jonghe erinnerte an Pinto's Schrift gegen Voltaire, worin jener, selbst ein Jude, die tiefe Kluft zwischen den portugiesischen und deutschen Juden hervorgehoben hat (o. S. 59). So rächte sich die künstlich gemachte Kastenunterscheidung innerhalb der Judenheit. Noch größer war die Befürchtung, daß sich die Zahl der Juden in Holland durch Einwanderer aus Deutschland und Polen sehr vermehren könnte, deren Zug seit langer Zeit Amsterdam war. Selbst die Treue der holländischen Juden gegen das damals verbannte Oranische Herrscherhaus wurde ihnen entgegengehalten und als Hinderniß zur Gleichstellung aufgestellt. Sie trugen allerdings die Fürsten, welche so lange ihre Wohlthäter gewesen waren, im Herzen. Ein sehr angesehener jüdischer Arzt Immanuel Capadosa begleitete den letzten erwählten Erbstatthalter auf seiner Flucht vor den einziehenden Franzosen und dem Sieg der Republikaner und theilte mit ihm die Verbannung [1]). Die Republikaner fürchteten daher, die Juden würden aus Dankbarkeit sich den Orangisten anschließen. Das waren die offenen oder verschwiegenen Beweggründe der Gegner der Gleichstellung. Sie konnten sich auch darauf berufen, daß die Mehrheit der Juden das Vollbürgerecht gar nicht wünschten, und daß die sechs Petitionäre ohne Vollmacht gehandelt hatten. Indeß gab der französische Gesandte Noel den Ausschlag zu Gunsten der Gleichstellung der Juden, der sie gewissermaßen herrisch durchsetzte Eine Schrift von van Blomendal (Sommer 1796) hatte die schwankenden Deputirten den Juden geneigt gemacht. Nach langer Verhandlung wurde endlich (2. Sept. 1796) die vollständige Gleichheit der batavischen Juden dekretirt, mit dem Zusatze: für diejenigen,

[1]) Koenen, Geschiedenis p. 380, 387.

welche davon Gebrauch machen wollten. Damit wurden alle früheren provinziellen und städtischen Bestimmungen in Betreff derselben aufgehoben [1]).

Die holländischen Juden empfanden bei Verkündigung dieses Beschlusses nicht die Freude, wie die französischen bei erlangter Gleichberechtigung. Sie hatten sich nicht so sehr unfrei gefühlt, um der neuen Freiheit entgegenzujauchzen. Sie hatten keinen Ehrgeiz nach einer Stellung im Staate und sahen im Vollbürgerrecht nur Lasten und Gefährdung der Religion. Sie waren daher über diejenigen erbittert, welche die Gleichstellung und damit die Lösung des Korporationsverbandes der beiden Gemeinden betrieben hatten. Es entstanden dadurch in Amsterdam Reibungen und Spaltung.

Die freisinnigen Männer, meistens aus der deutschen Gemeinde, verlangten nämlich, daß jene Maßregeln, welche den Rabbinen und noch mehr den Parnassim eine solche Machtbefugniß einräumten, ein eisernes Scepter gegen die Mitglieder zu führen, zeitgemäß abgeändert würden. Die Gemeindeführer verweigerten nicht blos dieses Verlangen, sondern bedrohten die Bittsteller noch dazu mit Geldstrafe. Darauf verließen die Freisinnigen die bestehende Synagoge, versammelten sich in einer eigenen, bildeten eine eigene Gemeinde und erklärten noch dazu, daß sie die echte Gemeinde wären (Adat Jeschurun, gebildet Ende 1796). Die Altgesinnten belegten dafür die Ausgeschiedenen mit einer Art Bann, verboten den Mitgliedern ihrer Gemeinde, mit ihnen zu verkehren, erklärten sie als vom Judenthum abgefallen und untersagten, sich mit ihnen zu verschwägern. Die politische Parteiung wurde zugleich eine religiöse. Denn die Anhänger der neuen Gemeinde Adat Jeschurun begannen eine Art Reform einzuführen. Sie merzten die Verwünschungsformel (w'la-Malschinim), ursprünglich gegen die abgefallenen Juden-Christen eingeführt, aber von dem Mißverstand auf alle Christen angewendet, aus dem Gebete aus. Sie beseitigten die rasche Beerdigung der Verstorbenen und errichteten ein neues, reinliches Gemeindebadehaus ein, allerdings lauter unschuldige Reformen, die aber in den Augen

[1]) Ueber diese Verhandlung s. Aktenstücke zur Geschichte bei Erhebung der Juden zu Bürgern in der Republik Batavien, deutsch übersetzt, auch hebräisch mit einer Einleitung von Hirsch Ilfeld דברי נגידים; Measset Anfang zum 7. Bande p. 392 und den Beschluß in deutscher Sprache zum Schluß. Grégoire, histoire des sectes III. p. 391 fg. Koenen, Geschiedenis p. 259 fg.

der Stockfrommen als schwere Vergehungen gegen das Judenthum galten. Die Erbitterung derselben gegen die neueren war so groß, daß die unwissende Menge der deutschen Gemeinde sie mit dem Tode bedrohte und die Drohung auch ausgeführt hätte, wenn die bewaffnete Macht nicht gegen sie eingeschritten wäre. Eigen ist es, daß die Magistratbehörde die alte Gemeinde unterstützte und gegen die neuere Partei nahm. Verlangte ein Solcher einen Reiseschein, so wies sie ihn zunächst an die Parnassim, sich von ihnen ein Zeugniß der Unbescholtenheit ausstellen zu lassen. Die Ausschließung der Freisinnigen aus der Gemeinschaft hatte indeß keinen Eindruck auf dieselben gemacht; daher strengten die Vorsteher Prozesse gegen sie an. Sie verklagten nämlich dreiundzwanzig Mitglieder der neuen Gemeinde zur Zahlung von je 1000 Gulden, kraft des alten Privilegiums, weil sie sich von der Gemeinde getrennt und ihr Unbilde zugefügt hätten. Diese Klage wurde von den Richtern angenommen, obwohl die alten Bestimmungen durch die neue Constitution aufgehoben waren. Wenn die Verklagten auch nicht zur Geldstrafe verurtheilt wurden, so mußten sie doch, nach dem parteiischen Ausspruche der Richter, die schweren Prozeßkosten tragen. Indessen gelang es der neuen Gemeinde doch, die fanatischen Vorsteher der deutschen Gemeinde, welche noch rücksichtsloser als die portugiesische gegen die ausgetretenen Mitglieder verfuhr, ihrer Aemter zu entsetzen, wahrscheinlich auf Betrieb des französischen Gesandten Noel. In den neuen Vorstand wurden Mitglieder der neuen Gemeinde gewählt[1]. Nach und nach versöhnten sich doch Mehrere der alten Partei mit der neuen Ordnung der Dinge und mit den Bestrebungen der Freisinnigen. Es schmeichelte auch den Frommen, als zwei Juden aus Amsterdam zu Deputirten gewählt worden waren, Bromet und de Lemon. Mehrere derselben begaben sich nach Haag zur Eröffnung der zweiten Nationalversammlung (1. Sept. 1797), um die Ehre, welche den jüdischen Deputirten widerfuhr, zu genießen. Noch mehr wurden sie für die Gleichheit eingenommen, als später der jüdische Deputirte, Isaak da Costa Atias, in das Rathskollegium der Stadt, in die Nationalversammlung und zuletzt gar zum Präsidenten derselben erwählt worden war (1798). Die Spitze der batavischen Republik, der Großpensionär Schimmelpenik, machte nämlich vollen Ernst mit

[1]) Grégoire a. a. O. p. 394 fg., Koenen p. 371 fg.

der Gleichstellung[1]) der Juden und ernannte ohne Bedenken befähigte jüdische Männer zu Aemtern. Moresco wurde bei der städtischen Regierung zu Amsterdam und Mose Asser bei der Justizbehörde angestellt. Die ersten jüdischen Beamten in Europa kamen in Holland vor.

Es war natürlich, daß in der Brust der freisinniger Mitglieder der neuen Gemeinde, aus deren Mitte Beamte ernannt worden waren, das Selbstbewußtsein und eine Art edler Stolz erwachte, Es empörte sie tief, daß Juden von Seiten der deutschen Fürsten noch immer als Auswürflinge oder Thiere behandelt wurden. Sie stellten daher den Antrag an die Nationalversammlung, dem batavischen Gesandten bei der französischen Republik die Weisung zugehen zu lassen, bei dem Friedenskongresse zu Rastatt zu beantragen, daß die holländischen Juden in Deutschland nicht mehr dem Leibzoll unterworfen werden sollten, widrigenfalls würden alle durch Holland reisenden Deutschen derselben entehrenden Behandlung unterworfen werden. Die Nationalversammlung ging auf dieses Gesuch ein[2]).

Die gerechte Vergeltung verfuhr aber bald noch viel herber mit den deutschen Fürsten und Völkern, welche hartnäckig wie Pharao und die Egypter die Juden von der Kette der Knechtschaft nicht lösen mochten. Sie wurden bald selbst zu Kammerknechten der französischen Republik und mußten sämmtlich Leibzoll zahlen. Helden in erstaunlicher Zahl und Größe gingen aus dem dunklen Schooß des französischen Volksthums hervor, welche Gottes Strafgerechtigkeit an den erbärmlichen, europäischen Machthabern ausüben sollten. Ueberall in Deutschland und Italien, wo die heldenmüthigen Franzosen festen Fuß faßten, wurden auch die Juden frei. Die Ghettomauern wurden gesprengt, die gekrümmten Gestalten richten sich auf. In Venedig, wo das Ghetto seinen Ursprung hatte, öffnete es sich beim Einzug der Franzosen. In Piemont begrüßte ein

[1]) Ilfeld a. a. O. p. 13 fg. und Koenen das.

[2]) Ilfeld das.; C. Grund, „Ist eine Verbesserung der Juden in Deutschland dem Recht und der Klugheit gemäß". Anfang: „Es ist bekannt, daß die Juden von Holland glücklich in der bessern Existenz und durch das noch traurige Loos ihrer deutschen Brüder zur mitleidigen Theilnahme gestimmt, in einem besondern Schreiben bei der französischen Gesandschaft zu Rastatt einkamen, wegen der lästigen Distinktionen dieser in Deutschland und wegen mehrerer denselben zu ertheilender Rechte mit dem deutschen Gesandten zu unterhandeln."

Geistlicher die Befreiung der Juden in der Synagoge mit einem Gebete und einer feurigen Rede [1]). Köln z. B. wo seit dem fünfzehnten Jahrhundert kein Jude über Nacht bleiben durfte, mußte, als es französisch geworden war, einem Juden Joseph Isaak die Aufnahme gestatten (1798). Freilich lebte er und die Seinigen in der ersten Zeit mit Zittern. Als einst des Nachts ein Sturmläuten gehört wurde, und die Leute in plattdeutscher Sprache einander zuriefen: „Büdden (Wasserkufe) heraus, Büdden heraus!" schickten er und die Seinigen sich zur eiligen Flucht an. Sie hatten nämlich verstanden: „Juden heraus [2])." Es war eine Vorahnung des Hep-Hep-Sturmes.

Schon war der Name der unbezwinglichen Franzosen, welche Wunder von Siegen in Italien geoffenbart hatten, über Europa hinaus erklungen und hatte bis in die entferntesten Gegenden Schrecken und Bewunderung erregt. Ein neuer Alexander, zog der Corse Bonaparte, ein kaum dreißigjähriger Kriegsgott, mit einem verhältnißmäßig kleinem Heere aus, um Egypten zu unterwerfen und wo möglich bis nach Indien vorzudringen. In kaum einem halben Jahre (Juli — November 1798) lag Egypten gebrochen zu seinen Füßen. Aber ein türkisches Heer war im Anzuge gegen ihn. Bonaparte rückte ihm in Palästina entgegen. So wurde in wunderbarer Verkettung weltgeschichtlicher Ereignisse das heilige Land der Schauplatz blutiger Kriege zwischen den Trägern des neuen und alten Geistes in Europa.

El Arisch und Gaza an der Südwestseite Palästina's kamen in die Hände der französischen Schaar, die kaum 12,000 Mann zählte (17. u. 25. Februar 1799). Die jüdische Gemeinde von Gaza war geflüchtet [3]). Kurz darauf fiel die Festung Jaffa (6. März); die ganze türkische Besetzung ergab sich auf Gnade und Ungnade und wurde unmenschlich niedergeschossen, weil Bonaparte nicht wußte, wohin er die besiegten Truppen unterbringen sollte. In Jerusalem verbreitete sich bei der Nachricht von den Siegen und der Grausamkeit der Franzosen ein betäubender Schrecken. Es hieß, Napoleon gedenke auch nach der heiligen Stadt zu kommen. Auf Befehl des Unterpascha oder Motusallim begannen die Einwohner Erdwälle

[1]) Grégoire, novvelles observation sur les Juifs (1806).

[2]) Wenden, Geschichte der Juden von Köln S. 275.

[3]) Schwarz, Palästina. תבואת הארץ I. p. 65b. II. p. 38b.

aufzuwerfen. Auch die Juden betheiligten sich dabei. Einer der dortigen Rabbiner, Mardochai Joseph Mejuchas, ermuthigte sie zur Arbeit und legte selbst Hand an. Die Türken hatten nämlich das Gerücht ausgesprengt, daß die Franzosen ganz besonders die Juden mißhandelten [1]). Bonaparte hatte zwar einen Aufruf an die asiatischen und afrikanischen Juden ergehen lassen, sich unter seinen Fahnen zu schaaren, und versprochen, ihnen das heilige Land zu geben und das alte Jerusalem in seinem Glanze wiederherzustellen. Es sollen sich auch in Folge dessen eine große Zahl in Syrien versammelt und Aleppo bedroht haben [2]). Aber die Jerusalemer scheinen diesen schmeichelnden Worten nicht getraut oder von dem Aufruf keine Kunde erhalten zu haben. Es war wahrscheinlich auch nur eine Verführungskunst Bonaparte's, berechnet, den jüdischen Minister des Pascha von Akko, Namens Chajim Maalem Farchi (ermordet 1820), die Seele der Vertheidigung der wichtigen Meeresfestung Akko, für sich zu gewinnen. Dieser jüdische Staatsmann, dessen Vater Saul Farchi Finanzminister des Pascha von Damaskus gewesen war, hielt nämlich treu zu seinem Herrn G'ezar, obwohl dieser ihm in seiner grausamen Art ein Auge verstümmelt hatte. Unter den Titeln Kasnadar, Sarraf, Kiaya leitete Farchi den Krieg gegen die Franzosen und unterstützte den Kampf der Engländer gegen sie. Beliebt bei der mohammedanischen Bevölkerung wie bei der jüdischen, hätte er durch Anschluß an Bonaparte dem syrisch-egyptischen Feldzuge eine andere Wendung geben können. Wäre Bonaparte der Plan gelungen, Syrien dauernd zu erobern und den

[1]) Schwarz, das. p. 38 b.

[2]) Moniteur des Jahres VII. = 1799 No. 243 p. 187. Constantinople, le 28 Germinal: Bonaparte a fait publier une proclamation dans laquelle il invite tous les Juifs de l'Asie et de l'Afrique à venir se ranger sous ses drapeaux, pour retablir l'ancienne Jerusalem. Il en a déjà armé un grand nombre, et leurs bataillons menacent Alep. — Man hat in Folge dessen in Frankreich ernstlich an diese Chance gedacht. Der Moniteur brachte am 9. Messidor einen berichtigenden Artikel über Bonaparte's Pläne im Orient und bemerkte dabei (p. 1137): Ce n'est pas seulement pour rendre aux Juifs leur Jerusalem que Bonaparte a conquis la Syrie, il avait des plus vastes desseins ... de marcher sur Constantinople, pour jeter de là l'épouvante dans Vienne et Petersbourg. Ueber Chajim Farchi s. Carmoly, Revue orient. Jahrg. 1841 Anf.; Lebrecht im Magazin für die Lit. des Auslandes Jahrg. 1850 No. 116, 123; Orient. das. Jahrg. Litbl. col. 728 Forts.

Krieg in das Herz der Türkei zu werfen, so hätte er vielleicht der jüdischen Nation, auf die sich die Franzosen hätten verlassen können, eine Rolle zugetheilt.

Die Belagerung von Akko führte eine andere Entscheidung herbei. Sie begann mit Mißerfolg und hätte für die Franzosen und Bonaparte's Ruhm gefährlich werden können, wenn die türkische Armee, die von Galiläa hernieder gestiegen war, sich hätte Akko auf der Landseite nähern können. Aber Bonaparte's Feldherrnblick und der todesverachtende Muth der französischen Soldaten beseitigte die Gefahr (16. April). In der Ebne Esdrelon an dem Berg Thabor, wo von den ältesten Zeiten an viele Schlachten geliefert worden waren, siegten 4000 Franzosen über ein sechsmal stärkeres türkisches Heer und bereiteten ihm eine vollständige Niederlage. Aber Akko konnte Bonaparte doch nicht einnehmen; er mußte die Belagerung aufheben und sich nach Egypten zurückziehen. Bonaparte's Erscheinen in Palästina glich einem schrecklichen Meteor, das nach angerichteten Verwüstungen wieder verschwindet. Sein Traum, Kaiser des Morgenlandes zu werden und den Juden Jerusalem wiederzugeben, verflog rasch. Bald wetzte er die erlittene Scharte aus. In der Schlacht bei Abukir (Juli), einer seiner glänzendsten Waffenthaten, rieb er ein zahlreiches türkisches Heer wie eine Heerde Lämmer auf. Während alle Welt ihn mit Eroberungsplänen im Orient beschäftigt glaubte, landete er in Frankreich, und ehe das Jahrhundert abgelaufen war, wurde er Diktator von dem durch Parteiungen zerfleischten Frankreich und machte der Anarchie ein Ende (18. — 20. Brumaire, 9. — 11. Nov. 1799).

Bonaparte tödete die Freiheit, seine Mutter, oder vielmehr er blies ihr den letzten Athemzug aus; er knebelte die Gerechtigkeit, drückte die Menschenwürde, die sich durch den Sturz des hochmüthigen alten Adels gehoben hatte, in den Staub, setzte wieder Gewalt und Ruhmeslust an die Stelle der Bürgertugenden. Kurz, er schlug der Menschheit tausend Wunden. Allein kein Denkender verkennt jetzt, daß Bonaparte, so wie er war, mit seiner Selbstsucht und Brutalität, eine geschichtliche Nothwendigkeit war. Eine Errungenschaft der Revolution hatte er bestehen lassen und sie befestigt: die Gleichheit. Sie kam besonders den Juden zu Gute. Sie hing nicht mehr von dem Belieben eines Herrschers ab, sondern war durch die zehnjährigen revolutionären Zuckungen tief in die Gemüther der Franzosen eingedrungen.

Doch fehlte den französischen Juden auch etwas zur völligen Gleichheit. Als Bürger wurden die Söhne Juda's allerdings auch in der neuen consularischen Verfassung, wie später unter dem Kaiserreiche ohne weiteres den Franzosen gleichgestellt. Ein Anderes war es aber, als sie in ihrer Gesammtheit, als Religionsgenossenschaft, neben Katholiken und Protestanten anerkannt werden sollten. Bei der Wiedereinführung des alten Cultus und dem Abschluß des Concordats mit dem Papstthume — wobei er, der Kluge, von den noch klügeren Klerikalen so überlistet wurde, daß der verfolgungssüchtige Katholicismus den während der Revolution verlornen Boden allmälig zurückerobern konnte, — wurde der öffentliche Cultus des Judenthums nicht gesetzlich festgestellt. Bonaparte's Ansicht war über den Werth des Judenthums getheilt. Er hegte gegen dasselbe zugleich höchste Verehrung und geringschätzige Verachtung. Ihm, der die Bedeutung geschichtlicher Thatsachen, welche der Veränderlichkeit der Zeit trotzen, zu würdigen verstand, imponirte das Judenthum, das so vielen Stürmen und Verfolgungen zäh widerstanden hatte. Aber er konnte dessen Größe in der äußerlichen Verkümmerung, in der Knechtsgestalt nicht wiedererkennen, und theilte vollständig die Vorurtheile der großen Menge gegen das bestehende Judenthum, das doch selbst von den Juden verkannt wurde. Diese zwiespältige Ansicht drückte sein Organ, Portalis, aus, als dieser vor der gesetzgebenden Versammlung den Bericht über die Wiederherstellung der Culte las (15. Germinal Jahr X). „Indem sich die Regierung mit der Organisation der verschiedenen Culte beschäftigt, hat sie die jüdische Religion nicht aus dem Gesichte verloren. Sie soll wie alle übrigen an der von unseren Gesetzen beschlossenen Freiheit theilnehmen. Aber die Juden bilden weniger eine Religion als ein Volk. Sie bestehen unter allen Nationen, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Die Regierung hat daher geglaubt, die Einigkeit dieses Volkes achten zu müssen, welches durch die Umwälzungen und Trümmer der Jahrhunderte bis zu uns gelangt ist, und welches als eins seiner größten Privilegien betrachtet, nur Gott als seinen Gesetzgeber zu haben" [1]. Bonaparte war daher über das zu erlassende Gesetz in Betreff der Stellung des Judenthums schwankend. Die unantastbare Gewissensfreiheit und die Bewunderung für das hohe Alter des Judenthums

[1]) Moniteur, bei Halphen a. a. O. p. 240.

geboten, keinerlei Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Juden zu machen; aber der nationale Charakter desselben und die unverkennbaren Auswüchse, die ihm anhafteten, flößten ihm und seinen Räthen Bedenken ein, es in seiner ausgeprägten Gestalt unbedingt anzuerkennen. Die Eigenart des Judenthums und des jüdischen Volkes blendeten auch seinen durchdringenden Scharfblick. Er schob daher das Gesetz über die Gestaltung des jüdischen Cultus immer wieder auf. Er wollte sich erst selbst Klarheit darüber verschaffen, oder vielmehr über die Kluft hinwegkommen. Unter der Last der Staatsgeschäfte, die er, ein Atlas, allein trug, blieb ihm keine Zeit für die Organisation des französisch-jüdischen Cultus. Die Juden fühlten sich nicht unbehaglich dabei. Hatten sie doch fast zwei Jahrtausende ihre Angelegenheit ohne staatliche Einmischung geordnet. Sie waren daher mit der Veränderung, welche der 18. Brumaire in Frankreich hervorgebracht hatte, äußerst zufrieden. Die Ruhe und Sicherheit, die sie dadurch neben der Gleichheit erlangt hatten, während sie unter dem Uebermaß des Freiheitsdranges und dem Schreckenssystem gelitten hatten, thaten ihnen, den Feinden des Excentrischen, sehr wohl. Auch sie theilten die Bewunderung für den aus der Dunkelheit herausgetretenen Sohn des Volkes, der die Feinde Frankreichs niedergeworfen, seine Macht so sehr erweitert und nun auch im Innern das Ungethüm der Anarchie gebändigt hatte.

Seine überwältigenden Heldenthaten weckten die hebräische Muse zu begeisterten Lobgesängen.

Elia Halevi (Halfon), den die Zeitwellen von Fürth nach Paris gespült hatten (geb. um 1760 st. 1826[1]), einer der zwei

[1] Das unvergleichliche Gedicht Halevi's lautet in der Ueberschrift: השלום. השירה הזאת שרו היהודים בבית תפלתם פה פאריס ביום הושב החרב לנדן יום א׳ ג׳ כסלו ה׳ אלף תקס״ב מפני אליה חלפן הלוי מפיורדא. Es ist französisch übersetzt worden: Hymne à l'occasion de la paix par le citoyen Elie Ha-Levi, chantée en Hebreux et lue en français dans la grande Synagogue, à Paris, le 17 Brumaire, an X. Sylvestre de Sacy war von dieser hebräischen Hymne entzückt. Ein protestantischer Pastor Marron pries sie in lat. Versen, (Univers. Israél. XVIII. p. 274): Eliae Halevy Hebraico carmine pacis reditum egregie celebrante. Die letzten 4 Verse seien hier wiedergegeben:

Davide ab extincto saecla effluxere triginta,
Dum tacuit nulli percutienda chelys.
Jam cessat viduata suo lugere poeta,
Et mihi Jessaeum, tu, bone, reddis, ait.

glänzendsten neuhebräischen Dichter der Neuzeit, dichtete bei der Nachricht von Friedensunterhandlungen zu Amiens ein schwungvolles Meisterlied auf den Frieden und auf Bonaparte, das in der Synagoge von Paris (Sonntag 11. Nov. Jahr X = 1801) gesungen wurde. Es ist echte, goldene Poesie. Man weiß nicht, was zumeist an diesem Gedichte Elia Halevi's zu bewundern ist, die Bilderpracht, die lebhafte, hinreißende und zugleich wahre Schilderung der wunderbaren Thaten der französischen Revolution und Bonaparte's, die klangvollen Verse oder die glanzvolle urhebräische Sprache, die Jesaias und die Korachiden nicht verleugnet haben würden. In dieser Vollendung hat Elia Halevi keinen Ebenbürtigen in der langen Bilderreihe neuhebräischer Dichter; er übertraf bei weitem die spanischen Sänger G'birol, Jehuda Halevi und den italienischen Dichter Luzzato. Sein Hymnus auf den Frieden läßt bedauern, daß die neuhebräische Poesie nicht mehr solcher Gesänge von ihm besitzt. Für Kunstverständige, welche zugleich an den Feinheiten der hebräischen Poesie Geschmack finden, begründet jedoch dieses Gedicht allein den Ruhm des in Dürftigkeit lebenden Dichters, auch wenn seine beiden begabten Söhne, der Tonkünstler Fromental Elie Halevy und der französische Dichter Leon Halevy den Namen nicht unsterblich gemacht hätten. Das Wunderbare an dieser Friedenshymne ist, daß nur die Sprache, allenfalls die Farbengluth und der Bilderreichthum darin hebräisch sind; alles Uebrige aber, Inhalt und Gedankengang sind durchaus neu, eigenartig, selbständig, keinem Muster nachgebildet. Es glüht darin ein schwärmerischer französischer Patriotismus, dem sich Halevi so ganz hingab, daß er für seine Stammgenossen, ihre Befreiung und Erhebung auch nicht einen Zug angebracht hat. Nur im Eingange fleht er den lieblichen Sänger David an, ihm die Harfe zu leihen oder seine Harfe mit dessen klingenden Saiten zu spannen, um den Riesenkampf zu besingen, den Frankreich gegen eine Welt von Feinden führte, „und den man für eine griechische Fabel aus der Zeit des Krieges der Titanen mit den

Das. ist auch eine Biographie von seinem Sohne Leon Halevy, auch in dessen Resumé de l'histoire des Juifs modernes 1825 p. 199. Er war Mitarbeiter der Wochenschrift l'Israélite français, ouvrage morale et littéraire (1817 — 1818) und seine Artikel sind durch E. H. chiffrirt. Beachtenswerth ist sein Dialog Socrate et Spinosa (das. II. p. 73). Auch ein Religionsbuch ist von ihm vorhanden, im Sinne Mendelssohn's und der Measfim, gedruckt 1824.

Göttern halten" möchte. Elia Halevi's prächtige Verse malen förmlich die Zuckungen der Revolutionszeit, die Anarchie, die Feindseligkeit von allen Seiten, die Ermannung, und endlich wie der corsische Held aus den verachteten französischen Schaaren ein Heldenvolk gemacht hat. In dem Jahre, in dem er diesen Lobpsalm sang, verdiente Bonaparte noch feurige Huldigungen. Später, als er sich erniedrigt hatte, sich die Kaiserkrone aufzusetzen, schwieg Halevi's Muse, während mittelmäßige jüdische Dichter in allen Tonarten in französischer, italienischer, deutscher und hebräischer Sprache ihn priesen [1]).

In den Stürmen, welche die Abendröthe des achtzehnten und die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts begleiteten, in den Wandlungen, durch welche die Juden bei dem Uebergang aus ihrem patriarchalischen, idyllischen Stillleben in das bewegte Weltgetriebe hineingerissen wurden, hat die neuhebräische Poesie auch noch einige Blüthen hervorgebracht. Aus dem Nachwuchs der Measfim-Schule verdienen wenigstens genannt zu werden: Joseph Euphrat Troplowitz (geb. um 1770 st. Ratibor 1804), der sich wieder an ein hebräisches Drama machte, dessen Held der tragische König Saul ist [2]). Schalom Kohen (geb. Meseritz in Posen 1771 st. Hamburg 1845), der „morgenländische Pflanzen in abendländischen Boden" einsetzte, versuchte hebräische Heldengedichte zu schaffen, deren Mittelpunkt der Patriarch Abraham oder der König David ist [3]). Salomo Pappenheim (geb. 1740 st. 1804) machte zwar keine Verse; aber seine neuhebräische Prosa ist dichterisch vergeistigt. Seine „vier Kelche" sind eine glückliche Nachbildung von Young's Nachtgedanken [4]). Aber keiner dieser drei neuhebräischen Dichter erreichte auch nur von Ferne Elia Halevi's Schwung und Tiefe. Euphrat's und Kohn's Verse gleichen Wessely's Muster, tadellos im Bau, aber durchaus nicht dichterisch.

Wie die glühende Begeisterung für Frankreich, das seine geknechteten Stammgenossen zu freien Menschen umgeschaffen hatte,

[1]) Vergl. über die jüd. Lobdichter Carmoly, Revue orientale II p. 27 fg.

[2]) Euphrat's oder Troplowitz' gelungenste Produktion ist מלוכת שאול Wien 1794.

[3]) Außer einer großen Menge kleiner Gedichte schrieb S. Kohn מטעי קדם על אדמת צפון 1807 und ניר דוד 1837. Er setzte die Measfim fort und redigirte später die בכורי העתים.

[4]) ארבע כוסות, 1790. Seine Synonymik ירעות שלמה hat keine Bedeutung.

Elia Halevi zum Dichter gemacht hatte, so erweckte sie einen jüdischen Jüngling zum feurigen Redner, dessen Beredsamkeit poetisch gefärbt war. Michael Berr (geb. 1780 st. 1843 [1]), ein würdiger Sohn des für die Emancipation der Juden in Frankreich so eifrigen Isaak Berr, erregte schon in der Jugend durch seine schöne und edle Gestalt und seine hohe Begabung große Erwartungen. Der Geschichtsschreiber Johannes von Müller glaubte von ihm, er werde der Esra seines Volkes werden. In Michael Berr vollzog sich zuerst die innige Vermischung des jüdischen und französischen Geistes. Er war der erste jüdische Rechtsanwalt in Frankreich. Ein Fehler hinderte ihn, einen tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen und die Nachwelt zu machen, seine allzuleicht übersprudelnde Sprach- und Schreibfertigkeit. Mit hochfliegendem Jugendmuthe und in der Gluth seiner Feuerseele faßte dieser Jüngling im Beginn des neuen Jahrhunderts beim Friedensschluß einen kühnen Gedanken. Ein Congreß der europäischen Fürsten wurde erwartet. An diese und an ihre Völker richtete Michael Berr einen „Aufruf" im Namen „aller Einwohner Europa's, welche die jüdische Religion bekennen" (1801), den Druck von den Juden abzuthun und ihnen die so lange vorenthaltene Gerechtigkeit zu gewähren. Aus diesem Jüngling sprach die Stimme des verjüngten Israel; sie lud seine Schergen und Henker vor das Weltgericht der Geschichte, nicht um von ihm Rache zu verlangen, sondern die Folgen der dem jüdischen Stamme zugefügten Frevelthaten aufzuheben. Berr's Aufruf galt besonders den Deutschen, dem Volke und den Fürsten, welche noch immer die unter ihnen wohnenden Juden als gebrandmarkte Kammerknechte behandelten, während sie in Frankreich als gleichberechtigte Glieder der großen Nation den Kopf hoch tragen durften.

Mit gerechtem Stolz sagte Michael Berr den Verächtern: „Nicht als Glied der unterdrückten Klasse rufe ich die Gerechtigkeit der Könige und Nationen an... denn laut sage ich es: die fran-

[1]) Seine biographischen Notizen und das Verzeichniß seiner Schriften sind zusammengetragen bei Carmoly a. a. O. III. p. 63, 122. Archives Israélites Jahrg. 1845 p. 174 fg. Joh. von Müller schrieb über ihn an seinen Bruder 12. Febr. 1808 (biograph. Denkwürdigkeiten V. S. 181): „Neulich habe ich mit einem jungen Israeliten (so heißen sie jetzt) Michel Berr eine angenehme Bekanntschaft gemacht.... Ich glaube den Beer behalten wir als Haupt oder Schreiber seines Volkes; er ist wie Esra, Sopher Mahir, ein schöner Jüngling, voll Würde."

zösischen Juden sind endlich in die Menschenrechte eingetreten und Viele sind schon nützliche Bürger geworden. Als französischer Bürger, als Freund der Menschheit trete ich auf, die gerechte Sache vorzutragen für die, deren Laster nur durch den erbitterten Haß ihrer Feinde entstanden sind, deren Tugenden aber sie sich selbst zu verdanken haben". Mit dichterischem Schwunge schildert er die gehäuften Leiden des jüdischen Volkes: „Nicht ohne inneres Grauen kann ich den Trauerschleier lüften, der die blutige Geschichte der jüdischen Nation umhüllt; nicht ohne tiefgefühlten Schmerz kann ich die Jahrbücher entfalten, worin die Ungerechtigkeiten, die sich ganze Nationen gegen die zitternden Trümmer eines unglücklichen Volkes zu Schulden kommen ließen, mit feurigen Buchstaben aufgezeichnet stehen, eines Volkes, einst stolz auf die Pracht seines Tempels, auf den erhabenen Ursprung seiner Gottesverehrung; jetzt aber der Auswurf der Erde, das Spiel des erzürnten Schicksals, das nur bedacht ist, es mit Unglück zu überhäufen, es mit Bitterkeit und Schande zu erfüllen, es zum ungerechten, unseligen Gegenstand des Hasses des ganzen Menschengeschlechtes zu machen. Noch einmal, in meinem Herzen mich mehr als Franzose denn als Jude fühlend, getraue ich mich kaum, diese Abgründe des Schreckens aufzudecken, weil ich dies nicht ohne eine Erinnerung der Schande meines eigenen Vaterlandes thun könnte, das mehr als einen unserer Verfolger aufgestellt hat."

In grassen Zügen entwarf Michael Berr das Schauergemälde des jüdischen Märtyrerthums im Mittelalter. „Ja, wir allein jeder Art Marter, den Qualen des Todes und den Schrecknissen des Lebens trotzend, wußten dem Strom der Zeit zu wiederstehen, der in seinem Laufe Völker und Religionen und Jahrhunderte fortreißt. Während Rom und Griechenland nur noch glänzende Erinnerungen sind, windet sich ein so oft unterjochtes Volk von einigen Millionen Menschen durch den Zeitraum von dreißig Jahrhunderten der Selbständigkeit und sechszehn Jahrhunderten der Verfolgung. — Gleich einer unerschütterlichen Säule, trotzend der allgemeinen Ueberfluthung des Erdkreises, sind wir allein von der Zeit, der Zerstörerin aller Dinge, verschont geblieben." ...Ihr, die ihr die Juden als entartet betrachtet, statt sie als unglücklich anzusehen, untersucht mit mir ihre Leidenschaften und ihre Thätigkeit, nicht in den mit Gift geschriebenen Werken ihrer Gegner, sondern im Schooß ihrer Familien, inmitten der Gegenstände ihrer Liebe, im Schatten ihrer häuslichen

Heiligthümer. Diese Menschen, die ihr als den Auswurf der Völker betrachtet, werdet ihr in ihrer ursprünglichen Einfachheit, frei und nicht verdorben von der Schwelgerei oder anderen Lastern, welche die Entartung der Sitten nach sich ziehen, wiederfinden... Wollt Ihr nicht besser die Nation würdigen lernen, welche nur das Unglück hat erniedrigen können? So bedenkt die Rolle, die es während der französischen Revolution und der Schreckensherrschaft der Zehnmänner gespielt hat. Leicht hätten sie sich unter die rasenden Jakobiner mischen und Rache an ihren ehemaligen Unterdrückern nehmen können. Wohlan! Durchblicket die Geschichte jener Zeit, wenn Ihr unter den Parteigängern der Schreckensmänner einen einzigen Juden findet, den doch die erlittenen Leiden hätten theilweise rechtfertigen können, so überlasse ich Alle dem Geschicke, welches uns alle niederbeugt. Ihr werdet sie auch nicht unter den entarteteten Söhnen finden, welche Feuer und Schwert in einen Theil des Vaterlandes gebracht haben (Vendée). Wohl aber werdet ihr sie auf dem Wege der wahren Ehre und des militärischen Ruhmes finden, wie sie ihr Blut zur gerechten Vertheidigung der Grenzen verspritzten und mit ihrem Muthe die Bewunderung ihrer großmüthigen Feinde erregten. — Mit diesem erhabenen Akte", so schließt Michael Berr's Aufruf an die Könige und Völker, „mit der Befreiung der Juden von Druck und Schmach, mit ihrer vollständigen Gleichstellung in ganz Europa, wie in Frankreich und Holland — müsse das neue Jahrhundert beginnen, dessen Andenken der Nachwelt das wunderbare Bild von zugleich großen und traurigen Ereignissen überreichen wird."

Dieser für seine Stammgenossen begeisterte Jüngling predigte tauben Ohren, seine Feuerworte und überzeugende Gründe fanden keinen Wiederhall in den Herzen der osteuropäischen Völker. In Oesterreich, Preußen und den zu Hunderten zählenden kleinen deutschen Staaten blieben die Juden in der alten Erniedrigung. Die französische Revolution und ihr befreiender Einfluß machte die Deutschen nur verstockter gegen die Juden. Weil sie jenseits des Rheins und der Alpen als Ebenbürtige behandelt wurden, darum sollten sie diesseits gedemüthigt und verachtet bleiben. Alle Selbstverachtung und Kriecherei gegen die bestehende Kirche von Seiten der Berliner aufgeklärten Juden führte sie nicht weiter. Die Cultur, welcher sich immer größere jüdische Kreise zuwendeten, dadurch ihre eigenen Schätze verächtlich

wegwarfen und fremden Tand aus Ueberschätzung als Kleinodien aufnahmen, frommte ihnen zu nichts. Nathan der Weise und Dohm's Emancipationsschrift waren für die Deutschen umsonst erschienen. Die Vorurtheile gegen die Juden nahmen wo möglich noch mehr zu: die Kölbele vervielfältigten sich. Geistig und staatlich geknechtet, wie die Deutschen waren, schien ihnen die Knechtung und Verachtung der Juden ein Labsal und ein Trostmittel zu sein. Sie konnten sich frei fühlen, weil sie unter sich noch eine Klasse von Menschen erblickten, die sie ungestraft höhnen und mißhandeln durften. In Berlin selbst, dem Sitze der Aufklärung, wurden die jüdischen Aerzte, so groß auch ihr Ruf war, nicht im Verzeichniß der christlichen Fachgenossen, sondern abgesondert aufgeführt, gewissermaßen in ein Ghetto gewiesen [1]). Zwei Männer ersten Ranges, der größte Dichter und der größte Denker jener Zeit, Göthe und Fichte, theilten die Eingenommenheit der Deutschen gegen die Juden, und machten kein Hehl daraus; sie konnten auf den Beifall der Großen und der Menge rechnen. Göthe, der Vertreter der aristokratischen Kreise, und Fichte, der Verfechter der demokratischen Richtung in Deutschland, beide wünschten die Juden wie Verpestete, weit, weit von der christlichen Gesellschaft entfernt. Beide waren zwar mit der Kirche zerfallen, das Christenthum mit seinem Wunderglauben war Beiden eine Thorheit, und beide galten als Atheisten. Nichts desto weniger verabscheuten sie die Juden im Namen Jesu. Göthe zeichnete einen Idealstaat oder eine leichtlebige Ordensgesellschaft in seinem Roman „Wilhelm Meister", worin die Schönheit, die Kunst, das heitere, ungezwungene Leben statt der Sittlichkeit herrscht, und worin neben schönen Seelen auch Philinen, neben geheimnißvollen Abbé's, leichtfertige Abenteurer, wenn sie nur Anstand haben, Platz finden. Aber die Juden werden aus dieser Gesellschaft ausgeschlossen. Warum? „Wir dulden folgerecht keinen Juden unter uns, denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verläugnet?" [2]). Hätte Göthe eine Stimme in einem deutschen Parlamente gehabt, so würde er wohl dasselbe gegen Zulassung der Juden zum Staatsleben geltend gemacht haben. Göthe sprach die Unduldsam-

[1]) Grattenauer I. Erklärung S. 13.

[2]) Wilhelm Meister's Wanderjahre III c. 11, während der französischen Revolution geschrieben.

keit gegen die Juden nicht gerade aus sich heraus, sondern gab nur die Stimmung wieder, welche auch in den gebildeten deutschen Kreisen herrschend war. Aufgebläht von einer Cultur, die in Deutschland erst von gestern datirte und noch von Rohheit begleitet war, stempelten die Deutschen diese Cultur zur christlichen und versperrten den Juden den Eingang dazu mit vollständiger Verkennung, daß das Judenthum sie theilweise mitschaffen half, im Alterthum durch die Bibel, im Mittelalter durch die jüdische Philosophie, und in der Neuzeit durch Spinoza und Mendelssohn.

Noch schneidender und herber gegen die Juden war Fichte, der einseitige Vollender Kant's. Er hatte bis zum Ausbruch der französischen Revolution wie die meisten deutschen Metaphysiker ins Blaue hinein philosophirt. Diese gab erst seinem Denken einen festen Inhalt. Der Beruf des Menschen sei, mit seinem Geiste, dem Bewußtsein seiner Selbstheit und seiner Persönlichkeit einen Vernunft- oder einen Rechtsstaat zu gründen. Das Gewissen, das dem Menschen unter allen Wesen allein eigen ist, die Gewißheit, seiner Pflichtigkeit, das unverbrüchliche: „Du sollst, du sollst nicht — du darfst, du darfst nicht", dieser Inhalt des menschlichen Geistes soll sich in der Gesellschaft, im Gemeinwesen, in den Gesetzen des Staates verwirklichen. Fichte war ein zu tiefer Denker und herbe genug, um nicht einzusehen, daß eine unausfüllbare Kluft zwischen seinem idealen Rechtsstaate und den bestehenden europäischen Gemeinwesen oder monarchisch-despotischen Staaten und der versteinerten Kirche bestand. Die Zertrümmerer der französischen Monarchie hatten ihn allerdings in diese Kluft hineinblicken lassen. Er, der so gerne mit hastigem Ungestüm das für wahr Erkannte zu verwirklichen strebte, legte sich die Frage vor: „Ist es nach dem Denkgesetze oder (was dasselbe ist) nach dem Sittengesetze gestattet, Revolution zu machen, den bestehenden Staat zu zertümmern und einen neuen, auf Vernunft und Recht begründeten, aufzubauen?" Oder in seiner Sprache: „Ist das Recht, die Staatsverfassung zu ändern, durch den Vertrag Aller mit Allen veräußerlich?" Er widmete dieser Untersuchung ein ganzes Buch, worin er dem despotischen Königthum, dem hochmüthigen Adel und der Geistlichkeit wuchtige Schläge versetzte, allerdings ohne seinen Namen zu nennen, und vom sichern Hafen, von der republikanischen Schweiz, aus. Seine Hauptbeweise für die Berechtigung zur Revolution hatte er aus einer Fiktion hergenommen. Die in sich gefestigte, geistige, freie

Persönlichkeit des Menschen finde in ihrem Bewußtsein Pflichten, aber auch Rechte, und zwar solche Rechte, die sie nicht aufgeben, übertragen oder veräußern könne, wenn sie sich eben damit nicht selbst aufgeben und zur Sache oder zum Thiere herabsinken will. Solche unveräußerlichen Rechte des Menschen seien die auf seine Freiheit, seine Ueberzeugung, seine eigene Ausbildung und Entwickelung. Hätte sich der Mensch auch geradezu durch einen Vertrag verpflichtet, in einem despotischen Staate zu leben und ihm in Allem zu gehorchen, so dürfte er sich vermöge seines unveräußerlichen Rechts von diesem Vertrage lossagen, sich von diesem Bande losmachen oder Revolution machen. Wenn der Einzelne dieses Recht hat, so haben es auch Viele, die auch die Befugniß haben, sich, so wie sie sich vom bestehenden schlechten Staatsverbande getrennt haben, zu einem eigenen Gemeinwesen zusammenzuschließen. Aber entstünden da nicht lauter Staaten im Staate? Dieser Einwurf erschreckte Fichte nicht. Er führte Thatsachen auf, daß solche Staaten in Staate selbst bei despotischen, streng gegliederten Verfassungen bestehen. Solche seien: die Juden, der Soldatenstand, der Adel, die Geistlichkeit und allenfalls auch die Zünfte.

Scheinbar erwies Fichte den Juden viele Ehre, daß er sie mit dem Adel und der Geistlichkeit auf eine Linie stellte. Er wollte aber keineswegs sie damit geehrt wissen, sondern sie dadurch vor der öffentlichen Meinung anklagen. Fichte, der philosophische Denker, hegte denselben Widerwillen gegen Juden und Judenthum, wie Göthe, der aristokratische Dichter, und wie Schleiermacher, der gnostische Prediger. „Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger, feindselig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht, und der in manchen fürchterlich schwer auf die Bürger drückt: es ist das Judenthum. Dasselbe wird so fürchterlich, nicht weil es einen abgesonderten und so fest verketteten Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf den Geist des ganzen menschlichen Geschlechtes aufgebaut ist.“ Wie rechtfertigte Fichte diese fürchterliche Anschuldigung? Unphilosophisch genug klingen seine Anklagepunkte, von denen einer so viel werth ist als der andere. „Von einem Volke, dessen Geringster seine Ahnen höher hinaufführt, als wir Andern alle unsere Geschichte, und in einem Emir (Abraham), der älter ist als sie, einen Stammvater sieht — eine Sage, die wir selbst unter unsere Glaubensartikel auf-

genommen haben.“ Das ist der erste Anklagepunkt. Ein Volk, „das in allen Völkern die Nachkommen Derer erblickt, welche sie aus ihrem schwärmerisch geliebten Vaterlande vertrieben haben,“ — ein zweites Verbrechen „— das sie zu dem den Körper erschlaffenden und den Geist für jedes edle Gefühl tödtenden Kleinhandel verdammt hat und verdammen wird.“ Es kommt noch besser: Ein Volk, „das durch das bildendste, was die Menschheit hat, durch seine Religion, von unseren Mahlen, von unseren Freudenbechern und von dem süßen Rausche des Frohsinns mit uns von Herz zu Herzen ausgeschlossen ist“, — „das bis in seine Pflichten und Rechte, bis in die Seele des Allvaters uns Andere alle von sich absondert.“ Also weil die Juden eine uralte Geschichte haben, die bis auf Abraham hinaufreicht, und älter als der älteste Adel in Europa sind, weil sie die tausendfachen Leiden, die sie von den Völkern erduldeten, nicht mit einem Hauche aus ihrem Gedächtnisse verlöschen, weil sie durch die Erbärmlichkeit des christlichen Staates und der Kirche im Mittelalter auf den Handel angewiesen waren, weil sie nicht mit den Christen zechen wollen oder dürfen, darum sei von ihnen nichts anderes zu erwarten, als daß sie die Christen ungestraft ausplündern würden, und darum soll man ihnen ja nicht das Bürgerrecht in den Staaten einräumen, weil sie die christlichen Bürger völlig unter die Füße treten würden. Fichte gestand zwar, daß ihn selbst noch nie ein Jude betrogen habe; aber doch glaubt er an ihren Hang zum Betrügen, weil er es von Andern gehört hatte, oder weil es in seinen Rahmen paßte. Die Hauptanklage, daß die Juden gegen die Christen nicht dieselben Pflichten anerkennen, wie gegen ihre Stammgenossen, oder „daß sie verschiedene Sittengesetze haben“, sprach Fichte den giftigen Judenfeinden blindlings nach. Auch der menschenfeindliche Gott fehlte nicht unter seinen Anschuldigungen gegen sie, und — was aus dem Munde des ungläubigen Philosophen befremdend klingt — auch das Lied des Mittelalters wiederholte er, „daß sie nicht an Jesum Christum glauben“.

Soll man den Juden Bürgerrechte ertheilen? Fichte sprach sich entschieden dagegen aus, nicht einmal in dem nach seiner Ansicht erbärmlichen, rechts- und vernunftwidrigen christlichen Staate soll man sie einbürgern. „Ihnen (den Juden) Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel, als in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in dem auch nicht eine jüdische

Idee sei. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie Alle dahin zu schicken." Die Weltgeschichte hat anders geurtheilt; sie hat nicht den Juden, sondern den Deutschen andere Köpfe aufgesetzt. Verfolgen soll man die Juden allerdings nicht, ihnen allenfalls Menschenrechte einräumen: „denn sie sind Menschen"; aber ausweisen soll man sie[1]). So querköpfig und so gehässig haben selbst die geistlichen Gegner der Emancipation in Frankreich, Abbé Maury und Bischof la Fare, nicht über und von den Juden gesprochen. Man kann Fichte als den Vater und Apostel der deutschthümelnden Judenfeindlichkeit ansehen, eine eigene Gattung, bis dahin unbekannt, oder viel mehr nicht zum klaren Bewußtsein gekommen. — Selbst Herder, obwohl erfüllt von Bewunderung für das israelitische Alterthum und das Volk in seinem biblischen Glanze, der zuerst die heilige Literatur mit dichterisch sinnigem Auge betrachte, empfand eine Abneigung gegen die Juden, die sich in seinem Verhältniß zu Mendelssohn kundgab. Es kostete ihm Ueberwindung, sich ihm freundschaftlich hinzugeben. Herder prophezeite zwar eine bessere Zeit, in welcher Christ und Jude in einmüthiger Gesinnung am Bau der menschlichen Gesittung arbeiten würden. Aber er glich dem alten Bileam; er ertheilte seine Segenssprüche für die Juden nicht mit frohen Herzen[2]). Die keimende Judenfeindlichkeit unter den Deutschen gewahrten die unter ihnen wohnenden gebildeten Juden nicht, traten ihr wenigstens nicht mit Nachdruck entgegen. Nur eine einzige Gegenschrift eines jüdischen Schriftstellers tauchte in dieser Zeit auf. Saul Ascher schrieb „Eisenmenger der Zweite, Sendschreiben an Fichte"[3]); es wurde wenig beachtet.

Wenn die Juden bei den Tonangebern in Deutschland, bei den Göthe, Fichte, welche sich aus dem Kreise der Schlendrians zur lichten Höhe hinaufgeschwungen hatten, im demokratischen wie im aristokratischen Lager, keine Gnade fanden und von ihnen Zurück-

[1]) Fichte, Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution 1793. 2. Edit. p. 132. Gründliche Widerlegung gegen die Fichtische Judenfresserei findet sich bei Diebitsch und Lefrank (s. Note 5).

[2]) Vergl. Herder's Adrastea II. Sein Geist der hebräischen Sprache war epochemachend; sein kühles Verhältniß zu Mendelssohn giebt sich in den Briefen an ihn kund. Erst nach Lessing's Tod näherte sich ihm Herder inniger.

[3]) Dr. Saul Ascher's Schrift, Eisenmenger II. Berlin 1794.

setzung und Verachtung erfuhren, um wie viel mehr erst bei der großen Menge, die noch in der widerlichsten Rohheit steckte! Wohl haben zwei edeldenkende Christen Worte tiefster Ueberzeugung an den Congreß zu Rastadt gerichtet, die deutschen Juden von der Schmach zu befreien. Der Eine, ein unbekannter Menschenfreund, drückte den Pfeil des Spottes gegen die Verstocktheit und Aufgeblasenheit des deutschen Judenhasses ab, und der Andere, Christian Grund, bewies mit logischer Schlagfertigkeit die Unbilden, die den Juden zugefügt werden. Beide wollten die Forderung der holländischen Juden an die diplomatischen Vertreter, in Deutschland die Achtung der deutschen Juden von den Fürsten gewissermaßen zu erzwingen, (o. S. 234) ihrerseits durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung unterstützen [1]). Grund trat als [2]) kluger Sachwalter für die Juden auf; er machte den Deutschen Complimente, um sie zu gewinnen. „Auch die deutsche Nation, großer Handlung fähig, Selbstschöpferin, nicht bloß Nachahmerin auf dem Wege des Völkerglückes, wagen es die deutschen Juden, ihre Stimme mit der Stimme ihrer Brüder zu vereinen und bei den Bevollmächtigten der Nation zu Rastadt um Aufhebung der auf ihnen liegenden Distinktionen und Zuwendung mehrer Rechte gehorsamst zu bitten." Die Anwort der deutschen Fürsten und Regierenden war nicht sehr entgegenkommend.

Die empörendste Entehrung und Entwürdigung der Juden lag im Leibzoll, dieser echt deutschen Erfindung, in außerdeutschen Ländern nicht bekannt. Was half es, daß der Kaiser Joseph und Friedrich Wilhelm II. ihn in Oesterreich abgeschafft hatten? Er bestand in seiner ganzen Scheußlichkeit in Mittel- und Westdeutschland fort, in der Main- und Rhein-Gegend, wo Zwergstaaten an Zwergstaaten von wenigen Quadratmeilen dicht an einander grenzten, Schlagbaum auf Schlagbaum in kurzen Zwischenräumen sich erhoben. Machte ein Jude auch nur eine Tagereise, so berührte er verschiedene Gebiete und mußte an jeder Grenze den Leibzoll erlegen. Ein bettelnder

[1]) Der Titel der anonymen Schrift lautet: Apologie für die unterdrückte Judenschaft in Deutschland an den Congreß von Rastadt gerichtet (ohne Ort) 1798. Die Andere von Chr. Grund, Prof. an der Turn- und Taxischen Pagerie, Regensburg (Mai) 1798: Ist eine bürgerliche Gleichstellung der Juden in Deutschland dem Recht und der Klugheit gemäß?

[2]) In der genannten Schrift S. 9.

Jude wies in Begleitung seines unmündigen Sohns für sechs Tage ein und ein halb Gulden Zollzettel auf, die er in verschiedenen Aemtern hatte entrichten müssen[1]). Mehr noch als das Geld entwürdigte die Art der Erhebung. Die Abgabe bestand öfter nur in wenigen Kreuzern und drückte nur die Armen, die davon nicht befreit waren, und ihre Bettelpfennige dem Amte überliefern mußten. Aber das brutale Verfahren der Beamten, die Behandlung an jeder Grenze verletzte auch die Reichen. So lange die französischen Heere deutsche Gebietstheile besetzt hielten, waren die Juden vom Leibzoll befreit. Kaum waren sie in Folge des Friedensschlusses von Lüneville abgezogen, so führten die kleinen deutschen Fürsten sofort die Steuer wieder ein, wobei es ihnen nicht auf die geringen Einnahmen, als auf die Demüthigung der Juden ankam. Sie belegten mit dieser Schmach auch die französichen Juden, welche in Handelsgeschäften über den Rhein gekommen waren. Sie beriefen sich dabei — echt deutsch — auf den Buchstaben, weil es in einem Artikel des Friedensvertrages von Campo Formio hieß: „Alle Handelsgeschäfte und Verkehr bleiben einstweilen in derselben Lage, wie sie sich vor dem Kriege befanden“[2]). Die französischen Juden, stolz auf ihr Bürgerthum, mochten sich dieser Entwürdigung nicht aussetzen, brachen ihre Handelsverbindungen mit Deutschland ab und beklagten sich über diese Unbill bei der französischen Regierung. Diese nahm die Sache nicht leicht. Der Regierungscommissar Jollivet richtete[3]) ein Rundschreiben (1801) an die Geschäftsträger der französischen Republik bei den deutschen Höfen, nicht zuzugeben, den französischen Bürger israelitischen Glaubens zum Thiere herabzuwürdigen. Sie sollten bei den betreffenden Regierungen ernste Vorstellungen darüber machen und allenfalls mit Wiedervergeltung drohen. Einige kleine Fürsten, wie die von Solms, gaben kleinlaut nach und hoben den Leibzoll sofort auf[4]); freilich aus Furcht vor den Franzosen wurden nur die französischen Juden davon befreit, für die deutsch-jüdischen Reisenden oder Wanderer blieb dagegen der Leibzoll

[1]) Scheppler, über die Aufhebung des Leibzolls S. 114.

[2]) Das. S. 118.

[3]) Das. Beilage No. VI.

[4]) Das. Beilage VII. und VIII. d. d. Januar und Mai 1801, wahrscheinlich in Folge des Jollivetischen Circulars.

bestehen. Jeder Schritt zur Lösung der drückenden Fesseln kostete in Deutschland viel Schweiß.

In Folge des Friedens von Lüneville war das heilige römische Reich zum ersten Male zerstückelt worden. Die Reichsdeputation, in Regensburg versammelt, sollte die verrenkten Glieder wieder einigermaßen in Ordnung bringen oder die Entschädigung derer, welche Verluste erlitten hatten, erledigen. An diese mit Länderschacher beschäftigte Conferenz der Gesandten von acht Fürsten, welche von Kurzsichtigen als Vertreter des deutschen Volkes angesehen wurden, erging ein Gesuch der deutschen Juden, ihnen das (passive) Bürgerrecht zu ertheilen (15. Nov. 1802[1]). Diese Bittschrift hatte der Turn- und Taxische Regierungsadvokat Christoph Grund „im Namen der deutschen Judenschaft" ausgearbeitet. Man weiß nicht genau, welche Gemeinde oder welche für die Befreiung eifrige Einzelne ihm den Auftrag gegeben hatten. Es scheint, daß dieses Gesuch von Frankfurt angeregt wurde. Es verlangte: die Reichsdeputation möge von der deutschen Judenschaft die lästigen Distinktionen nehmen, unter denen sie noch durchgehend seufzt; ihre eingeengten Wohnbezirke öffnen, damit sie sich zum Behufe der Gesundheit und

[1]) In Steinbeck's Patrioten Jahrg. I., 1803 (Gedruckt Weimar) Mai S. 273—283 ist abgedruckt: „Bittschrift der Juden in Deutschland an die Repräsentanten unsrer Nation um das deutsche Bürgerrecht, von Hofrath (Christoph) Grund in Regensburg." Zum Schluß heißt es: Regensb. am 15. Nov. 1802 Chr. G..... „im Namen der deutschen Judenschaft." — Der Herausgeber Steinbeck bemerkt: daß diese Petition an die Reichsdeputation in Regensburg in einigen Zeitungen veröffentlicht worden ist; sie ist aber wenig bekannt, und auch Steinbeck's Patriot ist selten geworden. Ueber das Schicksal dieser Petition ist nichts bekannt. Höchst wahrscheinlich bezieht sich darauf die anonyme judenfeindliche Schrift: „die Juden in Deutschland und deren Annahme zu Reichs- und Provinzialbürgern, Gedanken durch den neuerlichen Antrag des churböhmischen Gesandten zu Regensburg, den Juden das Bürgerrecht zu ertheilen, veranlaßt". Heilbronn, Januar 1803 (auch diese Schrift ist selten). Breidenbach scheint bei dieser Petition betheiligt gewesen zu sein. Denn Anfang 1804 war er in Regensburg, um die Mitwirkung des Kurfürsten Reichskanzlers (Dalberg) und der angesehnsten Reichstagsgesandten zur Erreichung seines menschenfreundlichen Zweckes zu reclamiren (Scheppler a. a. O. S. 83). Zwischen 20.—31. März 1803 schrieb Börne in sein Tagebuch: „Heute kann sich das Schicksal der Juden entscheiden" (Briefe des jungen Börne S. 40). Erwarteten die Juden noch in dieser Zeit eine günstige Entscheidung von der Reichsdeputation oder dem Reichstage?

eines freien Lebensgenusses ungebunden in städtische Wohnungen vertheilen können: die Fesseln lösen, mit welchen ihre Bevölkerung, ihr Handel und Erwerbfleiß verstrickt sind, und überhaupt die jüdische Gemeinde der Ehre würdigen, durch die Ertheilung des Passiv-Bürgerrechts mit der deutschen Nation Ein Volk auszumachen. — Die Juden (oder ihr Bevollmächtigter Grund) führten an, daß sie „neben den Ehrlosen, Geächteten, Leibeigenen stehen" müßten. Die elende Lage der Frankfurter Gemeinde, die nach der Stättigkeits-Ordnung von 1616 der natürlichen Freiheit beraubt und in die engsten Grenzen zurückgedrängt war, diente ihnen als einschneidender Beleg. Sie wiesen auf das Beispiel, das Frankreich und die batavische Republik zur Emancipation der Juden gegeben hatten. Schwerlich haben sich die Juden der Täuschung hingegeben, daß die Reichsdeputation ihnen so viel einräumen werde. Aber sie hofften dadurch wenigstens eine Beschränkung loszuwerden, die des Leibzolls. Dieser Punkt wurde daher ganz besonders betont: „das Entehrendste von Allem ist wohl der Leibzoll, welcher den Juden aus der Reihe der vernünftigen Wesen unter die Thiere versetzt und denselben nöthigt, den Fußtritt zu bezahlen, den sein Körper ... auf diesen oder jenen Boden thut." Ganz unerwartet wurde dieses Bittgesuch der Reichsdeputation von dem angesehensten Mitgliede, dem kurböhmischen oder österreichischen Gesandten, überreicht und unterstützt. Er knüpfte daran den Antrag, den Juden (in Deutschland) das Bürgerrecht zu ertheilen" (Ende 1802). Indessen hatte die Entschädigungs-Conferenz andere Angelegenheiten zu regeln, als daß sie sich mit der Judenfrage hätte beschäftigen sollen. Das Gesuch fand sein Grab unter den Akten.

Von der deutschen Gesammtheit war daher nichts zu erwarten, das sahen diejenigen ein, welche dem Gange aufmerksam folgten. Sie richteten daher ihren Eifer dahin, zunächst von den einzelnen Regierungen den Leibzoll aufheben zu lassen. Zwei Männer haben sich um Beseitigung dieser Schmach verdient gemacht, Israel Jacobson und Wolff Breidenbach. Der Erstere, Hofagent und Finanzrath des Fürsten von Braunschweig, hat indeß nur diesen dafür gewonnen, den Leibzoll in den Braunschweig-Lüneburgischen Landen aufzuheben (23. April 1803). Umfassender wirkte zur selben Zeit und mehrere Jahre hindurch dafür Wolff Breidenbach [1]) (geb. im Dorfe dieses

[1]) S. über Breidenbach Note 4.

Namens bei Kassel 1751 st. Offenbach 1829), ein Mann von gediegener Bildung, hochherzigem Sinne und so bescheidenem Wesen, daß sein Name bei allen Opfern, die er für die deutschen Juden gebracht hat, beinah in Vergessenheit gerathen ist. Er hat nicht wie Jacobson dafür gesorgt, seinen Namen weit und breit erklingen zu lassen. Als Talmudjünger nach Frankfurt gekommen und in Dürftigkeit lebend, hatte er sich heimlich an Mendelssohn's Schriften und an der Literatur der Measfim-Schule gebildet, verstand gut hebräisch und auch geschmackvoll aus dieser Sprache ins Deutsche zu übersetzen. Mit dem gründlichen Kenner der hebräischen Literatur Wolf Heidenheim (o. S. 133) wurde er innig befreundet und unterstützte sein Unternehmen mit seinen literarischen Beiträgen und seinem Vermögen. Wie kam der arme Talmudjünger Breidenbach zu Vermögen? Er war ein Meister im Schachspiele. Ein Baron oder Fürst, der dieses Spiel liebte, machte zufällig seine Bekanntschaft, zog ihn in sein Haus und, dessen Gewissenhaftigkeit erkennend, übertrug ihm seine Geldgeschäfte. Später lieh ihm dieser Adliche eine bedeutende Summe zur Unternehmung eines Wechsel- und Juwelengeschäfts. Breidenbach wurde ein ebenso gewandter Geschäftsmann wie Schachspieler, hatte in seinen Unternehmungen Glück und wurde Hofagent des Kurfürsten von Kassel, des Fürsten von Isenburg und anderer kleiner Souveräne.

Tief gerührt von den Plackereien, der verächtlichen Behandlung und Mißhandlung jüdischer Reisenden an Zollstätten, die Breidenbach auf seinen Geschäftsreisen täglich vor Augen sah, faßte er den Plan, wenigstens den Leibzoll zum Fall zu bringen und verlegte sich mit allem Eifer darauf. Geräuschlos betrieb er dieses Geschäft, die Kette zu lösen, wo sie am schmerzlichsten einschnitt. Er erlangte zunächst die Aufhebung des Leibzolls von den Fürsten, deren Kammeragent er war (1803). Breidenbach erkannte aber, daß bedeutende Summen erforderlich sein würden, um diese Befreiung im Großen zu betreiben, um den Polizeibehörden und Stadtpfarren, angeblich für die Armen, Geschenke zukommen zu lassen und auch schöne „Denkmäler für die edelmüthigen Fürsten zu stiften," die sich erweichen lassen sollten, Juden unbesteuert und ungequält zu lassen. Aus seinen Mitteln konnte er diese Ausgaben nicht allein bestreiten. Er ließ daher einen Aufruf an die deutschen und ausländischen Juden ergehen, (Ende Sept. 1803) einen Stock zusammenzubringen, wovon

die Kosten für Aufhebung des Leibzolls gedeckt werden sollten. Man wußte damals, wer diesen Aufruf in Umlauf gesetzt hat; aber aus Bescheidenheit setzte Breidenbach seinen Namen nicht darunter. Durch diese Mittel und durch persönliche Verhandlungen mit den kleinen deutschen Fürsten beim Reichstage zu Regensburg, unter Mitwirkung des Reichserzkanzlers Dalberg und endlich durch Empfehlungen von den Fürsten, die ihn schätzen gelernt hatten, gelang es Breidenbach, in der Rheingegend und in Baiern die Wanderfreiheit der Juden durchzusetzen. Selbst der Frankfurter engherzige, judenfeidliche hochedle Rath hatte sich durch Breidenbach's Bittschrift bewegen lassen, die Aufhebung des Leibzolls an den Thoren und auf der Brücke wegfallen zu lassen.

In Folge des Gesuchs der Juden bei der Reichsdeputation um ein wenn auch beschränktes Bürgerrecht, der Geneigtheit einiger Fürsten, die Fesseln zu lösen und anderer günstigen Anzeichen fing man in Deutschland an zu ahnen, daß das alte Verhältniß der Kammerknechtschaft sich nicht lange mehr behaupten werde, und diese Ahnung jagte den Judenfressern einen Schrecken ein. Sie konnten den Gedanken nicht fassen, daß die verachteten Juden auch in Deutschland sich aus ihrer Niedrigkeit erheben sollten. Dieses drückende Gefühl trieb eine Reihe Schriftsteller, meistens Rechtskundige, in verschiedenen Theilen Deutschland's wie auf gemeinsame Verabredung, Paalzow, Grattenauer, Buchholz [1]) und viele Namenlose, mehrere Jahre hindurch (1803 — 1805) sich mit aller Anstrengung der Erhebung der Juden aus dem Sklavenstande zu widersetzen. Sie zeigten einen so wuthschnaubenden Judenhaß, daß sie an die Zeiten des schwarzen Todes, Capistrano's, Pfefferkorn's und der Dominikaner erinnern. Sie erzeugten einen künstlichen Höhenrauch, um die Verbreitung der Lichtstrahlen zu hindern. Früher waren es meistens die Diener der Kirche, welche die Juden brandmarkten. In dieser Zeit übernahmen die Priester der Gerechtigkeit diese Rolle, um mit Verdrehung des Rechtes sie in ihrer Schmach zu erhalten. Fichte hatte gut vorgearbeitet. Sobald die Bittschrift für die Juden der Reichsdeputation in Regensburg übergeben worden war, setzte ein deutscher Rechtskundiger in Süddeutschland auseinander, daß die Juden aus tausend Gründen unwürdig seien, als Reichs- und Provinzialbürger aufgenommen zu

[1]) Vergl. darüber Note 5.

werden. Die meisten und hartnäckigsten Vertreter dieser judenfeindlichen Bewegung hatten indeß ihren Sitz in Berlin, der Stadt der Aufklärung und des Schleiermacher'schen Christenthums. Der Charakter, die Lehre, die Vergangenheit der Juden bis auf ihre Propheten und Patriarchen, Alles, was nur für jüdisch galt, wurde von diesen schriftstellerischen Wegelagerern, von denen die meisten sich durch eine Maske unkenntlich machten, geschmäht, geschändet, begeifert. Der durch Lessing und Mendelssohn eingelullte Judenhaß wurde zuerst wieder erweckt von dem Richter Christian Ludwig Paalzow. In seinem „christlichen Staat" stieg er bis zum Ursprung des jüdischen Stammes, bis zur Einwanderung Joseph's in Egypten, hinauf, um diesen zu verunglimpfen und daraus das Recht abzuleiten, die Nachkommen als Halbsklaven zu behandeln und die Christen zu warnen, es nicht dahin kommen zu lassen, einen jüdischen Minister zu haben. Alle alte Lügen putzte Paalzow neu auf: Bibel und Talmud lehrten Menschen- und Christenhaß. Neue Lügen fügte er hinzu. Die Juden hielten den Eid nicht heilig, sie ließen sich am Versöhnungstage Vergebung für Meineid und alle Sünden ertheilen. Sie seien Müßiggänger und hätten (genau gezählt) zweihundert und achtzig Feiertage im Jahre. Alles mußte zur Schmähung der Juden herhalten: ihr Handel, Wucher, Nationalstolz. Die Vertheidiger der Juden machten sie nur noch halsstarriger, dümmer und boshafter; Mendelssohn habe sein Volk in Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben bestärkt, da er selbst der talmudischen Narrheit anhing. Der Staat würde gegen seine eigenen Eingeweide wüthen, wenn er den verworfenen Juden des Bürgerrecht ertheilte.

Doch Paalzow's Schrift war in lateinischer Sprache geschrieben und nur für den gelehrten Kreis berechnet. Das genügte dem Erzjudenfeinde, der sich selbst einen Haman nannte, dem Fleisch gewordenen Judenhasse Grattenauer, nicht. Das ganze deutsche Volk, Hohe wie Niedere, sollte zu Haß und Ingrimm gegen die Juden entflammt werden. Er schüttete einen gefüllten Giftbeutel über sie aus. Man sagte, er soll 2000 Thaler von einem hochstehenden Christen, dem die vornehmthuenden Juden in Berlin, der Salon der Henriette Herz, widerwärtig waren, erhalten haben, die Juden sammt und sonders zu verunglimpfen. Er mag auch von seinen jüdischen Gläubigern an Zahlung seiner Schulden gemahnt worden sein. Doch diese Beweggründe haben ihn nicht allein dazu ermuntert,

es war sein eigener Antrieb. Grattenauer bedauerte nur, daß es einem ehrlichen Christen in der leider aufgeklärten Zeit nicht mehr erlaubt ist, einen Juden einfach todt zu schlagen. Mindestens sollte doch in ganz Deutschland, ja in der ganzen Christenheit, das päpstlich-kanonische Gesetz eingeführt werden, daß jüdische Aerzte nicht zu christlichen Kranken gerufen werden sollten, und daß sämmtliche Juden ein Abzeichen zu tragen gezwungen würden. Indessen erkenne man auch ohne dieses Abzeichen den Juden aus weiter Ferne an seinem üblen Geruche. Fichte's Faseleien über Juden stellte Grattenauer an die Spitze seiner Ausfälle: im „Judenspiegel", leerte er den Köcher der Eisenmengerischen Geschosse gegen sie, fügte noch alte Fabeln hinzu von Christenmord, von Fürstenvergiftung durch Juden und schrieb endlich auch Paalzow's Lügen ab. Das erhebende Beispiel der Juden in Frankreich durfte er natürlich nicht gelten lassen. „Die französische Revolution giebt den neuesten historischen Beweis — von der Unverbesserlichkeit der Juden — der um so merkwürdiger bleibt, weil die sogenannten gebildeten Juden, besonders wenn sie etwa den großen Consul auch nur von hinten gesehen haben, die abgeschmacktesten und unsinnigsten Lügen über die Cultur und die Rechte ihrer Kolonien in allen Provinzen der fränkischen Republik verbreiten. Es fehlen mir die Worte, so oft ich solche freche Unwahrheit von einem Sohne Israel's hören muß, der unverschämt genug ist, mir anzusinnen, daß ich in seiner Sache seinem jüdischen Zeugnisse mehr als den officiellen Berichten der Regierungs-Officianten der Republik glauben soll."

Es wäre gleichgültig, wie dieser rohe Geselle Grattenauer, ebenfalls dem Richterstande angehörend, die Juden begeiferte, wenn das deutsche Publikum seinen Schmähungen nicht aufmunternden Beifall gespendet hätte. Mit Gier wurde seine von Gemeinheit strotzende Schrift verschlungen, so daß in kurzer Zeit fünf Auflagen erschienen. Sie verursachten den Deutschen einen angenehmen Kitzel, obwohl Styl und Druck gleich häßlich waren. Ein christlicher Schriftsteller, welcher den Juden zu Hilfe eilte, machte es noch schlimmer. Der Kammerassessor und Professor Kosmann in Berlin verfaßte eilig eine Gegenschrift „für die Juden" (1803), worin er Grattenauer's Verlogenheit und Unwissenheit an den Tag legte. Er verlebendigte die Geschichtstragödie der Juden durch die langen Jahrhunderte, betonte die vortrefflichen Lehren, welche das Judenthum enthält, und machte edle

Juden namhaft, welche eine Zierde der Menschheit waren. Gegen Fichte's „Judencapucinade" bemerkte Kosmann mit Recht: „Soll denn die Menschheit ewig mit Füßen getreten und von unsern Philosophen sogar Feindschaft, Haß und Neid gepredigt werden"? Aber es war verdächtig, daß derselbe Kosmann, der mehrere Jahre vorher aus freiem Antrieb ein Widersacher der Juden gewesen war [1]), sich nun zu ihrem Vertheidiger aufwarf und noch dazu taktlos seine Vertheidigung „den Aeltesten der Berliner Judenschaft" widmete. „Gekauft"! hieß es von allen Seiten; Kosmann's Feder ist von den Juden gekauft. Seine Schrift schadete mehr als sie nützte.

Dazu kam noch, daß einige Juden den Scandalsüchtigen, Haßerfüllten Grattenauer geradezu zur Rache reizten. Einige seiner Gläubiger belangten ihn zur Zahlung, ein Anderer ohrfeigte ihn auf offner Straße. Er legte daher allen Zwang ab, den er sich bei seiner ersten Schrift auferlegt hatte, nannte sich mit seinem vollen Namen, überbot sich noch und häufte in zwei neuen Schriften Schmähungen auf Schmähungen gegen das „Judenvolk", „die Judendoktoren", gegen Alles was den Namen Juden trug. Er schnaubte förmlich vor Judenhaß und Rache. „Ich soll die Menschenrechte der Juden mit Füßen getreten haben? Ich antworte, daß es etwas Abgeschmacktes, Unsinniges und Strafbares ist, noch jetzt von Freiheit und Gleichheit oder von Menschenrechten der Juden zu reden. Ein ehrliebender Mann sollte dergleichen jakobinische Blasphemien nimmermehr aussprechen und solche Sanscülotismen nicht über seine Zunge bringen, die nichts beweisen, als daß man ehemals anders dachte als jetzt."

Empfindlich traf sein giftiger Pfeil zwei Kreise der Berliner Judenheit, welche sich gegen dergleichen Angriffe gefeit glaubten, weil sie sich ihres Ursprungs schämten und ihn vergessen machen wollten: die Gesellschaft der Freunde, oder „die jüdischen Modejünglinge", und den Salon der Henriette Herz oder „die jüdischen Schönen". Rauh und schmerzhaft wurden sie an ihren Ursprung

[1]) Grattenauer führte selbst in seiner zweiten Schrift den Vers an, den man damals auf Kosmann's schlechte Vertheidigung machte:

„A Grattenauer hat mich beleidigt,
„Es sei.
„A Kosmann hat mich vertheidigt,
„Au Wai!"

erinnert. Die Rache machte Grattenauer beredter als der Haß. Höhnisch schrieb er von den Erstern: „Die jüdischen Elegants sollen von mir gekränkt sein? Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, von Juden-Elegants zu reden. Es giebt keinen Juden, der elegant ist, wiewohl viele hundert Judenjungens sehr honett sein wollen und auf Eleganz Anspruch machen. Wer aber diese Eleganz-Prätendenten, die sogenannten Lords vom Stamm Levi, die Baronets vom Stamm Ephraim und die Nobili vom Stamm Manasse näher kennt, der weiß auch, daß sie die langweiligsten, arrogantesten, zudringlichsten Gesellen sind, die wahre Plage der guten Gesellschaft. Von ihren orthodoxen Glaubensgenossen werden sie Quapecoires [1]) genannt, das ist Leute, die weder an Gott, noch an das Gesetz Moses, noch an die Rabbinen und den Talmud glauben. Um ihrer Verschwendung willen muß man sie aber beobachten, weil diese zur Armuth führt und die Judengewalt zerstört, welche sich nur allein auf unrechtmäßigen Reichthum gründet. Sie sprechen über Göthe, Schiller und Schlegel mit einer Art von Geistesverrückung". Von den Jüdinnen der gebildeten Kreise schrieb er: „Sie lesen viele Bücher, sprechen mehrere Sprachen, spielen manche Instrumente, zeichnen in verschiedenen Manieren, malen in allen Farben, tanzen in allen Formen und besitzen alles Einzelne, besitzen aber nicht die Kunst, alle die Einzelnheiten als Ganzes zu einer schönen Weiblichkeit zu verbinden. Den feinen Takt der großen Welt lernen sie weder in Paris, noch in Berlin, noch in Wien, sie mögen mit Prinzen, Fürsten, Grafen und Herrn umgehen so lange sie wollen." Das war zwar nicht fein, aber nicht unwahr gegen den Kreis der Herz und Rahel.

Die zwei letzten Schriften Grattenauer's wurden von der deutschen Leserwelt noch mehr verschlungen, sie waren noch derber und pikanter als die erste. Es blieb aber nicht bei Grattenauer's Schmähschriften. Das Schweigen, welches Mendelssohn's ältere christliche Freunde bis dahin den Judenfeinden aufgelegt hatten, war gebrochen, und nun fühlten sich mehrere kleine Voltaire's berufen, aus christlicher Liebe Steine auf die Juden zu werfen. Ein Kaufmann veröffentlichte „ein Wort wider die Juden" (1803), worin er seine Erfahrungen zum Besten gab, daß sämmtliche Juden ohne Ausnahme

[1]) Quapecoires soll heißen Epikoros = Epikuräer, Ketzer.

Gauner seien, und zu befürchten wäre, wenn die Freiheit der Juden erweitert würde, alle Hauptnahrungsquellen nach und nach in jüdische Hände übergehen, und die Christen zu ihren Knechten und Handarbeitern herabsinken würden. Der Vorschlag dieses wohlmeinenden Berliner Kaufmanns war, den Juden freizustellen, entweder das Christenthum anzunehmen oder sich Einschränkungen gefallen zu lassen oder den Staat zu meiden oder eine eigene Kolonie zu bilden. — Ein sich philosophisch geberdender Schriftsteller, Friedrich Buchholz, machte noch herbere Vorschläge als der Geschäftsconcurrenz fürchtende Geschäftsmann. Er übertraf Fichte bei weitem. Auch er stieg in seiner Schrift „Moses und Jesus", wie Paalzow, bis in das graue Alter des jüdischen Volkes hinauf, um zu beweisen, daß die preußischen Juden wie eine Zigeunerbande aus dem Lande gejagt zu werden verdienten, kehrte dann wieder zur Gegenwart, zu Mendelssohn, zurück und äußerte sich über ihn: „Wie Lessing diesen Menschen ertragen konnte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß zwischen mir und Moses Mendelssohn nie ein Verhältniß möglich gewesen wäre, das ihn berechtigt hätte, mich öffentlich Freund zu nennen."

Die junge romantische Schule Schleiermacher's und Schlegel's hatte schon begonnen, die Köpfe zu berücken und die Herzen stumpf zu machen. Die Deutschthümelei begann zu spuken und Phrasen zu machen. „Die Germanen (welche bekanntlich sich selbst aus Trunksucht als Sklaven verkauft haben, diese Erfinder der Leibeigenschaft, des Feudaladels und des gemeinen Knechtsinns) wurden von Buchholz „Freiheit und Gleichheit über Alles liebende Völker" genannt, welche die Sklaverei vernichtet hätten. „Zwischen diesen Deutschen, welche noch dazu das vollkommene Christenthum in sich aufgenommen, und den Juden, die eine thierische Religion hätten, ist eine gegenseitige Liebe eben so unmöglich, wie zwei mal zwei nicht fünf sein kann."

Da dieser deutschthümelnde Sophist Friedrich Buchholz an den Juden auch nicht ein einziges gutes Haar gelassen hat, wollte er sie natürlich auch im christlich-deutschen Staate nicht einmal geduldet wissen, sie würden ihn ebenso verderben wie sie das Römerreich und beinahe auch Holland verdorben haben. Was soll nun mit ihnen geschehen? „Es ist die höchste Zeit, auf Rettung der Christen bedacht zu sein", rief er aus. Vor allem müsse man den Juden ihre Religion nehmen, die sich seit Mose's Zeiten immer mehr verschlimmert

habe. Aber wie? Soll man Gewalttaufen anwenden, wie in Spanien unter Sisebut und Ferdinand dem Katholischen? Es wäre Buchholz schon recht gewesen: allein einerseits war ihm die Taufe zu heilig, um sie an den Juden zu entweihen, und andrerseits würde das Taufwasser sie nicht rein waschen, meinte er. Allgemeine Vertreibung der Juden wäre ihm auch recht gewesen, aber es ginge nicht. Mit gewaltsamer Entziehung und Taufe der Judenkinder wäre es auch nicht gethan, so gäbe es nur ein einziges Mittel. Sämmtliche Juden sollten wie die Sträflinge zu Soldaten gemacht, in das Heer gesteckt werden, doch so, daß keiner von ihnen je zu einer Officierstelle befördert werden solle, es sei denn, daß er die auffallendsten Beweise der Bravour gegeben hätte.

Die Tonangeber der Berliner Judenschaft waren rathlos, was sie dieser systematischen Judenhetze entgegensetzen sollten. David Friedländer schwieg. Ben-David schickte sich an, etwas dagegen zu schreiben: aber er unterließ es wohlweislich. Er war wegen der Schwerfälligkeit seiner Philosophie unfähig, ein zündendes Wort gegen die Feinde zu schleudern. Die Rollen hatten gewechselt. In der Mendelssohn'schen Zeit und noch später mußten die deutschen Juden die Vormundschaft über die französischen übernehmen, so oft diese Unbilden ausgesetzt waren. Jetzt hatte die Freiheit diese so mündig und selbstvertrauend gemacht, daß sie jeden Angriff auf sich und ihr Bekenntniß mit Muth und Gewandtheit zurückschlugen. Die Berliner Juden dagegen, welche sonst stets das große Wort führten, benahmen sich bei dem ersten feindlichen Anlauf gegen sie rath- und hilflos wie die Kinder. In ihrer Verlegenheit steckten sie sich hinter die Polizei. Sie bewirkten von ihr ein Verbot: daß keine Schrift, es sei für oder gegen die Juden, veröffentlicht werden dürfte. Dieser Schritt wurde von den Gegnern als Feigheit oder Eingeständniß ihrer Ohnmacht ausgelegt. Eine neue Schmähschrift „Können die Juden ohne Nachtheil für den Staat bei ihrer jetzigen Verfassung bleiben?“, die ruhiger als Grattenauers gehalten war, verstärkte noch mehr die Wucht der Anschuldigungen gegen sie. „Was war ein Theil der jetzigen reichsten Juden oder ihre Väter vor zwanzig oder dreißig Jahren? Schacherjuden, die zerlumpt auf den Straßen umherschlichen und den Vorübergehenden mit ihrer Zudringlichkeit beschwerlich fielen, einige Ellen Potsdamer Zopfband zu kaufen, oder Judenbengel, die unter dem Vorwande, zu schachern, die

Wohnungen der Christen durchschlichen und nicht selten den Eigenthümern derselben schädlich wurden."

Dieser ebenfalls von dem liebevollen Geist des Christenthums erfüllte Schriftsteller machte Vorschläge, die Juden unschädlich zu machen, die noch über das Mittelalter hinausgingen. „Nicht nur müßten die Juden wieder in ein Ghetto eingesperrt und unter beständige polizeiliche Aufsicht gestellt werden, (in Berlin z. B. auf dem Köpniker Felde) und nicht nur einen Flecken von abstechender Farbe am Rockärmel müßten sie tragen, sondern, um ihre Vermehrung zu verhindern, müßten die zweitgebornen „Judenjungen" castrirt werden. Die protestantische Theologie und die deutsche Philosophie riethen zu Maßregelungen gegen die Juden, welche die kanonischen Dekrete der Päpste Inocenz III. und Paul's IV. weit hinter sich ließen. Paalzow, Grattenauer, Buchholz und Genossen waren echte Jünger Schleiermacher's und Fichte's, welche von Lessing und Kant nichts mehr wissen wollten.

Auch außerhalb Berlin's, namentlich in Frankfurt a/M. und Breslau, erschienen ähnliche Schmähschriften, welche den Haß so sehr entflammten, daß einige wohlwollende Geistliche es für nöthig hielten, von der Kanzel herab davor zu warnen, um eine Judenverfolgung zu verhüten. Selbst die wohlwollenden Vertheidigungsschriften christlicherseits von Kosmann und Ramson (ein Wort für Unparteiische) gaben die Schlechtigkeit der Juden zu und meinten: es wäre allerdings für die Christen besser, wenn es unter ihnen gar keine Juden gäbe; aber da das Uebel einmal vorhanden ist, müsse man es ertragen. — Die Ehre der Deutschen rettete zum Theil ein Mann, der noch der alten Zeit angehörte, Freiherr von Diebitsch (früher Major in russischen Diensten), welchem Menschenliebe kein leerer Schall war. Warm vertheidigte er die Juden gegen die giftigen Ausfälle Grattenauer's und seiner hämischen Genossen (1803 und 1804) und setzte sich kühn dem Gerede der Käuflichkeit aus. Er war bei der allgemeinen Eingenommenheit gegen den jüdischen Stamm darauf gefaßt, daß man „sein Bild auf einer Sau oder einem Esel reitend, als Karrikatur darstellen werde." Indessen waren seine gutgemeinten, aber steifgehaltenen Vertheidigungsschriften nicht geeignet, den Judenfressern den Mund zu stopfen.

Unangemessen und wirkungslos waren auch einige Vertheidigungsschriften jüdischer Schriftsteller außerhalb Berlin's, welche es

doch nöthig fanden, ihre Stimme gegen das allgemeine Gebelle zu erheben. Aaron Wolfsohn, eines der Häupter der Measfim-Schule (damals Inspektor der Wilhelmsschule in Breslau), der in hebräischer Sprache so schlagenden Witz zeigte, bewährte seine Gewandtheit keineswegs in der deutsch geschriebenen „unparteiischen Beleuchtung“ (Jeschurun, 1804). Er meinte, wenn man die Paalzow'schen und Grattenauer'schen Lügen Schritt für Schritt mit gelehrter Gründlichkeit widerlegte, könnte man den Judenhaß entwaffnen. Er wußte nicht, daß, wenn die Juden reine Lichtengel wären, sie doch dem Verdammungsurtheil verfallen würden. Auch Wolfssohn steckte, wie seine Berliner Gesinnungsgenossen, in dem Wahne, daß die Söhne des Evangeliums, weil darin einige Sentenzen von Menschenliebe vorkommen, durchweg Tugendideale, die Söhne des Talmud dagegen moralisch verkommene Wesen wären. Daher eiferte auch er für eine Verbesserung der Juden von Seiten des Staates, machte Reformvorschläge und wollte den Behörden Eingriffe in die innigsten Verhältnisse eingeräumt wissen. Die Regierung sollte z. B. eine Commission niedersetzen, welche den Talmud und die Midrasch-Literatur genau zu prüfen und alle anstößigen und zweideutigen Sätze daraus zu streichen die Befugniß hätte.

Die Jahrhunderte lang dauernde Abgeschlossenheit der deutschen Juden verdarb ihnen das Augenmaß richtiger Beurtheilung; sie unterschätzten einander, weil sie einander im traulichern Verkehr, in alltäglicher, lässiger Haltung kannten, und überschätzten die christliche Außenwelt, weil sie dieselbe immer nur im Paradeaufzuge sahen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß Juden selbst in das Gebelle des Judenhasses theilweise mit einstimmten. Ein Königsberger Jude, der ebenfalls eine Art Vertheidigung schrieb: „Ein freundliches Wort für gänzliches Beilegen des Streites“ (1804), erklärte, eingestehen zu müssen, daß, wenn er ein Christ wäre, würden ihm die Juden nicht gefallen, weil sie steif und fest an einem Gesetze hangen, daß sie von der engen Verbindung mit Nichtjuden zurückhalte. Erbärmlich genug lautete der Vorschlag dieses Königsberger Vermittlers, um den Judenhaß zu tilgen: Jeder Jude müsse von Staatswegen (immer der Staat!) gezwungen werden, mindestens eine seiner Töchter an einen Christen zu verheirathen und einen seiner Söhne um die Hand einer Christin werben zu lassen. Die Kinder aus einer solchen gezwungenen Mischehe müßten getauft werden. Warum

nicht kurzweg die Juden sammt und sonders zur Taufe zwingen? Richtiger faßte die Sache ein schlesischer Jude an. Er meinte: Man dürfe sich auf Vertheidigung und auf Abwägung von jüdischen und christlichen Verbrechen gar nicht einlassen, sondern einen Aufruf an die jüdischen Mädchen erlassen und ihnen ein Wort zur Warnung im Umgange mit den Grattenauer'schen Mitbrüdern ans Herz legen. Eine jüdische Jungfrau müßte keinen Funken Ehrgefühl haben, wenn sie sich von einem Menschen lieben ließe, von dem sie wüßte, daß er bei ihr und ihren Schwestern einen üblen Geruch voraussetzte. Ein solcher Aufruf würde den doppelten Nutzen haben: jüdische Mädchen vor Verführung sicher zu stellen und dem Prunk der jüdischen Frauenwelt zu steuern.

Einen noch richtigern Weg schlugen zwei andere Juden ein, ein Königsberger und ein Hamburger. Beide erkannten, daß der deutsche Judenhaß nicht durch zentnerschwere Gründe, sondern nur durch leichten Spott stumm gemacht werden konnte. Diese Beiden, ein unbekannter Arzt und ein Vermummter (Lefrank), waren die Vorläufer von Börne und Heine. Der Erstere unter dem Namen Dominius Haman Epiphanes setzte mit satyrischen Zügen auseinander, daß ohne schleunige Niedermetzelung aller Juden und den Verkauf aller Jüdinnen als Sklavinnen die Welt, das Christenthum und alle Staaten nothwendig zu Grunde gehen müßten. Durch den Verkauf der Judenheit würde das Menschengeschlecht außerordentlich gewinnen; alle moralischen Uebel würden dadurch vermindert werden, und der unsterbliche Grattenauer, der diese schöne Idee geweckt und seinen edlen Abscheu vor den Juden fortgepflanzt hat, müßte als Wohlthäter des Menschengeschlechts überall die verdiente Anerkennung, Ehrensäulen und Tempel, erhalten.

Der andere Satyriker (Lefrank) nannte seine Schrift „Bellerophon“ (oder der geschlagene Grattenauer). Das chimärische Ungeheuer „Judenhaß“ in Grattenauer wollte er mit einem Pegasus-Ritt erlegen. Derb redete er den Judenfresser mit wegwerfendem „Du“ an: „Du, der du mit so großem Erfolge die Jurisprudenz auf die Theologie gepfropft, der du in Halle Salz geleckt — zwar kein attisches —, der du unter dem großen Semler Ignoranz und Stupidität studirt hast! — Wenn du so stolz auf dein Christenthum bist, daß du mit Verachtung auf die Juden herabblickst, so frage ich dich, woher deine Gefängnisse von Landesverräthern, Mördern,

Giftmischern, Dieben und Ehebrechern so vollgepfropft sind? Vertilge erst die Schaffote, die Galgen, die Folter, die Spießruthe und das gräßliche Gefolge marterpoller Todesstrafen, die gerade nicht von Juden erfunden sind. — Entteufle dich, dann wirst du ein Volk bemitleiden, das nicht sich, das man zum Schacher verdammt hat, und dem man es zum Verbrechen anrechnet, daß es schachert." — Betrug soll ein verbreitetes Laster der Juden sein? „Dich bestiehlt dein christlicher Schneider, dein Schuster giebt dir schlechtes Leder, dein Krämer falsches Maß und Gewicht, dein Bäcker giebt dir bei gesegneten Ernten kleines Brod. — Dein Wein wird verfälscht, dein Knecht und deine Magd vereinigen sich, dich zu betrügen. Du selbst verfeilscht — in der Unschuld deines Herzens — elende Lügen und boshafte Tücke auf Löschpapier für sechs Groschen, die keine sechs Stecknadeln werth sind, und du kannst behaupten, Betrug sei ein eigenthümliches Laster der Juden?" — „Zähle nur unter der Menge der eben jetzt in London und Paris ausgebrochenen Zahlungseinstellungen, ob auch nur eine einzige jüdische dabei ist? Davon kannst du aber nichts wissen — das steht nicht in deinem Eisenmenger!" — „Albernes Gewäsch ist, was du dem großen Fichte nachschwatzest, daß der Jude einen Staat im Staate bildet." — „Du kannst es den Juden nicht vergeben, daß er richtig deutsch spricht, daß er sich anständiger kleidet, daß er oft vernünftiger urtheilt als du. Er hat nicht einmal einen Bart mehr, bei dem man ihn zupfen kann, er spricht nicht mehr kauderwelsch, daß du ihn nachäffen könntest... Der Jude hat sich seit zwanzig Jahren Mühe gegeben, sich den Christen zu nähern, aber wie wurde er aufgenommen? Wie manche Eingriffe hat er schon in seine kanonischen Gesetze gethan, um sich euch anzuschmiegen, aber — den Rücken kehrt ihr ihm zu aus lauter Humanität [1])." — „Doch scheint mir deine Schrift von guter Vorbedeutung zu sein. Der gemeine Mann glaubt, der Winter könne nicht anders vom Sommer als durch ein fürchterliches Donner- und Hagelwetter scheiden. So ist es auch mit dir. Verfolgung, Fanatismus und Aberglaube liegen in den letzten Zügen und erheben in dir durch gewaltiges Toben ihre letzte Anstrengung, um endlich ihren Geist gänzlich aufzugeben." Lefrank's Selbstbewußtsein war das sicherste Vorzeichen für den endlichen Sieg der Juden.

[1]) Lefrank, a. a. O. S. 21.

Das deutsche Volk, das damals am Vorabend der Schlacht bei Jena eingestandener Maßen bis zur Verächtlichkeit niedrig und gesinnungslos war, wollte einen Stein auf die Juden werfen. Von dieser Thatsache mußten diese durchdrungen sein, wenn sie auf Anerkennung und Gleichstellung rechnen wollten, daß die sie umgebende Welt, wenn nicht schlechter, so doch keineswegs besser als sie war. Unter den damaligen Umständen, bei der Selbstverkennung und Selbstmißachtung der Juden, war die Hoffnung auf Befreiung trügerisch. In protestantischen Gebieten wie in katholischen, in Preußen nicht minder als in Oesterreich, war die Bevölkerung mehr noch als die Fürsten bis zur Verblendung gegen sie eingenommen. Damit eine österreichische Stimme in dem Gesammtspiel des Judenhasses nicht fehle, hetzte auch ein deutsch-österreichischer Beamter, Joseph Rohrer (1804 [1]), gegen das „Judenvolk". Er entwarf ein grauenhaftes Bild, namentlich von den galizischen Juden, ohne auch nur anzudeuten, daß der galizische Bauer noch viel niedriger stand, und der Adel noch unvergleichlich tiefer entartet war. Paalzow, Grattenauer, Buchholz, Rohrer, und wie sie Alle hießen, haben ihr Vorhaben durchgesetzt. An die Einbürgerung der Juden in Deutschland war nicht so bald zu denken. Nicht einmal den Leibzoll konnte Breidenbach bei allem Eifer überall durchsetzen. Er erhielt sich noch in einigen deutschen Gebieten als trauriges Andenken und Schandmal. Die Zähigkeit des deutschen Judenhasses konnte erst durch grausige Strafgerichte über das deutsche Volk allmälich gebrochen werden. Kanonen mußten erst die verrotteten, eingewurzelten Vorurtheile zum Weichen bringen.

[1]) S. Note 5.

Sechstes Kapitel.

Das jüdisch-französische Synhedrion und die jüdischen Consistorien.

Napoleon's Verstimmung gegen die Juden. Die Elsasser Judenfeinde. Bonald. Berathung über die Judenfrage im Staatsrathe. Gesetz vom 30. Mai 1806; Zusammenberufung jüdischer Notabeln. Furtado, Sinzheim. Die Vorversammlung. Die Parteien. Die italienischen Deputirten. Abraham di Cologna, Segre, Neri und Carmi. Die Eröffnungsreden des jüdischen Parlaments. Die zwölf Fragen. Hitzige Debatte über die Zulässigkeit von Mischehen. Einsetzung des großen Synhedrion. Die öffentliche Meinung darüber. Die Consistorial-Verfassung in Frankreich. Die gesetzgebende Thätigkeit des Synhedrion. Ränke gegen die Gleichstellung der französischen Juden. Beschränkende Gesetze Napoleons gegen sie. Die Folgen. Das Königreich Westphalen und die Juden. Israel Jacobson und das westphälische Consistorium. Emancipation der Juden von Baden, Frankfurt a. M., Mecklenburg und Preußen.

(1806—1813.)

Seit der römischen Zeit sah der Erdkreis nicht solche rasche Veränderungen und Katastrophen wie im Anfange dieses Jahrhunderts, ein neues Kaiserreich, das auf eine Universalmonarchie lossteuerte. Mehr noch als vor dem ersten Consul Bonaparte beugten sich alle Gewalten vor dem zum französischen Kaiser gewordenen Napoleon. Der Pabst, der ihn und die ganze neue Ordnung der Dinge von Herzen verwünschte, scheute nicht die Heuchelei, ihn zum Nachfolger Karl's des Großen zu salben. Die deutschen Fürsten waren die ersten, welche diese Neuerung, die Erhebung eines Emporkömmlings über sie selbst, in hündischer Kriecherei anerkannt haben. Freilich im Herzen hegten sie einen heftigen Groll gegen den Sohn des Volkes, der sie überragte, und gegen das Volk, das ihn auf den Schild gehoben hat. Diese Doppelzüngigkeit, mit Schwäche verbunden, rächte sich schwer an ihnen. Zuerst kam Oesterreich an die Reihe. Die deutschen Fürsten verstanden ebensowenig Verschwörungen anzuzetteln, wie ihre Völker. Ihr plumpes Beginnen schlug stets zu ihrem Unheil aus. In der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1803)

demüthigte Napoleon dieses Kronländerconglomerat und zertrümmerte das heilige deutsch-römische Reich, das so viel Unheil gestiftet hatte. Deutschland theilte Polen's Loos, es wurde zerstückelt; aber während die Polen vor Schmerz aufzuckten und sich verbluteten, empfanden die vom deutschen Rumpfe getrennten Glieder gar nichts bei dieser Zerstückelung. Sie huldigten heute diesem, morgen jenem Herrscher in gefühlloser Stumpfheit. Franz I. entsagte der deutschen Kaiserkrone; deutsche Fürsten wurden Vasallen des Corsischen Emporkömmlings, der als Protektor des neugestifteten Rheinbundes sie gängelte. Als wenn Napoleon bei der Berührung mit den Deutschen von ihrem Judenhasse angesteckt worden wäre, trat bei ihm seit der Zeit eine Sinnesänderung gegen die Juden ein. Obwohl er früher Bewunderung für das hohe Alter und den Riesenkampf des jüdischen Stammes gehegt hatte, zeigte er ihnen seitdem nur eine gewisse Verachtung. Seine ungünstige Stimmung gegen die Juden suchten die Deutschen im Elsaß sofort auszubeuten, um ihn dahin zu bringen, die französischen Juden wieder in die alte Schmach zurückzuversetzen. Zu einer Verschwörung gegen die Juden waren die Deutschen geschickt genug.

Die alten Klagen gegen die Juden von Elsaß hatten die Revolutionsstürme zum Schweigen gebracht. Jüdische Gläubiger oder Wucherer und christliche Schuldner waren durch die Schreckensherrschaft gleich verarmt, die alte Zeit war abgethan. Als die Ruhe wieder zurückgekehrt war, griffen viele Juden, welche durch ihre Rührigkeit wieder einiges Vermögen erworben hatten, zu ihrem alten Gewerbe. Was sollten sie anfangen? Handwerke und Ackerbau zu erlernen, konnte den bereits betagten Männern doch nicht zugemuthet werden. Es war selbst den jüdischen Jünglingen sehr erschwert, weil die engherzigen christlichen Meister in der deutsch redenden Provinz jüdische Lehrlinge nicht gern annahmen. Eine zahlreiche Klasse der elsässischen Bevölkerung bot den jüdischen Wohlhabenden eine Nahrungsquelle. Die Bauern und Tagelöhner, bis zur Revolution Leibeigene, waren durch sie allerdings frei geworden, hatten aber keine Mittel, sich Grundbesitz zu erwerben und ihrer Hände Kraft zu gebrauchen. Ihr Vieh und selbst ihr Ackergeräth hatten sie während der Sturmjahre eingebüßt, viele von ihnen waren vor der Anwerbung zum Heere entflohen. Dieser Bauernstand hatte sich bei eingetretener Ruhe an jüdische Wohlhabende gewendet, ihnen Vorschüsse zu machen, um kleine Parcellen National-Güter erwerben und bebauen zu können.

Die jüdischen Geldmänner waren auf dieses Geschäft eingegangen und hatten sich wahrscheinlich einen hohen Zinsfuß bedungen. Die Bauern hatten aber bei alledem ein gutes Geschäft gemacht: denn sie, die ursprünglich ganz mittellos waren, brachten es doch zu einem gewissen Wohlstand. In wenigen Jahren belief sich ihr Vermögen an liegenden Gründen auf 60 Millionen Fr., wovon sie den Juden etwa den sechsten Theil schuldeten[1]). Es war den Elsässischen Bauern allerdings schwer, baares Geld herauszuziehen, um ihre jüdischen Gläubiger zu befriedigen, zumal in der Zeit als Bonaparte's Kriege die Arme vom Pflug weg zu den Waffen riefen. Dadurch häuften sich die Klagen gegen die Schuldner. Das Straßburger Handelsgericht soll allein in den Jahren (1802—1804) Schuldprozesse zwischen jüdischen Gläubigern und christlichen Schuldnern im Betrage von 800,000 Fr. zu entscheiden gehabt haben. Die verschuldeten Bauern wurden verurtheilt, ihre Felder und Weinberge den jüdischen Gläubigern zu überlassen. Einige jüdische Wucherer mögen allerdings viel Härte dabei gezeigt haben.

Diese Stimmung benutzten die Judenfeinde. Sie verallgemeinerten die Vergehungen der Juden, übertrieben die Leiden der zur Zahlung gezwungenen christlichen Schuldner und stempelten sämmtliche Juden als Wucherer und Blutsauger, um die Gleichstellung der französischen Juden in ihrem Gebiete rückgängig zu machen oder, wo möglich, noch Schlimmeres über sie verhängen zu lassen. An der Spitze der Judenfeinde stand wie immer die Bürgerschaft der deutschen Stadt Straßburg, welche vergebens Anstrengung gemacht hatte, die Juden von ihren Mauern fern zu halten und sie während der Schreckensherrschaft zu verfolgen. Diese sah mit verbissenem Ingrimm die Zahl der jüdischen Zuzügler zunehmen. Es gab keinen jüdischen Wucherer in ihrer Mitte, im Gegentheil lauter vermögende, rechtschaffene, gebildete Juden, die Familie Cerf-Beer, Ratisbonne, Picard, die meistens vom Grundbesitz lebten. Nichts desto weniger erhoben gerade die Straßburger am lautesten Klagen über die Juden, als wenn sie durch diese der Verarmung entgegen gingen. Mit den Kaufleuten steckte der Präfekt von Straßburg — ein Deutscher — unter einer Decke. Als Napoleon nach dem hunderttägigen Feldzug

[1]) Vergl. den officiellen Bericht für den Minister des Innern vom Jahre 1810 bei Halphen, Recueil p. 326 fg.

gegen Oestreich in Straßburg weilte (Januar 1806), wurde sein Ohr vom Präfekten und einer Deputation Elsässer mit Klagen bestürmt, wie schädlich die Juden dem Staate wären, wie sie sich gleich einem Rabenschwarm auf die christliche Bevölkerung stürzen, so daß ganze Dörfer in den Besitz jüdischer Wucherer übergegangen und die Hälfte der Besitzungen von Elsaß mit Hypotheken jüdischer Gläubiger belegt wären, und dergleichen Gehässigkeiten mehr. Napoleon erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er auf seinem Kriegszuge einigen Juden bei Ulm begegnet war, welche den Soldaten geplünderte Gegenstände abgekauft hatten, und er war darüber unwillig geworden. Die Judenfeinde wußten ihm beizubringen, daß es Straßburger Juden gewesen wären, welche dem Heere stets nachzögen, um sich an erbeutetem Trödel zu bereichern, daß überhaupt die Juden lauter Wucherer, Schacherer und Trödler wären. Um den Kaiser noch mehr zu einem judenfeindlichen Entschlusse zu drängen, behauptete diese Anklage: In ganz Elsaß, ja in sämmtlichen (deutschen) Departements des Hoch- und Niederrheins wäre die Erbitterung der Bevölkerung gegen die Juden so groß, daß ein Judengemetzel, Scenen des Mittelalters, zu befürchten wären. In den Schänkhäusern werde offen davon gesprochen, die Juden todtzuschlagen. Mit diesem üblen Eindruck gegen sie verließ Napoleon Straßburg; er hatte Hilfe gegen die Beschwerden versprochen. Um den Eindruck nicht verfliegen zu lassen, bestürmten die Judenfeinde den Justizminister mit lauter Klagen über die Niederträchtigkeit und Gemeinschädlichkeit der Juden. Richter, Präfekte, sämmtliche Beamten deutscher Zunge wetteiferten, die Juden bürgerlich zu vernichten. Schon war der Justizminister, von der großen Masse von Klagen gegen sie überwältigt, zu dem Entschlusse gekommen, sämmtliche Juden Frankreich's unter Ausnahmegesetze zu stellen, ihnen für eine Frist das Hypothekengeschäft zu verbieten [1]).

Zu dem zunftzöpfigen, brodneidischen, spießbürgerlichen Judenhaß der halbdeutschen Bürgerschaft kam der bigott-kirchliche, finstere, unduldsame Sinn jener reaktionären Partei hinzu, welche damals ihre ersten Fäden zu dem Netzgewebe ansetzte, um die Geistesfreiheit, die Mutter der politischen, einzufangen und zu erdrücken und die katholische Kirche mit ihrer Herrschsucht und ihrem Verdummungsgelüste zur Alleinherrscherin über Völker und Fürsten zu erheben. Ein Hauptvertreter

[1]) Siehe darüber Note 6.

dieser freiheitsfeindlichen und in Intriguen gewandten Partei war der Publicist Louis Gabriel Ambroise Bonald, ein Geistesverwandter von Gentz, Adam Müller und Anderen dieses charakterlosen Gelichters, der mit dem Romantiker Chateaubriand und dem Großmeister der Schmeichelei Fontanes die widerwärtigste kirchliche und politische Reaktion herbeiführte. Bonald, welcher nach kurzem Freiheitsrausche die Fahne der bourbonischen Legitimität entfaltete und durch mystisch-katholischen Blödsinn verherrlichte, erblickte in der Freiheit der Juden eine Schmälerung der Kirchenmacht und legte Hebel an, um ihre Gleichstellung in Frankreich zu unterwühlen. Er wollte sie wieder zu fluchwürdigen Geschöpfen herabgewürdigt sehen, wie sie die Kirche brauchte. In einem Blatte, das er mit Chateaubriand gemeinschaftlich zur Erhebung der ultramontanen Macht unterhielt, eiferte er gegen die Juden mit sophistischer Beredtsamkeit. Er frischte alle Gehässigkeiten gegen sie auf und spitzte seine Anschuldigungen gegen sie zu der Behauptung zu, daß ihr niedriger moralischer Zustand sie der Gleichstellung unwürdig mache [1]). Bonald hatte zwar den Krieg gegen die Philosophen eröffnet und bemerkt, diese hegten nur deßwegen Wohlwollen gegen die Juden, um das Christenthum zu vernichten, das in der Niedrigkeit der Letztern den Beweis seiner Größe habe, lobte aber dennoch Voltaire, den Fürsten der Philosophen, weil er die Juden mit seinem Hasse verfolgt hatte. Er beneidete die Deutschen, daß sie, vernünftiger und vorsichtiger als die Franzosen, den Juden höchstens den Leibzoll abgenommen, im Uebrigen aber sie in ihrem alten Drucke gelassen haben. Er tadelte die Nationalversammlung, daß sie ihnen alle Rechte eingeräumt hat, ohne zu bedenken, daß die französischen Juden, vom Joche befreit, sich leicht in Einverständniß mit ihren Stammgenossen anderer Länder setzen, allen Einfluß und alle Reichthümer an sich reißen und die Christen knechten könnten. Bonald spritzte wiederum jenes Gift der Verläumdung aus, welches der feile und gewissenlose Elsasser vor der Revolution in einer Schrift ausgespieen hatte (o. S. 64.) Auch judenfresserische Schriften in deutscher Sprache führte er gegen sie auf. Sein Refrain war, daß die Juden auf dem Kriegsfuße mit der Moral stünden, daß sie einen

[1]) Der 19 Seiten starke Artikel mit der Ueberschrift: Sur les Juifs erschien 8. Febr. 1806 im Mercure français.

Staat im Staate bildeten, daß die meisten von ihnen Blutsauger und Trödler wären, in deren Menge die Bessergesinnten verschwänden. Sein Vorschlag war, ehe man die Juden politisch emancipiren will, sollte man sie moralisch oder religiös bessern, d. h. nach seiner erzkatholischen Anschauung, zum Katholicismus bekehren. Bonald schloß seine Anklageschrift mit einem Urtheil, das die französische Nation ebenso herabsetzte, wie die Juden: „Wenn diese je selbstständig und gesetzgeberisch auftreten sollten, so würde ein jüdisches Synhedrin keine unsinnigern und nichtswürdigern Gesetze zu Stande bringen, als die constituirende Versammlung der Philosophen fabricirt hat."

Es war für die Zukunft der Juden ein glücklicher Wurf, daß die Freiheitsfeinde und Stockkirchlichen den Judenhaß auf ihr Programm gesetzt hatten; dadurch zwangen sie die Freunde der Freiheit, die Sache der Juden zu der ihrigen zu machen. Aber für den Augenblick schadete ihnen Bonald's judenfeindliche Stimme nicht wenig. Sie fand bei denen Beifall, welche überhaupt die Zeit zurückschrauben wollten und drang auf Umwegen auch in Napoleon's Ohr. Die französische Judenschaft erkannte die Tragweite dieser Wühlerei gar nicht; sie meinte, daß es sich bloß um die jüdischen Wucherer im Elsaß handele und nicht um ihrer Aller Ehre, Stellung und Sein. Sie traten nicht energisch genug dagegen auf. Nur ein Schriftsteller aus Bordeau, Moïse Peinado fertigte Bonald's Bosheiten und Sophistereien ab [1]).

Die Sache hatte aber eine sehr ernste Wendung genommen. Napoleon hatte die Frage dem Staatsrathe zur gründlichen Berathung übergeben, und dieser hatte die Berichterstattung einem jungen Mitgliede, dem Grafen Molé übergeben, bekannt als Muster zweideutiger Haltung in der späteren französischen Geschichte. Zur Ueberraschung aller älteren und gewiegten Staatsrathsmitglieder hatte Molé, dessen Urgroßmutter eine Jüdin war, dem Bericht eine außerordentlich judenfeindliche Färbung gegeben und war zum Schlusse gelangt, daß sämmtliche französische Juden Ausnahme-

[1]) Diogène Tama bemerkt in der Einl. zu Recueil etc. Moise Pinado de Bordeaux a répondu à la diatribe de Bonald etc. Justin Lamoureux schrieb in Revue philosophique, bei Bran Aktenstücke S. 15.: Rodrigues hat eine vortreffliche Widerlegung eines Artikels von Bonald gegen Juden geschrieben. Waren es zwei oder sind sie identisch? Die Vertheidigungsschrift habe ich nicht erlangen können.

gesetzen unterworfen werden müßten, d. h. nichts weniger, als daß ihre gesetzlich anerkannte und thatsächlich eingeführte Gleichstellung wieder aufgehoben werden sollte. Sein Bericht wurde allerdings von den ältesten Räthen mit verdienter Verachtung aufgenommen, weil diese von dem Gleichheitsprinzip, das die Revolution geheiligt hatte, so durchdrungen waren, daß sie sich nicht denken konnten, wie man einen auf Zahlung klagenden Gläubiger nach seinem Glaubensbekenntniß fragen sollte. Sie vermutheten, daß der angehende Staatsmann mit den Rückschrittlern Fontanes und Bonald unter einer Decke steckte und deren reaktionärem Bestreben die Juden zuerst als Opfer bringen wollte. Er scheint aber dem mächtigen Kaiser zu Gefallen, diesen Ton angeschlagen zu haben, weil er wußte, daß dieser den Juden abhold war. Obwohl sämmtliche Räthe für die ungeschmälerte Fortdauer der Gleichberechtigung waren, so sollte die Judenfrage doch in voller Sitzung des Staatsraths unter dem Vorsitz Napoleon's (30. April 1806) verhandelt werden, weil dieser großes Gewicht darauf legte.

Es war ein schicksalsschwerer Augenblick, in welchem diese so lange bereits entschiedene Frage noch einmal hin und her gezogen werden] sollte. Das Wohl und Wehe nicht bloß der französischen und italienischen, sondern sämmtlicher europäischen Juden hing von dem Ausgang dieser Berathung ab. Denn wenn die Gleichstellung den Juden dieser Länder auch nur geschmälert worden wäre, und zwar aus dem Grunde, daß sie vermöge ihrer Religion und ihrer Haltung unwürdig dazu wären, so wären sie in andern Ländern auf lange Zeit hinaus in Verachtung und Bedrückung verblieben. Die Sitzung gestaltete sich auch recht stürmisch. Unglücklicher Weise wollte ein jüngst ernannter Staatsrath Beugnot, welcher in einer früheren Berathung in Abwesenheit des Kaisers mit vielem Geist und Geschick zu Gunsten der Juden gesprochen und Beifall geerntet hatte, von diesem Erfolge berauscht, seine Beredsamkeit auch vor dem Kaiser glänzen lassen. Statt staatsmännisch nüchtern zu sprechen, verfiel er in Deklamationen und gebrauchte noch dazu die unglückliche Wendung: daß den Juden das Vollbürgerrecht entziehen, einer verlornen Schlacht auf dem Felde der Gerechtigkeit gleichkäme. Napoleon gerieth dadurch in eine gereizte Stimmung. Ton und Inhalt von Beugnot's Rede waren ihm gleich zuwider. Es verdroß ihn, daß seine Voreingenommenheit gegen die Juden als unberechtigt

angesehen wurde. Ueberhaupt war er aufgebracht darüber, daß Principien geltend gemacht wurden, während er, ein Feind aller Theorieen, der Cagliostro, den Erzschwindler, und Kant, den großen Entdecker im Reiche der Gedanken, gleich und die katholischen Priester über diesen stellte, nur auf das Nützliche Werth legte. Er war daher gegen Beugnot leidenschaftlich erregt, sprach heftig gegen die Theoretiker und Principienreiter und berauschte sich selbst mit Worten. Er sprach von den Juden fast wie Fichte, Grattenauer und Buchholz, daß sie einen Staat im Staate, den Feudaladel der Gegenwart bilden, und daß man sie nicht in eine Reihe mit Katholiken und Protestanten stellen dürfe, weil sie keine Bürger des Landes und noch dazu gefährlich wären. Man dürfe nicht den Schlüssel Frankreich's, Elsaß und Straßburg, in die Hände einer Bevölkerung von Spionen fallen lassen. Es wäre klug, nur 50,000 Juden am Ober- und Niederrhein zu dulden, die Uebrigen in Frankreich zu zerstreuen und ihnen den Handel zu verbieten, weil sie ihn durch Wucher besudeln, und dergleichen Anschuldigungen mehr, die ihm von den Judenfeinden angeflogen waren. Indessen wagten doch zwei Staatsräthe von Bedeutung, Regnaul und Segür, zu Gunsten der Juden oder vielmehr der Gerechtigkeit zu sprechen. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Juden in Bourdeau, Marseille und in den italienischen Städten, die zu Frankreich gehörten, sowie die in Holland in großer Achtung stünden, und daß die Vergehungen, die den Elsasser Juden zugeschoben worden, nicht dem Judenthum zur Last gelegt werden dürften, sondern von der unglücklichen Lage derselben stammten. Es gelang ihnen, Napoleon's Zorn für den Augenblick zu mildern. Eine zweite Berathung sollte den Abschluß herbeiführen.

Inzwischen gelang es einflußreichen Personen, Napoleon eine bessere Meinung von den Juden beizubringen. Man machte ihn darauf aufmerksam, wie sehr sich dieselben in kurzer Zeit in Künsten, Wissenschaften, Landbau und Handwerken hervorgethan haben. Man bezeichnete ihm viele Personen, die er als tapfere Krieger mit Pensionen oder dem Orden der Legion ausgezeichnet hatte und die Juden waren, daß es demnach eine Verläumdung der Judenfeinde sei, sie sämmtlich als Wucherer und Trödler zu bezeichnen. In der zweiten Staatsrathssitzung (7. Mai 1806) sprach er schon milder von den Juden. Er verwarf den Vorschlag, der ihm gemacht worden

war, die jüdischen Hausirer aus dem Lande zu weisen und gegen die Wucherer den Gerichtstribunalen eine unumschränkte Gewalt zur Bestrafung einzuräumen. Er wollte nichts thun, was von der Nachwelt gemißbilligt werden und seinen Ruhm verdunkeln könnte. Nichts desto weniger konnte er sich von dem Vorurtheil nicht losmachen, daß die jüdische Nation, seit uralter Zeit, seit Moses, wucherisch und unterdrückend sei. Aber fest entschlossen, eine Verfolgung oder auch nur Hintenansetzung der Juden nicht eintreten zu lassen, kam er auf einen glücklichen Gedanken, oder er ist ihm eingegeben worden, nämlich eine Anzahl von Juden aus den verschiedenen Landestheilen zusammentreten zu lassen, welche ihm Gewißheit darüber geben sollten, ob das Judenthum thatsächlich seinen Bekennern Haß und Bedrückung gegen die Christen vorschreibe. Die Juden selbst sollten durch ihre Vertreter über ihr Geschick entscheiden[1]).

Das Gesetz, welches diesen Beschluß ausführen sollte (30. Mai 1806), führte eine sehr herbe Sprache. Napoleon selbst hatte, ihm wie es scheint, in einem verstimmten Augenblick die letzte Feile gegeben. Der erste Theil des Gesetzes bestimmte: Schuldforderungen jüdischer Gläubiger in einigen Landestheilen sollten innerhalb eines Jahres nicht gerichtlich eingezogen werden. Es lag eine doppelte Rechtsverletzung in diesem Gesetze, daß es gegen Juden überhaupt, statt gegen Wucherer erlassen worden war, und daß dadurch nicht bloß die Juden von Elsaß, gegen welche die gerechten oder übertriebenen Klagen erhoben worden waren, sondern auch die Juden in den neuen französischen Gebietstheilen des linken Rheinufers, nördlich bis Köln und südlich bis Neufchatel, in Ausnahmezustand versetzt wurden. Der zweite Theil des Gesetzes ordnete die Zusammenberufung von jüdischen Notabeln an. Die Begründung für dasselbe war so gehalten, daß die Bonald's damit zufrieden sein konnten. Weil gewisse Juden in den nördlichen Kreisen, die nur von Wucher lebten, viele Bauern ins Elend versetzt haben, habe der Kaiser durch die Aufhebung der Gleichheit dem Uebel abgeholfen. Gelegentlich habe er es auch dringlich erachtet, in denjenigen, welche in Frankreich sich zur jüdischen Religion bekennen, das Gefühl der bürgerlichen Moral zu beleben, das bei einem großen Theil unter ihnen durch die Erniedri-

[1]) S. darüber Note 6.

gung erstorben sei. Zu diesem Zwecke sollen die jüdischen Notabeln zusammenberufen werden, ihre Wünsche aussprechen und Mittel an die Hand geben, wie unter den Juden Künste und nützliche Gewerke heimisch werden könnten, statt der schädlichen Gewerbe, denen sich viele von ihnen von Vater auf Sohn seit mehreren Jahrhunderten hingegeben. So war für einen Theil der Juden von Frankreich die Gleichstellung auf Zeit wenigstens aufgehoben. Aber für diese Wunde, die Napoleon ihnen geschlagen hat, war wenigstens ein Heilmittel durch die angeordnete Notabelnversammlung ermöglicht. Die Präfekten erhielten den Auftrag, unter Rabbinen und Laien hervorragende Persönlichkeiten auszuwählen, die sich an einem bestimmten Tage in „der guten Stadt Paris" einfinden sollten. Nicht bloß die Gemeinden in den altfranzösischen Provinzen, sondern auch die in den neuen, im Gebiete des linken Rheinufers, sollten durch Deputirte vertreten werden. Die italienischen Juden, welche um die Gnade baten, sich daran betheiligen zu dürfen, wurden ebenfalls zugelassen.

Obwohl die Wahlen von den Behörden mit einer gewissen Willkür vorgenommen wurden[1]), so fielen sie doch glücklich aus. Unter den mehr als hundert Notabeln französischer, deutscher und italienischer Zunge waren die meisten von der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen. Sie sollten das gewissermaßen auf die Anklagebank gesetzte Judenthum vor den Augen von ganz Europa vertheidigen, die gegen dasselbe mit Hartnäckigkeit und Giftigkeit erhobenen Anschuldigungen zurückweisen und die blinden Vorurtheile gegen Bekenntniß und Bekenner zerstreuen — eine schwere, aber dankbare Aufgabe. Unter ihnen waren Männer, die bereits einen Namen hatten: Berr Isaak Berr, der mit Feuereifer für seine Stammgenossen aufgetreten war und sich nun berufen fühlte, dem von ihm geschaffenen Werke die Krone aufzusetzen; sein vielversprechender Sohn Michel Berr, der den Aufruf an die Fürsten und Völker erlassen hatte, die Juden aus der Knechtschaft zu erlösen (o. S. 242).

[1]) Bran, gesammelte Aktenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich 1807, S. 237. Bran hat interessante Correspondenzen aus Paris über die Versammlung der Notabeln und des Synhedrion aufgenommen von dem, was hinter den Coulissen spielte. Seine Berichte sind daher ergiebiger, als die officiellen Protokolle, welche Diogène Tama in recueil des procès verbaux gegeben hat.

Auch Abraham Furtado, der ehemalige Parteigänger der Girondisten, der wegen seiner politischen Haltung gelitten hatte, war ein Mann von der edelsten Gesinnung und weitem Blick. Seine Geburtsgeschichte hat einen interessanten Hintergrund [1]. Seine Eltern waren Marranen in Portugal, und trotz zweihundertjähriger Anschmiedung an die Kirche hatte seine Mutter ihren Ursprung und ihre Anhänglichkeit an das Judenthum nicht vergessen. Als das fürchterliche Erdbeben Lissabon in einen Trümmerhaufen verwandelte, wurden Furtado's Eltern mit verschüttet, der Vater erschlagen und die Mutter in gesegneten Umständen in ein Grab eingeschlossen. Sie hatte gelobt, wenn sie Gott aus dieser Gefahr befreien sollte, würde sie, keine Gefahr scheuend, zum Judenthum zurückkehren. Ein neuer Erdstoß öffnete ihr das Trümmergrab. So konnte sie den Ort der Schauer verlassen, nach London entkommen und sich zum Judenthum bekennen. Hier gebar sie ihren Sohn Abraham, den sie jüdisch erzog. Abraham Furtado verstand die hebräische Literatur; er sammelte Material zu einer jüdischen Geschichte und hatte sich in das Buch Hiob vertieft; aber sein jüdisches Wissen war dilettantenmäßig ohne Gründlichkeit. Sein Lieblingsfach war Naturwissenschaft. Vor der Revolution gehörte Furtado der Commission an, welche Vorschläge zur Verbesserung der Lage der französischen Juden machen sollte. Während der Schreckensherrschaft und als Anhänger der Girondisten-Partei war sein Leben gefährdet und sein Vermögen confiscirt worden (o. S. 224). Sein Fleiß hatte es indeß dahin gebracht, daß er wieder Grundbesitz in Bordeaux ankaufen konnte. Nächst Berr dem Aeltern und Jüngern war Furtado eine Zierde der Versammlung. Er besaß große Beredtsamkeit und richtigen Takt für öffentliche Angelegenheiten.

Eine sehr glückliche Wahl war die des Rabbiners Joseph David Sinzheim aus Straßburg (geb. 1745 st. 1812 [2]), Sohn des Rabbiners von Trier. Es war ein Mann von fast patriarchalischem Wesen, von sittlichem Ernst und liebenswürdiger Milde. Von Haus aus vermögend und Schwager des reichen Cerf Berr,

[1] Anonyme Biographie Furtado's in holländischer und französischer Sprache Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 361 fg.

[2] Bis zum Jahre 1799 gab Sinzheim selbst seine biographischen Notizen in [illegible]; seine Biographie bei Carmoly, Revue orientale II, p. 340 muß hin und wieder berichtigt werden.

trieb Sinzheim das Talmudstudium nicht um Lohnes willen, sondern aus Neigung, und war ein abgesagter Feind der polnischen klügelnden und witzelnden Methode, welche so viel Verwilderung über die Juden gebracht hat. Hätte Sinzheim wissenschaftliche Kenntniß besessen, so hätte er die kritische Behandlung des Talmud angebahnt. Seine Belesenheit in der talmudischen und rabbinischen Literatur war erstaunlich; nur Verstandestiefe ging ihm ab. Für andere Wissensfächer hatte er nach seiner ganzen Erziehungsweise wenig Verständniß; aber er hatte wenigstens keine Antipathie dagegen. Gleich Elia Wilna in Polen verlegte sich Sinzheim auf die Vereinfachung des Talmudstudiums. Schon in seiner Jugend ging er den Talmud in diesem Sinne durch, verbreitete diese Methode in dem von seinem Schwager Cerf Berr in Bisheim gegründeten Lehrhause unter Jüngern und Genossen und verpflanzte sie beim Beginn der Revolution nach Straßburg. Während der Schreckensherrschaft, welche die Juden in dem judenfeindlichen Straßburg besonders hart traf (o. S. 226), hatte er flüchtig werden müssen und konnte erst nach der Wiederherstellung der Ruhe dahin zurückkehren. Die Zahl der Juden in Straßburg hatte indeß unter dem Direktorium und Napoleon zugenommen; sie hatten sich zu einer Gemeinde zusammengeschlossen und Sinzheim zu ihrem ersten Rabbiner ernannt. Von da aus wurde er zur Notabelnversammlung nach Paris berufen. Er galt unter den französischen Juden als der bedeutendste Talmudist und wurde der Führer der frommen Partei.

Geachtete Persönlichkeiten in dieser Versammlung waren noch seine Neffen Baruch, Daniel und Theodor Cerfberr. Neben Sinzheim zählten unter den Rabinen nur der portugiesische Rabbiner Abraham Andrade aus Saint-Esprit. Die Laien hatten aber das Uebergewicht. Unter diesen nahm eine geachtete Stellung ein Mose (Jean Louis) May, welcher sechs Jahre bei der französischen Armee mit Auszeichnung gedient, sich das Zeichen der Ehrenlegion verdient hatte und dann in Zurückgezogenheit bei Neufchatel die Landwirthschaft mit musterhafter Geschicklichkeit betrieb; ferner Simon Mayer aus Paris, früher ebenfalls Soldat und zur Zeit Aufseher bei der Militärverwaltung, der die Feder eben so gut wie das Schwerdt zu führen verstand und damit seine Stammgenossen gegen Verunglimpfung vertheidigte; Alroy Haym

Worms, Adjunkt bei der Mairie von Paris; Isaak Rodrigues aus Bordeaux, ein reicher und angesehener Kaufmann (geb. 1765, st. 1835), der, mit dem Hause Gradis verschwägert, in der Gemeinde und Stadt einen großen Einfluß hatte und die Vorurtheile der Christen gegen die Juden zerstreuen half, und endlich Jakob Lazare in Paris, ein reicher Kaufmann. Redegewandt und selbstlos, war Lazare durch seinen sanften Charakter dazu berufen, bei schroffer Meinungsverschiedenheit die ausgleichende Vermittlung zu bewirken und Spaltungen zu verhüten, welche leicht traurige Folgen hätten herbeiziehen können[1]).

Mit zitternden Herzen trafen etwa hundert jüdische Notabeln aus den französischen und deutschen Departements ein. Sie hatten keinen Plan, weil sie nicht recht wußten, was der Kaiser mit ihnen vorhatte. Ein Ruf des Ministers, an jeden Einzelnen derselben gerichtet (vom 23. Juli 1806), lüftete nur wenig den Schleier für sie. Er zeigte ihnen an, daß sie sich drei Tage später, an einem Sabbat, in einem für sie eingerichteten Saale des Hotel de Ville zur Sitzung einfinden, constituiren und Fragen beantworten sollten, welche kaiserliche Commissarien ihnen vorlegen werden. Der Zweck sei: die Juden zu nützlichen Bürgern zu machen, ihren Glauben mit den Pflichten der Franzosen in Uebereinstimmung zu bringen, die Vorwürfe, die man ihnen macht, zu widerlegen, und den Uebeln abzuhelfen, die sie verursacht haben. Die Ernennung Molé's zum kaiserlichen Commissär neben Portalis und Pasquier, mit der Versammlung officiell zu unterhandeln, war nicht geeignet, sie zu beruhigen, da dieser zuerst den judenfeindlichen Schlagwörtern Bonald's und Anderer als Organ gedient hatte (o. S. 272). Am Tage vor der Eröffnung der Versammlung (25. Juli) erschien in der officiellen Zeitung (Moniteur) eine lange Auseinandersetzung über die jüdische Geschichte seit Rückkehr der Juden aus Babylonien bis auf die Gegenwart herab[2]). Das französische Volk sollte von der Wichtigkeit der Frage, welche die Juden selbst zu verhandeln hatten, Kenntniß erhalten. In raschen Zügen wurde geschildert: die

[1]) Die Charakteristik der Hauptpersonen in der Notabeln-Versammlung ist aus den Akten und Correspondenzen bei Tama und Bran zusammengestellt.

[2]) Recherches sur l'état politique et religieux des Juifs depuis Moïse jusqu'à présent, Moniteur 1806 p. 942. 25. Juli. Ebendaselbst bei Bran a. a. O. S. 19 fg.

Selbstständigkeit und die Abhängigkeit des jüdischen Volkes, seine Siege und Niederlagen, seine Verfolgungen während des Mittelalters und der Schutz, den es gefunden, seine Ausbreitung und seine Vertilgung, die Anklagen, die gegen es erhoben wurden, die Schmach und Bedrückungen, denen es unterworfen war in den verschiedenen Ländern, durch die auf einander folgenden Herrscher und wechselnden Stimmungen und Ansichten. Die jüdische Geschichte erhielt dadurch gewissermaßen ein officielles Siegel. Daß sie vielfach gefälscht und entstellt in die große Welt eingeführt wurde, war nicht zu verwundern. Sie litt unter der Verkennung ihres Stammes, und es war damals Niemand im Stande gewesen, ihre Ehre zu retten, sie in ihrem eigenen Lichte zu zeigen. Sie war noch in demselben Zustande, in den sie Basnage ein Jahrhundert vorher gebracht hatte, in dem sie halb Mitleid und halb Verachtung einflößt. Auch die jüdische Religion oder das Judenthum wurde officiell, gewissermaßen auf des Kaisers Befehl, auseinandergesetzt mit fast noch größerer Verkennung als die jüdische Geschichte. Hier war Basnage, und dort der Rabbiner Leon de Modena, der halbe Zweifler, (B. X. S. 141) als Gewährsmann für den niedern Stand des Judenthums angerufen[1]). Zwei Punkte wurden mit besonderer Betonung hervorgehoben: die religiös-sittliche Absonderung der Juden von der übrigen Welt und der Wucher derselben zum Nachtheil der Andersgläubigen, als vom jüdischen Gesetze, wenn auch nicht vorgeschrieben, so doch geduldet. „Wie läßt es sich sonst auch erklären“, heißt es zum Schluß des officiellen Berichts, „daß die Juden, die heut zu Tage wuchern, beinahe alle am religiösesten sind und die Vorschrift des Talmud aufs genaueste befolgen?“ Die Schlußfolgerung lautet so unwahr als nur möglich: „Sehen wir nicht die portugiesischen Juden (die sich vom Wucher rein erhalten) dem Talmud weniger Folge leisten? Hatten die ausgezeichneten Juden in Deutschland, ihr berühmter Mendelssohn, große Ehrfurcht vor den Rabbinen? Diejenigen endlich, die unter uns sich den Wissenschaften widmen, sind das fromme Juden?“ So wurde das talmudische Judenthum von neuem als Sündenbock hingestellt, allerdings nicht mit der Gehässigkeit wie in Deutschland,

[1]) Moniteur das. p. 1806. Nous en donnerons une idée encore plus précise par l'ouvrage de Rabbi Léon de Modène etc.

aber doch belastet genug, und noch dazu vor einem so öffentlichen, so zu sagen, vor einem europäischen Tribunal.

An demselben Tage, an dem die Juden das Tagesgespräch in Paris abgaben, versammelten sich die Deputirten im Hause des Abron Haym Worms, um eine Gewissensfrage zu entscheiden. Die erste officielle Versammlung sollte am Sonnabend stattfinden, und ihr erstes Geschäft sollte sein: die Wahl eines Vorsitzenden und der Sekretäre durch geschriebene Zettel vorzunehmen. Hier kamen zum erstenmal die Vertreter der französischen, deutschen und italienischen Juden zusammen und brachten die Gegensätze und Schattirungen zum Vorschein, welche sich in der Judenheit seit einem halben Jahrhundert durch den Wechsel der Zeiten ausgeprägt hatten, Abstufungen von dem staatsmännischen Furtado, der in die Revolutionsgeschichte verwickelt war, bis zu den Rabbinern, welche ihr Lebelang in talmudischen Lehrhäusern zugebracht hatten. Alle diese sollten zusammenstimmen. Sie konnten Anfangs einander nicht verstehen. Aushilflich mußten deutsche und italienische Dolmetscher zugezogen werden. Sollte die erste Kundgebung der jüdischen Deputirten mit Verletzung des Sabbats beginnen? Oder sollten sie sich auf die religiöse Satzung steifen und den Judenfeinden einen Anhaltspunkt für ihre Behauptung liefern, daß das Judenthum mit der Ausübung der Bürgerpflichten unverträglich sei? Diese wichtige Frage beschäftigte die Mitglieder aufs lebhafteste. Die Rabbiner und die Partei des Berr Isaak Berr waren entschieden dafür, die erste Sitzung aufzuschieben oder wenigstens die Wahl an diesem Tage nicht vorzunehmen. Die weniger bedenkliche Partei, die Politiker, bestanden im Gegentheil darauf, dem Kaiser thatsächlich den Beweis zu liefern, daß das Judenthum sich den obrigkeitlichen Gesetzen unterzuordnen wisse. Die Verhandlungen darüber waren heftig. Der milde Lazare wußte indeß die Gemüther zu beruhigen und eine Ausgleichung herbeizuführen [1]).

So versammelte sich gewissermaßen das erste jüdische Parlament in Paris in einem mit passenden Emblemen ausgeschmückten Saale des Stadthauses am Sabbat. Die Deputirten waren vollzählig erschienen; einige derselben waren mit einer gewissen Absichtlichkeit zu Wagen angekommen. Noch einmal versuchten einige Gewissenhafte unter

[1]) Aus einem Schreiben aus Paris bei Bran a. a. O. S. 77 fg.

ihnen die erste Verhandlung zu verschieben; aber vergeblich. Die Furcht vor Napoleon's Machtspruch lähmte auch solche, die es sonst nicht so leicht mit den religiösen Satzungen nahmen. Unter dem Vorsitze des Alterspräsidenten, des Rabbiners Salomon Lipmann von Colmar, wurde der Wahlakt vorgenommen. Die Frommen hatten bereits fertige Wahlzettel mitgebracht, die Uebrigen schrieben vor den Augen der Rabbinen ungescheut, Andere ließen für sich schreiben. Nur zwei Männer eigneten sich für den Vorsitz: Berr Isaak Berr und Furtado, jener bewährt als unermüdlicher Vertheidiger seiner Glaubensgenossen, und dieser gewiegt in parlamentarischen Formen, Beide durch ihre Persönlichkeit und ihre Stellung Achtung gebietend. Jener wurde von der frommen Partei, und dieser von der politischen bevorzugt. Furtado erhielt die Stimmenmehrheit, von 94 Stimmen 62; die Uebrigen waren auf Berr gefallen [1]). Mit parlamentarischem Takt begann Furtado die Versammlung zu leiten. Die Deputirten wurden inne, welche schwere Verantwortlichkeit auf ihren Schultern ruhte und zeigten sich ihrer Aufgabe gewachsen. Eifer und Streben nach Einigkeit beseelten Alle.

Auch die deutschen Rabbinen, welche bisher in der Abgeschiedenheit des Lehrhauses hinter Talmudfolianten zugebracht hatten, schickten sich schnell in die neue Lage und in die parlamentarischen Formen. Einzelne Deputirte trugen dazu bei, den Geist der Einmüthigkeit bei Allen rege zu machen. Zündend wirkte die Rede des Deputirten Lipmann Cerfberr, besonders die Worte: „Vergessen wir, woher wir stammen! Nichts mehr von Elsasser Juden, nichts mehr von Portugiesen, nichts mehr von deutschen Juden. Ueber den Erdboden zerstreut, sind wir doch nur ein einziges Volk, denselben Gott anbetend, und wie unser Gebot es befiehlt, der Macht unterworfen, unter deren Gesetze wir leben" [2]). Allerdings mischte sich auch in ihre Gefühle eine überschwängliche, anwidernde Vergötterung Napoleon's, der die Versammlung nicht genug Worte leihen konnte. Allein diesen Taumel theilte sie mit beinahe ganz Frankreich und dem halben Europa. Als nun gar der Officier der vor dem Sitzungssaale aufgestellten Ehrenwache sich dem erwählten Präsidenten näherte, um seine Befehle entgegenzunehmen, die Wache

[1]) Das.
[2]) Diese Rede ist mitgetheilt bei Bran das. S. 185 fg.

beim Heraustreten der Deputirten ihnen militärische Ehre bezeugte und die Trommel rührte, fühlten sie sich gehoben, und ihre Furcht verwandelte sich in Hoffnung [1]).

Diese Hoffnung bewaffnete sie mit Muth, den Angriffen zu widerstehen, welche die judenfeindlichen Schriftsteller gegen sie richteten. Meistens waren es Deutsche oder Halbdeutsche, welche diesen Zwischenzustand, zwischen der Gnade und Ungnade des Kaisers, in welchem die französischen Juden bangend schwebten, auszubeuten gedachten, um sie wieder der Gleichberechtigung beraubt zu sehen. Zwei Advokaten Poujoul von Colmar und Virien von Metz eiferten, die öffentliche Meinung gegen sie einzunehmen [2]). Am Tage der Eröffnung der Versammlung schleuderte ein Schriftsteller in einem vielgelesenen Blatte [3]) die Anschuldigung gegen die Juden, daß sie vermöge ihrer Religion die Gesetze des Landes nicht anerkennen, daher der Einbürgerung unwürdig seien. Die jüdischen Deputirten hatten vollauf zu thun, sich der Angriffe gegen sie zu erwehren [4]). Inzwischen waren die Deputirten aus dem Königreich Italien vollzählig eingetroffen, welche durch ihre Haltung einen wohlthuenden Eindruck machten. Auch unter ihnen waren Spuren der Zeitrichtung, die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen, wenn auch nicht so gegensätzlich und schroff wie unter den französischen und deutschen Juden, zu erkennen.

Der Bedeutendste unter den italienisch-jüdischen Deputirten war Abraham Vita di Cologna (de Cologne, geb. 1755 st. in Triest 1832 [5]). Zugleich rabbinisch und wissenschaftlich gebildet, von einnehmendem Aeußern und von sprudelnder Beredtsamkeit, wurde er als Rabbiner von Mantua in das Parlament des Königreichs Italien gewählt. Sein talmudisches und profanes Wissen

[1]) Bericht bei Tama a. a. O. bei Bran das. S. 80.

[2]) Grégoire, histoire des sectes religieuses III. p. 415. Tama a. a. O. Introduction.

[3]) Journal de l'empire 1806.

[4]) Vergl. die Entgegnungen Simon Mayer's v. 30. Juli 1806 bei Tama Introduction und bei Bran S. 133.

[5]) S. über ihn Archives Israélites von Cahn, Jahrg. 1840 p. 32. Er war Mitarbeiter des Israélite Français unter der Chiffre: le Ch. G. R. de C. (Chevalier, Grand-Rabbin de Cologne). Außer Predigten und apologetischen Schriften hat er eine Elegie auf den Tod des Königs Josia von Tremuel in's Hebräische übersetzt.

war indeß weder umfangreich, noch tief. Cologna neigte sich der neuen Richtung zu, welche das Judenthum aus seiner Absonderung reißen, um ihm ein, so zu sagen, europäisches Gepräge aufzudrücken, aber Weg und Ziel waren ihm gleich unklar, und er blieb beim Wollen stehen. Auch ein älteres Mitglied der italienischen Notabeln, Josua Benzion Segre (geb. um 1720, st. 1809 [1]), zugleich Grundbesitzer, Rabbiner und Municipalrath von Vercelli, war für wissenschaftliches Streben eingenommen und huldigte dem Neuen, obwohl er Nachkomme jenes Segre war, welcher eine so zähe Anhänglichkeit an den falschen Messias Sabbataï Zewi bewahrt hatte [2]). Die kabbalistische Verirrung hatte damals unter den kundigen italienischen Juden noch viele Anhänger, obwohl die ersten Bekämpfer derselben von Italien ausgegangen waren. Aber Benzion Segre selbst war ihr abgeneigt. Dagegen lebte und webte in der Kabbala der italienische Deputirte Graziadio (Chanannel) Nepi, Rabbiner und Arzt von Cinto (geb. 1760, st. 1836 [3]). Er besaß eine erstaunliche Belesenheit in der jüdischen Literatur, die er in einem alphabetisch-geordneten Namensverzeichniß der jüdischen Schriftsteller alter und neuer Zeit zeigte. Obwohl er die Gründe gegen die Kabbala recht gut kannte, blieb Nepi doch dieser Afterlehre treu. Er hätte nicht ein Jota von dem rabbinischen Judenthum aufgegeben, aus Furcht des kabbalistischen Wahnes, damit in der Himmelsordnung Alles unterst zu oberst zu kehren. Sein Gesinnungsgenosse war der Deputirte Jakob Israel Carmi, Rabbiner von Reggio, der ihm indeß an Gelehrsamkeit bei weitem nachstand.

In der zweiten Sitzung (29. Juli) überreichten die drei kaiserlichen Commissäre feierlich zwölf Fragen, welche die Versammlung gewissenhaft beantworten sollte. Die Hauptpunkte waren, ob die französischen Juden Frankreich als ihr Vaterland, die Franzosen als ihre Brüder, die Staatsgesetze als auch für sie verbindlich betrachteten, als Folgerung die einschneidende dritte Frage: „Erlaubt das jüdische Gesetz Mischehen mit Christen?“ und endlich, ob es den Wucher gegen Nichtjuden gestattet oder verbietet. Die übrigen Punkte

[1]) Nepi-Gherondi Biographien p. 107 No. 6, p. 207 No. 217.

[2]) Vergl. B. X. Note S. XXVIII.

[3]) Nepi hat ein Verzeichniß der jüdischen Autoren unter dem Titel תולדות גדולי ישראל angelegt, die Gherondi ergänzt hat, erschienen Triest 1853. Ich citire diese Schrift unter Nepi-Gherondi Biogr. Ueber Nepi selbst s. das. p. 115 No. 24.

in Betreff der Vielweiberei, der Ehescheidung, des Verhältnisses der Rabbinen, waren untergeordneter Natur. Die meisten Mitglieder konnten beim Anhören dieser Punkte ein Gefühl der Gekränktheit nicht unterdrücken, daß ihre Vaterlandsliebe und ihre Anhänglichkeit an Frankreich noch in Frage gestellt waren, obwohl Juden sie mit ihrem Blute auf Schlachtfeldern besiegelt hatten. Von vielen Seiten wurden bei dieser Frage Stimmen laut: „bis in den Tod.“ Die Anrede, welche Molé bei Ueberreichung der zwölf Fragen hielt, war äußerst kühl und zum Theil verletzend. Der Inhalt war ungefähr: Die Klagen, welche gegen verschiedene Juden erhoben worden, seien begründet; der Kaiser habe sich indeß nicht begnügt, die Fortsetzung des Uebels zu hemmen, er wolle die Mittel zur Abhilfe von den Deputirten vernehmen. Auf die ihnen vorgelegten Fragen sollten sie die Wahrheit ganz und vollständig geben. Der Kaiser gewähre ihrer Berathung volle Freiheit: aber er wünsche, daß sie Franzosen seien und bedenken mögen, daß sie dieser Ehre entsagen würden, wenn sie sich ihrer nicht würdig zeigten. Die Versammlung wußte nun, woran sie war. Sie war vor eine Alternative gestellt, zwischen Verzichtleisten auf die Gleichberechtigung und Schädigung des Judenthums.

Furtado wußte indeß sehr geschickt in einer Erwiederung auf die Rede des Commissars das Mißtrauen des Kaisers in einen Schein von Vertrauen zu verwandeln: daß den Juden die Gelegenheit, diese Fragen zu beantworten, äußerst erwünscht sei, um so einen Irrthum aufdecken und einer Menge von Vorurtheilen gegen sie ein Ende machen zu können. „Ich sehe im Geiste den Genius der Geschichte, wie er mit unvergänglichem Griffel, frohen Blickes in dauerndes Erz eingräbt, was der Held seines Jahrhunderts that, um die Scheidewand niederzureißen, welche alle Nationen des Erdbodens von den zerstreuten Ueberbleibseln eines der ältesten Völker des Erdbodens trennte.“ Aufrichtiger, männlicher und auch wärmer war die Rede, welche Berr Isaak Berr in dieser Sitzung gehalten hat. Furtado vertrat die Juden, aber nicht das Judenthum; er hatte zu verstehen gegeben, daß die Versammlung es sich zur Pflicht und Ehre rechnen würde, sich jedem Winke des Kaisers zu fügen; Berr dagegen lieh auch dem Judenthum das Wort und ließ es würdig auftreten: „Mehr, als siebzehn Jahrhunderte sind seit jener ewig denkwürdigen Epoche verflossen, wo durch fremde und siegreiche Legionen das jüdische Volk unterjocht ward, sein zinsbarer Zustand

sich in einen sklavischen verwandelte, und der Sturm des Unglücks es nach den vier Enden des bewohnten Erdballs zerstreute. Immer unglücklich und verfolgt, immer treu dem Glauben der Väter, nicht Marter, nicht den Tod scheuend, bietet es noch heute das Ehrfurcht einflößende, der menschlichen Vernunft unbegreifbare Schauspiel einer unbeweglichen Säule dar, die der einreißenden Fluth der Jahrhunderte widerstanden hat. Und wenn der Ursprung dieses Volkes in der Wiege des menschlichen Geschlechts zu suchen ist, so scheint es, daß seine Trümmer erst mit dem letzten menschlichen Wesen untergehen sollen. Während unseres Unglücks und unserer Sklaverei war es nicht blos der religiöse Glaube, der unsere Väter auszeichnete; selbst mitten in der Unterdrückung glänzte oft das Licht der Wissenschaften, das heilige Feuer der Tugend der unglücklichen Israeliten .... Als Franzosen und als Juden wollen wir uns dem Erguß unserer Herzen überlassen. Laßt uns schwören beides zu bleiben: Franzosen, indem wir mit Eifer das von uns geliebte Vaterland vertheidigen, und Juden, indem wir den religiösen Gesetzen und dem Glauben unserer Väter treu bleiben. Als Beides wollen wir unserem erhabenen Kaiser und König ewige Liebe schwören [1]). Die Beantwortung der Fragen wurde einer Commission überwiesen, zu welcher außer dem Präsidenten, dem Sekretär und den Scrutatoren die vier ausgezeichnetsten Rabbinen Sinzheim, Andrade, de Cologna und Segre und die zwei gelehrten Laien gehörten, Isaak Berr und Lazare.

Diese Commission übertrug die Hauptarbeit dem Rabbinen David Sinzheim, dem gelehrtesten und geachtetsten Mitgliede der Versammlung, welcher sie auch zur Zufriedenheit derselben, sowie der Commissarien und schließlich auch des Kaisers in der kürzesten Zeit vollendete (30. Juli bis 3. August [2]). Seine Ausarbeitung wurde nämlich noch vor der öffentlichen Berathung den Commissarien übermittelt, und diese gaben dem Kaiser Nachricht davon. Napoleon

[1]) Berr's Rede steht bei Tama und Bran (S. 111 fg.) nicht in chronologischer Reihenfolge; es ist auch nicht dabei angegeben, daß er sie in Gegenwart der Commissarien bei Vorlage der zwölf Fragen gehalten hat, was doch aus dem Schlusse derselben folgt.

[2]) Daß Sinzheim ganz allein die Beantwortung der zwölf Fragen ausgearbeitet hat, berichtete ein unterrichteter Correspondent aus Paris bei Bran S. 239.

war dadurch mit der Haltung der Versammlung so zufrieden, daß er ihr melden ließ, er werde sämmtliche Mitglieder in einer Audienz empfangen. Ueberhaupt flößte der parlamentarische Takt der Mitglieder im Verlaufe dem Kaiser so viel Hochachtung ein, daß er von seinem Vorurtheile gegen die Juden theilweise zurückkam. Er hatte sich unter Juden Trödler und Wucherer, schleichende, gebückte Gestalten oder verschmitzte Duckmäuser, welche gierig auf Raub lauern, vorgestellt und gewahrte zu seinem Erstaunen unter den Mitgliedern Männer von gediegenem, würdigem Charakter, von intelligentem Wesen und imposanter Haltung, von denen einige seinem Staatsrathe hätten einverleibt werden können. Er bekam dadurch eine bessere Meinung von den Juden. Allerdings trug auch der Weihrauch der Vergötterung dazu bei, den die Versammlung ihm in dichten Wolken zuwallen ließ, wofür der Emporkömmling nicht unempfindlich war. Die große Aufgabe, welche den jüdischen Deputirten zugefallen war, hatte sie auch größer gemacht, sie über das gewöhnliche Maß gehoben, idealisirt. Das Zusammenwirken hatte sie begeistert, die Reden, die gehalten wurden, sie berauscht, und selbst die nüchternen deutschen Mitglieder wurden davon angesteckt.

In der dritten Sitzung (4. August), in welcher die Beantwortung der Fragen debattirt werden sollten, traten die Deputirten schon mit Selbstbewußtsein und Siegesgewißheit auf. Die ersten zwei Fragen: ob die Juden mehrere Frauen heirathen dürften, und ob eine Ehescheidung nach dem französischen Gesetze auch die religiös-gesetzliche Anerkennung finde, boten keine Schwierigkeit. Sie wurden im Sinne des Kaisers erledigt, ohne dem Judenthume etwas zu vergeben. Aber die dritte Frage erzeugte eine leidenschaftliche Erregtheit und offenbarte den Gegensatz, der seit Mendelssohn in die Gemüther eingezogen war. „Darf sich eine Jüdin mit einem Christen oder ein Jude mit einer Christin verheirathen?" Diese Frage hatte schon im Schooße der Commission heftige Debatten veranlaßt, und nun erst gar in voller Versammlung! Es gab unter den Deputirten nicht Wenige, die dem alten Judenthum bereits so entfremdet waren, daß sie kein Bedenken trugen, die Frage aus vollster Seele zu bejahen. Aber die deutschen Rabbinen, der greise Salomon Lipmann und der kabbalistische Nepi, auch manche Laien empfanden Gewissensunruhe bei dieser Frage, die so tief in das Fleisch des Judenthums einschnitt.

Indeß auch die Frommen fühlten es, daß es äußerst bedenklich sei, sie unbedingt zu verneinen. Aber die Commission hatte sie vorher geschickt beantwortet, und wenn Sinzheim auch daran gearbeitet hat, so macht es seinem Verstande und seinem Takte viele Ehre. Im Eingange wurde klugerweise auseinandergesetzt, daß nach biblischem Standpunkte nur die Ehe mit den kanaanitischen Völkerschaften verboten sei. Selbst vom talmudischen Standpunkte wären Mischehen gestattet, da auch er die europäischen Völkerschaften nicht als Götzendiener betrachte. Die Rabbinen würden allerdings gegen eine solche Verbindung sein, da bei einer solchen Eheschließung die erforderliche Ceremonie nicht angewendet werden könne. Sie, die Rabbinen, würden demnach Anstand nehmen, eine solche Mischehe einzusegnen, ebenso wie die katholischen Priester dabei ihre Mitwirkung versagen würden. Diese Weigerung hätte aber keine Folge, da der Staat die Civilehe anerkennt. Jedenfalls erkennen selbst die Rabbinen einen Juden oder eine Jüdin, die eine Mischehe eingehen würden, als volle Religionsgenossen an. Diese Erklärung schien indeß den Frommen zu nachgiebig; es entspann sich eine hitzige Debatte dabei. Mehrere wünschten, daß die Rabbinen ganz allein darüber entscheiden mögen, da es eine rein religiöse Frage sei, wie denn auch über eine astronomische Frage z. B. nur Sachkundige vernommen werden würden. Ein Sturm erhob sich gegen dieses Verlangen. Ein Rabbiner (Andrade?) hatte den Muth, gelegentlich auszusprechen, daß das Judenthum entstellende Zusätze enthalte, die ihren Grund im Aberglauben haben. Indessen einigte sich doch die Versammlung über die Formel der Antwort, und damit war die größte Schwierigkeit überwunden.

Die übrigen Fragen wurden ohne Aufregung in zwei Sitzungen (7. und 12. August) erledigt. Die Fragen, ob die Juden die Franzosen als ihre Brüder und Frankreich als ihr Vaterland betrachteten, beantwortet die Versammlung mit einem lauten, enthusiastischen Ja. Sie konnten sich dabei auf das Judenthum berufen, das in seinen drei Phasen (der biblischen, talmudischen und rabbinischen) die Menschenliebe und die Brüderlichkeit an die Spitze stellt. Von dieser starken Seite des Judenthums aus konnte die Versammlung alle die dummen Vorurtheile oder die Verlogenheit ihrer Gegner, daß das Judenthum Christenhaß predige, in ihr Nichts zurückweisen. Nur ein einziger Punkt in dem Entwurfe der Commission gab Ver-

anlassung zu einer gewissen Aufregung, der Punkt, welcher den portugiesischen Juden eine Art Vorzug einzuräumen schien, als wenn sie vermöge ihrer Haltung in größerer Achtung bei der christlichen Bevölkerung stünden, als die deutschen Juden; dieser Satz wurde daher gestrichen.

Bei Beantwortung der zwei Wucher-Fragen konnte die Versammlung ebenfalls ein festgewurzeltes Vorurtheil beseitigen und das Judenthum in ein günstiges Licht stellen: Das pentateuchische Gesetz (die Thora) spreche gar nicht von Wucher, verbiete ihn also weder für Stammgenossen, noch halte es ihn für Fremde gestattet; es spreche lediglich von Zinsnahme, sei es von Geld oder beweglichem Eigenthum. Die Absicht des Gesetzgebers beim Verbot der Zinsnahme überhaupt sei gewesen, das Band der Brüderlichkeit unter den Stammgenossen zu festigen und die Gleichheit des Besitzes zu befördern, was auch das Gesetz von Erlaß- und Jubeljahr bezwecken wolle. In dieses Gesetz sei auch der Fremde, der sich im Lande angesiedelt, eingeschlossen gewesen. Wenn es gestattet, dem Fremden auf Zins zu leihen, so seien darunter lediglich die Ausländer verstanden, die mit dem Gelde Geschäfte betrieben. In solchem Falle gestatte auch der Talmud und die Rabbinen die Zinsnahme von Juden zu Juden bei Gleichheit von Gewinn und Verlust auf beiden Seiten. Die Versammlung beschloß ihre Beantwortung mit den Worten der Entrüstung: „Man kann zwar nicht läugnen, daß es unter den Hebräern welche giebt, die sich dem von der Religion verbotenen Wucher hingeben, aber in einer weit geringeren Zahl, als man glaubt. Ist es nicht ungerecht, dieses Lasters 100,000 Juden zu beschuldigen?“ So lautete die eben so verständige, wie wahre Antwort der Notabeln auf diese Frage. Im Ganzen hat die Versammlung ihre schwere Aufgabe mit Würde und Takt gelöst und dem Judenthum nur wenig vergeben.

Inzwischen kam der Geburtstag des Kaisers (15. August) heran, und die Versammlung benutzte ihn, um von Neuem dem ihre Huldigung zu bezeugen, in dessen Hand das Geschick der französischen Juden lag. Die Synagoge von Paris verwandelte sich gewissermaßen in einen Götzentempel, in dem des Kaisers Bild mit Blumen geschmückt hing. Ihm zu Ehren sangen sie Hymnen in hebräischer und französischer Sprache. Drei Rabbinen predigten zur Verherrlichung Napoleon's, Andrade in französischer, Segre in italienischer und

Sinzheim in deutscher Sprache; der Greis Segre überbot seine Collegen an Uebertreibung und Ueberschwänglichkeit. Der Kaiser bezeugte der Versammlung dafür seine volle Zufriedenheit. Zur Audienz wurde sie zwar nicht zugelassen, aber er ließ nach Prüfung der Antworten Sinzheim und noch einigen Deputirten vertraulich durch die Commissarien die Versicherung zugehen: er hege die gnädigste Gesinnung für die Bekenner der jüdischen Religion und werde ihnen nichts von den Rechten der französischen Bürger entziehen [1]. Die Bewunderung, die Napoleon früher für dieses lebendige Denkmal des ältesten Volkes und der ältesten Civilisation hegte, erhielt durch die Haltung des jüdischen Parlaments in seinem Innern wieder die Oberhand über die Verachtung, die ihm einige jüdische Trödler und Wucherer gegen sie eingeflößt hatten. Der Commissar Molé, der zuerst den Eingebungen des Judenhasses und der Antipathie gegen Juden erlegen war und ihre Ausschließung beantragt hatte, mußte öffentlich erklären (18. Sept.), daß der Kaiser von den Absichten und dem Eifer der Versammlung befriedigt sei. Diese Anrede schlug einen ganz andern Ton an, als die früheren: „In der That, wer wäre nicht von Erstaunen ergriffen beim Anblick dieser Versammlung von aufgeklärten Männern, erwählt unter den Nachkommen des ältesten Volkes? Wenn irgend eine Persönlichkeit aus den entschwundenen Jahrhunderten wieder auflebte, und dieses Schauspiel seinen Blick träfe, würde sie sich nicht in die Mauern der heiligen Stadt versetzt glauben, oder würde sie nicht meinen, daß eine Umwälzung die menschlichen Dinge bis auf ihren Grund erneuert habe?" — „Seine Majestät", fuhr Molé fort, „sichert Ihnen die freie Ausübung Ihrer Religion, den Vollgenuß Ihrer politischen Rechte zu; aber zum Tausche für diesen hohen Schatz fordert sie eine religiöse Bürgschaft von der vollen Verwirklichung der in Ihren Antworten ausgesprochenen Principien."

Was sollte die Bürgschaft bieten? Napoleon ließ ein Wort der Ueberraschung verkünden, welches die Versammlung mit freudigem Erstaunen erfüllte und sie elektrisirte. „Der Kaiser schlägt vor, das große Synhedrin (Sanhedrin) zusammenzuberufen!" Diese mit dem Tempel zugleich untergegangene Körperschaft, welche allein in Israel mit Autorität versehen war, sollte neuerstanden die Antworten der Versammlung

[1] Bei Bran S. 200.

in Entscheidungen umwandeln, damit sie gleich denen des Talmud und neben ihnen in den Augen der Juden aller Länder und aller Jahrhunderte das bestmöglichste Ansehen erlangen. „Es soll den wahren Geist des Gesetzes zurückrufen, die Gesetze des Judenthums zeitgemäß auslegen, die falschen oder streitigen aufheben, und außerdem eine neue Organisation schaffen." Die Versammlung sollte ferner die Zusammenkunft des großen Synhedrin allen Synagogen Europa's kundgeben, damit sie nach Paris solche Deputirte entsenden möchten, welche im Stande wären, die Regierung mit neuer Einsicht zu versehen, und würdig seien, mit der Versammlung in Verbindung zu treten. Damit dieses erneuerte Synhedrin den durch die Geschichte geheiligten, ehrwürdigen und imposanten Charakter erhalte, sollte es vollständig nach dem Vorbilde des alten gebildet werden, aus einundsiebzig Mitgliedern bestehen, und zwar mit einem Vorsitzenden (Naszi), einem ersten Beisitzer (Ab-Bet-Din) und einem zweiten Beisitzer (Chacham). Beim Anhören dieser Rede war den Deputirten zu Muthe, als wenn sie plötzlich die alte Herrlichkeit Israel's aus der Gruft auftauchen und feste Gestalt annehmen gesehen hätten. Sie waren drei Monate vorher zusammenberufen worden, um ihr gefährdetes Bürgerrecht zu retten, und nun wurde ihnen eine Aussicht eröffnet, ihre glänzende Vergangenheit in der Gegenwart auferstehen zu sehen und dabei zu helfen. Sie waren förmlich geblendet und betäubt davon. Wer diesen Restaurations-Gedanken beim Kaiser angeregt hat, ist nicht bekannt geworden. War es vielleicht Sinzheim oder Furtado, die öfter von den Commissarien zu Rathe gezogen worden waren? Oder hatte die Schrift Israel Jacobson's [1]), worin er den Kaiser aufforderte, einen hohen Rath für die europäische Gesammtjudenheit mit einem Patriarchen an der Spitze zu ernennen, ihn darauf gebracht? Oder hatte Napoleon dabei die Absicht, beim Herannahen des Krieges gegen Preußen die Juden in den ehemals polnischen Provinzen für sich zu gewinnen, damit sie seinen Heeren Vorschub leisten mögen? Furtado scheint allerdings Kunde von dem Beschlusse, ein Synhedrin ins Leben zu rufen, gehabt zu haben. Denn seine Erwiderung auf Molé's officielle Ankündigung der Zusammenberufung trug nicht den Charakter der Ueberraschung, viel-

[1]) Les premiers pas de la nation juive vers le bonheur sous les auspices du grand Monarque Napoléon, Paris 1806, ausgezogen bei Bran. S. 110 fg.

mehr den eines zurechtgelegten Programms, dem Kaiser auch in Gewissenssachen eine Autorität einzuräumen.

Selbstverständlich ließ es die Versammlung bei Vernehmung dieser Kunde nicht an enthusiastischen Ausrufen und Beschlüssen fehlen. Sie genehmigte Alles, was die Commissare vorgeschlagen oder auch nur angedeutet hatten. Das Synhedrin sollte aus zwei Drittel rabbinischen und einem Drittel Laien-Mitgliedern bestehen, und zwar jene aus sämmtlichen Rabbinen der Notabeln-Versammlung und einigen neu zu wählenden. Damit hatte eigentlich die Bedeutung der Versammlung aufgehört, sie spielte nur noch eine Scheinrolle. Allenfalls bestimmte sie aus eigenem Antriebe die Eröffnung des Synhedrin auf den 20. October. Zwei Wahlen hatte sie noch vorzunehmen: Fünfundzwanzig Laienmitglieder aus ihrem Schooße für das Synhedrin und eine Neuner-Commission, welche die Arbeiten für das große Sanhedrin vorbereiten und mit den Commissarien verhandeln sollte. Wichtig war nur noch der Aufruf, den sie an die Gesammtjudenheit erließ (24. Tischri = 6. Oct.), sie für das zusammentretende Synhedrin zu erwärmen und zu ermuntern, Deputirte zu entsenden. Dieser Aufruf, in vier Sprachen verfaßt (hebräisch, französisch, deutsch und italienisch), giebt die Gefühle zu erkennen, von welchen die Mitglieder beseelt waren, und die Hoffnung, die sie von dem großen Synhedrin hegten: „Ein großes Ereigniß wird vorbereitet. Was unsere Väter seit einer langen Reihe von Jahrhunderten nicht, was wir in unsern Tagen nicht zu sehen hoffen konnten, wird vor den Augen der erstaunten Welt von neuem erscheinen. Der 20. October ist der Tag, der zur Eröffnung eines großen Sanhedrin in der Hauptstadt eines der mächtigsten christlichen Reiche und unter dem Schutze des unsterblichen Fürsten, der dasselbe regiert, bestimmt ist. Paris wird dann der Welt dies Schauspiel darbieten, und dieses ewig denkwürdige Ereigniß wird für die zerstreuten Ueberbleibsel von Abraham's Nachkommen eine Periode der Erlösung und des Glückes eröffnen ...."

„Wer sollte nicht mit uns die verborgenen Pläne der Vorsehung bewundern, die wir nicht ergründen können, welche die Formen der menschlichen Dinge verändert, den Bedrückten tröstet, den Niedrigen aus dem Staube erhebt, den Prüfungen, welche seine göttlichen Beschlüsse bestimmen, ein Ende macht, und den getreuen Beobachtern seines Gesetzes die Achtung und das Wohlwollen der Nationen

wieder verleibet? Seit unserer Zerstreuung haben unzählbare Veränderungen die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge bewiesen. Die Nationen haben von Zeit zu Zeit einander wechselweise vertrieben und sich mit einander vermischt. Wir allein haben dem Strom der Jahrhunderte und der Revolutionen Widerstand geboten."

„Alles verkündigte uns in Europa ein milderes Loos und eine weniger ungewisse Existenz; doch dieser Zustand der Dinge war bloß eine schimmernde Aussicht. Um denselben zu verwirklichen, mußte nach öffentlichen Stürmen aus den unruhigen Bewegungen eines unzählbaren Volkes unter dem Schutze der göttlichen Hand eins von den mächtigen Häuptern aufstehen, um welches sich alle Völker aus natürlicher Neigung zu ihrer Erhaltung versammelten."

Das jüdische Parlament und die daraus hervorgegangene Wiederherstellung eines Synhedrin erregte in der That eine große Spannung in Europa. An Kriegesthaten und glänzende Siege Napoleon's war die Welt gewöhnt. Seine Waffenwunder waren so alltäglich geworden, daß man nicht mehr darüber erstaunte. Aber daß dieser bewunderte und gefürchtete Held sich zu dem ältesten Volke herabließ, es aus der Niedrigkeit zu erheben und ihm wenigstens eine seiner verlorenen Herrlichkeiten wiederzugeben, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit unter Christen vielleicht noch mehr als unter Juden. Man betrachtete dieses Ereigniß als etwas Wunderbares, als einen neuen weltgeschichtlichen Keim, welcher vielleicht eine neue Gestaltung der Dinge hervorbringen würde. Freilich wagten die meisten Gemeinden aus Furcht vor ihrer argwöhnischen Regierung nicht, ihren Enthusiasmus kund zu geben. Nur eine Gesellschaft in Frankfurt a/M., dessen Regent, der Fürst-Primas Dalberg, Napoleon's Verehrer war, und die aufgeklärte neue Gemeinde in Amsterdam (Adat Jesurun) richteten Huldigungsadressen an die Versammlung, welche Furtado als Vorsitzender in demselben Tone beantwortete [1]. Einige christliche Schriftsteller in Bamberg, ein katholischer Geistlicher Gley an der Spitze, erwarteten so reiches und wichtiges Material von der jüdischen Versammlung in Paris, daß sie ein eigenes Blatt, eine Art Zeitung der Juden dafür

[1] Die Adresse von 7 Vorstehern einer Frankf. Gesellschaft v. 25. Nov. 1806 bei Bran S. 393, die Antwort darauf v. 27. Febr. das. S. 396, ferner von 250 Frankf. Juden das. S. 377, die Verhandlung des Adat Jesurun, Sulamit II. S. 15 und S. 95.

gründeten [1]). Nur die Berliner Aufgeklärten, der Kreis des David Friedländer, empfanden dabei ein unbehagliches Gefühl, daß von Frankreich aus vermittelst des Synhedrin eine Wiedergeburt des Judenthums mit antiquem Charakter und doch in einem neuen Geiste hervorgehen könnte. Sie erklärten daher von vornherein das Synhedrin als ein Gaukelspiel, das Napoleon seinen Parisern geben wollte [2]). Patriotismus hatte sich auch in dieses Unbehagen gemischt. Die preußischen Juden empfanden das tiefe Wehe mit, welches über das preußische Volk und das Königshaus durch die Niederlage bei Jena und Auerstädt (14. Oct. 1806) gekommen war. Napoleon und seine siegreichen Heere waren triumphirend in Berlin eingezogen, die Festungen hatten sich ohne Wehr ergeben, und ganz Norddeutschland bis zur Nord- und Ostsee und bis zur Weichsel lag dem Sieger offen. Der preußische Stolz und Mannesmuth war an einem Tage gebrochen. Die hochmüthigen Katheder- und Kanzel-Weisen, welche mit vornehmer Verachtung auf die Juden wie auf Sklaven herabgesehen hatten, empfanden selbst, was Knechtschaft bedeutet; sie wurden im eigenen Lande als Fremde behandelt. Aus ihrem Traume von Ueberlegenheit und Vorzüglichkeit grausam geweckt, benahmen sich die eingebildeten Weisen wie Kinder. Die Klugen liefen zum siegreichen Feinde über und leckten den Staub zu seinen Füßen. Immer weiter drang der Sieger nach Osten vor, in die sogenannten südpreußischen Provinzen (Gebiet von Posen und Warschau). In den Wintermärschen, welche in dieser rauhen Gegend außerordentlich beschwerlich und aufreibend waren, fanden die französischen Soldaten bei den Juden hilfreichen Vorschub. Hätten sie etwa dem preußischen Königshause für jenes Gesetz [3]) treu und dankbar sein sollen, welches ihnen neue Beschränkungen aufgelegt und sie nur der Willkür des polnischen Adels entzogen hatte, um sie dem Hochmuth des preußischen Beamtenthums zu

[1]) Moniteur 1806 v. 24. August; Grégoire, nouvelles observations sur les Israélites. Einl. auch in Sulamit III. S. 62. Die Sulamit ist ebenfalls in Folge der jüdischen Notabeln-Versammlung entstanden, redigirt von David Fränkel.

[2]) David Friedländer über Verbesserung der Israeliten im Königreiche Polen Vorbericht S. XXXII.

[3]) Rönne und Simon die frühern und gegenwärtigen Verhältnisse der Juden. S. 292 fg. von April 1797.

überliefern? Gleich den Polen begrüßten die in diesem polnischen Landstrich lebenden Juden die Franzosen als Befreier. Napoleon sagte von dieser Dienstbeflissenheit der Juden gegen ihn und sein Heer: es sei eine Frucht des von ihm zusammenberufenen Synhedrin [1]).

Während der Kaiser den Winterfeldzug gegen die preußischen Heerestrümmer und die mit Preußen verbündeten Russen fortsetzte, beschloß die jüdische Deputirtenversammlung ihre Sitzungen und das Synhedrin begann seine Berathungen. Der Schluß bot nichts Bemerkenswerthes: den Notabeln war die Berathung über den Entwurf zur Consistorialverfassung zugewiesen, welche die Neuner-Commission ihr unterbreitet hatte. Diese Verfassung war in dem Hauptpunkte das Werk der kaiserlichen Commission und enthielt verdächtigende und verletzende Bestimmungen genug. Als ob es die französischen Juden im tiefsten Innern doch nicht so recht ernstlich mit der Versicherung ihrer Hingebung an den Staat meinten, sollten sie in einem Netze von Gesetzen eingefangen sein, das sie selber für sich weben mußten.

Ein Central-Consistorium mit einem Großrabbinen sollte eine hierarchische, dem kaiserlichen System nachgebildete Centralisation bilden und lediglich zu seiner Aufgabe haben, die einzelnen Consistorien, Rabbinen, Synagogen und Gemeinden zu überwachen. Diese wiederum sollten die Polizei für die einzelnen Juden abgeben, daß die dem Kaiser genehmen Synhedrial-Beschlüsse befolgt werden, und ganz besonders daß die jüdischen Behörden dem Wucher steuern und jedes Jahr die Anzahl der jüdischen Militärpflichtigen angeben sollten. Vergebens hatte die Minorität der Versammlung der Notabeln das Schimpfliche dieser Verpflichtung der Rabbinen für Polizeidienste hervorgehoben und auf die Schmach hingewiesen, welche den Juden dadurch angethan würde, als ob sie den Waffendienst scheuten. Ein Mitglied derselben machte geltend, wie viel jüdische Soldaten in dem Kriege gegen Preußen dienten, darunter siebzehn Offiziere aus den deutschen Departements. Wie dürfen die Juden selbst ein Gesetz gut heißen, oder auch nur durchgehen lassen, welches so die eigne Feigheit verewigt? Die Minorität schlug daher eine Aenderung vor, welche die Ehre der Juden und die Würde der Rabbinen unangetastet

[1]) S. Note 6.

ließe. Allein die Majorität wagte nicht dem Vorschlage der kaiserlichen Commissarien entgegen zu treten und nahm die beschimpfenden Bestimmungen an. Noch weniger hatte sie den Muth, aus eigenem Antriebe nützliche Vorschläge zu machen, nicht einmal anzugeben, wie die Rabbinen und Großrabbinen ausgebildet werden sollten. Schüchtern erlaubte sie sich nur die Bitte, daß der Staat die Besoldung der Rabbinen zum Theil wenigstens übernehmen möge.

Die Schlußsitzung des jüdischen Parlaments, das zuletzt immer mehr in Liebedienerei verfiel, war feierlich. Einer der Sekretäre, Isaak Samuel Avigdor aus Nizza, der französischen und italienischen Sprache kundig, welcher einen Rückblick auf die jüdische Geschichte warf, die Ursache der Antipathie der Völker gegen den jüdischen Stamm angab, hob zum Schlusse noch hervor, daß die Vertreter der katholischen Kirche stets oder doch öfter milde und barmherzig an den Juden gehandelt hätten. „Das Volk Israel, immer unglücklich und beinahe immer unterdrückt, hat nie Mittel und Gelegenheit gefunden, seine Dankbarkeit für so viel Wohlthaten gegen die Vertreter an den Tag zu legen. Es ist die erste Gelegenheit, die sich uns darbietet, um die Gefühle unserer Herzen zu erkennen zu geben. Darum beweisen wir der Welt, daß wir Alle unsere ehemaligen Unglücksfälle vergessen und nur das uns bewiesene Gute unauslöschlich in unsere Herzen graben wollen. Hoffen wir von den Geistlichen, daß sie durch ihren Einfluß das heilige Gefühl der Bruderliebe anfachen werden.“ Die Versammlung nahm den wahrscheinlich eingegebenen Vorschlag Avigdor's an: daß sie voll Dankbarkeit für die Aufnahme sei, welche die Päpste und geistlichen Herren zu verschiedenen Zeiten den Israeliten angedeihen ließen, als Barbarei, Vorurtheil und Unwissenheit die Juden verfolgten und sie aus dem Schooße der Gesellschaft stießen, und sie beschloß, daß der Ausdruck dieser Empfindung in das Protokoll niedergelegt werde.

Vier Tage nach dem Schluß der Notabeln-Versammlung (9. Adar = 9. Febr. 1807) trat das große Synhedrion zusammen, das einen ganz anderen Charakter hatte. Es bestand, wie schon angedeutet, zu zwei Drittheil aus Rabbinen, meistens aus denen, welche in der Notabeln-Versammlung betheiligt waren. Dadurch und durch die Hinzuziehung von fünf und zwanzig Laien aus derselben Versammlung war die von Napoleon gewünschte Bestätigung der zwölf Punkte gesichert. Scheinbar sollte das große Synhedrion selbständig tagen

und handeln. Die Commissarien sollten nicht in Verkehr mit ihnen treten. Nur die ersten drei Würdenträger hatte der Minister des Innern ernannt: Sinzheim zum Vorsitzenden (Nazi), den greisen Segre zum ersten Beisitzer (Ab Bet-Din) und Abraham di Cologna zum zweiten Beisitzer (Chacham). Die meisten neu einberufenen rabbinischen Mitglieder italienischer oder deutscher Zunge — da Frankreich damals nur sehr wenig Männer mit talmudisch-rabbinischer Kenntniß besaß — zeichneten sich durch nichts aus und brachten keine Bewegung in der Versammlung hervor. Die Eröffnung des Synhedrion geschah auf eine feierliche und eindringliche Weise. Vom Hause des Präsidenten begaben sich die Mitglieder in die ausgeschmückte und mit Zuschauern aus den höchsten Gesellschafts-Kreisen gefüllte Synagoge. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Gelegenheit begeisterte Reden gehalten wurden. Sinzheim's hebräische Rede konnte zwar wenig Eindruck machen; aber als er mit der Thorarolle im Arme, mit der ihm eigenen Würde die Versammlung segnete, um Erleuchtung flehte und ein Gebet aussprach, fühlten sich die Zuschauer von einem eigenen Gefühl ergriffen. Die italienische Rede di Cologna's erhöhte noch diese Stimmung, erregte Enthusiasmus und hinterließ überhaupt einen sehr nachhaltigen Eindruck [1]). Sie war schwungvoll gehalten. „Es ist also wahr, daß Israel's Ueberbleibsel sich heute Glück wünschen können, eine Stelle in den ruhmreichen Jahrbüchern des größten Helden einzunehmen! Großer Gott! Deine hohe Güte gestattet mir, einem neuen Ezekiel, Zeuge und Bewundrer der sich vollziehenden Auferstehung der für vertrocknet gehaltenen Gebeine Israels zu sein." Napoleon's Verherrlichung fehlte auch in dieser Rede nicht, durfte nicht fehlen. Hymnen in hebräischer, französischer und italienischer Sprache wechselten mit Reden ab.

Aus der Synagoge begab sich die Versammlung in das Stadthaus und in den für sie ausgeschmückten Saal, und die siebzig Mitglieder setzten sich ihrem Alter nach in Halbmondform nach alten Brauch um den Vorsitzenden. Da die Sitzungen öffentlich waren, so pflegten sich viele Zuschauer dazu einzufinden. Die Synhedrialmitglieder waren angemessen gekleidet, in schwarzer Tracht, mit einem seidenen Mäntelchen, und einem dreieckigen Hut auf dem Haupte:

[1]) S. Bericht darüber bei Bran S. 406.

das war vorgeschrieben und kein Mitglied durfte anders erscheinen. Ein eigens dazu von Sinzheim verfaßtes hebräisches Gebet ging der ersten, so wie allen Sitzungen voran [1]). Sinzheim's und Furtado's Reden, womit die erste Sitzung eröffnet wurde, waren durchaus der Lage angemessen. Der erste sprach: „Wenn ich meine Blicke auf diese erhabene Versammlung hefte, versetzt sich meine Einbildungskraft um Jahrtausende, in jene Zeiten zurück, wo das Volk seinen Ursprung nahm, und mein Herz kann sich eines gewissen Gefühls nicht erwehren, das Ihr ohne Zweifel mit mir theilet. Schriftgelehrten und Notabeln Israel's! Noch von den Schlägen der grausamsten Intoleranz gebrochen, wer von uns hätte es geglaubt, daß ihr einst noch solche Freiheit für so viele Unglückliche folgen würde?" Und der Letztere sprach: „Ergriffen von Erstaunen und von Hochachtung für die Majestät der Religion und in meinem Gedächtniß alle die Erinnerungen sammelnd, welche unsere Jahrbücher über die schönen Tage der heiligen Stadt hinterlassen haben, glaube ich in Ihnen nach einem so langen Verlauf der Jahrhunderte und der Revolutionen den erhabenen Gerichtshof zu erblicken, bestimmt, die Auslegung des göttlichen Willens zu unterstützen."

Die zweite Sitzung (12. Febr.) beschäftigte sich mit dem Vorlesen der Gesetzesvorschläge, welche das Synhedrion heiligen solle, mit der Mittheilung von Zustimmungsadressen von verschiedenen Gemeinden Frankreich's, Italien's, des Rheinbundes und besonders von der Gemeinde Dresden und Neuwied [2]) und dem Empfang der aus Amsterdam eingetroffenen Sendboten, das Synhedrion zu begrüßen. Diese wurden von der Separatgemeinde (Adat Jesurun) dahin abgeordnet, damit diese Gemeinde durch die Anlehnung an die Versammlung, welche die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zog, ein größeres Ansehen erlange. Die Amsterdamer neue Gemeinde hatte sich dazu die Erlaubniß vom König von Holland, Ludwig Bonaparte, erwirkt, der, widerwillig auf den Thron gesetzt, ein eben so großer Judenfreund wie Menschenfreund war. Die drei von dieser Gemeinde abgeordneten Sendboten, der Advokat Asser, der Arzt de Lemon und der Mathematiker Littwak, waren vom König ermächtigt worden, den Beschlüssen des Synhedrion zuzustimmen.

[1]) Dieses Gebet ist abgedruckt im Eingange der Sammlung der Synhedrialbeschlüsse Paris 1807.

[2]) Tama a. a. O. II. p. 45.

Alle drei hielten Ansprachen an die Versammlung (die beiden ersten in französischer, und Littwak, ein geborener Pole, in hebräischer Sprache[1]). Dem Raßi Sinzheim war dabei eigenthümlich zu Muthe. Er mußte diese drei Abgeordnete als Vertreter der holländischen Juden begrüßen und ihre Reden beantworten, obwohl er wußte, daß sie nur die gewissermaßen von den beiden Hauptgemeinden Amsterdam's ausgestoßenen, dem alten Judenthum abholden, Mitglieder vertraten. Die frommen Juden Amsterdams und Hollands verhielten sich vielmehr schmollend zum Synhedrion. Auch die drei Sendboten aus Amsterdam sich sahen sich enttäuscht. Sie waren in Folge des Aufrufes der Notabeln-Versammlung (s. S. 290), in der Erwartung gekommen, daß sie zur Berathung über schwerwiegende, die ganze Judenheit umfassende Fragen zugezogen werden würden. Statt dessen wies man ihnen eine passive Rolle zu, den Sitzungen als Ehrengäste beizuwohnen.

Das Synhedrion selbst kränkelte an Stoffmangel. Die in Aussicht gestellte Angriffnahme von neuen Bestimmungen war unterblieben. Der französisch-preußische Krieg hatte dem Kaiser das Synhedrion und die Juden überhaupt dem Gedächtnisse entrückt. So blieb nur für die Synhedrial-Mitglieder die einzige Thätigkeit, die Antworten der Vorversammlung in feste, unverbrüchliche Gesetze umzuwandeln. Sie sollten die Gewähr und die Bürgschaft abgeben, daß die französischen, deutschen und italienischen Juden Frankreich's es mit der Versicherung ihrer Anhänglichkeit an das Vaterland und ihrer Unterwürfigkeit unter die Landesgesetze Ernst meinten. Die Synhedrialbeschlüsse selbst wurden im Schoße des Synhedrin gar nicht verhandelt, sondern wie sie von der Neuner-Commission ausgearbeitet und von Furtado vorgetragen wurden, einstimmig angenommen. Nicht einmal die Berechtigung eines neuen Synhedrion für eine verbindliche Gesetzgebung, und ob sich dieses dem alten gleich stellen dürfe, wurde in Berathung gezogen. Die Rabbinen halfen sich über dieses Bedenken hinweg, daß es nach dem Talmud jedem Zeitalter gestattet sei, Anordnungen und Bestimmungen zu treffen; damit erklärten sie sich ohne weiteres für constituirt[2]). Das Synhedrion nahm ferner ohne Bedenken die von Furtado ausgesprochene unterwühlende Ansicht: daß das Judenthum aus zwei streng von einander

[1]) Die Reden ausführlich in Sulamit II. S. 95 fg.

[2]) Einleitung zu [illegible] oder décision du grand Sanhedrin (Paris 1807) p. II.

geschiedenen Elementen bestehe, aus rein religiösen und politisch-gesetzlichen Bestimmungen. Die ersteren seien unveränderlich, die letzten dagegen, welche seit dem Untergang des jüdischen Staates ihre Bedeutungen verloren hätten, könnten durch andere ersetzt werden. Die Folgerungen aus dieser Unterscheidung dürfe jedoch nicht der Erste Beste, sondern lediglich eine berechtigte Versammlung, ein großes Synhedrin ziehen. Durch die Ungunst der Zeiten habe ein solches bisher nicht tagen können. Das eben zusammenberufene Synhedrion sei daher keine Neuerung. Es nahm auch den einschneidenden Paragraphen (o. S. 288) von der Ehe ohne Widerspruch an, nicht nur daß die Civilehe der religiösen vorangehen müsse, sondern auch daß Mischehen zwischen Juden und Christen bindend sind, und obwohl sie nicht geeignet seien, mit religiösen Formen bekleidet zu werden, so zögen sie doch keinen religiösen Bann nach sich. Mit dieser Phrase beschwichtigte das Synhedrion zugleich sein Gewissen und den Argwohn der kaiserlichen Behörde[1]).

Da das Synhedrion keine Thaten vollbringen konnte, so hat es seine Sitzungen mit Reden ausgefüllt, meistens von Furtado gehalten, bis auf die letzte Sitzung (9. März 1807), in welcher dieser mit dem Deputirten von Frankfurt Hildesheimer, dem Deputirten von Amsterdam Asser und endlich mit Sinzheim, der die Schlußrede hielt, abwechselte. Die Reden waren allerdings ergreifend, boten aber nichts Neues. Die neuen Synhedrialbestimmungen, in französischer und hebräischer Sprache formulirt, hatten zum Inhalte: Daß es jedem Israeliten verboten sei, mehr als eine Frau zu heirathen; daß die jüdische Ehescheidung nur gültig sei, wenn ihr die bürgerliche vorangegangen ist, und eben so die Eheschließung — mit halber Gestattung der Mischehe — daß jeder Israelit religiös verpflichtet sei, seine nichtjüdischen Landsleute — da sie Gott als Schöpfer anerkennen und verehren — wie Brüder und Stammgenossen anzusehen, und eben so sein Vaterland zu lieben, zu vertheidigen, sich auf Verlangen dem

[1]) Der hebräische Passus von Artikel III. der Synhedrial-Decisionen ist viel schärfer gefaßt, als der französische Text. Jener lautet, in Bezug auf Mischehen zwischen Juden und Christen: ואף על פי שהוא כן הנמנע שיהיו קדושין תופסין בהם כדת משה לא יוטל עליהם עונש חרם. Dabei nimmt sich die französische Fassung sehr zahm aus: bien qu'ils (les mariages entre Isr. et Chr.) ne soient pas susceptibles d'être revêtus des formes réligieuses, ils n'entraîneront aucun anathême.

Waffendienste zu unterwerfen: daß das Judenthum keinerlei Handwerk und Beschäftigung verbiete, und es daher empfehlenswerth sei, daß die Israeliten sich auf Landbau, Handwerke und Künste legen und dem Handel entsagen, und endlich, daß es den Israeliten ebenso verboten sei, mit Christen wie mit Juden Wucher zu treiben. Diese neuen Synhedrial-Gesetze bewegten sich also in einem sehr engen Kreise. Das Synhedrion hatte nur die nächste Gegenwart im Auge und blickte nicht in die ferne Zukunft. Die Judenheit im Allgemeinen war mit dem Gange und dem Resultate desselben nicht sehr zufrieden. Ein englischer Jude hatte in einem Sendschreiben an dasselbe einigen Mitgliedern geradezu den Vorwurf gemacht, daß sie nicht nur das Judenthum, sondern sogar jede geoffenbarte Religion verleugnet hätten. „Hat einer von unsern Brüdern in Constantinopel, Aleppo, Bagdad oder Corfu oder eine von unsern (englischen) Gemeinden Deputirte zu Euch gesendet? Oder haben sie ihre Zustimmung zu Euren Beschlüssen gegeben?“ [1])

Die französische Regierung hatte aber dadurch die Bürgschaft von Seiten der Juden erlangt, die sie zur Bedingung gemacht hatte, ehe die Gleichstellung derselben von Neuem gesetzlich bestimmt werden sollte. Auf Antrag der Commissarien löste sich das Synhedrion auf und dessen Beschlüsse wurden Napoleon vorgelegt, der inzwischen seinen Kopf von dem preußisch-russischen Kriege voll hatte, bis durch die entscheidende Schlacht bei Preußisch-Friedland der falsche Friede zu Tilsit herbeigeführt wurde. Während Napoleon's Abwesenheit wurden im geheimen Rath Ränke zur Beschränkung der französischen Juden gesponnen, denen Graf Molé sicherlich nicht fremd war. Die jüdischen Vertreter hatten aber Wind davon, und der unverdrossene Furtado eilte mit Maurice Levy aus Nancy von der Seine bis an den Niemen, um den Kaiser mit der Wühlerei gegen die Juden bekannt zu machen [2]). Er blieb nichts desto weniger für das Judenthum eingenommen.

Nach der Auflösung des Synhedrion trat die Notablenversammlung wieder zusammen, um officiell mit den Behörden in Verbindung zu treten und Bericht zu erstatten (25. März = 6 April 1807). Die Berathungen des Synhedrion waren eigentlich nur eine Episode

[1]) Letter to the Sanhedrin 1808.

[2]) Anonyme Schrift holländischer und französischer Juden zum Lobe Furtado's, mitgetheilt Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 366.

innerhalb der Verhandlung des jüdischen Parlaments. Dieses wagte den Kaiser vermittelst der Commission zu bitten, den Ausnahmezustand der Juden der deutschen Provinzen, gleichsam den Bann, der auf ihnen lastete, aufzuheben und Maßregeln zu treffen, daß im Falle einzelne Juden auf Wuchervergehungen ertappt werden sollten, diese ihre Strafe leiden zu lassen, ohne die Unschuldigen in Mitleidenschaft zu ziehen und dafür verantwortlich zu machen. — Erst nach Ablauf eines Jahres offenbarte Napoleon den Juden seinen gesetzgeberischen Willen. Er genehmigte (17. März 1808) jene schlechte Consistorialorganisation, welche die Vertreter der Synagoge zu Polizeidienern herabwürdigte, und regelte die bürgerliche Stellung der Juden, oder vielmehr verkümmerte ihre bisherige günstige Stellung, obwohl er sie wiederholentlich beruhigen ließ, daß ihre Gleichstellung keine Beschränkung erleiden würde. Er hatte alle Welt getäuscht, und die Freiheit überall unterdrückt, warum hätte er den Juden Wort halten und ihre Freiheit allein unangetastet lassen sollen? Zu seiner Entschuldigung könnte es einigermaßen dienen, daß er zur Zeit mit allgemein politischen Verwickelungen, um die von England erlittene Demüthigung zu rächen, so überbeschäftigt war, daß er dem Gesetz-Entwurf für die Juden keine Aufmerksamkeit schenken konnte. Das Gesetz sieht auch ganz darnach aus, als wenn es der gegen die Juden eingenommene Molé ausgearbeitet hätte. Es enthält kein Wort von der Gleichberechtigung der Juden. Im Eingang ist zwar angegeben, daß die Ausnahmebestimmungen zum Nachtheil der jüdischen Gläubiger in den deutschen Provinzen aufgehoben seien, aber nur um nicht blos diese, sondern auch die in den übrigen Landestheilen wohnenden mittelalterlichen, aus Argwohn entstandenen Beschränkungen zu unterwerfen. Kein französischer Jude dürfte fortan irgend einen Handel unternehmen, ohne vorher einen Erlaubnißschein vom Präfekten zu haben, und ein solcher sollte nur auf das Zeugniß der Staatsbehörden und der Consistorien für die Unbescholtenheit des Betreffenden bewilligt werden. Verträge solcher Juden, die kein Patent ausweisen könnten, sollten nichtig sein. Auch die Pfandnahme für Sicherheit eines Darlehns wurde im mittelalterlichen Geschmacke beschränkt. Ferner durfte weder ein fremder Jude in die deutschen Departements, noch einer aus denselben in die übrigen Departements übersiedeln. Endlich sollte die jüdische Bevölkerung keine Stellvertreter für den Militärdienst stellen dürfen, sondern jeder ausgehobene jüdische Militär-

pflichtige sei gezwungen, in die Reihen einzutreten. Diese Beschränkungen sollten 10 Jahre Giltigkeit haben „in der Erwartung, daß nach Ablauf dieser Zeit und durch die Wirkung verschiedener Maßregeln kein Unterschied zwischen den Juden und den übrigen Bürgern des Staates stattfinden“ werde [1]).

So waren die französischen Juden, der Hoffnunsanker für ihre Brüder in andern Ländern, wieder herabgedrückt und in Ausnahmestellung versetzt. Abermals waren sie der Willkühr der Staatsbehörden unterworfen, ob sie ein Geschäft betreiben, sich hier und da niederlassen dürften oder nicht. Alle Versicherungen und Bürgschaften, daß nur sehr wenig Juden dem Wucher ergeben seien, halfen zu nichts. Dasselbe Gesetz bestimmte zwar, daß die Juden von Bordeaux und einigen andern Departements, die keine Veranlassung zur Klage gegeben haben, den Beschränkungen nicht unterworfen sein sollten. Später wurde auch auf eindringliche Beschwerde nach und nach auch zu Gunsten der Juden von Paris, Livorno, den Departements der Nieder-Pyrenäen und noch andern fünfzehn Kreisen in Frankreich und Italien eine Ausnahme gemacht, so daß eigentlich nur die deutsch-redenden Juden in Frankreich, die Pechvögel, des Vollbürgerthums beraubt waren [2]). Aber nichts desto weniger blieb der häßliche Makel, welcher den Juden von neuem angeheftet war, auch an den Gleichgestellten dieses Stammes haften. Die Gegner, welche die Erhebung der Juden niederzuhalten übereifrig waren, konnten auf Frankreich hinweisen, daß dieser Stamm doch wohl unverbesserlich sein müsse, da dessen Söhnen auch da, wo sie schon lange emancipirt waren, die Gleichstellung hat entzogen werden müssen. Die deutsche Bevölkerung in Frankreich glaubte durch die Ausnahmestellung einer Klasse von Juden, die Befugniß erhalten zu haben, sie wieder wie früher zu beschimpfen und zu verfolgen. Die Regierung mußte dagegen einschreiten [3]). Die Verantwortlichkeit aller französischen Juden für die wucherische und ungebührliche Haltung einiger derselben, durch ein eigenes Gesetz bestätigt, hat sich seit der Zeit in Frankreich eingenistet: Jude (juif) und Wucherer gilt dort seitdem als gleichbedeutend, obwohl der Name Israelite mit Achtung genannt wird. Diese Ehrenkränkung der französischen Juden war

[1]) Halphen a. a. O. p. 37 fg.
[2]) Halphen das. p. 47 fg.
[3]) Sulamit Jahrg. II. S. 164.

um so weniger nothwendig, da Viele derselben thatsächlich dem entehrenden Schacher längst entsagt hatten. Unter etwa 77000 jüdischen Seelen in Frankreich (die deutschen und italienischen Provinzen mitgerechnet) waren 1232 (und noch mehr) Grundbesitzer, 797 Militärs, 250 Fabrikanten und 2300 Jünglinge, welche Handwerke, Künste und Wissenschaften erlernten [1]). Selbst in den verrufensten Landestheilen, deren Juden durchweg als Wucherer verschrieen waren, in Straßburg und Wintzenhein, waren 294 Militärs, 175 Eigenthümer, 165 Fabrikanten, 144 Handwerker, 348 Jünglinge in der Lehre für Gewerke und Wissenschaften [2]).

Indessen Napoleon's Arm, wie stark auch immer, war nicht im Stande die Strömung zu hemmen, welche die Befreiung der unterdrückten Völker und Klassen einmal in Bewegung gesetzt hatte. Er selbst hat durch seinen Geist und seinen Ungestüm die Kreiselung nur noch vermehrt. Nach der Demüthigung Preußen's hatte er, meistens auf Kosten dieses Staates, zwei neue politische Schöpfungen ins Leben gerufen: das Herzogthum Warschau (um das gefährliche Zauberwort Königreich Polen zu vermeiden) unter dem Kurfürsten von Sachsen und das Königreich Westphalen unter seinem Bruder Jerôme (Hieronymus). In den polnischen und preußischen Landestheilen hatten die Juden nicht viel Vortheil von der Veränderung, obwohl Mehrere von ihnen bereits begonnen hatten, sich für ihr Geburtsland zu begeistern und ihr Blut dafür zu verspritzen. Die Tapferkeit eines Juden Berko blieb in den Jahrbüchern der polnischen Geschichte denkwürdig. Nach der zweiten Zerstückelung Polens, als Thaddeus Kosciuczko die Fahne der Unabhängigkeit schwang, hatte Berko (oder Berk) Jasilowicz eine Aufforderung an die polnischen Juden ergehen lassen, sich für das Geburtsland zu bewaffnen. „Warum sollen wir nicht zu den Waffen greifen, da wir mehr als alle Menschen der Erde bedrückt und in Knechtschaft sind? Warum sollten wir nicht auch daran arbeiten, die Freiheit zu erlangen, die uns ebenso gewiß und wahrhaft als andern Menschen versprochen ist? Wir werden sie erlangen, sobald wir sie verdienen". Eine Schaar jüdischer Freiwilliger hatte sich darauf der polnischen Sache angeschlossen und die blutigen Kämpfe mitgemacht. Auf dem

[1]) Bericht des Central-Consistoriums bei Halphen a. a. O. p. 307 fg.
[2]) Das. S. 327.

Schlachtfelde hatte sich Berko den Rang eines Obristen und das Kreuz des polnischen Militärordens verdient. Er und seine jüdische Schaar zeigten bei jeder Gelegenheit wahren Heldenmuth. Als der wilde Suwarow ein Blutbad in Praga angerichtet hatte, kämpfte die jüdische Schaar unter Berko so lange, bis sie aufgerieben war. Berko, dem Blutbade entkommen und nach Frankreich geflohen, betheiligte sich sofort an dem Kriege, den Napoleon nach Polen gewälzt hatte. Unter dem Rang eines Obristen drang er auf Napoleon's Commando in Galizien ein, wo er den Tod eines Helden fand [1]). Aber seine Stammgenossen hatten vor der Hand keinen Gewinn davon. Denn wenn sie auch durch die Constitution des Landes dem Namen nach allen übrigen Bewohnern gleichgestellt wurden, so wurde diese Vergünstigung doch wieder auf zehn Jahre aufgehoben (October 1808).

Aber in dem neuen deutschen Königreich, das aus vieler Herrn Länder zusammengeflickt war, erlangten die Juden thatsächlich Freiheit und Gleichstellung. Napoleon hat die Constitution für dieses neue Königreich im Verein mit den Staatsmännern Beugnot, Johannes v. Müller und zum Theil auch mit Dohm ausgearbeitet [2]), die sämmtlich Judenfreunde waren, und die Gleichstellung der Juden war in die Grundverfassung aufgenommen. Jerôme, ehrlicher und gerechter als sein Bruder, erklärte durch ein Gesetz (12. Jan. 1808) alle Juden seines Staates ohne Ausnahme als Vollbürger, schaffte die Judensteuer, unter welchen Titeln auch immer, vollständig ab, gestattete fremden Juden Aufenthalt im Lande unter demselben Schutze wie die christlichen Ausländer und bedrohte die Boshaften

[1]) Brief eines Polen an den Redakteur des Israélite français I. p. 353, Raumer, Taschenbuch II. Jahrg. 1832 S. 530. Oberst Jasilowicz, von dem daselbst die Rede, ist kein anderer als Berko, da die polnische Geschichte keinen andern jüdischen Officier aus dieser Zeit kennt. Vergl. die Rede des französischen Deputirten Salverte, in der Sitzung 4. Decbr. 1830, (Moniteur 6. Dec.), wie es scheint eines Augenzeugen: Après la chute de Kosciusko les patriotes polonais firent un dernier effort à Varsovie. Le faubourg de Praga qui était défendu par un régiment composé d'Israélites fut emporté d'assaut; tout fut passé en fil de l'épée. Le lendemain, lorsqu'on vint sur les remparts, en trouva le regiment tout entier. Pas un soldat n'avait manqué à l'appel de la mort. Ces hommes-là étaient dignes d'être français. Vergl. noch Börne, Pariser Briefe, gesammelte Schriften VIII. S. 162.

[2]) Gronau, Dohm's Biographie S. 224.

mit Strafe, welche die jüdischen Bürger seines Staates mit dem Schimpfnamen „Schutzjude" bezeichnen sollten[1]). Michael Berr, der muthige und glaubensinnige junge Vertheidiger des Judenthums, wurde von Frankreich berufen, um eine Stellung im Königreich Westphalen einzunehmen. Juden und Christen knüpften an diese Erhebung der deutschen Juden große Hoffnungen. Johannes v. Müller, der gefeierte Geschichtsschreiber, der seinen Ingrimm gegen Napoleon in Bewunderung verwandelte und in westphälischen Staatsdienst getreten war, versprach sich viel von Berr's Tüchtigkeit[2]). Die judenfeindliche deutsche Universität Göttingen ernannte ihn zu ihrem Mitgliede.

Eine bedeutende Rolle spielte an dem neuen Hofe von Cassel der ehemalige Braunschweigische Hoffaktor oder Finanzrath Israel Jacobson (geb. Halberstadt 1769 st. Berlin 1828), wie er denn überhaupt sein Lebelang Rollen spielte. Obwohl er so viel in der neueren jüdischen Geschichte von sich reden machte und sich gern als deutschen Furtado bezeichnen hörte, hatte er nur eine äußerliche Aehnlichkeit mit diesem ernsten jüdischen Patrioten. Diese Aehnlichkeit bestand darin, daß Jacobson einen außerordentlichen Redefluß und stürmenden Thatendrang hatte, die er allerdings zur Verbesserung der Lage seiner Stammgenossen verwendete. Sein Reichthum gab ihm die Mittel dazu, alle Pläne, die in seinem Kopfe wirbelten, zu verwirklichen, oder doch wenigstens in Angriff zu nehmen. Edelgesinnt, gutmüthig, opferbereit, thatkräftig, verfolgte er das eine Ziel, die häßliche, entstellende Außenseite an den Juden und am Judenthume zu entfernen und ihnen dafür einen glänzenden Schein anzutünchen. Es war seine Leidenschaft geworden. Allerdings trieb ihn dazu die Eitelkeit, sich geltend zu machen, in den Vordergrund zu treten, für eine wichtige Persönlichkeit gehalten zu werden und ganz besonders sich als Redner bewundert zu sehen. Dieser Geschäftigkeit und Eitelkeit Jacobson's verdankten die Juden manches Gute, zuerst die Abschaffung des Leibzolls in Braunschweig und Baden (o. S. 253). Er hatte in Seesen eine Schule zur Heranbildung jüdischer Kinder aus eigenen Mitteln gegründet, worin auch

[1]) Westphälischer Merkur s. Anhang; Sulamit III. Auf.; Rönne und Simon, die frühern und gegenwärtigen Verhältnisse der Juden des preußischen Staates. S. 378.

[2]) Johannes von Müller, Briefe d. d. 12. Febr. 1808 s. o. S. 242 Note.

Christenkinder unentgeltlich aufgenommen wurden, eine Schule, die bis auf den heutigen Tag besteht und segensreich wirkt. Bei der Einweihung der dazu erbauten Synagoge, wobei die Kirchenglocken läuteten, hatte Jacobson die Kanzel bestiegen und in der Tracht der protestantischen Geistlichen gepredigt. Er war nämlich in Bibel und Talmud eingelesen, hatte sich auch allgemeine Kenntnisse erworben und besonders seine angeborene Rednerbegabung ausgebildet. Diese erste deutsche Predigt hatte ihm viel Beifall eingetragen und seine Eitelkeit genährt. Eine Braunschweigische Prinzessin, Schwester des Herzogs Karl Ferdinand, überraschte ihn dafür mit einem selbstgewundenen Eichenkranz und mit einem Gedichte, das sie von einer Predigertochter deklamiren ließ:

„Dich rief, ein unterdrücktes Volk zu heben,
„Nach langer, schwerer Zeit die Vorsehung:
„Verlassenen brachtest Du neues Leben.
„Du zeigst, was Tugend, Muth und Arbeit kann.
„Darum empfange jetzt den Bürgerkranz“.

Die Prinzessin hatte ihn richtig beurtheilt, und es war nicht allzuschwer: „Mag immer die nur zu sehr in die Augen leuchtende Eitelkeit Jacobson's einen großen Antheil an seinen Handlungen haben, im hohen Grade ist es doch zu achten, daß sich seine Leidenschaft auf diese Weise äußert.“ Jacobson gerieth bei dieser Huld der Prinzessin in Freudentaumel und äußerte: „Dieser Kranz soll einst mit in meinen Sarg“[1]. Er sorgte dafür, daß seine Thaten ein Echo fanden: er ließ eine Schrift in französischer Sprache über die Errichtung seiner Schule in Seesen drucken und machte es auch in einem Sendschreiben bekannt, das er an Napoleon gerichtet hat[2]. Karl Ferdinand, Jacobson's Wohlthäter, in der Schlacht verwundet, wurde als Sterbender von Napoleon aus seinem Lande getrieben und erlag seinen Wunden! Nichts desto weniger erschien Jacobson, einer der Ersten, in Cassel, um dem neuen Könige von Westphalen zu huldigen, dem Miträuber der Länder seines Gönners. Er wurde bei Hieronymus geheimer Finanzrath, wie er es bei Karl Ferdinand gewesen war. Hier hatte er Gelegenheit genug, sich in der Synagoge als Prediger hören zu lassen.

[1]) Strombeck, Darstellung aus meinem Leben, Braunschweig 1833, ausgezogen in Zeitg. des Judenthums, Jahrg. 1837 S. 292.

[2]) Vergl. o. S. 291, Anmerkung.

Zur Erinnerung an den Tag der Gleichstellung der Juden hatte Jacobson eine goldene Denkmünze mit dem Embleme der Vereinigung der bisher einander antipathischen Bekenntnisse und mit lateinischer Inschrift prägen lassen [1]: „Gott und dem väterlichen Könige, vereint im Königreich Westphalen" [2]). Auf Jacobson's Anregung sollten die Juden des Königreichs Westphalen eine der französischen ähnliche Organisation erhalten. Zu diesem Zwecke wurden 22 Notabeln nach Kassel zusammenberufen, wobei der Anreger natürlich nicht fehlte. Hieronymus ließ sie zu einer Audienz zu und sprach dabei die denkwürdigen Worte: Er habe sich gefreut, daß die (ihm allerdings octroyirte) Constitution seines Königreichs in Rücksicht der Gleichstellung aller Religionen seinem Herzen entsprach [3]). Dabei hatte Jacobson abermals Gelegenheit zu einer phrasenreichen Ansprache. In der Commission zur Ausarbeitung eines Entwurfes für ein jüdisches Consistorium des Königreichs Westphalen hatte Jacobson selbstverständlich den Vorsitz. Michael Berr gehörte ebenfalls dazu. Der Erstere sprach oft stundenlang unermüdet [4]). Die Consistorialverfassung kam nach dem Muster der französischen zu Stande und wurde gleichzeitig mit derselben bekannt gemacht (3. März 1808). Nur während dort ein Rabbiner an die Spitze gestellt wurde, verstand es sich von selbst, daß hier Jacobson den Vorsitz einnehmen sollte. Er wollte auch Rabbiner sein und gab sich als solchen aus. Hauptsitz des westphälischen Consistoriums wurde Cassel. Der Befugniß desselben wurde sehr viel überwiesen; Jacobson war eigentlich allmächtig, nur bei wichtigen Angelegenheiten sollte er sich mit den Behörden in Einvernehmen setzen. Das Consistorium sollte auch für Erweckung patriotischer Gefühle für das Haus Bonaparte in dem Herzen des Alters und der Jugend [5]) wirken. Besonders viel hatte es mit den Schulden der einzelnen Gemeinden zu thun, welche vertheilt und abgetragen werden sollten. Diese Gelegenheit zu Viel-

[1]) Bei Johannes von Müller a. a. O.

[2]) Spicker, Lage der Juden in Deutschland S. 287. Der jüdische Graveur, Abramson aus Berlin, der ein Künstler in diesem Fache war, hatte diese Münze geprägt.

[3]) Westphälischer Merkur I. S. 87.

[4]) Sulamit, Jahrg. III. S. 2.

[5]) Ueber die Consistorial-Verfassung in Westphalen, vergl. Rönne und Simon a. a. O. S. 379. Der französische und deutsche Text, und Sulamit a. a. O. S. 3.

geschäftigkeit und Einmischung in die allergeringfügigsten Angelegenheit der großen und winzigen Gemeinden war so recht im Geschmack Jacobson's. Er konnte sich dadurch überall geltend machen. Seine Beisitzer, die auf seinen Vorschlag in's Consistorium gewählt wurden (Oct. 1808), waren unbedeutend und setzten seiner Planmacherei wenig Hinderniß entgegen: Der greise Rabbiner von Cassel, Löb Meyer Berliner (st. 1814, aus Nürnberg stammend), damals bereits ein siebzigjähriger, wurde Großrabbiner von Westphalen, hatte aber keinen Willen mehr. Mendel Steinhardt, ein jüngerer, kenntnißreicher und klarer Talmudist, hatte selbst eine stille Neigung für religiöse Neuerungen und unterstützte mit seinem rabbinischen Wissen die Reformversuche, welche von Jacobson später ausgingen. Der dritte Consistorialrabbiner, Simon Kalker (in Eschwegen), ein scharfsinniger Talmudist, hatte sonst wenig Bedeutung. Die zwei weltlichen Mitglieder David Fränkel aus Dessau, Direktor der jüdischen Schule in Dessau, Herausgeber der Zeitschrift Sulamit und Jerome Heinemann, Jacobson's Sekretär, waren gefügige Werkzeuge, alle seine Einfälle gut zu heißen[1]). Dem Consistorium war, eigenthümlich genug, ein christliches Mitglied beigegeben, der Staatsrath Merkel, als Sekretär, der die Schritte der höchsten jüdischen Behörde polizeilich überwachen sollte. In das französische Central-Consistorium waren besonnene, bewährte Männer gewählt worden, welche bereits Proben von ihrem Maßhalten gegeben hatten: David Sinzheim als Vorsitzender, Abraham di Cologna und Menahem Deutz (dessen Sohn später eine traurige Berühmtheit erlangt hat). Diese wußten den Uebergang aus der alten in die neue Zeit sanft hinüberzuleiten; Jacobson dagegen gefiel sich in tollkühnen Sprüngen und riß seine Collegen mit. Ueber die Umgestaltung des Gemeinde- und Synagogenwesens innerhalb seines Wirkungskreises berieth er sich mit David Friedländer, der mit einem Fuße im Christenthume stand, und mit dessen Gesinnungsgenossen aus der Measfim-Schule.

Jacobson's Sinn war daher nur auf Reformen, oder vielmehr auf Einführung solcher Formen in den jüdischen Gottesdienst, welche in der christlichen Kirche beliebt waren, und überhaupt nur auf Schaustellung bedacht, unbekümmert darum, ob sie sich mit dessen Wesen

[1]) Sulamit, Jahrg. 1808. S. 255; 1809 S. 115.

vereinigen ließen. Seine despotische Natur und Machtbefugniß setzten, mit Verletzung der Empfindlichkeit und Bedenklichkeit der Rabbinen wie der Massen, die Neuerungen durch. Dieser rücksichtslose Ungestüm war freilich nöthig, um den Wust wegzuschaffen, der sich besonders in den kleinen Gemeinden angesammelt hatte. Mit zarten Fingern wäre gar nichts durchgesetzt worden.

Die westphälischen Gemeinden wurden in sieben Sprengel eingetheilt, denen je ein Rabbiner und mehrere Syndiken (Vorsteher) vorstanden, in größeren wurden auch noch Unterrabbinen angestellt. Diese Rabbinen wurden von dem Präsidenten zu willenlosen Werkzeugen herabgewürdigt. Die von Jacobson ausgearbeiteten Bestimmungen, welchen der König sein Siegel aufdrückte, trugen einen despotischen Character. Sie machten den Rabbinen nicht blos die Leitung und Ueberwachung der religiösen Angelegenheiten, sondern auch polizeiliche Aufsicht zur Pflicht. Jeder Rabbiner sollte von den neuen Zuzüglern Anzeige machen, und auf die vorzüglichen Köpfe unter der jüdischen Jugend, von denen die Wissenschaften einen Gewinn erwarten könnten, aufmerksam machen. Aber ganz besonders sollten sie den Militärdienst als eine heilige Pflicht darstellen und gewissermaßen die Rekruten ausheben, oder doch diejenigen anzeigen, welche sich der Fahne entzogen hätten. Die Kanzelvorträge sollten in deutscher Sprache gehalten werden, und die Rabbinen waren verpflichtet, mindestens alle halbe Jahre ihre Predigten dem Consistorium, d. h. Jacobson, zur Beurtheilung einzusenden. Auch schauspielernde Confirmation der jüdischen Jugend machte das Statut oder vielmehr Jacobson den Rabbinen zur Pflicht [1]). Dieser Zwang und zum Theil die Begeisterung für die erlangte Freiheit hatten die Wirkung, daß die militärpflichtigen jüdischen Jünglinge sich vollzählig zum Ausheben für die Fahnen einstellten. „Wir genießen die bürgerlichen Rechte", sagten die Meisten, „warum sollten wir uns nicht mit Freuden als Vaterlandsvertheidiger melden? Können wir einen besseren Beweis haben, daß auch aus der Mitte der Juden tapfere Soldaten hervorgehen können, als die vielen Juden, die sich in Frankreich tapfer auszeichneten und zu Ehrenstellen gelangten"? [2])
So wurden die waffenscheuen jüdischen Jünglinge in einem Theile

[1]) Sulamit, Jahrg. 1809 S. 297.
[2]) Das. Jahrg. 1809 S. 14.

Deutschlands fast über Nacht zu kriegesmuthigen Kämpfern. Freilich wurden sie gleich ihren christlichen Waffengenossen nicht Vaterlandsvertheidiger, sondern willenlose Maschinen, den despotischen Ehrgeiz des Einzigen zu befriedigen, der Europa Gesetze vorschrieb und die Freiheit unterdrückte.

Der erste deutsche Fürst, der den Juden wenigstens eine beschränkte Freiheit aus freien Stücken gewährte, war der Herzog Karl Friedrich von Baden, allerdings einer der Schleppenträger der Napoleoniden. Baden an der Grenze Frankreich's hatte sich bereits gewöhnen müssen, die Juden dieses Landes als Bürger anzuerkennen: darum war hier die öffentliche Meinung günstiger als im übrigen Deutschland für sie. Besonders ergriff der Graf Wenzel von Sternau mit vielem Eifer ihre Partei und wies auf das Beispiel Westphalen's hin. „Jerôme Napoleon sprach im Geiste des weisen Weltbürgersystems die Lösung Jahrtausende alter Banden aus: sie fielen; die Reste einer unglücklichen Nation traten aus der vernichtenden Beugung eines entwürdigenden Bannes in die Stellung des brüderlich aufgenommenen Bürgers, und ein deutsches Volk ehrte, sie brüderlich aufnehmend, den Menschen in sich wie das unbefangene vorschwebende Vertrauen seines Monarchen zu ihm[1]." So vorurtheilslos wie der Napoleonide auf dem deutschen Throne, war der deutsche Fürst von Baden allerdings nicht. Er erklärte die Juden nur als erbfreie Staatsbürger, nicht als Ortsbürger, so daß sie sich nicht in Städten ansiedeln durften, wo es bisher keine gegeben hat; auch in ihren erbgesessenen Plätzen wurden sie nur als Schutzbürger angesehen. Der Herzog behielt sich aber vor, denjenigen auch das Ortsbürgerrecht zu ertheilen, die den sogenannten Nothhandel aufgeben würden. Ihre religiösen Eigenthümlichkeiten sollten geachtet werden, aber nur „nach Ausweis des mosaischen Rechts, nicht nach talmudischen Deutungen", eine echt deutsche Gabe, mit der einen Hand gebend und mit der andern wieder nehmend. Später ließ der Herzog eine eigene Verfassung für die Juden von ihrem Gönner, dem Grafen von Sternau, ausarbeiten, die auch voll von Halbheiten war. Der Erlaß (13. Jan., 11. Febr. 1809) verfügte: Alle die, welche Künste und Wissenschaften, Fabriken und freien Handel

[1]) Zeitschrift Jason, redigirt von Sternau Jahrg. 1808. S. 308. Sulamit, Jahrg. 1808 S. 151.

betreiben, sollten Vollbürger werden. Ausgeschlossen wurden die Nothhandeltreibenden, Viehmäkler, Hausirer, Trödler, Leihhändler. Für die religiöse Angelegenheit der Juden wurde ein Oberrath vom Herzog erwählt, bestehend aus einem Obervorsteher, zwei oder drei Rabbinen und zwei weltlichen Oberräthen. Der Oberrath hatte die Landrabbinen und Landältesten zu ernennen [1]).

Auch die Stadt Frankfurt erlag für einen Augenblick dem Gleichheits-Schwindel, obwohl hier der zopfige, kleinliche, krämerhafte Judenhaß in jedem Patricier verkörpert war. Dieser Haß war hier gerade seit dem Umsichgreifen revolutionären Aufschwungs nur noch hartnäckiger geworden. Für den Verlust oberherrlicher Freiheit sollte die Knechtschaft der Juden entschädigen; man hatte daher hier den etwa 500 zählenden jüdischen Familien keine der Zeichen und Ceremonien erlassen, welche ihre Demüthigung lebendig erhalten sollten. Die zweihundert Jahre alte „Stättigkeit", d. h. Unterthänigkeitsgesetze derselben, wurde noch alljährlich in der Synagoge verlesen. Jeder neuaufgenommene Jude mußte dem Senate einen Huldigungseid leisten. Die Beschränkung der jüdischen Ehre dauerte fort. Juden-Zoll mußten sie immer noch bezahlen, als wenn das heilige römische Reich deutscher Nation noch herrschte, und nicht der allmächtige Wille des, Kaiser und Könige zermalmenden Corsen. In dem engen, schmutzigen, ungesunden Judenviertel mußten sie noch immer wohnen, und jeder noch so verworfene Christ hatte das Recht, dem gesittetsten Juden barsch zuzurufen: „Mach Mores, Jud'!", ihn als verworfenes Wesen zu behandeln, ihn aus den schönen Theilen der Stadt und von Spaziergängen zu weisen [2]).

Der französische General Jordan hatte zwar für einige Jahre die Frankfurter Juden aus dem Ghetto befreit, als er die Stadt bombardirte und diesen Theil zerstörte. Unter den Augen der französischen Sieger mußten die Patricier mit galliger Empfindung den Juden in den andern Stadttheilen Wohnungen einräumen, aber nur miethsweise, Häuser kaufen oder bauen durften sie keineswegs. Als das heilige deutsch-römische Reich durch einen Hauch aus dem Munde Napoleon's lächerlich wie eine Schneeflocke zerschmolz,

[1]) Karl August Buchholz, Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Juden S. 104; Sulamit Jahrg. 1809 S. 151 f.

[2]) Gutzkow, Leben Börne's S. 22 fg. Gegen-Erklärung des Staates gegen die Rechtsschrift der Juden. Einl.

Frankfurt unter die Herrschaft des Erzkanzlers oder Fürsten-Primas des Rheinbundes gekommen war, und die hochmögenden Schöffen selbst Unterthanen geworden waren, hörte dieses Knechtschaftsverhältniß der Juden thatsächlich auf, ohne daß diese Veränderung eine gesetzliche Unterlage erhalten hätte. Karl von Dalberg, ein freisinniger Mann, der früher zu dem Illuminaten-Orden gehört hatte, hegte die günstigsten Gesinnungen für die Juden und hätte ihnen gerne das Joch vollständig abgenommen; er legte diese Gesinnung in einem Schreiben an den Fürsprecher der Emancipation, an Gregoire, an den Tag [1]). Allein er kannte die hartnäckige Gehäßigkeit des Frankfurter Patriciergeschlechts gegen die Juden zu gut, als daß er hätte wagen sollen mit einem Schlag die Gleichheit derselben zu bethätigen. Er hatte nur im Allgemeinen bei der sogenannten Thronbesteigung versichert: die Mitglieder der jüdischen Nation sollten gegen Beleidigung und beschimpfende Behandlung in Schutz genommen werden. Die dringliche Nothwendigkeit, die Stellung der Juden gesetzlich zu regeln, erledigte der Fürst-Primas, der als Deutscher die Halbheit liebte, mit halben Maßregeln. Er machte durch den Erlaß einer neuen Stättigkeits- und Schutzordnung der Judenschaft [2]) einerseits der neuen Richtung das Zugeständniß, „daß die bisherigen Gesetze, als dem Zeitgeist in dem dermaligen Standpunkte der jüdischen Nation nicht mehr passend, aufgehoben" werden sollten. Andrerseits redete er dem Judenhaß das Wort, daß „ihnen die völlige Gleichheit nicht eingeräumt werden könnte, so lange sie nicht durch Ablegung ihres eigenen Wesens, in Annahme der Landessitten, sich dafür würdig zeigen". Durch diese neue Ordnung wurden sie im Grunde lediglich als geduldete Fremde angesehen, denen nur völker- und menschenrechtliche Behandlung, aber nicht Bürgerrecht zukäme. Nur die unter verschiedenen Titeln bestehenden Judenschutzgelder wurden in eine jährliche Steuer von 22,000 Gulden umgewandelt. Selbst das Ghetto wurde ihnen wieder in Aussicht gestellt; sie wurden angewiesen, ihre Miethsverträge in der Stadt mit christlichen Hausbesitzern ja nicht zu erneuern, weil bald der schöne Tag anbrechen werde, an dem sie in ihr Gefängniß würden zurückkehren müssen.

[1]) Grégoire, observations nouvelles sur les Juifs, ins Deutsche übersetzt in Sulamit Jahrg. 1808.

[2]) Gesetz vom 30. Nov. 1807.

Es war natürlich, daß die Frankfurter Juden alle Anstrengung machten, um aus diesem Ausnahmezustand herauszukommen, zumal in der Nachbarschaft, im Königreich Westphalen, ihre Brüder völlig gleichgestellt waren. Als daher der Rheinbund aufgelöst, und das Herzogthum Frankfurt mit einer eigenen Constitution geschaffen wurde, in welcher die Gleichheit aller Einwohner und Religionsbekenner vor dem Gesetz ausgesprochen war, ruhten die Vertreter der Judenheit Amschel und Gumprecht und auch wohl Amschel Rothschild, (der erste Hofagent, der sich die Fürsten unterthänig machte) nicht eher, bis sie den Erzherzog Dalberg und seine Räthe gewonnen hatten, ihre Gleichstellung durch ein besonderes Gesetz allen Anfechtungen entgegen festzustellen. Da der neue Erzherzog in Geldverlegenheit war, und die Freiheit und Gleichheit der Juden seinem Herzen überhaupt zusagten, so bewilligte er sie denselben für die Summe von 440,000 Gulden (den 20fachen Betrag der jährlichen Summe von 22,000 Gld.) abzahlbar sofort 150,000, dann wieder 50,000, und endlich alljährlich 10,000 G. Dieses Gesetz (erlassen 28. Dec. 1811) lautete: „daß sämmtliche in Frankfurt wohnenden und in Schutzverhältniß stehenden Juden, deren Kinder und Nachkommen das Bürgerrecht in gleichen Befugnissen und Rechten mit den übrigen Bürgern genießen sollen“. Später wurde der Restbetrag in zinstragende Obligationen, welche Rothschild übernahm, verwandelt, und Alles in bester Ordnung geregelt. Die Juden leisteten den Bürgereid, traten in die Rechte und Pflichten ein, und Louis Baruch (Börne) wurde als Jude bei der großherzoglichen Polizei angestellt. Die Judengasse, so weit sie noch bestand, büßte ihr trauriges Vorrecht ein, sie wurde aufgehoben oder den zunächst liegenden Stadtquartieren zugewiesen [1]).

[1]) Ueber die Umwandlung der Juden in Frankfurt von Stättigkeits-Geduldeten in Vollbürger ist in den Jahren 1814—1818 viel verhandelt worden, und sie hat eine zahlreiche Literatur erzeugt. Von Seiten der Juden ist von Börne zusammengestellt worden: Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechtes der Israeliten zu Frankfurt 1815. Dagegen: Abdruck der Gegenerklärung des Senats der Stadt Frankfurt an die Bundesversammlung, besonders S. 22 und Beilagen. Eine anonyme Schrift — historisch-juridische Entwickelung der unveränderten Unterthanenpflicht jüdischer Gemeinden in Frankfurt — theilt geheime Vorgänge mit, die hinter den Coulissen am großherzoglichen Hofe vorgefallen sind, wobei die Verwendung der Summe für die Emancipation eine Rolle gespielt hat. Aber diese Vorgänge compromittiren nicht die Juden, sondern die großherzoglichen Räthe.

Die stolzen Patricier knirschten zwar mit den Zähnen ob dieser unerhörten Neuerung. Sie hatten doppelte Einbuße durch Auflösung der Leibeigenschaft und der Judenstättigkeit erlitten; aber sie mußten sich für den Augenblick fügen.

Auch die nordischen Hansestädte, wo der deutsche Zunftgeist verbunden mit dem verknöcherten Lutherthum den Juden kaum das Athmen gönnte, mußten ihnen auf Befehl der französischen Besatzung die Gleichheit einräumen. Am leichtesten fügte sich noch Hamburg, alle Einwohner, also auch die Juden, völlig gleichzustellen (1811). Es nahm Juden sogar in seinen Bürgerrath auf. Später stellte man ihnen das günstige Zeugniß aus, „daß bei allen erhaltenen und beschützten Begünstigungen dieser Gleichheit nicht allein keine zuweilen befürchtete Anmaßung, noch ein anderer Nachtheil christlicher Bürger verspürt wurde, sondern es hat vielmehr ein stilles, bescheidenes und günstiges Benehmen selbst in Rücksicht auf den Gebrauch der erhaltenen Vorzüge und die willigste Anstrengung mit anderen für das allgemeine Wohl stattgefunden. Mehrere haben sich durch vorzügliche Wohlthätigkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnet“[1]). Grimmiger nahm das kleine Lübeck die Ansiedelung und Einbürgerung der wenigen Juden unter französischem Schutz auf. Bis dahin waren nur etwa zehn Familien daselbst als Schutzjuden geduldet worden, die weder Handel treiben, noch in Zünfte aufgenommen, noch Häuser anwerben konnten. Denn diese Berechtigungen wurden als christlich angesehen, auf welche die Juden keinen Anspruch machen dürften. Von dem benachbarten Städtchen Moisling unter dänischer oder holsteinischer Botmäßigkeit durften täglich nur drei Juden nach Lübeck kommen und mußten am Thore eine Art Leibzoll zahlen; jeder Bote der Krämercompagnie durfte sie anhalten und zur Polizei führen, wenn sie etwas verkauft hatten, und Alles, was solche Verdächtige besaßen, wurde confiscirt. Mit der französischen Herrschaft (1811—1814) waren etwa zweiundvierzig selbständige jüdische Personen aus Moisling und vierzehn aus der Fremde nach Lübeck zugezogen, so daß im Ganzen sechsundsechzig Familien in Lübeck wohnten. Diese Sechsundsechzig erregten fast noch mehr die Galle der Lübecker Patricier, als die

[1]) Pro memoria, praepositio in conventu senatus et civium vom Oct. 1814 in Zeitg. des Judenthums, Jahrg. 1837 S. 186.

Unterjochung durch Napoleon [1]). Die Continental-Sperre Napoleon's gegen England hatte mehrere jüdische Familien nach dem ihm früher unfreundlich gewordenen Norddeutschland gelockt.

Auch in der Hansestadt Bremen, welche Juden nur als durchreisende Leibzollzahler kannte, ließen sich Juden unter französischem Schutz nieder, zwar nicht viel, aber doch viel zu viel für die Engherzigkeit der Patricier. Auch sie waren allen übrigen Bürgern gleichgestellt. — Sogar der Herzog von Mecklenburg, Friedrich Franz, sprach die Gleichstellung der Juden aus (22. Febr. 1812) und gestattete noch dazu Ehen zwischen Juden und Christen — so weit war keine Gesetzgebung gegangen [2]). Preußen konnte sich auch nicht länger der allgemeinen den Juden so günstigen Strömung entziehen. Die Juden dieses Landes hatten während der Unglückszeit, die in Folge der Verblendung über das Volk und das Königshaus hereingebrochen war, fast mehr Vaterlandsliebe gezeigt und mehr Opfer gebracht, als manche verrottete Adliche, die sich mit den siegenden Feinden auf guten Fuß gesetzt hatten. Aber es dauerte lange, bis der selbst gedemüthigte König Friedrich Wilhelm III. den anerzogenen, aristokratischen und religiösen Widerwillen gegen sie überwinden konnte. Er nahm ihnen zwar den Schimpfnamen Schutzjuden und erklärte sie zum städtischen Bürgerrecht nicht bloß zulässig, sondern auch verpflichtet. Sie mußten auch als Orts- oder Stadtbürger den Eid leisten und die Lasten mittragen [3]). Aber als Staatsbürger wurden sie doch nicht anerkannt, ein umgekehrter Fall als in Baden (o. S. 311). Die staatsbürgerliche Gleichstellung wurde ihnen zwar immer wieder verheißen und in Aussicht gestellt, aber die Verheißung blieb mehrere Jahre unerfüllt. Als Hardenberg abermals die zerrütteten Staatsgeschäfte übernommen hatte und auf Beseitigung der verrotteten Zustände und Gesetze drang, war er auch entschieden für die Einbürgerung der Juden, damit dem verstümmelten, blutenden und verarmten Ländchen durch den innigen Anschluß der Juden an das Staatswohl neue Kräfte zugeführt werden sollten, die es unter den traurigen Umständen der tiefen Gesunkenheit nicht entbehren konnte. David Friedländer und seine

[1]) Die Juden in Lübeck 1816, eine Vertheidigungsschrift aus der Zeit der Reaktion.

[2]) Karl August Buchholz a. a. O. S. 94.

[3]) Rönne und Simon a. a. O. Gesetz v. 27. Febr. 1809.

Freunde, die Berliner Capitalisten, machten die größte Anstrengung, die immer in Aussicht gestellte Gleichstellung verwirklicht zu sehen. Der König schob aber das ihm vom Staatskanzler zur Unterzeichnung vorgelegte Gesetz immer wieder bei Seite. Endlich — man sagt gerührt von den Zeichen der Theilnahme, welche die Juden Berlin's dem Andenken der vielgeprüften und beweinten Königin Louise besonders an ihrem von ihrem königlichen Gemahl wehmüthig gefeierten Geburtstag (10. März) durch Errichtung der Louisen-Stiftung gezollt hatten — genehmigte Friedrich Wilhelm Tags darauf (11. März 1812) die Gleichberechtigung aller „in den preußischen Ländern damals sich befindlichen eingesessenen Juden mit den christlichen Bewohnern. Sie sollten auch zu akademischen Lehr-, Schul- und Gemeindeämtern zugelassen werden: die Zulassung derselben zu Staatsämtern behielt sich indeß der König noch vor. Mit dem Rechte sollten sie auch die Pflichten übernehmen und besonders zum Militärdienst herangezogen werden. Ihre religiösen Angelegenheiten sollten später geordnet werden. „Für die Ausarbeitung der den Cultus betreffenden Gesetze sollten Juden, die wegen ihrer Kenntnisse und Rechtschaffenheit das öffentliche Vertrauen genießen, zugezogen werden"[1]).

Nur drei deutsche Fürsten widerstanden dem Andringen des Zeitgeistes, von Baiern, Oesterreich und Sachsen. Zwar erließ der erste, von Napoleon eingesetzte König von Baiern Maximilian Joseph ein Edikt (10 Juni 1813), das scheinbar die Juden gleichstellte, oder wenigstens diejenigen, welche das Ansiedlungsrecht erhalten hatten. Aber dieses Recht unterlag vielfachen Beschränkungen. In den Städten, wo bis dahin kein Jude zugelassen war, sollte ihre Niederlassung von königlicher Bewilligung abhangen, und selbst an den Orten, wo sie schon lange wohnten, sollte ihre Zahl nicht vermehrt, vielmehr noch vermindert werden[2]). In Oesterreich haben die Nachfolger des Kaiser Joseph, der zuerst einige Ringe der Kette gelöst hatte, Leopold II. und Franz I., dessen günstige Bestimmungen unausgeführt gelassen und noch neue Demüthigungen hinzugefügt. Zu der fast unerschwinglichen Abgabenlast der böhmischen, mährischen, schlesischen und galizischen Gemeinden unter den empörendsten Formen, hier von Lichtsteuer und dort von Wein- und Fleischsteuer, kam noch

[1]) Preußische Gesetzsammlung 1812, S. 17 fg., Rönne und Simon S. 264.
[2]) Buchholz a. a. O. S. 130 fg.

in Wien hinzu eine Collectentaxe, oder ein Zoll von jedem Juden, der nach der Hauptstadt kam [1]). Polizeispione lauerten jedem Juden auf, der, in Wien auf kurze Zeit weilend, nicht mit einem Meldezettel versehen war, und behandelten ihn wie einen Verbrecher. Das Heirathen der Juden blieb beschränkt, und wurde nur dem ältesten Sohne der Familie oder dem, der recht viel Bestechung anwenden konnte, gestattet (Familianten-Wesen). Oesterreich, obwohl so oft von den Soldaten der Freiheit zertreten, schloß sich wie mit einer chinesischen Mauer gegen jede Neuerung ab. — In dem neugeschaffenen Königreich Sachsen [2]) blieben sämmtliche Beschränkungen aus der Zeit der kurfürstlichen Verfassung und der lutherischen Kirchlichkeit ohne Milderung bestehen. Man nannte Sachsen mit Recht das protestantische Spanien für die Juden. Eigentlich sollten sie gar nicht im Lande geduldet werden, und nur in den beiden größten Städten Dresden und Leipzig wurden einige privilegirte Juden zugelassen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, zu jeder Zeit ausgewiesen werden zu können. Synagogen durften sie nicht haben, sondern nur Betstuben, worin sie sich still verhalten mußten. In Leipzig und Dresden mußte jeder privilegirte Jude für sich jährlich 70 Thlr. und außerdem noch für Frau, Kinder und Dienstboten zahlen. Im Handelsverkehr und Gewerbe blieben sie äußerst beschränkt und waren bei ihren Reisen einer strengen Paßcontrolle unterworfen. Auch nachdem sämmtliche deutsche Länder den Leibzoll aufgehoben hatten, hat ihn Sachsen noch immer beibehalten. Luther hätte zur Behandlung der Juden in dem Sachsen seines Bekenntnisses seine Zustimmung geben können. Das Beispiel der beiden Nachbarländer Westphalen und Preußen blieb ohne Einfluß auf dieses damals durch den Krämer und Katechismus-Geist doppelt selbstische Land. Die Reaktion fand in Deutschland Nahrungsstoff in Fülle.

[1]) Erst eingeführt 1792.

[2]) Vergl. Judenordnung für Churfürstlich-Sächsische Residenzstadt Dresden vom Jahre 1772 und Spieker, die ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschland S. 293 fg.

Siebentes Kapitel.

Die Reaktion und die Deutschthümelei.

Napoleon's Kriegszug gegen Rußland. Jüdische Freiwillige. Reaktion in Frankfurt, Hamburg und Lübeck. Der Wiener Congreß. Börne's Vater. Das Haus Rothschild. Hardenberg's und Metternich's Verhalten in Betreff der Juden der Hansestädte. Die Deutschthümelei. Die Judenfresser. Rühs. Die Juden in Rom. Der Wiener Congreß und die Juden. Die Verwechselung von in und von. Die Presse. Judenschule oder „unser Verkehr." Ausweisung der Juden aus Lübeck und Bremen. Kampf in Frankfurt wegen des Bürgerrechts der Juden. Abermals die Judenfresser. Die Vertheidiger Krämer, Schmidt, Ewald, Bail. Die Juden in Oesterreich und Preußen. Die preußische Juristenfacultät über die Juden. Das Gesetz von 1808 in Frankreich aufgehoben und in Preußen aufrecht erhalten. Lewis Way, Michel Berr und der Congreß von Aachen. Das Hep=Hep=Geschrei in Franken und der Judensturm in ganz Deutschland. Hundt=Radowski. Lord Byron's jüdische Gesänge. Julius von Voß. Die jüdischen Schriftsteller und ihre Abwehr.

(1813—1818.)

Wie einst der Perserkönig Xerxes hatte der bis dahin unüberwindliche und durch seine Erfolge hochmüthig und brutal gewordene Napoleon Völker und Fürsten in buntem Gemische zu einem Weltkriege aufgeboten, und sie folgten ihm unterwürfig wie Sklaven ihrem Herrn. Er führte stolz das von ihm geknechtete Europa gegen das asiatische Rußland. Seit Menschengedenken war ein so zahlreicher Heereszug nicht gesehen worden. Aber wenn je, so hat sich in diesem Riesenkampfe das Wort bewährt „Trügerisch ist das Roß zum Siege und die Fülle der Heeresmacht kann nicht vor Untergang retten", und wenn je, so hat sich hier der Gottesfinger der geschichtlichen Gerechtigkeit an dem Zertreter des Rechtes und der Freiheit gezeigt. Nicht die Gegenmacht des Feindes hat Napoleon besiegt, sondern eine höhere Hand, die seinen sonst so klaren Blick bis zur kindischen Thorheit blendete. Diese Verblendung hat die Gluth des Brandes von Moskau und das Eis des russischen Winters zu seinem Verderben ausschlagen lassen. Als ihn Gott und das

Glück verlassen hatte, fielen die Fürsten von ihm wortbrüchig ab, die ihm Heeresgefolge und Treue zugesagt hatten, und kehrten die Schwerterspitzen gegen ihn. Die Volkskraft, die er, auf sein Feldherrntalent vertrauend, so sehr verachtete, erhob sich ebenfalls gegen ihn. Aber auch die Völker waren gleich ihm verblendet; sie brachen die Fesseln auf der einen Seite, um sie sich an der andern Seite anzuschmieden. Es ist ein lehrreiches Kapitel der Geschichte die zwei Jahre (Mai 1812 — April 1814), von dem Augenblick an, wo Napoleon mit mehr als einer halben Million Krieger gegen Rußland zog, bis zu dem Zeitpunkte, wo Alle, Alle von ihm abfielen, und er sich auf der Flucht verkleiden mußte, um sich den Drohungen und Schmähungen der gegen ihn erbitterten französischen Bevölkerung zu entziehen. Es ist ein bluttriefendes, erschütterndes Drama.

Niemand hatte geahnt, daß das Große das Kleine in Mitleidenschaft ziehen, das Napoleon's Sturz die Juden, denen er, wenn auch wiederwillig die Freiheit gebracht hatte, auf eine lange Zeit in ihre alte Knechtschaft zurückschleudern würde. Jüdische Jünglinge wohlhabender Familien hatten in Todesmuth mit den christlichen gewetteifert, sich in den Kampf zu stürzen, um den Riesen erlegen zu helfen. Ganz besonders in Preußen hatten sich, von Begeisterung für die vorgespiegelte Vaterlandsliebe erglüht, Juden zahlreich den Freiwilligenschaaren angeschlossen, froh in die Reihen aufgenommen zu werden und im Schlachtgewühl mit ihrem Blute den Makel der Feigheit auszulöschen, den die Gegner der Gleichstellung ihnen so oft vorgeworfen hatten. Die jüdische Jugend zahlte die Freiheit, welche sie auf dem Papier erhalten hatten, baar mit ihrem Leben [1]).

[1]) Die Thatsache von der Betheiligung jüdischer Freiwilliger am Befreiungskriege wurde und wird noch von den Fälschern der Geschichte und den Judenfressern quand même öfter abgeleugnet. Es ist daher notbwendig, die authentischen Berichte darüber zusammenzustellen. Hardenberg schrieb 4. Jan. 1815. „Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer Mitbürger gewesen, und wir haben unter ihnen Beispiele des wahren Heldenmuthes und der rühmlichen Verachtung der Todesgefahren aufzuweisen, so wie die Einwohner (Berlins), namentlich auch die Frauen in Opfer jeder Art sich den Christen angeschlossen haben, (bei Klüber, Aktenstücke des Wiener Congresses I. 476, auch bei C. Aug. Buchholz, Aktenstücke und in andern Quellen). Major Burg, Geschichte meines Dienstlebens (Berlin 1854) giebt ein getreues Bild des Enthusiasmus der jüdischen Jünglinge, unter die Freiwilligen zu treten, und wie es ihn schmerzte, daß er den Feldzug nicht mitmachen konnte. Julius v. Voß,

Jüdische Aerzte und Wundärzte fielen als Opfer in Lagern und Lazarethen bei Behandlung der Kriegsverwundeten und Verpesteten. Jüdische Frauen und Mädchen scheuten keine Anstrengung und Rücksicht, um Verwundeten Hilfe und Trost zu bringen. Und überall, wo die Bürger zu den Waffen griffen und sich um das Banner ihres Vaterlandes geschaart hatten, blieben die Juden nicht zurück, ihr Gut und Blut einzusetzen. Abermals standen, wie ehemals zur Zeit der staatlichen Selbständigkeit, Söhne desselben Stammes und Bekenntnisses einander gegenüber, hier deutsche und dort französische, italienische und holländische Juden und schleuderten einander den Tod, den Ehrentod, wie man sagte, zu, und erkannten einander öfter erst in der letzten Stunde, um sich als Brüder zu umarmen. Diejenigen, welche unfähig waren, die Waffen zu tragen, hatten durch anderweitige große Opfer ihre Anhänglichkeit an Deutschland und ihre Würdigkeit für die Gleichstellung bethätigt. Nichts desto weniger tauchte allmählich in den Gemüthern der Deutschen der scheinbar vergessene Judenhaß wieder auf, nahm eine immer größere Ausdehnung an und brachte die Juden um den Preis, welchen die blutigen Siege auch ihnen verheißen hatten.

Mit dem Sturz des Helden begann die Herrschaft der kleinen Ränkeschmiede, der Gewissenlosen, der Menschen- und Länderschacherer. Sie führten die Fürsten, welche die so lange niedergetretene Freiheit ernstlich aufrichten wollten, in die Irre und bestrickten sie mit ihren Lügenkünsten und ihren Gauklerstückchen. In Frankreich richteten diese

die Hep-Heps in Franken S. 26: „Wenn in jener Zeit (1813) die reichsten (jüdischen) Wechsler zu Berlin ihre Söhne unter die Waffen stellten — nicht etwa suchten sie mit Geld sich dessen zu entheben, wie ihre Frauen zu den Vereinen traten, den verwundeten Schwestern Hilfe brachten, die Spitäler täglich besuchten, worin der ansteckende Typhus herrschte." — In ihrer Petition an Stein erinnerten die Frankfurter Juden ihn daran, daß ihre Söhne gemeinschaftlich den Feind bekämpft hatten. — Rießer bemerkte in seiner Polemik gegen Paulus: in der Marienkirche zu Lübeck sind die Namen gefallener Juden unter Christlichen zu lesen. — Rahel schrieb an Varnhagen (20. April 1813): die Juden geben, was sie nur besitzen, an die wandte ich mein Geschrei zuerst." Viel besprochen wurde damals der Todesmuth des jüdischen Freiwilligen Hilsbach aus Breslau, der unter den Augen des Königs, mit Wunden bedeckt, sich den Feinden entgegenwarf (Lips, Staatsbürgerrecht d. Juden S. 152 Note), und die liebevolle mit großen Opfern verbundene Behandlung des jüdischen Hospital-Verpflegers Sandheim aus Mannheim an zahlreichen Verwundeten. (Joh. Ludw. Ewald. Ideen über die nöthige Organisation der Israeliten. S. 140.)

Ränkeschmiede, die Talleyrands, den Thron der Bourbonen wieder auf und wußten schlau diese ihre List als Volkswillen auszugeben. Das war der Anfang der Reaktion; es war damit ausgesprochen, daß alle Errungenschaften der Revolution, auch die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetze, die Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Bewohner desselben Landes aus dem Leben und den Erinnerungen ausgelöscht werden sollten. In Deutschland waren es die Metternich's und Gentz', welche die Freiheitskriege zum Gespötte machten. Nur tiefere Geister ahnten, daß Europa durch die engere Verbindung der Machthaber untereinander einer noch schimpflicheren Knechtschaft entgegen ging, weil sie Erschlaffung und Kleinmeisterei in ihrem Gefolge haben würde.

Den ersten Luftzug der beginnenden Reaktion in Deutschland empfanden die Juden. Er wehte von Frankfurt her, dem Sitze des ungemildert mittelalterlichen Judenhasses. Kaum war das Geschütz des fliehenden Feindes im Weichbild dieser Stadt verhallt, vernahm man schon mehrere laute Stimmen, die einander ermunternd zuriefen: Man müsse vor Allem den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenzen setzen [1]). Die Verbündeten hatten dieser ehemaligen Krönungsstadt eine günstige Ausnahmestellung zugesichert. Sie sollte eine Art Freistadt mit althergebrachter, reichsstädtischer Verfassung sein. Aber so wie die Patricier ans Ruder kamen, wurden die unter französischer oder herzoglicher Herrschaft eingeführten Gesetze der Gleichheit sofort aufgehoben und den ältern Gewohnheiten Gültigkeit zugesprochen (16. Januar 1814). Die nothwendigen und zeitgemäßen Reformen sollten von der Bürgerschaft selbst berathen werden. Die Stadt stand indeß unter der Controlle des eigens für Kriegszwecke eingesetzten Verwaltungsrathes oder der unverantwortlichen Gewalt des Freiherrn von Stein. Letzterer mehr patriotisch, als freisinnig, konnte die Juden nicht recht leiden. Er haßte Napoleon gründlich und schloß in seine Abneigung nicht blos die Franzosen ein, sondern auch die Juden, weil sie von diesen die Befreiung erhalten und weil sie bis dahin ihnen Vorschub geleistet hatten. Stein, der mit einem scharfen Worte den Frankfurter Judenhaß hätte niederschlagen können, ließ ihn gewähren, groß wachsen und sich aufblähen. Die Patricierfamilien, vor denen sich die Juden

[1]) Börne, für die Juden, ges. Schriften II. S. 390.

vorher demüthig hatten verbeugen müssen, und die sich gekränkt fühlten, sie wenn auch nur kurze Zeit als ihresgleichen behandelt zu sehen, ergriffen sofort mit Abzug der Franzosen, dem Ende der großherzoglichen Regierung, die Gelegenheit, sie ihr Herrenthum empfinden zu lassen. Die Juden sollten wie ehemals Kammerknechte sein, in ihren Handtirungen beschränkt, in der Judengasse eingepfercht und bei ihren Verheirathungen pharaonisch behandelt werden.

Die Bürgerschaft wollte allerdings die Juden nicht so tief gedemüthigt wissen. Die Commission, welche einen neuen Verfassungsentwurf für die Stadt Frankfurt ausarbeiten sollte, erkannte an, daß der Judenschaft ihr vom Großherzog erlangtes Bürgerrecht nicht wohl entzogen werden könnte. Allein auch sie wollte ihnen lediglich das Privatbürgerrecht, aber nicht das Vollbürgerthum einräumen (9. März 1814). Die Patricier gönnten ihnen nicht einmal dieses geringe Maß von Freiheit; Knechte, unterthänige Schutzjuden sollten sie wieder werden. Die alte Judenstättigkeit von 1616 sollte wieder in Kraft treten, als wenn die Weltgeschichte diese zwei Jahrhunderte still gestanden hätte. Indessen wagten sie doch nicht offen mit der Sprache herauszutreten, wollten vielmehr die Frage recht lange in der Schwebe lassen, bis die Augen der Großmächte von Frankfurt abgewendet sein werden. Der provisorische Senat nahm daher den nichts und viel sagenden Entwurf an: daß die Bestimmung der bürgerlichen und gemeindlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensverwandten vorbehalten bleibe (19. Juli 1814). Vergebens hatten sich die Vorsteher der Frankfurter Gemeinde an Stein gewendet und ihrem Schmerze Ausdruck gegeben, daß ihnen wieder die alte Fessel angelegt werden sollte, vergebens ihn daran erinnert, daß sie ihr Vollbürgerrecht vom Großherzog erkauft und verbrieft erhalten hatten, daß die jüdischen Jünglinge ihr Blut in den Freiheitskriegen vergossen hatten. Sie ermahnten ihn, daß ein Wort von ihm ausgesprochen, 3000 Deutsche jüdischen Bekenntnisses glücklich machen würde (Gesuch vom 5 Sept). Kalt erwiedert ihnen der Freiherr von Stein, daß er keine Aenderung an der Verfassung treffen könnte und sie an die Gerechtigkeit und den Gemeinsinn der constituirenden städtischen Behörde verweisen müsse [1]).

[1]) Aktenstücke, Beil. S. 24—42.

Nach dem Beispiele Frankfurt's begann es auch in den drei deutschen Hansestädten gegen die Juden zu gähren. In Hamburg war das Verhältniß umgekehrt, als in Frankfurt. Hier war der Senat ihnen günstig und hätte ihnen gerne, wenigstens den Wohlhabenden, das Vollbürgerrecht gesetzlich eingeräumt. Er erwartete von der unbeschränkten Gleichstellung der Juden eine Förderung der durch die französische Besatzung heruntergekommenen Handelsblüthe. Man hatte den Juden nichts vorzuwerfen. Während der französischen Herrschaft hatten sie die erlangte Freiheit nicht mißbraucht, zur Vertreibung der Franzosen, ihrer Wohlthäter, aus Hamburg die Waffen ergriffen und waren dem Gemeinwesen durch große Geldopfer beigesprungen. Eine Commission entwarf daher eine Verfassung für die Juden, welche von Anerkennung und Wohlwollen athmete [1]). Aber hier waren gerade die Kleinbürger gegen die Juden gestimmt und gewillt, sie in ihre alte Beschränkung zurückzuwerfen und das Gesetz von 1710 für sie oder vielmehr gegen sie wieder aufzufrischen. — In Lübeck und Bremen begnügte sich die Bürgerschaft nicht einmal mit Hintenansetzung der Juden, sondern ging energisch damit vor, sie vollständig auszuweisen. Hier wurde der Antrag ernstlich gestellt, die Bekenner der mosaischen Religion aus den Ringmauern der Stadt zu vertreiben [2]). In Hannover, Hildesheim, Braunschweig und Hessen wurden sie ebenfalls ihrer Gleichstellung mit einem Male beraubt [3]). Diese Vorgänge machten natürlich die Juden in ganz Deutschland besorgt. Wenn verbrieftes Recht, wie in Frankfurt, höhnisch verletzt werden könnte, welche Bürgschaft hätten sie für den Fortbestand ihrer Gleichstellung? Wie sehr stach diese Reaktion selbst gegen die in Frankreich ab! Hier, obwohl der freiheitsfeindliche und rachsüchtige Adel und die verbissene katholische Geistlichkeit am Hofe Ludwig XVIII. das große Wort führten und die erschütternden, riesengroßen Vorgänge seit 1789 vollständig als nicht geschehen betrachteten, wurde den Juden doch nicht ihre bisherige Einbürgerung verkümmert. Die katholische Kirche wurde zwar als Staatsreligion anerkannt, und die jüdischen Consistorien nicht vom Staate unterhalten; aber ihre Religionsfreiheit blieb ungeschmälert [4]).

[1]) Siehe oben S. 315.

[2]) Die Juden in Lübeck.

[3]) Klüber, Uebersicht der Verhandlungen des Wiener Congresses S. 377.

[4]) Halphen, Recueil p. 385.

Die um ihre Freiheit, Ehre, ja um ihre Existenz besorgten Juden, namentlich die in den sogenannten freien Städten richteten ihr Auge daher auf den Wiener Congreß, welcher das verrenkte Europa wieder einrenken sollte. Von ihm, von dem man ein Universalheilmittel erwartete, erwarteten auch die Juden die Sicherstellung ihrer Freiheit. Die souveränen und diplomatischen Mitglieder des Congresses beeilten sich aber nicht, die Rolle der Vorsehung, die sie zu spielen hatten, in Angriff zu nehmen. Sie eröffneten die Sitzungen statt im August, erst im November, und beinah wäre aus dem Schooße des Congresses, welcher den ewigen Frieden erzeugen sollte, der verheerende Krieg hervorgegangen. Die Fragen wegen Sachsen und Polen waren der Zankapfel der Verbündeten. — Die Frankfurter Gemeinde hatte zwei Deputirte nach Wien gesandt, von denen der eine Jakob Baruch, Börne's Vater, war, weil er am Wiener Hofe Gönner hatte. Sein Vater, ehemals Finanzagent beim Kurfürsten von Köln, hatte einst beim Kapitel die Wahl eines östreichischen Erzherzogs durchgesetzt und dafür von Maria Theresia eine schriftliche Versicherung erhalten, daß seine Nachkommen stets in Oestreich Vorschub finden würden[1]. Jakob Baruch scheint sich beim Kaiser Franz auf dieses Versprechen berufen zu haben und fand an Metternich einen günstigen Fürsprecher. Würdig seines großen Sohnes hat Baruch seine Aufgabe in uneigennütziger Weise erfüllt und sogar den Kostenersatz für seinen langen Aufenthalt in Wien zurückgewiesen. Er und sein wenig bekannter Mitdeputirter überreichten dem Kongreß (Oct. 1814) eine Denkschrift, worin die Gründe für das Recht der Frankfurter Juden nach allen Seiten hin auseinander gesetzt sind: das formelle Recht, daß sie ihre Gleichstellung mittelst einer hohen Summe nach bester Form erworben, und das patriotische Recht, daß sie auch an der Befreiung Deutschland's Theil genommen hatten. Hauptsächlich war es ihnen darum zu thun, die Oberherrlichkeit des Senats über sie zurückzuweisen. Denn selbst wenn politische Veränderungen auch Rechtsverhältnisse aufheben könnten, kämen sie nicht in das Schutzverhältniß der Frankfurter Patricier, sondern unter diejenige Macht, welche das ehemalige deutsch-römische Kaiserthum vertreten würde, dessen besondere Unterthanen sie bis 1806 gewesen waren. — Die Juden der drei Hansestädte schickten ebenfalls einen Deputirten und

[1] Gutzkow, Leben Börne's S. 27, 30.

zwar einen christlichen Vertreter ihrer Sache nach Frankfurt, Karl August Buchholz, einen Rechtskundigen, der, obwohl ein Lübecker, aus eignem Antrieb eine Schutzschrift zu Gunsten der Gleichstellung geschrieben hatte[1]). Hinter der Scene arbeiteten still und unsichtbar im Verein mit den Deputirten einige einflußreiche Persönlichkeiten. Das Bankhaus Rothschild hatte sich durch Umsicht und glückliche Operationen zu einer Geldmacht emporgeschwungen, an dessen Vermögen auch der schnüffelnde Argwohn kein Stäubchen unredlichen Gewinns für judenfeindliche Verdächtigung finden konnte. Das unermeßliche Privat-Vermögen des flüchtig gewordenen Landgrafen von Hessen hatte der Stifter des Hauses, Mayer Amschel Rothschild, vor der Plünderungssucht französischer Soldaten mit Muth, Klugheit und eigener Gefährdung, wie einen heiligen Schatz behütet und dem zurückgekehrten Eigenthümer zugestellt. Er hatte daher selbst in Frankfurt eine ungetheilte Achtung genossen und war in Folge der Gleichstellung in das Wahlcollegium berufen worden. Als er glücklich noch vor dem Beginn der Reaction gestorben war (Sept. 1812), hinterließ er fünf Söhne[2]), welche sein Vermögen, seine Achtung und Stellung noch vermehrten. Die Rothschild's waren die ersten, welche das zweideutige Verhältniß jüdischer Hofagenten und Hoffaktoren zur Höhe gesuchter Finanzherrscher erhoben. Obwohl sie einen Grundsatz befolgt zu haben scheinen, ihre Geldmacht nicht in die Wagschale zu Gunsten ihrer Stammgenossen und ihrer Religion zu werfen, so konnte es ihnen doch nicht gleichgültig sein, wenn in Frankfurt, wo ihr Stammhaus stand, die Juden wieder zu Kammerknechten herabgedrückt werden sollten, und der eine oder andere der Brüder hat wohl bei den Ausschlaggebenden deutschen Congreßmitgliedern gegen die Verkümmerung der Rechte ihrer Gemeindegenossen ein gewichtiges Wort gesprochen. Eben so geräuschlos thätig war ohne Zweifel die jüdische Baronin Fanny von Arnstein. In ihrem Hause verkehrten sämmtliche Mitglieder und Diplomaten des Wiener Congresses, es galt als eine Ehre, in ihr Haus eingeführt zu sein. Wenn sie

[1]) Karl August Buchholz: Ueber die Aufnahme der jüdischen Glaubensgenossen zum Bürgerrecht, Lübeck 1814.

[2]) Dieselben waren Anselm in Frankfurt, geb. 1773; Salomon, meistens in Wien, geb. 1774; Nathan, meistens in London, geb. 1777 st. 1836; Karl, meistens in Neapel, geb. 1788 st. 1855; James in Paris, geb. 1792 st. 1868.

auch es geflissentlich vermied, als Jüdin aufzutreten, so konnte ihr edles Herz doch nicht bei dem aufrichtigen Schmerz der Juden in Frankfurt, Hamburg und den übrigen Hansestädten unempfindlich bleiben, denen so gut wie Alles geraubt werden sollte. Auch sie hat ohne Zweifel in ernster oder scherzhafter Unterredung mit Hardenberg und Metternich ein geflügeltes Wort für ihre Stammgenossen hingeworfen. Ist doch damals überhaupt die große Politik von Frauen gegängelt worden.

In der That zeigten sich auch diese den Congreß für die deutschen Angelegenheiten beherrschenden Staatsmänner den Juden günstig. Hardenberg und Metternich haben in einem besondern Schreiben ihr Mißfallen an den Bedrückungen der Juden in den Hansestädten zu erkennen gegeben (Januar 1815) und dem Senate gerathen, was so viel als befohlen bedeutete, eine menschliche, gerechte Behandlung derselben eintreten zu lassen. Beide haben ihre Einmischungen in Verhältnisse fremder Gebietstheile durch eine ungerechtfertigte Beweisführung gedeckt: Der Druck, den die Häuser der jüdischen Nation leiden müssen, würde auch eine nachtheilige Rückwirkung auf die österreichischen und preußischen jüdischen Familien (bei den Verbindungen der Juden unter einander) haben oder den Fortschritt ihrer Bildung hemmen. Hardenberg wies die Hanseaten auf das Beispiel Preußen's und das Edikt vom 11. März 1812 hin und bemerkte nicht ohne sathrischen Zug, daß es ihnen doch nicht gelingen würde, den jüdischen Häusern den einmal erlangten Wohlstand zu entziehen; eine fortdauernde Bedrückung würde sie zwingen, ihre Kapitalien anders wohin zu bringen [1]). In den Verfassungsentwurf für Deutschland, der von dem preußischen Bevollmächtigten (Wilhelm von Humboldt) ausgearbeitet, Metternich vorgelegt und zur Unterlage für die Berathung genommen wurde, war den Juden so ziemlich die Gleichheit zugedacht, wenn gleich sie gesondert behandelt wurden. „Die drei christlichen Religionsparteien genießen in allen deutschen Staaten gleiche Rechte, und den Bekennern des jüdischen Glaubens werden, in so fern sie sich der Leistung aller

[1]) Klüber, Aktenstück des Wiener Congresses I. Heft 4 S. 77 fg. Schreiben Hardenberg's d. d. 4. Januar 1815; Sulamit V, 2. Jahrg. S. 44. Schreiben Metternich's an die Hansestädte d. d 26. Januar 1815.

Bürgerpflichten unterziehen, die denselben entsprechenden Bürgerrechte eingeräumt [1]).

Allein der gute Wille dieser beiden Kanzler, selbst wenn die Monarchen, die sie vertraten, ihre Gesinnung getheilt hätten, reichte damals nicht aus. Es entstand ein neuer Feind für die Juden, welcher viel gefährlicher und zäher war, als der Brodneid und der Zunftstolz — die sich ohnehin bei der neuen Weltlage, bei dem Gewichte, welches das große Kapital erlangt hatte, nicht hätten auf die Dauer behaupten können. Dieser gefährliche Feind, der zunächst die Waffen gegen die Juden kehrte, war die deutsche Träumerei. Der Sieg über den Riesen Napoleon und die großen Armeen war den Deutschen zu überraschend gekommen; er schien ihnen, die bis dahin geschlafen und niemals als Gesammtheit in die Geschichte eingegriffen hatten, wie eine Art Wunder. Die Schwachköpfe, welche den letzten Gründen nicht nachspüren konnten, verloren das Maß für die Schätzung der Dinge und geriethen in eine Art Taumel. Das Joch, das sie so lange von den Franzosen hatten tragen müssen, und der Zwang, der ihnen aufgelegt war, ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, machten ihnen nicht die Franzosen, sondern alles Fremde, Alles, was nicht das Gepräge des rein deutschen Wesens trug, verhaßt. Es ist allerdings einem Volke, das seine Ketten zerbrochen hat, wenn es zum Bewußtsein seiner Kraft und seiner Zusammengehörigkeit gelangt, zu verzeihen, wenn es in Wahrung seines Wesens in Uebertreibung verfällt. Noch mehr ist es der Jugend zu verzeihen, welche sich aus den akademischen Hörsälen und und den Werkstätten in das Schlachtgewühl gestürzt und sich erprobt befunden hatte, wenn sie schwärmte und Idealen nachjagte, seien diese auch nur Phantome. Aber es ist unverzeihlich und kindisch zugleich, wenn auch reife Männer am hellen Tage träumen und ihre Träume als Wirklichkeit ausgeben und Andern aufzwingen wollen. Dieser Traum war die überschwengliche Deutschthümelei, welche die Deutschen nicht blos lächerlich machte, sondern noch dazu zu ihrem

[1]) Klüber a. a. O. Entwurf 9 II. 305. In einem frühern von einem österreichischen Minister ausgearbeiteten Bundesverfassungs-Entwurf war bloß eine Nota bene bei dem §, über die Gleichheit der bürgerlichen Rechte der drei christl. Confessionen angemerkt. „Wobei noch die Duldung der Juden zu erwähnen ist", das. S. 5. Diese Tendenz der bloßen Toleranz ist also auch von Oesterreich zu Gunsten der Gleichheit aufgegeben worden.

eigenen Verderben ausschlug. Zum ersten Mal war das deutsche Volk in geschlossener Einheit aufgetreten, während es bis dahin nur Landsknechte der Fürsten gewesen war, sich zu Römerzügen oder zu Türkenkriegen oder zur Selbstzerfleischung hatte mißbrauchen lassen. Es suchte in seiner eigenen Geschichte nach ähnlichen Lagen, um sie zum Muster für sein Verhalten zu nehmen, und fand sie nur im Mittelalter mit deutschem Kaiserthum und päpstlicher Allgewalt oder in der Vorzeit der Teutonen mit ungeschlachter Roheit und kindischer Einfalt. Die romantische Schule, die Schlegel, Arnim, Brentano, hatten ihm dieses grauenhafte mittelalterliche Gespenst in so wunderlicher Beleuchtung gezeigt, daß die Deutschen es in ihrer Verblendung für ein Ideal ansahen, dessen Verwirklichung eine heilige Aufgabe sei. Zum Mittelalter gehörte das Christenthum, strenge Gläubigkeit, gedankenlose Kirchlichkeit. Diese wurde schon deswegen das Herzblatt der Deutschen, um einen Gegensatz gegen den Unglauben der Franzosen und der Revolutionszeit zu haben. Sophisten hatten ihnen ohnehin den stolzen Wahn eingeimpft, daß die Christuslehre die allerhöchste ideale Civilisation sei, und gerade im deutschen Volke ihre Blüthe erreicht habe. Die Jahn'sche Narrheit von den deutschen burschenschaftlichen Tugenden: „frisch, frei, fromm, fröhlich," elektrisirte die Deutschen oder eigentlich die erregbaren Köpfe. Aber diese Kraftworte bargen eine Selbsttäuschung. Das deutsche Volk konnte weder frisch werden, weil es sich in mittelalterlichen Schimmel eingrub, noch frei, weil es sich selbst Fesseln schmiedete, noch fröhlich, weil die Fröhlichkeit weitherzig und menschenfreundlich macht, während die deutschthümelnde Phantasterei es engherzig und menschenfeindlich machte. Fromm sind die Deutschen allerdings in Folge der Befreiungskriege geworden, christlich fromm. Die hohle Phrase, christlich-deutsch (oder teutsch) tauchte seitdem auf und trieb ihren Spuk am hellen Tage.

Fromm im mittelalterlichen Sinne konnten aber nur Verehrer des Katholicismus sein mit dem Papstthum als letztentscheidender höchster Autorität. Diesem Ziele steuerten daher auch die ehrlichen Romantiker zu: Görres, Friedrich Schlegel, Adam Müller u. A., die folgerichtig zur römischen Kirche übertraten und das Reich der Jesuiten und der Inquisition wieder aufrichten halfen. Der sittlich faule Gentz, der Protestant, stellte allen Ernstes den Katholicismus als die allein seligmachende Kirche auf, welche die Einheit

Deutschlands in Unterwürfigkeit unter Papst und Kaiser wieder herstellen könnte. Der protestantische Theil Deutschland's, welcher vor diesem letzten Worte des folgerichtigen Handelns zurückschrak, verfiel in allerlei Widersprüche und glich Nachtwandlern mit Brandfackeln. „Gott hatte den Geist der Verwirrung in ihr Inneres gegossen, und sie taumelten wie Betrunkene.“ Statt ihr Augenmerk auf Wien zu richten, wo der Congreß unter Tanz und Liebeständelei seine Fäden spann, um den Wildfang, das deutsche Volk, zu umstricken und recht zahm zu machen, bauten die kirchlichen Romantiker Luftschlösser und versagten im Voraus Dem und Jenem den Zutritt dazu. Statt den Feind hoch oben zu suchen, sich gegen ihn zu waffnen und Bundesgenossen zum Kampf zu werben, suchten ihn die verblendeten Söhne Teut's unter den Juden und wiesen die verächtlich zurück, welche nicht bloß Gut und Blut, sondern auch, was den Deutschen Noth that, nüchterne Klugheit und beharrliche Rührigkeit für den Aufbau des Vaterlandes hätten bringen können.

Die phantastisch-christliche Deutschthümelei war das gewaffnete Gespenst, das den deutschen Juden mehrere Jahrzehnte hindurch Ruhe, Ehre und Schaffensfreudigkeit raubte. Weil dieser durch Abstammung und Geschichtsgang fest ausgeprägte Volksstamm sich durch äußerliche Merkmale, Gesichtsschnitt, Haltung und Lebendigkeit von den Deutschen unterschied, obwohl innerlich in Sprache, Empfindung und Gesinnung ihnen verwandt, stießen sie ihn als etwas Fremdes, Störendes, Unbehaglichkeit Erregendes ab und hätten ihn, wenn die Zeitstimmung es gestattet hätte, aus den deutschen Gauen ausgewiesen. Um aber Grund für diesen blinden Haß zu finden, wühlten die Judenfeinde in alten Scharteken, scharrten Kehricht zusammen, wo Andere reiche Geistesschätze der Juden gefunden hatten, und entwarfen ein grauenerregendes Bild von ihnen, um sich und Andern Furcht zu machen.

Der Erste, der dieser dunkeln Antipathie Worte lieh und Schmähungen auf die Juden häufte, war nicht ein verlotterter Schriftsteller gleich Grattenauer, sondern ein akademischer Lehrer, den die neugegründete Berliner Universität auf die Lehrkanzel der Geschichte berufen hatte: Friedrich Rühs. In einer Gegend Vorpommerns geboren, die sich lange den Juden verschlossen hat, wo sie wie das apokalyptische Thier betrachtet wurden, theilte Rühs diese Gespensterfurcht vor ihnen. Es war ihm völliger Ernst mit der

Demüthigung der Juden; er scheute es nicht, seinen Namen unter eine Schrift zu setzen, die dem deutschen Namen keine Ehre macht. Den Verfall Deutschland's wollte er erforschen und kam auf die Juden, als hätten sie die Schmach während der Fremdherrschaft verschuldet. Rühs beleuchtete die „Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht" (Febr. 1815 [1]), entwickelte die unheilvolle Theorie vom christlichen Staate und folgerte daraus die Berechtigung, die Juden, wo nicht aus Deutschland zu verjagen, so doch sie zu demüthigen und ihr Wachsthum zu hemmen [2]). Er stellte ein vollständiges Programm für ihre Behandlung auf, das später gewissenhaft ausgeführt wurde.

Vor Allem sollten sie nur eine geduldete Volksklasse sein und durchaus keinen Anspruch auf gleiches Bürgerrecht machen können. Sie sollten wieder Schutzgeld, Judensteuer, zahlen, und zwar damit der Gedanke wach erhalten bleibe, daß sie den Deutschen unterthänig seien, sollte diese Steuer in die Kasse des deutschen Vereins fließen. Ihrer Vermehrung sollten Schranken gesetzt werden. Die Städte, die sie bisher nicht geduldet hatten, müßten von Rechtswegen in diesem Privilegium geschützt werden. Es verstand sich von selbst, daß sie nach Rühs Urtheil zu keinerlei Amt zugelassen werden dürften, nicht einmal zur Landesvertheidigung. „Das Kriegsheer der Deutschen soll Kern und Blüthe enthalten und muß mithin durchaus volksmäßig sein. Es können daher nur Deutsche darin aufgenommen werden, weil gerade im Heere die Volkseinheit sich am kräftigsten darstellen muß. Nur Deutsche dürfen neben Deutschen fechten" [3]). Ebenso wenig sollen jüdische Meister oder Gesellen zu den christlich-deutschen Zünften zugelassen werden. Rühs war sogar entschieden dafür, daß die Juden wieder ein Abzeichen tragen sollten, freilich nicht einen häßlichen, gelben Fleck, sondern eine „Volksschleife", aber immer doch ein Unterschiedszeichen, „damit der Deutsche, wenn er den hebräischen Feind nicht an Gesichtszügen, Gang und Sprache, so doch an dem zweideutigen Ehrenzeichen erkennen könne" [4]). Aber

[1]) Rübs Schmäbartikel wurde zuerst gedruckt in der Zeitschrift für die neueste Geschichte, Völker- und Staatenkunde 1815, besonders abgedruckt Anf. 1816. Ich citire nach dem Separatabdruck.

[2]) Rübs, Ansprüche der Juden S. 33, 38, 39.

[3]) Das. S. 38.

[4]) Das. S. 33.

vor Allem legte Rühs den deutschen Staaten und den deutschen Völkern ans Herz, die Bekehrung der Juden zum Christenthume zu fördern; das sei das Allerwichtigste. Man behaupte zwar allgemein und auch von christlicher Seite, daß nur schlechte und verworfene Menschen das Judenthum mit dem Christenthum vertauschten; aber das sei Vorurtheil.

Die Berechtigung zur Brandmarkung und wünschenswerthen Ausrottung der Juden leitete Rühs auch von der Beschaffenheit der Juden ab. Ihre Verkümmerung sei nicht eine Folge der Unterdrückung, sondern die Wirkung ihrer Stammeseigenthümlichkeit. Er trillerte das alte Lied vom „Staate im Staate" ab und fügte eine neue Dummheit hinzu: daß die Rabbinen den Adel in diesem Staate bilden. Woher kannte er aber den Zustand der Juden? Nicht aus eigener Anschauung, wie er selbst eingestand, da er nie im Hause eines Juden verkehrt hatte und nur eine geringe Zahl derselben kannte [1]). Aber er hatte über sie in der Selbstbiographie des Salomon Maimon (S. 150) und in der Lügenschrift des österreichischen Judenfeindes Rohrer (S. 266) gelesen. Was der Eine in arger Uebertreibung und der Andere in geflissentlicher Verdrehung von den Litthauischen und Galizischen Juden mittheilte, das übertrug Rühs ohne Weiteres auf die deutschen, französischen, italienischen und holländischen Juden insgesammt. Er entstellte die Geschichte und leugnete Thatsachen, um nachzuweisen, daß sie von jeher nie anders gewesen seien. Eisenmenger's und andere judenfeindliche Schriften gaben ihm Belege dafür. Die Zeit hatte allerdings einen Fortschritt gemacht. Rühs, ein frommgläubiger Christ, besudelte wenigstens nicht mehr wie Grattenauer, Friedrich Buchholz und Andere die biblischen Schriften, um die Verworfenheit des jüdischen Volkes von Abraham, Joseph und Mose beginnen zu lassen. Aber wenngleich der Joseph am pharaonischen Hofe nicht ein Erzbetrüger gewesen war, so sei es doch ein anderer Joseph gewesen, der Günstling eines anderen egyptischen Hofes, der Steuerpächter Joseph. So wie dieser war, so seien die Juden überall und zu allen Zeiten gewesen, in Spanien ebenso wie in Polen. Die allerunglaublichsten Märchen frischte Rühs wieder auf, um die Schlechtigkeit der Juden zu belegen. Die unmenschlichen

[1]) Einleitung zur zweiten judenfeindlichen Schrift von Rühs, Rechte des Christenthums und des deutschen Volkes.

Verfolgungen derselben in Deutschland, die allgemeinen Bluthetzen zur Zeit der Kreuzzüge, durch die Armleder und Rindfleisch, zur Zeit des schwarzen Todes, die Verfolgungen durch Capistrano, alle diese Unmenschlichkeiten suchte er in milderem Lichte darzustellen und die Schuld derselben auf die Juden zu wälzen. Rühs war ein ehrenwerther Mann: man kann seinen Versicherungen glauben, daß persönliche Rücksichten keinen Einfluß auf seine judenfeindliche Schriftstellerei ausgeübt, und daß er sogar früher den allgemeinen Humanitätsideen gehuldigt hatte. Aber er war von dem christlich-germanischen Schwindel ergriffen, und in dieser Verblendung verlor er das Bewußtsein von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Schein.

Seine Schrift machte großes Aufsehen. Würdige und gelehrte Männer erklärten ihm, daß sie mit ihm vollständig übereinstimmten. Die deutsche Gelehrsamkeit, die zur Zeit Lessing's, Abt's, Kant's und Herder's die apostolische Verkünderin allgemeiner Menschenliebe gewesen war, redete, durch die unnatürliche Verbindung von Deutschthümelei und Christelei verdorben, die Sprache der Kirchenväter und hetzte zu Haß und Verfolgung. Schleiermacher und Fichte haben die Vertreter des deutschen Geistes dahin gebracht, daß sie mit dem Ultrakatholicismus an Judenhaß wetteiferten. Pius VII., der in Folge der Restauration wieder im Kirchenstaate regierte und die Inquisition wieder einführte, um die Gottlosigkeit durch Scheiterhaufen auszutreiben, verordnete auch, daß die Juden die unter französischer Herrschaft genossene Freiheit wieder verlieren sollten. Die Juden Rom's mußten ihre schönen Häuser in allen Theilen der Stadt räumen und wieder in das schmutzige, ungesunde Ghetto zurückkehren. Brodneid verband sich auch hier mit christlichem Fanatismus. Die römischen Tuchhändler sahen es mit scheelen Augen, daß die jüdischen Concurrenten ihre Waare auf dem Corso feilbieten durften, und setzten es so weit durch, daß diese ohne Verzug ihre neuen Verkaufsläden räumen mußten. Sbirren stellten sich ein, um die Räumung mit Gewalt auszuführen. Vergebens boten die jüdischen Kaufleute in Rom eine bedeutende Summe (100,000 Thlr.) um die Verordnung rückgängig zu machen. Aus den übrigen Theilen des Kirchenstaates schickten die Juden eine Deputation an den Staatssekretär mit dem Gesuche, ihr Bürgerrecht behalten zu dürfen. Alles vergebens. Das Mittelalter wurde in dem Kirchenstaate wieder eingeführt. Sie mußten sich wieder wie im siebzehnten Jahrhundert bei Strafe zu

Bekehrungspredigten einfinden [1]). Inzwischen hatte die Weltgeschichte eines jener überraschenden Zwischenspiele aufgeführt, welche die Unhaltbarkeit der reaktionären Restauration beweisen sollte. Napoleon war trotz der englischen Seepolizei auf französischem Boden gelandet. Die Stützen des Bourbonischen Thrones, Adel, Geistlichkeit und Intriganten, die sich so gespreizt hatten, knickten zusammen, noch ehe ein Schuß gefallen war. Napoleon kam im Triumpfzuge in Paris an. Das Kaiserreich der hundert Tage war wieder hergestellt. Ganz Europa bewaffnete sich gegen einen einzigen Mann. Die Kriegswürfel entschieden jedoch auf den holländischen Schlachtfeldern bei Waterloo zu Gunsten der Verbündeten. In dem preußischen Heere, das nächst dem englischen den Ausschlag gegeben hatte, befanden sich viele jüdische Krieger, darunter viele Landwehroffiziere [2]).

Was für einen Lohn erhielten die deutschen Juden für ihre aufrichtige Hingebung an das Vaterland? Als der Congreß, durch Napoleon's plötzliches Wiedererscheinen erschreckt, aufhörte sich zu amüsiren und regelmäßige Sitzungen zu halten anfing, wurde die Bundesakte für ein zugleich geeintes und getrenntes Deutschland in Berathung gezogen und darin auch den Juden ein Paragraph gewidmet. Das Bürgerrecht sollte ihnen zugesichert werden, und in den Ländern, wo noch dieser Reform Hindernisse entgegenstehen, sollten diese so viel als möglich hinweggeräumt werden. Aber für diese Fassung war nur Oestreich und Preußen, die Stimmen aller übrigen Bundesmitglieder und namentlich die der freien Städte waren entschieden dagegen. Diese bestritten überhaupt die Wichtigkeit der Judenfrage und meinten: sie sollte allenfalls auf den Bundestag verwiesen werden [3]). Oestreich und Preußen bestanden aber darauf, daß dieser Punkt wichtig genug sei, um in die Bundesakte aufgenommen zu werden, machten indeß den Gegnern ein solches Zugeständniß, daß die Majorität darauf einging. Um eine Uebereinstimmung zu erzielen, wurde eine neue fast nichtssagende

[1]) Sulamit Jahrg. IV. 2. S. 85, 287 fg.

[2]) Hardenberg's Schreiben „aus der Gesammtliste der bei Belle-Alliance gefallenen Krieger, daß allein von jüdischer Confession 55 Landwehr-Officiere ihr Leben geopfert haben."

[3]) Klüber, Aktenstücke des Wiener Congresses II. S. 365, Art. 14. S. 378, 440, 456, 496.

Fassung in Vorschlag gebracht: „Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten werde gesichert werden. Jedoch werden denselben bis dahin die in den Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten." Der erste Theil war unverfänglich und konnte daher von Allen angenommen werden, da es jedem Vierviertelstaat überlassen blieb, die günstige Auslegung zu verkümmern. Der letzte Theil war aber für die Freistädte bedenklich. Dort waren die Juden durch die französische Regierung thatsächlich in Besitz der bürgerlichen Gleichheit. Darum protestirte der Gesandte für Frankfurt (Syndicus Danz) ganz entschieden dagegen: Der Großherzog von Frankfurt, habe die Juden auf eine Weise begünstigt, wovon man in keinem Staate ein Beispiel fände. Diese Begünstigung sei zum größten Nachtheil der christlichen Bürger und Einwohner von Frankfurt, zur Verkürzung wohlerworbener Rechte derselben und noch mehr zum Schaden der Juden selbst. Darum erkenne Frankfurt die Verbindlichkeit dieser Bestimmung nicht an [1]. Mit Frankfurt stimmte das Königreich Sachsen, uneingedenk dessen, das es nur mit Mühe seine Selbständigkeit behaupten konnte: daß die Zusicherung wegen Aufrechterhaltung der den Juden zugestandenen Rechte aus der Bundesakte weggelassen werden sollte [2]. Zur Beschämung der deutschen Engherzigkeit ließ die dänische Regierung durch ihren Vertreter (Bernstorff) für Holstein, als hätte sie geahnt, daß der mittelalterliche Judenhaß in Deutschland um sich greifen würde, die Erklärung abgeben: Den Bekennern des jüdischen Glaubens wird — für die Uebertragung der Bürgerpflichten — eine gegen Verfolgung, Druck, Willkür oder Wandelbarkeit der Gesetzgebung in Betreff der ihnen eingeräumten Rechte schützende bürgerliche Verfassung gesichert [3]. Der Abgeordnete für Bremen, Senator Schmidt, war klüger; er protestirte nicht, sondern vereitelte mit einem Meisterzuge die verfängliche Bestimmung. Mit der Bemerkung, daß die von den Franzosen in Norddeutschland (der 32. Militär-

[1] Klüber das. S. 463.
[2] Das. S. 477, 502.
[3] Das. S. 463.

Division) verliehenen Rechte der Juden doch nicht für die Deutschen maßgebend sein könnten, warf er so hin: daß man doch bloß das Wörtchen in in von zu verwandeln [1]) brauchte, dann wäre ja Alles in Ordnung. Niemand achtete Anfangs auf diese scheinbar geringfügige Wortänderung. Es wäre allerdings Sache des Generalsekretärs gewesen, die Tragweite dieser Aenderung, welche die Juden von Bremen, Lübeck, Hamburg, Oldenburg und überhaupt in den deutschen Ländern an der Nordsee mit einem Federzuge die Jahrelang genossene Freiheit raubte, aufmerksam zu machen. Aber das Protokoll des Congresses führte Gentz, der sich für Geld zu Allem gebrauchen ließ. Und so wurde bei dem Schlußprotokoll (8. Juni), bei dem Paragraphen für die Judenfrage das verfängliche Wort in die Bundesakte aufgenommen, „da diese Fassung schon früher beliebt war". Metternich und Hardenberg, welche entweder aus eigenem Antriebe oder in Folge gegebener Versicherung bis dahin zu Gunsten der Juden eingetreten waren, gingen unbegreiflicher Weise über diesen Punkt hinweg. So blieb in der Bundesakte stehen: Es werden den Bekennern des jüdischen Glaubens die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten. Von den Bundesstaaten hatten aber bis dahin nur Preußen und Mecklenburg und allenfalls noch Baden den Juden das Bürgerrecht eingeräumt, die meisten aber nicht. Die Verfügung der französischen Behörden wurde hiermit als nichtig dargestellt. Deutschland war gerettet. Was kümmerte es die Glücklichen, daß diese Wortänderung so viele Thränen kosten sollte.

Noch ein anderer Mißgriff ist geschehen, welcher den Frankfurter Juden und in Rückwirkung den deutschen Juden überhaupt zum Nachtheil gereichte. Der volle Congreß, bestehend aus den Bevollmächtigten der fünf Großmächte und der übrigen Königreiche, hatte in der Schlußakte bei den Bestimmungen über die gesammteuropäischen Verhältnisse auch über Frankfurt Verfügungen getroffen (9. Juni 1815). Es sollte mit seinem Gebiete, wie dieses sich im Jahre 1803 befunden, frei sein und einen Theil des deutschen Bundes bilden. Da hierbei die Verhältnisse der Juden und ihre Rechte nicht Gegenstand der Berathung waren, so wurde lediglich der Satz hinzugefügt: „Die Einrichtungen Frankfurt's sollen auf dem Princip der Gleichheit unter

[1]) Siehe Note 7.

den verschiedenen Culten der christlichen Religion begründet werden"[1]). Diese Fassung wurde im Interesse der Katholiken beliebt, welche in Frankfurt früher ebenfalls theilweise beschränkt waren und künftig zu allen Aemtern zugelassen werden sollten. Die Juden damit von dem Bürgerrechte auszuschließen, daran dachten die Bevollmächtigten um so weniger, als sie stillschweigend die Verfügung des Großherzogs anerkannt hatten[2]). Metternich und Hardenberg, die zwei Seelen der Berathungen für die Bundesakte, hatten so wenig Ahnung von dem begangenen doppelten Mißgriff, daß sie sich beeilten, noch an demselben Tage den Juden in den vier Freistädten durch deren Deputirte die Beruhigung zugehen zu lassen: daß ihre bürgerlichen Rechte von dem Congreß anerkannt und gesichert worden seien. Hardenberg schalt noch dazu den Senat von Lübeck förmlich aus (10. Juni): daß er der gerechten und menschlichen Verwendung des preußischen Staates für die Juden kein Gehör gegeben habe. „Die auf dem Congresse geäußerte Meinung einer entschiedenen Majorität und der Beschluß desselben lassen dem Zweifel keinen Raum, daß es die ernste Absicht Deutschland's sei, den jüdischen Einwohnern gegen die Uebernahme der bürgerlichen Pflichten auch den Genuß der bürgerlichen Rechte zu bewilligen und unsere Schuld vieljähriger, zum Theil grausamer Unduldsamkeit zu sühnen." Hardenberg schrieb noch manches Angenehme zu Gunsten der Juden[3]): aber die Judenfeinde in den freien Städten lachten sich ins Fäustchen. Sie hatten den Buchstaben zum Schilde, daß sie für den Augenblick ihre Juden mißhandeln dürften und hofften auch künftig auf dem Wege des Bundestages die zweideutigen Versprechungen trügerisch machen zu können.

Mit Napoleon's zweitmaligem Sturz hörte bekanntlich die titanische Tragödie auf, und es begann die Posse, würdig von Lord Byron's Spottgeistern verhöhnt zu werden. Die verbündeten Mächte flossen über von Religion und Tugend, vergaßen aber die verheißenen Freiheiten oder dachten vielmehr nur daran, es demjenigen gleich-

[1]) Der Artikel 46 der Wiener Schlußakte lautete: Les instutitions (de la ville de Fr.) seront basées sur le principe d'une parfaite égalité des droits entre les différents cultes de la réligion chrétienne.

[2]) Diese Auslegung des § 46 gab Hardenberg selbst, in der Beilage zur aktenmäßigen Darstellung S. 99, s. Note 7.

[3]) Sulamit IV. 2. S. 44.

zuthun, den sie als Tyrann dem öffentlichen Hasse Preis gegeben hatten. Diese Zeit macht einen um so komischeren Eindruck, als das deutsche Volk wie seine Fürsten mit der allerernstesten Miene die albernsten Kindereien trieb. Es waren einige sehr schlimme Jahre für die deutschen Juden. Durch den Ausschlag, den die preußischen Heere zum Siege und zur zweiten Eroberung Frankreich's gegeben hatten, war den Deutschen der Kamm so sehr gewachsen, daß sie von Thorheit zu Thorheit taumelten. Aus falschem Nationalgefühl, falscher Religiosität, aus Hochmuth, Neid, Furcht und anderen dunklen Gefühlen entwickelte sich ein giftiger Judenhaß, der, von Außen betrachtet, lächerlich erschien, im Innern aber eine blutige Katastrophe ahnen ließ, als sollten die Juden dafür bestraft werden, daß sie einige Sonnentage genossen hatten.

Als die Franzosen durch eine kräftige Bewegung ihre Fesseln sprengten, kehrte sich ihr Groll gegen die Mächtigen, die Deutschen dagegen wendeten ihn gegen die Schwächsten der Schwachen, gegen die Juden. Und gerade in den höhern, gebildeten Gesellschaftsschichten wurzelte dieser leidenschaftliche Ingrimm gegen sie; die niedrigen Volksklassen mußten erst dazu künstlich aufgestachelt werden. Weil James von Rothschild bei der ersten Kunde von der Schlacht bei Waterlo auf einem zerbrechlichen Nachen unter Sturm sich nach London rudern ließ, dort ein glänzendes Geschäft machte und sein Haus zur ersten Geldmacht in Europa erhob, dafür sollten sämmtliche Juden büßen. Ein unbeschäftigter Arzt und Dichterling, Karl Boromäus Alexander Sessa in Breslau, hatte eine Posse „Die Judenschule" gedichtet, die so widerlich und geschmacklos ist, daß das Stück bei der ersten Aufführung (gegen Ende 1812) ausgepfiffen wurde. Als aber die Deutschthümelei begann, sich in Judenhaß Luft zu machen, wurde die Posse wieder hervorgesucht und machte volle Kassen, weil alle darin auftretenden Personen Juden sind, die in häßlicher, verdorbener Mundart sprechen, niedrige Gesinnung zeigen und sich wunderlich geberden. Man drängte sich zu den Theatersitzen und klatschte rasenden Beifall. Die gebildeten Juden waren tief verletzt. Sie hatten eben ihr Blut für das Vaterland verspritzt, hatten zum Theil ihr geistiges Erbe aufgegeben, um sich den Christen zu nähern, und doch wurden sie zur Zielscheibe des Spottes genommen. Der Ruf davon verbreitete sich, das Stück sollte auch in Berlin aufgeführt werden. Die lächerlichste jüdische

Figur sollte vom Schauspieler Wurm gespielt werden, der in der niedern Komik Meister war. Jacobson, der seit dem Erlöschen des Königreichs Westphalen nach Berlin gezogen war und hier mit einigen Staatsmännern in Verbindung stand, eilte zum Kanzler Hardenberg und bewirkte, daß das Stück vor Beginn der Theaterzeit verboten wurde (1. Juli 1815). Aber das theaterbesuchende Publikum verlangte, dadurch nur noch gereizt, an jedem Abend stürmisch die Zulassung der Posse, es wollte sich an der Verspottung der Juden weiden. Die Behörde gab nach, daß es unter dem Titel „Unser Verkehr“ gespielt wurde (1. Sept). Wurm, der große Wurm, „jeder Zoll ein Lump“ (wie ihn Heine schildert), gab die lächerlichste jüdische Figur und erntete den rauschendsten Beifall. Er machte mit seiner Rolle Gastreisen, ließ eine Flugschrift drucken, worin er sich noch dazu als Verfolgten darstellte, und entzückte mit der Verhöhnung der Juden die großen Städte Deutschland's. Privatgesellschaften verschafften sich den edlen Genuß, ihn das Zerrbild der Juden darstellen zu sehen. Zeitungen brachten Auszüge aus diesem ebenso geschmacklosen wie dummen Stücke [1]). „Unser Verkehr“ blieb eine Zeitlang in Deutschland ein Zugstück. Die Griechen hatten in der Zeit ihrer Entartung Juden auf die Schaubühne zur Belustigung gebracht. Die Deutschen thaten es im Beginn ihrer nationalen Erhebung, man könnte sagen, in ihren Flegeljahren. Lessing's Geist war von ihnen gewichen.

Die Demüthigung der Juden zeigte sich auch bald im praktischen Leben. Lübeck, durch die eingeschmuggelte Auslegung eines Paragraphen der Bundesakte geschützt, kümmerte sich nicht viel um Preußen's Zorn, der nicht so ernst gemeint sein konnte, und ließ mehr als vierzig jüdischen Familien die Weisung zugehen, die Stadt zu verlassen und nach dem Städtchen Moisling zu ziehen (Sept. 1815 [2]). Bremen that dasselbe mit seinen Juden. Frankfurt konnte zwar seine Juden nicht ausweisen, aber es verbitterte ihnen das Leben, schloß sie von den Bürgerversammlungen aus, setzte jüdische Beamte ab, verbot ihnen viele Gewerbe und Hantierungen, wies Ehegesuche

[1]) S. darüber Sulamit IV. 2. S. 48. Rühs über die Ansprüche der Juden S. 47, Börne, dramaturgische Blätter, Ges. Schr. IV. S. 343. Heine, Reisebilder, Ges. Schr. S. 88. Jolowicz, Geschichte der Juden von Königsberg. S. 147.

[2]) Die Juden in Lübeck S. 17.

jüdischer Verlobten mit mittelalterlicher Herzlosigkeit zurück, ließ sie nicht in allen Stadttheilen wohnen und geberdete sich so, als wenn die Juden wie ehemals seine Kammerknechte wären. Da der Senat aber wußte, daß Preußen und Oesterreich es als eine Ehrensache betrachteten, die bürgerlichen Rechte der Juden von Frankfurt unverkürzt zu erhalten, und daß der Bundestag auf den Antrag der beiden Großmächte die Streitfrage leicht zu Gunsten der Juden entscheiden könnte, wendete er sich an drei deutsche juristische Facultäten, von Berlin, Marburg und Gießen, um die Frage als einen Rechtsstreit entscheiden zu lassen. Metternich und Hardenberg erließen zwar von Paris aus derbe Schreiben an den Senat (8. 15. Novbr. 1815) und erinnerten ihn daran, daß Frankfurt nur unter der Bedingung, die städtische Freiheit zu wahren, die Selbständigkeit wieder erlangt hat, und daß es die wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Einwohnern, also auch der Juden, achten würde [1]). Die hochmüthig gewordene Stadt, in deren Mitte der Bundestag die Sitzungen halten sollte, hoffte ihr Unrecht ertrotzen zu können. Sie rüstete sich zu einem hartnäckigen Kampfe und war entschlossen, den Juden auch nicht das geringste Zugeständniß zu machen. Die Frankfurter Gemeinde setzte sich ebenfalls zur Wehr. Sie bereitete eine Denkschrift für den Bundestag (Januar 1816) vor, setzte ihr gutes Recht in ein klares Licht und stellte alle zu ihren Gunsten sprechenden Aktenstücke zusammen. Der junge Börne war der Verfasser dieser zugleich juristischen und politischen Arbeit [2]).

Dieser Streit des Frankfurter Senats mit der Judenschaft, welcher sich neun Jahre hinzog (1815—24) und viele Verdrießlichkeiten in seinem Gefolge hatte, wird ewig eine Schmach jener Zeit und des deutschen Zopfgeistes bleiben. Die Juden glaubten, auf die Zusicherung der maßgebenden zwei deutschen Großmächte vertrauend, daß ihr Bürgerrecht durch eine dreifache Mauer geschützt sei: daß der Bundestag sich überhaupt die Gleichstellung der deutschen Juden angelegen sein lassen werde, daß die Bundesakte der Vereitelung der bereits genossenen Rechte vorgebeugt habe, und daß endlich die Frankfurter Judenschaft ihre Einbürgerung contraktlich erworben habe. Die Denkschrift Börne's suchte daher diese wichtigen

[1]) Aktenstücke der Frankfurter Juden Beil. 27, 28.

[2]) Gutzkow, Leben Börne's S. 94.

Punkte zu beleuchten: In Folge der Stättigkeitsbestimmungen waren die Juden dem deutschen Kaiser unmittelbar unterworfen und standen nur mittelbar unter dem Schutz der städtischen Behörden. Dieses Unterthanenverhältniß sei mit dem Aufhören des deutschen Kaiserthums und der Bildung des Rheinbundes auf den Primas von Dalberg übergegangen. Dieser sei später Großherzog von Frankfurt geworden und habe das volle Recht gehabt, Verfügungen über die Juden zu treffen. Nun hat dieser ihnen das Vollbürgerrecht ertheilt und noch dazu für eine bedeutende Summe. Seine Verfügungen seien auch nach Entsetzung des Großherzogs von den Organen des Congresses anerkannt worden. Folglich wäre es eine unerhörte Rechtsverletzung, wenn die Juden ihrer wohlerworbenen Rechte beraubt und unter die Willkür der Stadtbehörden gestellt werden sollten. Ueberhaupt sei die Lage der Juden in Deutschland durch ihre Betheiligung an der Vertheidigung des Vaterlandes verändert worden; denn nicht länger könne der als Fremdling betrachtet oder vom Vaterlande ausgestoßen werden, der pflichtmäßig und freiwillig sein Blut und Leben für dasselbe wagt und opfert[1]).

Aber gerade diese sonnenklare Wahrheit suchten die deutschthümelnden, über Nacht bigott gewordenen Sophisten und Dummköpfe zu verdunkeln oder zu überschreien. Aus allen Theilen Deutschland's erschollen zu gleicher Zeit mannigfaltige Stimmen gegen die Juden mit ganz bestimmter Aufforderung an das Volk oder an den deutschen Bund, die Juden zu knechten oder gar zu vertilgen. Zeitungen und Flugblätter hetzten gegen sie, als wenn Deutschland oder die Christenheit nur durch den Untergang der Juden gerettet werden könnte. Die spießbürgerlich beschränkten Schulfüchse glaubten es alles Ernstes und die Volksverführer machten es glauben. In dieses widerliche Gebrülle, das mehrere Jahre hindurch in leidenschaftlicher Steigerung ertönte und zuletzt in Rohheit ausartete, mischten sich stets schrille Stimmen aus Frankfurt, welche das Gewissen des deutschen Volkes übertäuben wollten. Bald war es der Charakter der Juden, bald ihr Geschichtsgang, bald ihre Neigung zum Handel, bald der Talmud oder gar die Bibel selbst, welche die Juden nicht nur zur Einbürgerung untauglich, sondern auch zum Krebsschaden am deutschen Volksorganismus machen sollte.

[1]) S. die Denkschrift: Aktenmäßige Darstellung S. XI.

Längst widerlegte Anschuldigungen und Unwahrheiten wurden wiederholt, offenkundige Thatsachen Lügen gestraft. Den Reigen eröffnete wieder (Januar 1816) der Geschichtsprofessor an der Berliner Universität, Friedrich Rühs, mit seinen unwahren Behauptungen und blödsinnigen Folgerungen. Seine judenfeindlichen Zeitungsartikel verwandelte er auf Anrathen Gleichgesinnter in eine selbstständige Schmähschrift und fügte neue Verdrehungen hinzu. Moldenhawer, ein dänischer Judenfeind, der einzige in diesem Staate, welcher die Emancipation der dänischen Juden hintertreiben wollte, hatte sich zur Aufgabe gestellt, die Geschichte der Juden in Spanien aus sachlicher Unkenntniß und bösem Willen zu verunglimpfen. Das war Wasser auf Rühs' Mühle. Er übersetzte diese ungeschichtliche Geschichtsabhandlung und fügte sie seiner Schmähschrift hinzu: Die polnischen Juden, die Träger der Uncultur, welche mit den spanischen, den Trägern der Cultur, den Umstand gemein hatten, daß ihnen verhältnißmäßig mehr als anderswo Spielraum gelassen war, stellte Rühs neben einander, um beide grauenhaft zu schildern, daraus Schlußfolgerungen für den verdorbenen Charakter der Gesammtjudenheit zu ziehen und ihre Unverbesserlichkeit zu belegen. Die Ersteren hätten Spanien unglücklich gemacht, und darum wären sie verjagt worden, behauptete er, während auch der beschränkteste Kopf einsieht, daß dieses schöne Land erst nach und in Folge der Vertreibung der Juden so tief gesunken und ein großes Bettelkloster geworden ist, woran es bis auf den heutigen Tag kränkelt.

In den Juden Polen's konnte Rühs ungestraft lauter Schattenseiten hervorkehren; er verschwieg boshaft diejenigen Schilderungen von diesem Lande, welche in der allgemeinen Verdorbenheit desselben die Juden noch als Lichtseite aufgestellt hatten [1]). Faulheit und betrügerischer Sinn der Juden Polen's, das waren seine Hauptanklagen gegen sie, daß sie eine tiefe Abneigung gegen schwere Arbeiten hätten. Aber sein Gewährsmann Joseph Rohrer (o. S. 266), dem er in seiner Schattenmalerei blindlings folgte, erzählte selbst, daß ganze jüdische Gemeinden in der Bukowina, um Suczewa und Szeret die Feldwirthschaft betrieben, ihre Aecker selbst bebauten und sich durch Ehrlichkeit auszeichneten [2]). Rühs

[1]) Vergl. oben und Schultes Annalen der Literatur und Kunst des österreichischen Staates im Septemberheft 1807.

[2]) Rohrer, Versuch über die Juden 2c. S. 59 fg.

hätte auch demselben entnehmen können, daß wenigstens ein Bruchtheil des jüdischen Stammes, die Karäer in Galizien, größtentheils vom Ackerbau arbeitsam und musterhaft ehrlich lebten[1]). Das Alles verschwieg Rühs, obwohl es ihm bekannt war. Und wie viel war ihm unbekannt! Ein gesinnungsvoller polnischer Jude, Nahum Funkelstein aus Sklow, hatte in Cherson bei Nikolajew jüdische Ackerbaucolonien gegründet, die von der russischen Regierung gefördert wurden: die Colonisten bestellten ihre Felder mit eigener Hand, legten Dörfer mit hebräischen Namen an (Jefe-Nahar, Nahar-Tob u. s. w.) und hatten ihre eignen Handwerker. Die Colonien gediehen, weil Männer und Frauen um die Wette durch Fleiß und Nüchternheit dem Boden Reichthümer abzugewinnen wußten[2]). — Rühs' durchgängig unwahre Schrift wurde eine Fundgrube, aus der die Judenfresser die Beschönigung für ihre Gehässigkeit holten. Um noch mehr rostige Waffen zum Kampfe gegen Wehrlose zu liefern, machte ein Frankfurter unter dem Namen Christian Frank Auszüge aus Eisenmenger's Lügenbuche, um daraus zu beweisen, wie erbärmlich Juden und Judenthum seien.

An den Haaren wurde jede Gelegenheit herbeigezogen, um auf die Juden zu schmähen und ihre Mißhandlung zu empfehlen. Der Staatsrechtslehrer Klüber aus Baden stellte die Berathungsprotokolle des Wiener Congresses zusammen. Wie kommen die Juden in diese gute Gesellschaft? Doch, doch, sie sind in dieser Versammlung um ihre Rechte geprellt worden. Das gab Klüber einen Anhaltspunkt, eine Abschweifung von der Gemeinschädlichkeit der Juden und Vorschläge zu ihrer Behandlung zu machen, daß sie auf dem platten Lande gar nicht und in den Städten nur dann zum Bürgerrecht zugelassen werden sollten, wenn sie den Talmud feierlich abschwören würden[3]). Das war der Dritte. Ein Vierter formulirte „Deutschlands Forderung an den deutschen Bund" und brachte auch seinen frommen Wunsch in Betreff der Juden an, die

[1]) Das. S. 145 fg. Es wohnten in Galizien im Anfange dieses Jahrhunderts etwa 200 karäische Familien in Stanislav, Tismenitz und der Kameralherrschaft Kutti, in Halicz 60 und in Kutisow 20.

[2]) Jost, Geschichte der Israeliten IX. S. 156, X. 2. S. 239 und mündliche Mittheilungen, die mir von glaubwürdigen Personen gemacht wurden.

[3]) Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses. S. 389.

er nicht schlimm genug schildern konnte: sie seien in Ueberfluß lebende Pensionäre des Staates, sie vertheidigten das Vaterland nicht, sie dienten ihm nicht in Aemtern! Ein Fünfter, Friedrich aus Frankfurt, zeigte in einer Schrift „Die Juden und ihre Gegner (gegen Februar 1816), ein Wort zur Beherzigung für Wahrheitsfreunde gegen Fanatiker" noch mehr Haß gegen die gebildeten Juden als gegen die Ungebildeten. Als Frankfurter Bürger und Geistlicher wünschte Friedrich selbstverständlich die Erniedrigung der Juden, sogar ihre Ausschließung vom Kriegsdienste. Es ist ermüdend und zugleich beschämend, die vielen Schriften, welche damals gegen sie in die Oeffentlichkeit geworfen wurden, anzuführen und ihre Bosheit, Verlogenheit und Dummheit zu beschreiben[1]). Sie wiederholten alle dieselben Schlagwörter: die Juden seien ein Krebsschaden oder eine Pestbeule der Deutschen, ein Staat im Staate, ein Schmarotzerstamm. Ein Judenfeind führte den andern als Autorität an.

Am giftigsten war die Schrift eines Arztes und Professors der Naturwissenschaften in Heidelberg: J. F. Fries: „Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden" (Sommer 1816), worin er behauptete, daß man die Juden zum Lande hinausweisen, ja, daß diese Kaste mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse, indem sie offenbar unter allen geheimen und politischen Gesellschaften und Staaten im Staate die gefährlichsten seien. „Fragt doch einmal Mann für Mann herum, ob nicht jeder Bauer und jeder Bürger sie als Volksverderber und Broddiebe haßt und verflucht!" — Die Juden hätten über die Hälfte des ganzen Frankfurter Kapitals in ihre Hände zu bringen gewußt. „Laßt sie nur noch 40 Jahre so wirthschaften, und die Söhne der christlichen ersten Häuser mögen sich als Packknechte bei den jüdischen verdingen." Es ist erstaunlich, daß nicht schon damals bei solch leidenschaftlicher Aufstachelung der Menge wilde Ausbrüche gegen die Juden erfolgten, zumal Fries' Schrift in Schänken und Wirthshäusern vorgelesen wurde[2]).

[1]) Die Literatur ist zusammengetragen bis 1819 bei Lips, Staatsbürgerrecht der Juden 1819, S. 16; Holst, Judenthum in allen dessen Theilen Anf.; Rönne und Simon a. a. O. S. 311 mit mancher Ungenauigkeit; Jost, Geschichte der Israeliten X. S. 48.

[2]) Zimmern, Versuch einer Würdigung der Angriffe des Hrn. Fries. S. 4.

Gestützt auf die den Judenhaß predigende öffentliche Meinung, durften die freien Städte die mittelalterlichen Schroffheiten gegen die Juden anwenden. Der Senat von Bremen verbannte die dort angesiedelten jüdischen Einwohner nach einem benachbarten Städtchen und gestattete keinem Juden über Nacht in der Stadt zu verweilen. Lübeck erließ einen Befehl, daß die meisten dort wohnenden Juden vier Wochen nach Ostern die Stadt zu verlassen haben, und als sie sich nicht fügten, wurden ihre Verkaufsläden versiegelt. Hamburg und Frankfurt konnten sie nicht vertreiben, verboten ihnen aber in christlichen Stadtvierteln zu wohnen. Hat sich denn keine christliche Stimme gegen diese Ungerechtigkeit erhoben? Zur Ehre der Deutschen muß es angeführt werden, daß doch einzelne Männer den Muth hatten, gegen dieses dumme Vorurtheil und gegen diesen blinden Haß anzukämpfen. Ein hochgeachteter und gebildeter Rath in Regensburg, August Krämer, verfaßte zu ihrer Vertheidigung eine besondere Schrift: „Die Juden und ihre gerechten Ansprüche an die christlichen Staaten, ein Beitrag zur Milderung der harten Vorurtheile über die jüdische Nation". Geheimrath Schmidt in Hildburghausen führte einerseits der Gegenwart jene Gräuelsceenen vor, welche der christliche Fanatismus an Juden ausgeübt und anderseits den Vorsprung der Kultur, welchen die Letztern in Spanien vor den Christen hatten [1]). Am eingehendsten nahm für sie das Wort ein hoher reformirter Geistlicher von siebzig Jahren, Johann Ludwig Ewald aus Karlsruhe (st. 1822). Ihn empörte Rühs' und Fries' Judenfresserei so tief, daß er sich nicht die Ruhe der Badejahreszeit in Baden gönnte, sie vielmehr dazu benutzte, deren freche Behauptungen in einer Schrift (1816) Lügen zu strafen [2]). Ewald vertheidigte die geschmähten Söhne des israelitischen Volkes nicht bloß im Namen des Christenthums, dessen Vertreter er war. Alle bodenlosen Anschuldigungen gegen sie löste er in nichts auf. Selbst den Talmud nahm er in Schutz, den er jedenfalls besser zu würdigen wußte, als die Rühs'

[1]) Zeitschrift, der deutsche Bund I. 2. S. 62.

[2]) Ewald hat zwei Schriften zu Gunsten der Juden hinterlassen. „Ideen über die nötbige Organisation der Israeliten in christlichen Staaten" und „der Geist des Christenthums und des ächten deutschen Volkes" 1817. Auch der Historiker Schlosser schrieb eine Denkschrift zur Vertheidigung der Juden, die Börne corrigiren half, Gutzkow, Leben Börne's S. 97. Sie scheint aber nicht veröffentlicht zu sein.

und Fries'. „Von dem Talmud hat man überhaupt meist ganz unrichtige Begriffe. Man beurtheilt ihn nach einigen von Eisenmenger und Andern herausgegebenen widersinnigen Stellen". Ewald zog zur Beschämung der Judenfresser talmudische Aussprüche heran, welche den Ackerbau, das mühsame Handwerk, die Arbeit, die hingebende Sittlichkeit dringend empfehlen. Auch aus England und Frankreich tönten Mahnrufe an die Deutschen, mit ihrem wahnsinnigen Judenhaß sich nicht ein Armuthszeugniß auszustellen. Ein englisches Blatt meinte, die Stadt Lübeck sowie alle freien Städte müßten wegen ihrer bewiesenen mittelalterlichen Unduldsamkeit gegen die Juden seitens des deutschen Bundes ihrer Unabhängigkeit verlustig erklärt werden, von der sie einen so sträflichen Gebrauch gemacht haben [1]). Ein französischer Schriftsteller M. Bail [2]) redete mit glühender Begeisterung den Geschmähten das Wort und bedeckte deren deutsche Feinde mit dem Brandmal der Schmach. „Die jüdische Nation trägt mehr als jede andere in hohem Grade den antiquen und geheiligten Charakter, welcher Erstaunen erregt. Ich kann nie einem Rabbinen mit weißem Barte geschmückt begegnen, ohne an die ehrwürdigen Patriarchen zu denken. Nichts ist erhebender bei dem Israeliten, als das feierliche Leben, welches aus ihm die ergebensten und ehrwürdigsten Menschen auf Erden macht. In seinem Innern findet sich das Beispiel aller häuslichen Tugenden und sorgsamen Liebe für die Dürftigen, eine tiefe Hochachtung für die Erzeuger. Glücklich, tausendmal glücklich die Nationen, bei denen der tiefe Grund der Moral sich erhalten hat." „Wozu sollen die Juden? fragt man in Deutschland. Wunderliche, unsinnige, barbarische Frage! Durchstreift Lissabon, Bordeaux, Amsterdam, London, Wien, leset die Schriften Einiger aus ihrer Mitte, so werdet ihr finden, daß das Hirn eines Hebräers nicht geringer ist, als das anderer Menschen. Die Zeit ihrer Befreiung ist gekommen, deutsche, edelmüthige und gastfreundliche Deutsche, wollet ihr das Licht verdunkeln, das Euch ehrt, und die Tugenden, die Euch auszeichnen? Werdet ihr ihnen das Bürgerrecht einräumen oder sie mit ihren bejammernswerthen Familien aus ihrem Geburtsland jagen? Werden sie eure Mitbürger oder eure Sklaven, eure Schützlinge oder eure

[1]) Courier 18. Juni 1816.

[2]) Bail, les Juifs au XIXme siècle p. 38.

Feinde sein? Das ist die große Frage, die entschieden werden soll. Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, legt die Hand auf euer Gewissen und brechet ihre Fesseln! [1])"

Aber wenn die Wahrheit und Gerechtigkeit auch mit Engelszungen gesprochen hätte, die Deutschen wären damals taub für diese Stimme gewesen. Sie bohrten sich in Judenhaß so fest ein, daß sie alle Einsicht verloren. Man war in England und Frankreich in arger Täuschung begriffen, vorauszusetzen, daß nur einige brodneidische Zünftler die Beschränkung oder gar die Ausweisung der Juden gefordert haben, und daß die „erleuchteten Regierungen" von Oestreich und Preußen und besonders der „weise Bundestag" diesem eigennützigen und barbarischen Geschrei Stillschweigen gebieten würden. Akademische Lehrer, Schriftsteller, Staatsmänner, Fürsten, sie alle stimmten allmälig in rührendem Einklange mit den Patriciern der freien Städte zur Herabwürdigung der Juden überein. — Rühs, weit entfernt, von Ewald's überzeugenden Gründen gebessert zu werden, fiel über diesen ehrwürdigen Greis mit Hohn her, behandelte ihn wie einen unreifen Buben und wollte ihn, den Geistlichen, belehren, was Christenthum sei, und daß dieses die Erniedrigung und Ausschließung der Juden erheische. Er führte als seinen Gewährsmann Luther an, der allerdings im Alter einen Kreuzzug gegen die Juden predigte [2]). Rühs bestand hartnäckig auf alle seine Behauptungen, fügte neue ebenso grundlose hinzu und gerieth in förmliche Leidenschaft, die Juden zu brandmarken [3]). Neue Schmähschriften gesellten sich zu den alten, meistens in fanatischem Tone gehalten. Der Senat von Lübeck ließ seine Unmenschlichkeit gegen die Juden durch einen Sophisten vertheidigen, der lauter Schmähungen gegen sie und ihren Vertheidiger Ewald vorbrachte [4]).

Gegen die Eingriffe der Lübecker in das Recht der Juden richtete ein Organ der östreichischen Regierung eine Art Drohung. „Wie soll sich der künftige Bundestag mit Verbesserung des Zustandes der Israeliten beschäftigen, wenn einzelne Staaten durch die willkürlichsten und grausamsten Beschlüsse seinen Berathungen

[1] Das. p. 73.

[2]) Vergl. B. IX. S. 334 fg.

[3]) Rühs zweite Schrift vom Herbst 1816 lautet: Rechte des Christenthums und des deutschen Volkes gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter.

[4]) Die Juden in Lübeck 1816.

vorgreifen? Es liegt in diesem Verfahren sowohl gegen den bevorstehenden Bundestag als gegen die ersten Höfe von Deutschland, deren Grundsätze in dieser Angelegenheit oft und laut genug ausgesprochen worden sind, ein Mangel an Achtung, der sich nur durch leidenschaftliche Uebertreibung erklären, aber nicht leicht entschuldigen läßt" [1]). Was that aber Oestreich, das soviel sittliche Entrüstung für die Juden gegen Lübeck äußerte? Franz I. und sein Beherrscher Metternich vergaßen vollständig die wohlwollenden Absichten Joseph's II., um sich nur der gehässigen Gesetze Maria Theresia's gegen die Juden zu erinnern. Sie ließen nicht nur die alten Beschränkungen bestehen, sondern fügten noch neue hinzu. Sie verjagten die Juden allerdings nicht, wie in Lübeck und Bremen; aber sie ließen sie gar nicht so weit kommen, ausgewiesen zu werden; es wurden ihnen Ghettos innerhalb Oestreich's angewiesen, über die sie nicht hinausgehen durften. Tyrol, das klösterliche Gebirgsland, war ihnen selbstverständlich so gut wie den Protestanten verschlossen. In Böhmen waren ihnen die Bergstädte und Dörfer, und in Mähren umgekehrt die bedeutenden Städte Brünn und Olmütz unzugänglich, wo sie nur übernachten oder auf kurze Zeit weilen durften. Und überall gab es Judengassen. Die Beschränkungen der Juden Oestreich's waren sprichwörtlich geworden. Und erst in Galizien? Für sie gab es einen noch schwerern Druck als im Mittelalter [2]). Selbst die wohlwollenden Bestimmungen Joseph's II. in Betreff des Schulzwanges und des zweckmäßigen Religionsunterrichtes wurden nicht gehandhabt, um Bildung unter den Juden zu verbreiten, sondern nur um sie zu quälen und zu beeinträchtigen. Der Kaiser Franz adelte zwar diesen und jenen reichen Juden, aber die Uebrigen wurden entwürdigt. Kriegsdienst mußten sie leisten, aber die Tapfern unter ihnen wurden kaum zu den untersten Staffeln der militärischen Leiter zugelassen. Es legt ein glänzendes Zeugniß für die Kernhaftigkeit der Juden ab, daß die österreichischen unter diesen erniedrigenden Beschränkungen nicht entartet sind, daß sich vielmehr eine ganze Reihe derselben selbst in Galizien trotz aller Hemmnisse zur Höhe künstlerischer Leistungen hinaufgeschwungen haben.

[1]) Oesterreichischer Beobachter, ein Regierungsblatt, vom 8. August 1816.

[2]) Vergl. die schöne Schilderung Isaak Erter's über die Abgabenlast der galizischen Juden, הצופה ed. Letteris p. 20.

Oestreich hatte allerdings den Juden keine Versprechungen gemacht und keine Hoffnung auf Freiheit erweckt. Aber auch Preußen, wo sie bereits im Vollgenusse des Staatsbürgerrechtes gewesen waren, hat für sie ein Stück Mittelalter heraufbeschworen und damit zugleich ihre Ehre tiefer gekränkt. Friedrich Wilhelm III., der die Gleichstellung der preußischen Juden als Gesetz erlassen hatte, hob es wieder auf oder vielmehr ließ es unausgeführt als todten Buchstaben bestehen. Er erlag unbewußt der von den Deutschthümlern und Sophisten aufgestellten Theorie vom christlichen Staate, in dem den Juden kein Ehrenplatz eingeräumt werden dürfe. Namentlich wich mit Hardenberg's Tod auch der gute Geist von Preußen, und es wurde immer mehr in Metternich's freiheitsfeindliche Ränke verstrickt. Den jüdischen Officieren, die bei Waterloo so tapfer gekämpft hatten, wurde ihre Pension entzogen. Von Staatsanstellungen der Juden war keine Rede mehr, nicht einmal als Feldmesser und Apotheker wurden sie zugelassen[1]). Die verheißene Gleichstellung der Juden in den neuerworbenen oder wiedereroberten Provinzen wurde immer verschoben. Diese Letztern blieben den Beschränkungen aus früherer Zeit unterworfen, und Preußen bot den Anblick einer wunderlichen, versteinerten Gesetzgebung in Betreff der Juden. Es gab einundzwanzig verschiedene Grundgesetze zur Behandlung derselben. Sie wurden eingetheilt in französische, altpreußische, sächsische, polnische Juden, natürlich nur zu ihrem Nachtheil[2]). Die Juden der Provinz Posen die Parias unter den preußischen Juden, durften kein Haus von einem Christen erwerben, nicht auf dem Lande wohnen, keine kaufmännischen Rechte erlangen und erlagen noch anderen Beschränkungen. In den Städten, wo früher keine Juden wohnten, durften keine aufgenommen werden, wie in Oestreich. Von einer Provinz in die andere überzusiedeln, war nicht gestattet.

Es wurde in Preußen geradezu darauf angelegt, die Juden in der Gesellschaft verächtlich zu machen. Während die Regierung früher darauf Bedacht genommen hatte, im officiellen Verkehr den Namen: Jude, jüdisch, zu vermeiden, weil er eben eine gehässige Nebenbedeutung hat, so bestand sie später darauf, daß gerade diese

[1]) Vergl. Jolowicz, die Juden in Königsberg. S. 129.

[2]) Vergl. Rönne und Simon's Schrift, Einleitung.

Bezeichnung in Gebrauch kommen sollte. Früher fand sie Wohlgefallen daran, wenn die Juden ihre Formen verdeutschten: „weil es die löbliche Tendenz verräth, sich überall der allgemeinen Landessitte anzuschließen und Alles, was die bisherige Absonderung und den Judaismus sogleich äußerlich bezeichnet, möglich fortzuschaffen.“ Später verbot sie ihnen, christliche Vornamen anzunehmen oder auch nur die häßlich klingenden in schönere zu verwandeln [1]). Neben der Absicht, die Juden nicht in den Organismus des erträumten christlichen Staates aufzunehmen, spielte auch eine andere, die nämlich, sie zum Christenthum hinüber zu ziehen, Proselyten zu machen. Die Zeit hatte sich rasch geändert.

Die Verkehrtheit der Theorie vom christlich-deutschen Staate und die daraus gefolgerte Annahme, daß die Juden keinen Theil an demselben haben dürften, verblendeten auch das höchste Rechtstribunal in Preußen, das ein Hort der Gerechtigkeit sein sollte. Auch dieses verfiel in diese bodenlose Ungerechtigkeit gegen sie. Die juristische Facultät der jungen Berliner Hochschule war von dem Frankfurter Senat angegangen worden, in der Streitsache zwischen ihm und den Juden ihr Urtheil abzugeben. Welchen Bescheid gab diese Instanz? Der Ordinarius Senior und die übrigen Doktoren der Facultät behandelten diese Frage, an welche sich das Wohl und Wehe von mehr denn 3000 Menschen und die Zukunft der noch nicht Geborenen knüpfte, wie einen verwickelten Erbschaftsprozeß, bei dem es sich um Summen handele. Ein Streit um Besitz oder Besitzverwirkung von Sklaven wäre vielleicht von ihr menschlicher und gerechter entschieden worden. Aber es handelte sich bloß um Juden! Die Facultät ging daher sehr gründlich auf die ursprüngliche Stellung der Juden in Deutschland ein, daß sie von jeher Fremde, Unfreie, Hörige und als solche dem Kaiser unterworfen gewesen wären, die von Frankfurt seien in das Leibeigenenverhältniß zur Stadtobrigkeit übergegangen — Alles aus falschen Voraussetzungen. Diese Kämpfer für das Christenthum berührten nicht einmal den Punkt, ob denn die angeborenen Menschenrechte gar nichts bedeuten, ob denn Freie gewaltsam zu Sklaven oder Halb-

[1]) Interessant ist die Vergleichung des ministeriellen Reskripts vom 19. Sept. 1812 mit der Cabinetsordre vom 20. Nov. 1828, bei Rönne und Simon S. 57 und 43.

sklaven gemacht und durch Verjährung in diesem elenden Zustande gehalten werden dürfen. Der Schluß des Urtheils der Berliner Juristen-Facultät (April 1818 [1]) lautete:

Daß das Unterthanenverhältniß der Juden zur Stadt Frankfurt und die Judenstättigkeit von 1616 noch zu Recht bestehe, daß die Ertheilung des Bürgerrechtes an dieselben von Seiten des Großherzogs null und nichtig sei, daß es also den Patriciern von Frankfurt völlig frei stünde, die Juden in ihren heiligsten Rechten zu beschränken, ihre Verehelichung über das Maß hinaus zu verbieten, kurz sie als halbe Sklaven zu behandeln. Der Bundestag sei nicht einmal berechtigt, ein Wort darein zu sprechen, sondern die Juden müßten von der Gnade des Senats und der Bürgerschaft abhängen. — Die Namen, welche dieses ungerechte und gewissenlose Gutachten abgegeben haben, verdienen der Nachwelt überliefert zu werden. Es waren Savigny, Eichhorn, Göschen, Biener und Schmalz, die solchergestalt für die deutsche Jugend das von Gott stammende Recht auslegten, und von denen einige den preußischen Staate leiten oder mißleiten halfen.

Der judenfeindliche Geist in Preußen zeigte sich auch an einem Falle, der einen Vergleich mit Frankreich herausfordert. Jenes ungerechte Napoleon'sche Gesetz, welches die Gleichheit der Juden der deutschen Departements auf zehn Jahre in Bezug auf Freizügigkeit und Handel aufgehoben hatte (S. 303), sollte nach Ablauf der Frist (bis 17. März 1818) von selbst erlöschen, falls es nicht verlängert würde. Nur einige, wahrscheinlich deutsche Generalräthe vom Elsaß, wünschten die Fortdauer dieses Gesetzes, und ein Maire, Marquis de Lathier aus einer Gegend, wo nicht ein einziger Jude wohnte, reichte ein Gesuch bei der französischen Kammer in demselben Sinne ein: Es würde zum Nachtheil der Elsasser Christen ausschlagen, wenn die Juden dieses Landstrichs ihre Gleichheit wieder erlangen sollten. Aber die Regierung Ludwig's XVIII., obwohl von der kirchlichen und politischen Reaction umtobt, machte auch nicht einmal einen Versuch, die Beschränkung aufrecht zu erhalten. In der Kammer, die sich in mehreren Sitzungen mit diesem Punkte beschäftigte (Februar und März 1818), ließ sich nur eine einzige juden-

[1] Das Gutachten der Facultät ist abgedruckt in der Gegen-Erklärung des Senats der Stadt Frankfurt an die Bundesversammlung. S. 79—134.

feindliche Stimme gegen die Juden in Elsaß vernehmen. Sie meinte: das ganze Land würde bald in den Händen der Juden sein, wenn man nicht ihrer Gier einen Damm entgegensetzte. Gegen die Juden im Allgemeinen und für Beschränkung ihrer Freiheit sprach nicht einmal die kirchlich gesinnte Rechte. Das Phantom eines christlichen Staates war den Franzosen völlig unbekannt. Die Kammer verwarf Lathier's Antrag, und somit wurden die Juden von Elsaß in ihre ehemalige Gleichheit wieder eingesetzt [1]). Dasselbe beschränkende Gesetz war auch ursprünglich für die Juden des Gebietes des linken Rheinufers erlassen, welches zu Preußen oder zur Rheinprovinz und Westphalen geschlagen wurde. Die preußische Regierung hatte bei der Uebernahme dieser ehemaligen französischen Kreise die Beschränkung bestehen lassen, und eine Kabinetsordre (vom 3. März 1818) erneuerte sie bis auf unbestimmte Zeit [2]). Während Preußen die Rechte, welche die französische Verfassung den Juden dieser Gegend eingeräumt hatte, nicht achtete, war es darauf bedacht, Napoleon's Willkürgesetz aufrecht zu erhalten. Das paßte recht gut zu dem Systeme des christlichen Staates.

Um dieselbe Zeit betrieb ein angesehener Engländer, mit der Bibel des alten und neuen Testaments in der Hand, mit außerordentlichem Eifer die Durchführung der Gleichheit und Freiheit der Juden in ganz Europa. Lewis Way, ein Spätling der Schwärmer der fünften Monarchie aus der Zeit des englischen Unabhängigkeitskampfes, ein Holmes und Jürieu oder auch ein Nicolas des neunzehnten Jahrhunderts, lauschte auf die Prophezeiungen des alten Testaments und der Apokalypse und war der Ueberzeugung, daß die jüdische Nation noch einmal ihre Auferstehung erleben und in Herrlichkeit in ihr ehemaliges Vaterland zurückkehren werde. Erst dann, nach wiedererlangter Selbständigkeit, werde sie sich zu Jesu Lehre bekennen. Es war ihm daher eine Gewissenssache, die Erhebung der Juden, so viel an ihm lag, zu fördern. Er hatte zu diesem Zwecke Reisen in Polen gemacht, um sich von der Zahl und dem Zustande der dortigen Juden Gewißheit zu verschaffen. Way arbeitete in Folge dessen eine wunderliche Denkschrift aus, worin er die hohe Bedeutung des jüdischen Volkes nicht bloß in der Vergangenheit, sondern

[1]) Israélite Français I. p. 365 fg. Halphen, Recueil p. 302 fg.
[2]) Rönne und Simon a. a. O. S. 327.

auch für die Zukunft beleuchtete. Mit dieser Denkschrift begab er sich nach Aachen, wohin der König von Preußen und die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit ihren Ministern und Diplomaten zu einem Congreß (Ende Sept. 1818) zusammengekommen waren, um Berathungen über die Zurückziehung der Besatzungstruppen aus Frankreich und Erweiterung der heiligen Alliance zu pflegen. Way hatte sich an den bereits altersschwachen Dohm gewendet, sein Bestreben zur Emancipation der Juden in Europa zu unterstützen und eine neue Schrift zu ihren Gunsten auszuarbeiten. Dieser konnte zwar aus Schwäche auf nichts eingehen; aber er erneuerte seine alte Ueberzeugung gegenüber den Judenfressern: daß der Druck der Juden im Widerspruche mit der Menschlichkeit, der christlichen Religion und besonders mit den Grundsätzen einer weisen Staatsverfassung sei. Way wendete, trotz seiner Schwärmerei, das rechte Mittel an, zum Ziele zu gelangen. Er suchte zunächst auf den Kaiser Alexander günstig einzuwirken, dessen mystische Stimmungen ihm bekannt waren, da er mit ihm gemeinschaftliche Reisen in Südrußland und in der Krim gemacht hatte. Sobald dieser, der damals auf die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland bedacht war, sich für die Gleichstellung der Juden geneigt zeigen sollte, so war nicht daran zu zweifeln, daß Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Franz wenigstens eine gute Miene dazu machen würden.

Way ging von dem Gedanken aus, daß die Juden eine königliche Nation sei und auch im Exile und in den Drangsalen ihres tragischen Geschichtsganges nicht aufgehört haben, es zu sein [1]). In diesem Volke liege der Schlüssel zur Geschichte des ganzen Erdkreises. Dieselbe göttliche Gnade, die sie früher geleitet hat, walte noch über sie in der Verbannung und der Fremde. Die Verheißungen, welche die Propheten für den israelitischen Stamm ausgesprochen haben, werden nicht zur Erde fallen; er werde noch einmal in dem heiligen Lande seiner Väter versammelt werden. Alle Völker der Erde, welche

[1]) Seine Schrift führte den Titel: Mémoires sur l'état des Israélites dediés à leurs Majestés impériales et royales, réunies au congrès d'Aix la Chapelle, Paris 1819. Sie ist äußerst selten geworden; Mehrere, die sie citiren, haben sie nicht gesehen. P. 17 heißt es: C'est que les Juifs non seulement pendant les captivités d'Egypte et de Babylone, mais depuis même que le sceptre est sorti de Juda, n'ont jamais cessé d'être une nation royale etc. Ueber Way vergl. Frankel-Grätz Monatsschr. Jahrg. 1869 S. 234 fg.

durch die Juden das Heil empfangen haben, müßten aus Pflicht der Dankbarkeit ihnen die größten Ehren und ungemessene Wohlthaten erweisen und noch mehr das Schuldbewußtsein tilgen, daß sie dieses gottbegnadete Volk so grausig verfolgt haben. Für ihre vollständige Befreiung sei gerade der gegenwärtige Augenblick höchst günstig. Es spreche dafür das Wort Gottes, die öffentliche Meinung und die Erfahrung der Vergangenheit. Ihre Gleichstellung in Frankreich und Holland habe diesen Ländern keinerlei Schaden gebracht. Es haben sich allerdings in einigen Ländern fanatische und engherzige Schreier gegen die Emancipation der Juden vernehmen lassen; aber diese bilden eben so wenig die öffentliche Meinung, als das wüthende Geschrei einiger amerikanischen Pflanzer gegen die Unterdrückung der Sklaverei [1]). Daß gerade in Polen so viele Hunderttausende von Juden angehäuft sind, das sei ganz besonders ein Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, daß sie durch diese Söhne Abraham's unter dem Schutze eines fürstlichen, majestätischen Triumvirats die Erfüllung der Verheißung an die Erzväter vorbereiten wolle. Von da, vom Norden aus, müsse ihre Wiederherstellung beginnen. Solches bedeute der Ruf der göttlichen Stimme im Propheten Jesaia: „O Norden, gieb heraus und Süden halte nicht zurück" [2]). Wenn Way auch Schwärmer war, die Nothwendigkeit der Emancipation mystisch aus prophetischen und apokalyptischen Versen zu beweisen, so war er doch praktischer Engländer genug, um den Majestäten vorrechnen zu können, welchen Nutzen die emancipirten Juden den Staaten bringen würden. Andrerseits gab er zu, daß manches Unzukömmliche, unangenehm Störende von den Juden durch Schulbildung und Gesetzgebung entfernt werden müsse. Aber das Grundwesen der Juden, ihre nationale Eigenart, das sei ein heiliges Gut, das nicht angetastet werden dürfe. Es sei das unsichtbare Band, welches die Vergangenheit des israelitischen Volkes mit dessen Zukunft, ja die Vergangenheit des Menschengeschlechts mit der Zukunft verknüpfe; die Erfüllung der Zeiten hange von Israel ab.

Diese zugleich mystische und vernünftige Denkschrift überreichte Way dem Kaiser von Rußland, und sie muß einen Eindruck auf ihn

[1]) Das. Mémoires p. 63.
[2]) Das. p. 23 nach Jesaia Cap. 43 b.

gemacht haben; denn er übergab sie seinen Bevollmächtigten Nesselrode und Capo d'Istrias, sie und die Emancipation der Juden zum Gegenstand der Congreßberathung zu machen. Aus Rücksicht für Alexander, der damals Tonangeber in Europa war, mußten die Bevollmächtigten, wenn auch zum Scheine, darauf eingehen. Sie gaben hiernach zu Protokoll (21. Nov. 1818): daß sie zwar nicht in alle Gesichtspunkte des Verfassers der Denkschrift eingehen könnten, aber der Richtung und dem lobenswerthen Ziele seiner Vorschläge Gerechtigkeit widerfahren lassen müßten. Die Bevollmächtigten von Oesterreich und Preußen (Metternich, Hardenberg und Bernstorff) erklärten sich bereit, „über den Stand der Frage in beiden Monarchien jede Aufklärung zu geben, welche zur Lösung eines Problems dienen könne, das zugleich für den Staatsmann und den Menschenfreund wichtig sei". Es war weiter nichts, als eine höfliche Redensart. Die Congreßmitglieder hatten ihre Köpfe weit eher von Plänen voll, die Freiheit in Europa zu unterdrücken, als sie, sei es auch nur in einem einzigen Beispiele, zu geben. — Noch eine andere Stimme richtete begeisterte Worte zu Gunsten der deutschen und polnischen Juden an den Congreß von Aachen. Michael Berr, unermüdlich thätig wie sein Vater, für die Erhebung seiner Stammgenossen zu wirken, ließ den Strom seiner Beredtsamkeit für die gerechteste Sache fließen: „In Karl's des Großen Lieblingsstadt werden die Monarchen endlich entscheiden über die politische Existenz meiner Glaubensgenossen in Deutschland, von denen viele in mehreren Theilen dieses Landes noch unter dem Drucke der schimpflichsten Auszeichnung seufzen ... Die Ehre Deutschlands, die Ehre des Zeitalters und die der Monarchen, von denen Europa sich so große Wohlthaten verspricht, fordern laut die Wiedereinsetzung der Juden in die bürgerlichen und politischen Rechte; sie sind mit Recht über Gesetze empört, die hier und da noch zum Nachtheil der Juden vorhanden sind" [1]). Die italienischen Juden thaten sich ebenfalls zusammen, um ein Gesuch an den Congreß von Aachen wegen Abstellung ihrer Bedrückung und Quälereien zu richten. Sie haben aber durch das Unterbleiben desselben nichts verloren. Die Zeit war bereits vorüber, wo Fürsten und Saatsmänner, Weise und

[1]) Journal de France, 20. Octbr. 1818, auch abgedruckt in Sulamit V. 2. S. 275.

Volksmänner sich „die Verbesserung der Lage der Israeliten" (wie es lautete) angelegen sein ließen.

In Deutschland, dem Lande der Mitte, nahm der Widerwille gegen die Juden ohne Grund und Veranlassung immer mehr zu. Jüdische Prediger feierten in der Synagoge die Völkerschlacht von Leipzig (18. Oct. 1818) im patriotischen Hochtone. Das Alles war den Deutschthümlern kein Beweis von Vaterlandsliebe. Der Judenhaß nahm vielmehr einen so heftigen Charakter an, daß ein halbwohlmeinender Schriftsteller (März 1819) den baldigen Ausbruch pöbelhafter Angriffe auf Gut und Leben vorausverkünden konnte: „Eine Stimmung verbreitete sich, welche Bürger ein und desselben Staates als feindliche Prinzipe einander gegenüberstellt und Fractionen in seinem Innern erzeugt, die sich in jedem Momente blutig bedrohen. Ein Haß wird rege, wie er kaum in den düstern Zeiten des Mittelalters geherrscht haben mag und uns Erscheinungen ahnen läßt, die mit dem Geiste der Humanität und des inneren Friedens im Widerspruche stehen" [1]). Rahel von Varnhagen prophezeite, eine düstere Kassandra, in derselben Zeit einen Judensturm [2]).

Die Gemüther waren damals in Deutschland sehr erregt durch die Ermordung Kotzebue's in Mannheim von der Hand des christlich-romantisch überspannten Studenten Karl Sand, (März 1819) und durch die Gewaltmaßregeln der Regierungen gegen demagogische Umtriebe und Deutschthümelei, die sie selbst früher genährt hatten. Die Deutschthümler lechzten nach einem Opfer, um an ihm ihre Rache zu kühlen, und da sie den Staatslenkern, den Metternich's Gentz', Kamptz', die täglich neue Verfolgungen gegen sie ersannen, nicht beikommen konnten, so wurden die hilflosen Juden dazu ausersehen. Eine Reihe brutaler Wuthausbrüche erfolgte mehrere Monate hintereinander, welche den niedrigen Bildungsgrad der mittleren Volksklassen in Deutschland in der damaligen Zeit bezeichnen. Mit dem Hep-Hep Geschrei gegen Juden tauchte das Mittelalter in seiner grinsenden Gestalt wieder auf; es wurde von der Studentenschaft und dem Kaufmannsstande wieder aufgefrischt.

Den Reigen eröffnete die Stadt Würzburg. Ein neuer Professor wurde (2. August) von der Studentenschaft feierlich ein-

[1]) Alexander Lips, über die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten § 2, S. 20.

[2]) Brief an ihren Bruder Robert, vergl. weiter unten.

geholt, und viel Volk hatte sich angeschlossen. Plötzlich wurde ein alter Professor Brendel bemerkt, der kurz vorher zu Gunsten der Juden geschrieben hatte. Es hieß: er habe dafür von ihnen eine Dose voll Ducaten bekommen. Bei seinem Anblicke erscholl aus dem Munde der Studenten der unsinnige Ruf „Hep-Hep!“ und noch dazu mit dem pöbelhaften Zusatz: „Jude verreck!“ Im studentischen Kauderwelsch sollte das damals zuerst aufgekommene Wort bedeuten: „Jerusalem ist untergegangen“ (Hierosolyma est perdita), Brendel wurde verfolgt und mußte sich retten. Den Tumult benutzten brodneidische Kaufleute, welche erbittert darüber waren, daß jüdische Concurrenten den Kaffee um einige Kreuzer billiger verkauften, und noch Andere, welche etwas gegen einen geadelten jüdischen Kapitalisten Hirsch hatten. Eine leidenschaftliche Wuth bemächtigte sich der Bevölkerung von Würzburg. Sie erbrach die Kaufläden der Juden, warf die Waaren auf die Straße, und als die Angegriffenen sich zur Wehr setzten und mit Steinen warfen, so steigerte sich die Erbitterung bis zur Raserei. Es entstand eine förmliche Judenschlacht wie im Mittelalter, es kamen Verwundungen vor, mehrere Personen wurden getödet. Etwa vierzig Bürger hatten sich an diesem Judensturm betheiligt. Militär mußte zur Dämpfung der Erbitterung herbeigeholt werden, sonst wären die Juden niedergemetzelt worden. Tages darauf stellte die Bürgerschaft die Forderung an die städtische Behörde, daß die Juden Würzburg verlassen mögen. Und sie mußte sich fügen. Mit Trauer verließen etwa vierhundert Juden jedes Alters die Stadt und lagerten mehrere Tage in den Dörfern oder unter Zelten, einer trüben Zukunft entgegensehend. — Die Judenhetze in Würzburg wiederholte sich bald in Bamberg und in fast allen Städten Franken's. Wo sich ein Jude blicken ließ, wurde er mit dem Schimpfnamen Hep-Hep „Jude verreck“ angebrüllt und gemißhandelt.

Für Frankfurt war diese Judenhetze in Franken ein Fingerzeig, wie die ihnen Verhaßten gedemüthigt werden könnten, sie, die gewagt hatten, einen Prozeß gegen den Senat zu führen, und die einige Beschützer am Bundestage hatten. So wiederholte sich hier (9.—10. August) ein Krawall; er begann mit dem Hep-Hep-Ruf und mit Zerstören der Fensterscheiben an jüdischen Häusern und steigerte sich zur Roheit, alle Juden von den Promenaden mit Hohn und Mißhandlung zu verjagen. Handwerker, Tagelöhner, Laden-

diener, von ihren Brodherren heimlich ermuthigt, machten, wie zur Zeit Vincenz Fettmilch's, zwei Jahrhunderte vorher, zerstörende Angriffe auf jüdische Häuser. Ganz besonders war es auf Rothschild's Haus abgesehen, dessen Reichthum und Bedeutung in politischen Kreisen den christlichen Patriciern in die Augen stachen. In Paris erschienen zur selben Zeit auf einem von James Rothschild veranstalteten Balle sämmtliche Gesandte und diplomatische Vertreter, und in Deutschland behandelte man die Rothschild's noch wie Trödeljuden. Mehrere vermögende Juden verließen das judenmörderische Frankfurt. Dieser zur Wuth gesteigerte Judensturm in Frankfurt, dem Sitze des Bundestages, war den Gesandten nicht gleichgültig. In Rothschild's Koffer waren Gelder des Bundestages zur Sicherheit niedergelegt. Der Vorsitzende, Graf v. Buol-Schauenstein, berief daher eine Conferenz der Mitglieder zur Berathung, und es wurde beschlossen, Bundestruppen aus Mainz zu berufen, da der Stadtmiliz nicht zu trauen war. Estaffeten flogen nach allen Seiten hin. Dadurch machte die Frankfurter Judenhetze in ganz Europa großes Aufsehen. Die Aufregung gegen die Juden dauerte indeß trotz der herbeigezogenen Truppen noch immer fort. Mehrere derselben verkauften daher ihre Häuser, und selbst die Rothschild's trauten dem Frieden nicht und dachten ernstlich daran, Frankfurt den Rücken zu kehren. Sie hätten nach Frankreich oder England übersiedeln müssen; denn in Deutschland waren sie nirgends ganz sicher.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Judenschlacht in Deutschland, als hätte die Bevölkerung überall nur auf ein Zeichen gewartet, um loszubrechen. In Darmstadt und Beireuth wiederwiederholten sich (12. August) die Stürmereien. Aus Meiningen wurden die wenigen Juden vertrieben. In Karlsruhe fand man eines Morgens (18. August) an der Synagoge und an den Häusern angesehener Juden einen Anschlagzettel angeheftet: „Tod und Verderben den Juden!“ Hier war es der Hofbanquier Haber, dessen Reichthum die Bevölkerung zur Wuth stachelte. Ein Officier beschimpfte einen geachteten jüdischen Lehrer am Lyceum öffentlich. Die Hamburger folgten nach (21.—24. August). Die Juden wurden aus den Kaffeehäusern und von der Post mit Hohn und Beleidigung verjagt, die Fenster ihrer Häuser wurden eingeschlagen. Da sie sich hin und wieder zur Wehr setzten, so bedeutete ihnen

der Senat drohend, sie mögen bei Strafe sich jeder Gelegenheit zum Streit enthalten. In Düsseldorf fand man (28. August) die Hausthüren mehrerer jüdischer Häuser durch schwarze Striche und drohende Zettel bezeichnet. Im Badenschen, wo Sand die deutschthümelnde Narrheit mit einem Mord besiegelt hatte, und die Aufregung der Gemüther noch fortdauerte, war die Erbitterung gegen die Juden so groß, daß kein Jude sich auf den Straßen blicken lassen konnte, ohne beschimpft oder mißhandelt zu werden. In Heidelberg kam es (Anf. Sept.) zu einem Tumulte in Folge eines pöbelhaften Auftrittes, der den ritterlichen Charakter der Deutschen in ein eigenes Licht setzt. Ein Bürger hatte ein jüdisches Mädchen gemißhandelt und war von der Polizei verhaftet worden. Alsbald erhob sich fast die ganze Bevölkerung, um den Helden zu befreien und die jüdischen Häuser zu zerstören. Die Hep-Hep-Rufe erschollen in den Straßen; Aexte, Brecheisen, Werkzeuge aller Art wurden wie zu einer Erstürmung zusammengebracht. Die Bürgergarde, welche die Anstürmenden aus einandertreiben sollte, versagte ihren Dienst. Der Stadtdirektor Pfizer, statt den Verfolgten beizustehen, unterstützte die Verfolger. Es wäre Blut vergossen worden, wenn nicht die Heidelberger Studentenschaft, vielleicht durch Berührung mit Frankreich menschlicher gestimmt, angeführt von zwei Professoren, Daub und Thibaut, die Wehrlosen mit eigener Gefahr geschützt hätte. Erst als die bewaffnete Macht einschritt, Patrouillen das ganze badische Land durchschweiften, und jedes Städtchen und jedes Dorf für Angriffe Einzelner aus ihrer Mitte auf Juden verantwortlich gemacht wurde, legte sich allmälig der Judensturm; aber der Haß wurde dadurch nur noch ingrimmiger.

„Aus Deutschland flog der Funke des Judenhaßes sogar in die Hauptstadt des dänischen Staates“, der einige Jahre vorher den Juden das Bürgerrecht ertheilt und es nicht mehr zurückgenommen hatte. Die Veranlassung dazu war, daß flüchtige jüdische Kaufleute aus Hamburg sich in Kopenhagen niederließen und Andere nachzuziehen ermuthigten. Deswegen regte sich der Brodneid, möglicher Weise von deutschen Kaufleuten aufgestachelt. Hier erhob sich indeß (Sept.) nur der Pöbel, begann mit Steinwürfen gegen Juden, und endete mit Thätlichkeiten und Verwundungen. Die Regierung mußte das Standrecht verkünden. Die Bürger standen dagegen in den wenigen Städten, wo Juden wohnten, ihnen bei, und die Prediger

verkündeten von den Kanzeln Duldung und Liebe gegen sie. In Deutschland blieben die Diener der Religion beim Anblick dieser Rohheiten stumm oder sahen ihnen vielmehr schadenfroh zu. Angriffe auf Juden hatten sich von Würzburg südwärts bis Karlsruhe und nordwärts bis Danzig erstreckt, am häufigsten jedoch in Baiern und Baden, wo der Judenfresser Fries gewühlt hatte. Damit kein Zug von den mittelalterlichen Judenhetzen fehlen sollte, wurde in einem kleinen baierischen Orte eine Synagoge gestürmt und die Gesetzrollen in roher Weise zerrissen. Auch da, wo sich die Faust nicht ballen konnte, donnerte der Mund in kleinen und großen Städten jedem Juden ein Hep-Hep zur Belustigung der Zuschauer entgegen [1]. Die polizeiliche oder soldatische Mannschaft, welche gegen die Stürmer und Schreier einschritt, nahm im Stillen Partei gegen die Juden, und die Regierungen, welche sie schützten, thaten es mehr aus Furcht, weil sie hinter dem Judensturm demagogische Umtriebe argwöhnten. Später beriefen sie sich auf diese Gewaltausbrüche, als auf den Volkswillen oder Unwillen gegen die Juden, um ihnen Rechte vorzuenthalten.

Die höchste Blüthe des deutschthümelnden Judenhasses bildet die in der Zeit der Aufregung erschienene Brandschrift „Der Judenspiegel“ (Nov. 1819). Hartwig Hundt, ein Mann von abenteuerlicher Existenz, der, weil er bei einem adeligen Polen Radowsky Hauslehrer war, sich den Adelstitel v. Hundt-Radowsky beilegte und gegen den Adel schrieb, weil er in dessen Reihen nicht

[1]) Alle Zeitungen brachten damals Nachrichten darüber, ruhig und sachgemäß die Berliner, besonders die Haude und Spener'sche, am perfidesten die Augsburger Allgemeine. Jost hat dieses Factum verkleistert. Er bemerkt X 1, 105: „Diese Erscheinung solcher Gewaltthaten mitten im Frieden, betrübte alle Gutgesinnten in Deutschland — „obwohl der Unfug nur örtlich und Folge absichtlicher Aufregung war.“ Ganz anders stellt es ein christlicher Zeitgenosse dar, der unter dem frischen Eindruck darüber geschrieben hat, Julius an Voß, Die Hep-Heps in Franken S. 9: „Ihr da, Judenverfolgungen an einem Orte anhebend, an andern sie nicht mißbilligend, belachend, Lust zeigend, gelegentlich auch wohl also zu thun, als ständen wir schon wieder im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert.“ Und im Eingange: „Und wenn es mich nun letzthin ungemein empörte, von dem zu lesen, was in Würzburg, Bamberg rc. sich zugetragen hat, gerieth ich noch mehr in Erstaunen, als ich Gelegenheit fand, einige öffentliche Urtheile über diese Vorgänge zu hören. Ich mußte mich besinnen, ob ich in Berlin oder in M....t lebte, ob wir 1819 oder 1419 schreiben.“

zugelassen wurde, forderte geradezu auf, die Juden todtzuschlagen. Wahrscheinlich hatten sie sein Raubritterthum nicht nach seiner Erwartung befriedigt. Er nannte sich bescheiden Grattenauer den Zweiten, übertraf aber sämmtliche Judenfeinde, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst von Pfefferkorn, Ortuin Gratius und Dr. Mart. Luther an, bis auf Rühs, Fries und die Frankfurter Judenfresser, die Demüthigung oder Vertilgung der Juden als Herzensangelegenheit behandelt haben. Hundt-Radowsky machte sehr löbliche Vorschläge, welche, wie er sich schmeichelte, die Hep-Hep-Männer befriedigen würden. „Obgleich ich meines Ortes die Tödtung eines Juden weder für eine Sünde, noch für ein Verbrechen halte, sondern bloß für ein Polizeivergehen, so werde ich doch nie rathen, sie, wie es mir jetzt im andern Falle Mode zu werden scheint, ungehört zu verdammen und zu bestrafen." Was denn? Seine Rathschläge waren: „Man verkaufe Israel's Kinder an die Engländer, welche sie statt der Schwarzen in ihren indischen Pflanzungen gebrauchen können. Damit sie sich nicht vermehren, sollte man die Männer entmannen und ihre Weiber und Töchter in Schandhäusern unterbringen. Am besten werde es jedoch sein, man reinigte das Land ganz von dem Ungeziefer, entweder sie ganz zu vertilgen oder sie wie Pharao, die Meininger, Würzburger und Frankfurter es gemacht haben, zum Lande hinauszujagen." Selbstverständlich ließ er an den Juden von den ältesten Zeiten an bis auf seine Zeitgenossen nichts Gutes gelten. Sie seien sämmtlich verworfen: „selbst ihre Dichter seien Betrüger und haben einen kurzen Fuß statt eines langen." Der Hep-Hep-Sturm und Hundt-Radowsky's Mordpredigten waren die giftige Frucht der Samen, welchen Fichte und Schleiermacher ausgestreuet hatten: sie sind schnell und voll genug aufgegangen.

Diese Brandschrift [1]) des sogenannten v. Hundt-Radowsky, in der jedes Wort eine Scheußlichkeit ist, wurde von der deutschen Lesewelt gieriger verschlungen als seine schlechten Romane. Erst auf Antrag der Juden wurde sie hier und da von der durch die Karlsbader Beschlüsse allmächtigen Censur verboten und confiscirt [2]). In Portugal wurde um dieselbe Zeit bei den Cortes ein Antrag eingebracht, die ausgestoßenen Juden wieder zuzulassen und das an

[1]) Judenspiegel.
[2]) Sulamit VI. S. 32, 331.

ihnen begangene Verbrechen zu sühnen, und in Deutschland rechtfertigten Schriftsteller und Staatsmänner dieses Verbrechen und wünschten, daß es im neunzehnten Jahrhundert wiederholt würde! Hundt stand nicht vereinzelt mit seinen Vorschlägen zur Vertilgung der Juden, er hatte Gesinnungsgenossen. Ein Deutschthümler aus Frankfurt, der sich der Weiß-Becker nannte, beleuchtete in derselben Zeit (1819) „das Leben, Dichten und Trachten der Juden," angeblich nach dem Richterspruch der Vernunft, aber im Grunde nach den Eingebungen des blindesten, leidenschaftlichsten Hasses. Wer will alle diese judenfeindlichen, aufregenden Schriften gegen die Juden aus den Jahren des Hep-Hep-Sturmes aufzählen? Bei Besprechung der Tagesfragen, mochten sie auch noch so fern von dem Verhältniß zu den Juden liegen, wurden diese herbeigezogen, um sie zu besudeln. Verherrlichte ein Graukopf Sand und seine Mordthat an Kotzebue und rühmte dessen christliches, religiöses Gefühl, so verfehlte er nicht, hinzuzufügen: daß „der christliche Haß den Tag des Gerichtes über die Juden, die Spießgesellen der Plusmacherei, herbeirufen würde, auch wenn kein Schriftsteller je einen Buchstaben zum Nachtheile der Juden der Presse anvertraut hätte" [1]).

Lord Byron, der Schöpfer einer neuen Poesie, der ihr Wahrheit und Tiefe verliehen und aus dem Abgrunde des Herzens dämonische Mächte hervorgezaubert hat, hatte auch dem tragischen Schmerze der Juden die rührende Sprache gegeben. In glücklicher Nachahmung der Psalmen sang er in süß wehmüthigen Accorden hebräische Lieder (Hebrew Melodies) und wußte die tausendjährige, schnöde Pein in sanfte Thränen aufzulösen. Man glaubt Jehuda Halevi's klagende Zioniden zu hören, wie er an den heiligen Gräbern den alten Glanz von Israel's Vergangenheit vorzauberte, um das Weh der Gegenwart doppelt schmerzlich empfinden zu lassen. Lord Byron feierte David's heilige Harfe und ihre Zauberkraft:

„Sie sänftigte Menschen hart wie Erz,
„Hauchte ihnen niegekannte Wehmuth ein,
„Kein Ohr so stumpf, so roh kein Herz,
„Das nicht erglüht von diesen Tönen.

[1]) David Friedländer, Beitrag zur Geschichte der Judenverfolgung im 19. Jahrh. 1820.

Byron beschwor den hehren Schatten des Heldenkönigs Saul und des düstern Propheten Samuel herauf, beleuchtete mit seiner Dichterflamme die Trümmer des Tempels, den Titus angezündet, und den letzten schmerzlichen Blick, den die gefesselten jüdischen Helden darauf werfen, die künftigen Leiden im düstern Gemüthe ahnend:

„Ich blickte auf Tempel und Vaterhaus noch,
„Und vergaß eine Weile Knechtschaft und Joch.
„Doch ich sah nur in Flammen den Tempel verzehrt,
„Und Fesseln, den Händen die Rache verwehrt

. . . .

„Wie zerstreut und verachtet Dein Volk auch mag sein,
„Wir verehren, o Vater, doch Dich nur allein.

Würdig eines trauernden Psalmendichters ist die Klage um das tiefe Weh der tausendfach Verfolgten:

„Beweint sie, die geweint an Babels Strome,
„Ihr Reich ein Traum, in Trümmer ihre Dome

. . . .

„Wo wäscht das Blut sich Juda von den Füßen?
„Wann soll Gesang von Zion wieder grüßen?
„Ihr Stämme mit dem Wanderstab, ihr Müden,
„Wohin könnt fliehen ihr und Ruhe finden?
„Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
„Der Mensch die Heimath, Israel nur die Gruft."

Byron wußte sich in die Tiefen der jüdischen Empfindung zu senken und ihr Leid wie ihre Treue mit wenigen Strichen zu verlebendigen:

„O, wäre so falsch ich, wie Du geglaubt,
„Nimmer wäre ich der Heimath jetzt beraubt;
„Nur Abfall von Gott, und der Fluch wär' geschwächt,
„Die einzige Schuld, welche trägt mein Geschlecht

. . . .

„Ich gäb' für den Glauben — Du hast nicht so viel,
„Gott weiß es, dem Dein Glückstand gefiel,
„Mein Herz und mein Hoffen hat Er in der Hand,
„Gern laß' ich für ihn Dir mein Leben, mein Land [1])

Ein Berliner Priester aus Schleiermacher's Schule, Franz Theremin, ergriffen von diesen schmerzlichen Tönen der hebräischen Lieder, übertrug sie (1820) — allerdings abgeschwächt und plump —

[1]) Hebrew Melodies zum Theil nach der Uebers. in L. A. Frankl's „Libanon."

für deutsche Leser, hielt es aber der öffentlichen Meinung gegenüber für nöthig, sich zu entschuldigen und zu betheuern: daß er sich dadurch nicht der Theilnahme für die Juden verdächtig gemacht habe. Damit sich noch nicht begnügend, sprach Theremin den Juden überhaupt jede Empfindung für ihren nationalen Schmerz ab: „Sie leben in einer so beispiellosen Dumpfheit, daß sie das Schreckliche ihres Schicksals gar nicht fühlen und es sich am Orte ihrer Verbannung, bei den fremden Nationen, von deren Mark sie zehren, ganz wohl sein lassen“ [1]). Gewiß, die Juden von Würzburg, Bamberg, Meiningen, die im Anblick des neunzehnten Jahrhunderts hinausgejagt worden waren, die Juden von Frankfurt, von Hamburg, von ganz Deutschland, die jeden Augenblick eines Steinhagels mit Hep-Hep-Gebrüll gewärtig waren, sie ließen es sich ganz wohl sein und empfanden nichts. Theremin, der Lehrer der christlichen Religion, Savigny, Eichhorn, Klüber, die Lehrer der Rechte, und Rühs, der Lehrer der Geschichte, sie führten dieselbe Sprache, wie der verworfene Hundt, so oft von Juden die Rede war. Ein Staatsrechtslehrer in Göttingen, Georg Sartorius, von dem Heine sang:

„In unserer Zeit der Selbstsucht und der Rohheit
„Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit,“

auch er empfand nur Härte gegen die Juden. Sartorius erkannte zwar an, daß etwas Großes darin läge, daß das israelitische Volk trotz allen Unglücks noch bestehe. „Vor ihrem Gesetzgeber müssen die neuen Verfassungskünstler sich verbergen. Noch feiern sie ihre Geschichte und betrauern die Tage des Verlustes ihrer Selbständigkeit. In ihren Familienverhältnissen herrscht das Patriarchalische vor. Ehebruch und Ungehorsam der Kinder gegen ihre Erzeuger sind selten bei ihnen. Sie sind als Trümmer einer großen Vergangenheit da, in vielen Beziehungen ehrwürdig, in der Geschichte unvergeßlich.“ Aber beschränkt sollen sie doch bleiben; ihre Gleichstellung unter den Deutschen betrachtete auch Sartorius als Wahnsinn [2]).

So war die Hand Aller gegen sie, für sie trat kein Wortführer von Gewicht und Ansehen auf, dessen Wort dem Belfern, wenn auch nicht Stillschweigen, doch Mäßigung hätte auflegen können, nicht der

[1]) Vorwort zu den hebräischen Gesängen 1820.

[2]) Sartorius, über die Gefahren, welche Deutschland bedrohen, und die Mittel, ihnen mit Glück zu begegnen, Göttingen 1820.

greise Jean Paul (Friedrich Richter), obgleich er eine Vorliebe für die Juden hatte, nicht der junge Varnhagen von Ense, obwohl er Rahel zur Frau hatte, die doch mit geschmäht wurde. Nur ein einziger Schriftsteller überwand das Vorurtheil und trotzte der feindseligen öffentlichen Meinung, um für die von allen Seiten geschmähten und angegriffenen Juden mit seinem Namen einzutreten, der Lustspieldichter Julius von Voß, dessen Stimme freilich keine große Tragweite hatte, dessen zerrüttete Lebensverhältnisse noch dazu den Verdacht erregten, ob nicht jüdische Freigebigkeit ihn das Wagniß begeben ließen. Von Voß selbst hatte in Lustspiel und Roman jüdische Figuren dem Lachen preisgegeben. Aus Reue und Gewissensbissen darüber, gestand er, habe er die Lichtseiten der Juden hervorheben und sie gegen die gehäuften Hep-Hep-Schmähungen in Schutz nehmen wollen. Er sagte den Judenfressern, daß sie sich schämen müßten, 1819 zu 1419 zurückschrauben zu wollen, „daß die Urahnin aller Culte von den indischen Mohammedanern an durch Europa hin, bis zum letzten Christen in Californien und von da wieder nach Sibirien," überall die jüdische Religion sei. „Wollt ihr einem Plünderungssystem an reichen Israeliten den Eingang öffnen, wird des Pöbels Abschaum bald auch anderes Eigenthum rauben und von Zügellosigkeit in Zügellosigkeit fallen, und nur Blutbad auf Blutbad wird die öffentliche Meinung herzustellen vermögen", rief ihnen v. Voß drohend zu. Sein Wort wurde wenig beachtet oder gar verspottet. Noch weniger Eindruck machten anonyme Schriften von diesem oder jenem Freimaurer zu Gunsten der Juden. Aber jedenfalls ist doch ihre Gesinnung und ihr guter Wille anzuerkennen. Schmählich benahmen sich aber die getauften Juden bei diesen Judenstürmen. Nicht einer von ihnen (außer Börne) trat für ihre ehemaligen Brüder mit der Entrüstung auf, welche Gewaltthätigkeit gegen Wehrlose einflößen muß. Rahel von Varnhagen, welche durch ihre vernünftelnde Christelei an den Nebelschleiern der Deutschen mitgewoben hat, schrieb zwar an ihren Bruder Ludwig Robert, welcher Zeuge des Hep-Hep-Sturmes war, in ihrer Art: „Ich bin gränzenlos traurig, wie ich noch gar nicht war. Wegen der Juden. Behalten wollen sie sie; aber zum Peinigen, zum Verachten, zum „Judenmauschel" schimpfen . . . . . zum Fußstoßen und Treppenherunterwerfen . . . . . die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde), zum Mittel-

alter, mit seiner Kunst, Dichtung und Gräueln hetzt das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es sich noch, an alle Erlebnisse erinnert, aufhetzen läßt. . . . Es ist nicht die That des Volkes, dem man Hep-Hep schreien lehrt . . . . die Professoren Fries und Rühs, und wie sie heißen, Arnim, Brentano, „unser Verkehr“ und noch höhere Personen mit Vorurtheilen.“ Sie meinte, die christlichen Priester hätten vortreten müssen um dem Volke seine Frevelthaten vorzuhalten. („Ja, die Priester!“[1]). Aber weder Rahel, noch ihr Bruder Robert, noch ihr Gemahl Varnhagen, die doch sonst für jede Kinderei so viel Worte künstelten und eine Stimme in der öffentlichen Meinung hatten, erhoben sie gegen die Gewaltthaten und gegen die Herrschaft der Unfreiheit.

Die Juden hatten zwar bereits ihre eigenen literarischen Hilfsmittel, um sich ihrer Haut zu wehren. In Deutschland allein gab es fast vierzig jüdische Schriftsteller, welche zum deutschen Publikum sprechen konnten. Zwei eigene Zeitschriften[2]) und auch die Tagesblätter öffneten ihnen hin und wieder ihre Spalten. Sie traten auch muthig auf den Kampfplatz, um die allzugemeinen Anschuldigungen gegen ihre Stammgenossen abzuwehren! Zimmern, ein junger jüdischer Rechtsgelehrter in Baden, Mose Heß, Oberlehrer der israelitischen Schule in Frankfurt, und sein College Jakob Weil, J. Wolff und Gotthold Salomon, beide Lehrer an der herzoglichen Freischule in Dessau, der Letztere später ein berühmter jüdischer Kanzelredner, der Arzt Saul Ascher in Berlin, der die Deutschthümelei nicht schlecht geißelte, L. L. Hellwitz in Werl, Elkan Henle, und Andere. Der alte J. Sabbatai Wolff „ein Greis, für den es wenig Erfreuliches auf der Welt mehr giebt“, beschwor die Regenten der Erde, um Erbarmen, daß sie verhüten mögen, daß ferner nicht mehr so unverantwortlich und ungerecht gegen die Juden verfahren werde. Auch der greise David Friedländer erhob abermals seine

[1]) Sie, eine unselige Kassandra, wie sie sich so gerne nannte, wollte schon drei Jahre vorher immer prophezeit haben: Die Juden werden gestürmt werden. W. Freund, Judenfrage in Deutschland I. S. 181 fg. Nur allzugroße Bewunderung für die Wortkünstlerin Rahel gab Moritz Veit die lästerliche Vergleichung ein: Rahel habe ihre Wahlverwandschaft mit dem Geist der Propheten bekundet. Das. S. 183.

[2]) Sulamit, herausgegeben von David Fränkel seit 1806, Jedidja herausgegeben von Heinemann seit 1817.

Stimme, geberdete sich possierlich, schlug die Hände zusammen ob der Judenfresser und ob der Verfolgung der Juden in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert und konnte nicht begreifen, er, der das Christenthum und den Staat für Ideale hielt, daß diese Götter so viel Unflath um sich werfen könnten. Er wendete sich an die Gräfin von der Recke und erinnerte sie an die Zeit, in welcher hochgestellte Christen mit Juden harmlos verkehrten und sich an einander bildeten, — es klang wie ein verschollenes Mährchen aus grauer Vorzeit. Aber alle die jüdischen Kämpfer warfen nur leichte Kügelchen und konnte die dicke Panzerhaut des deutschen Vorurtheils gegen die Juden kaum streifen. — Dazu gehörten scharfspitzige und wuchtige Harpunen. Da erweckte ihnen der Lenker der Geschichte, der die Juden auch diesmal nicht verließ, zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruthen die Querköpfigkeit der Deutschen — deren Verstecktheit ihr gutes Herz verhärtete und geflissentlich abstumpfte — peitschten, sie aus ihrer erträumten Höhe herabstürzten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten. Diese Racheengel, welche den Deutschen mehr Segen brachten, als ihre Schutzengel, waren Ludwig Börne und Heinrich Heine.

Achtes Kapitel.

Börne und Heine.

Börne's und Heine's jüdischer Kern. Börne's Leben, Bildungsgang und Charakter, sein Verhältniß zum Judenthume. Sein Freiheitsdrang. Seine Neigung zum Katholicismus vor seinem Tode. Heine, sein Lebensgang, seine religiöse Erziehung und seine unglücklichen Jünglingsjahre. Sein Verhalten zum Judenthum. Die Juden in Polen, von Heine geschildert. Heine's Bitterkeit gegen die herrschende Religion. Der Almansor. Der Rabbi von Bachrach. Michael Beer und sein Paria. Heine's Taufe und die eigenen Glossen darüber. Seine Ansichten über Juden und Judenthum in der Jugend und im Alter. Börne und Heine's Einfluß auf die Literatur und den Geist.

(1819—1830).

Gehören auch Börne und Heine in die jüdische Geschichte? Allerdings! Es floß nicht blos jüdisches Blut in ihren Adern, sondern auch jüdischer Saft in ihren Nerven. Die Blitze, die sie bald in regenbogenartigen Farben, bald in grellen Streifen über Deutschland flammen ließen, waren mit jüdisch-talmudischer Elektricität geladen. Sie haben zwar Beide sich äußerlich vom Judenthume losgesagt, aber nur wie Kämpfer, die des Feindes Rüstung und Fahne ergreifen, um ihn desto sicherer zu treffen und ihn desto nachdrücklicher zu vernichten. Beide haben sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, ausgesprochen, wie viel ihnen an der Kreuzesreligion lag, die sie, der Eine in einem Kirchlein in Offenbach, der Andere in Heiligenstadt, kaum mit den Lippen, bekannten. So waren sie Heuchler? Man mache die Lauheit oder Einfalt der halben Dorfparrer verantwortlich, die sie mit dem Taufwasser besprengten, ohne sie um ein aufrichtiges Glaubensbekenntniß zu befragen. Trotz des Taufwassers haben ihre Gegner sie als Juden betrachtet und beschimpft. Das Christenthum hat daher nicht den mindesten Grund, Börne und Heine wegen der leeren Ceremonie, die sie sich in der Kirche gefallen ließen, zu seiner Heerde zu zählen. Einer von ihnen hing trotz seiner wechselnden Stimmungen im

Herzen dem Judenthum aufrichtiger an, als die Friedländer's, die sich als dessen Vertreter geberdeten. Diese beiden reichbegabten Persönlichkeiten, die man ungeachtet ihrer innern Verschiedenheit als ein Zwillingspaar ansieht, auf die Deutschland hinterher, wie auf das Zwillingspaar Schiller und Göthe, stolz ist, gereichen desto mehr der Judenheit zur Zierde. Den geläuterten Geschmack, das lebhafte, rücksichtslose Wahrheitsgefühl und den Freiheitsdrang verdanken die Deutschen größten Theils diesen beiden Juden, die sie im Leben mit ihrem widerlichen Hep=Hep=Geschrei verfolgten. Börne und Heine haben den mitteralterlichen Qualm, den die Deutschen künstlich, um das Licht zu verdunkeln, um sich anhäuften, mit ihrem blitzartigen Geiste durchbrochen und dem reinen Lichte wieder Zutritt verschafft. Witz und Geist, für die außer Lessing nur Wenige in Deutschland bis dahin das rechte erständniß hatten, machten sie in der deutschen Literatur heimisch und verbannten die deutsche Hölzernheit und Unbeholfenheit, über welche sich die Nachbarvölker lustig zu machen pflegten.

In ihrer kindischen Verbissenheit gegen die Juden behaupteten die Deutschthümler, die Rühs und die Hundt=Radowsky, das Judenthum könne keinen Mann von Charakter, keine Seele mit freierem Kunstsinn aus sich gebären; da strafte sie die Geschichte sofort Lügen und beschämte sie. Das Judenthum stattete einen charakterstarken Freiheitsapostel mit einer Sprache aus, welche an die Propheten und an die römischen Catone erinnerte, und dieser verwirrte alle Begriffe der Deutschen von der Staatsrechtslehre, und es stellte noch dazu einen kunstsinnigen Dichter auf, mit einer Mischung von inniger Poesie und geißelnder Ironie, und dieser warf alle ihre Kunstregeln über den Haufen. Es ist wohl nicht allzuübertrieben, zu behaupten, daß kein Volk der Erde in der Gestaltenfülle der Geschichte zu gleicher Zeit zwei solche eigenartige Naturen erzeugt hat, welche mit Börne und Heine verglichen werden könnten. In der Geschichte des jüdischen Volkes stehen sie nicht vereinzelt. Börne erinnert mit seiner Gefühlstiefe und seinem zugleich verwundenden und heilenden Witz an den prophetischen und psalmistischen Spott über Verkehrtheiten. Heine hatte Seitenstücke an Ibn=Esra, Alcharisi und Immanuel Romi, deren Satyre sich über sich selbst lustig machte, die ebenfalls äußerlich hell auflachten und innerlich tiefen Gram bargen. Der mannigfaltige Blüthenschmuck des Börne=Heine'schen Geistes ist aus jüdischer

Erde emporgeschossen und nur von europäischer Cultur benäßt worden. Das beweist ihre tiefe Verwandtschaft mit einander trotz ihrer Verschiedenheit und gegenseitigen Antipathie. Nicht bloß ihr Witz war jüdisch, sondern auch ihr Wahrheitsdrang, ihr Widerwille gegen Schaustellungen, ihr Haß gegen das Bemänteln und Verschleiern, ihre Verachtung gegen offizielles Gepränge, gegen benebelnde Weihrauchswolken, gegen das betäubende Glockengeläute für nichts und wider nichts, gegen ambrosianische Orgelklänge für Lüge, Menschenknechtung, Rechtsverdrehung und Menschenschlächterei. Die demokratische, freiheitsglühende Gesinnung, die bei Börne mehr, bei Heine weniger, die spinozistisch einschneidende Zergliederung, die bei diesem mehr, bei jenem weniger hervortritt, das Alles war an ihnen urjüdisch. Im Christenthume geboren und im offiziellen Geiste erzogen, wären Beide nicht Das geworden, was sie waren: befreiende Mächte, welche eingewurzelte Verkehrtheiten und blödsinnige Thorheiten mit lachender Miene bannen halfen. Sie, die Geknechteten, wurden Befreier und erlösten ihre Feinde von dem Doppeljoche politischer und gesellschaftlicher Unmündigkeit.

Fast hätten die Deutschthümler Dank dafür verdient, daß sie die Juden mit ihrem Rückfall in die Barbarei so empfindlich gequält haben. Sie haben dadurch, wenn auch nicht Heine, so doch entschieden den zu träger Beschaulichkeit geneigten Börne aufgerüttelt und ihm den Pfeil in die Hand gedrückt, womit er sie in's Herz traf. — Ludwig Börne oder Löb Baruch (geboren Frankfurt a. M. 1786, st. Paris 1837) erblickte das Licht der Welt in demselben Jahre, in dem es für Mendelssohn unterging, als hätte die Geschichte für den Verlust des Weisen von Berlin den verwaisten Juden nach einer anderen Seite hin wenigstens einen Ersatz bieten wollen. Börne hatte einige Aehnlichkeit mit Mendelssohn: das schüchterne, scheue, etwas linkische Wesen, die Selbstbeherrschung, die Charaktergröße, das strenge Nachleben nach einer gefundenen sittlichen Norm. Beide wurden durch den Zufall, ohne daß sie es wollten, bewunderte Persönlichkeiten. Beide schöpften aus sich ästhetische Regeln, ohne dazu geschult zu sein. Börne's Bildungsgang war eigenthümlich. Sein Vater, Jakob Baruch, ein Schützling des österreichischen Kaiserhauses (S. 325), von Jugend auf in stetem Verkehr mit Hofleuten und Fürsten, versteckt wie ein Minister und aufgeklärt wie der Kreis der Berliner, war dem Judenthum halb oder vielleicht ganz ent-

fremdet[1]). Nichtsdestoweniger ließ er aus Familienrücksichten seine Söhne in altbergebrachter Weise erziehen. Er suchte für sie einen Hauslehrer (Jakob Sachs), der selbst zu den Aufgeklärten gehörte und sich Friedländer zum Muster genommen hatte, und verlangte von ihm, daß er seine Söhne durchaus in stockalter Weise unterrichten und ihnen nichts von der neumodischen Aufklärung beibringen sollte. So lernte Börne Bibel und Anfangsgründe des Talmud in geistloser Weise, gewahrte schon früh, daß das, was Vater und Lehrer ihm beibrachten, ihnen selbst nicht Lebensernst war, und gelangte dadurch zur Zwiespältigkeit in seinem Innern. Ein weiblicher Haustyrann trug dazu bei, ihm das jüdisch-religiöse Leben widerwärtig zu machen. Die Vertreter des Judenthums in der Frankfurter Gemeinde waren auch nicht geeignet, dem für Schönheit empfänglichen Knaben ein freundliches Bild zu zeigen. Der aus Polen und den chaßidäischen Kreisen berufene Rabbiner Pinchas Levi Hurwitz, die letzte rabbinische Größe in Frankfurt[2]), der die Mendelssohn'sche Pentateuchübersetzung verketzerte, hatte mit der Judengasse in Frankfurt Aehnlichkeit, stille Tugenden und eine abstoßende Außenseite. Hätte Börne Mendelssohn zum Vorbilde haben können, so wäre er wahrscheinlich bei seinem Ernste und bei seinem Hange zur Sittlichkeit und Wahrheit ein begeisterter Anhänger des Judenthums geworden. Aber es war in seiner Nähe Nichts, was einen idealen Zug darbot, und so entwickelte sich in ihm eine Art Abneigung gegen das jüdische Wesen, die gleich bei seiner ersten Ausfahrt in's Leben zum Durchbruche kam.

In Gießen sollte er im Hause des Professor Hezel für ein gelehrtes Fach vorbereitet werden und in einem jüdischen Hause nach jüdischer Vorschrift leben. Aber es dauerte nicht lange, so übersprang er diese Schranke und warf, kaum in's Jünglingsalter getreten, sein jüdisches Bekenntniß hinter sich. Sein Erzieher Hezel hatte eine Vorliebe für hebräische Sprache und Literatur und bahnte gleichzeitig mit Eichhorn die Pflege derselben auf Universitäten durch bequeme Handbücher an. Der bereits als Kenner des Hebräischen gefeierte Professor bewunderte die hebräischen Kenntnisse seines jungen jüdischen Zög-

[1]) Vergl. über Börne und seines Vaters Haltung, Börne's Briefe. Ges. Schriften XII. S. 320 und Börne's Leben von Gutzkow 1840. Briefe des jungen Börne an H. Herz 1861.

[2]) Vergl. o. S. 44 und Note 2.

lings Börne, ermunterte ihn, sie zu bereichern und ließ ihn an seinen Vorlesungen über die Psalmen und hebräische Grammatik theilnehmen. Aber da Börne nichts mehr dafür empfand und diese Kenntnisse gering schätzte, so kam es, daß er später kaum hebräisch zu lesen verstand. Im Hause des Markus Herz, wo es Mode geworden war, über alles Jüdische zu spötteln, und besonders nach dessen Tode, als dessen Witwe, Schleiermacher's Seelenbraut Henriette, ihn an diesen und an dessen christliches Wolkenkukuksheim gewiesen hatte, riß in Börne's Herz die letzte Faser, die ihn mit seinem Stamme und dessen Vergangenheit noch verknüpfte. Die christelnde Henriette Herz und der spinozistisch-romantisch-evangelisirende Schleiermacher machten ihn zum Judenfeinde [1]). Er verachtete die Juden der Gegenwart und sprach von ihnen wie ein Erzjudenfeind. Das jüdische Alterthum, von dem er von Hause aus verkehrte Vorstellungen hatte, und die durch seinen Berliner und Hallischen Umgang noch mehr getrübt worden waren, sah er als Zerrbild an. Die alten Juden von Abraham bis zum „reichen Salomo" kamen ihm vor, „als hätten sie die Weltgeschichte travestiren wollen" [2]). Er ahnte nicht, wie viel sein inneres Sein, die Wahrhaftigkeit seiner Natur, dem Judenthume zu danken hatte. In die auch gegen ihn coquettirende Henriette Herz, die seine Mutter hätte sein können, war er so verliebt, daß er ernstlich daran dachte, sich aus Liebesgram zu vergiften. Aber wie schnell wurde der Jüngling von dieser wahnsinnigen Liebe, wie von der Liebe überhaupt geheilt [3]), während das Bild der schönen Jüdin dem viel älteren Prediger Schleiermacher bis auf die Kanzel begleitete! Es war seine angeborene jüdische Nüchternheit, welche über diese überschwengliche Romantik siegte und sich über die herrschende Sentimentalität der verschmachtenden Jünglinge und schwindsüchtigen Mädchen lustig machte [4]). Der Lucinde-Unflath, den Schleiermacher beweihräucherte, ekelte den sechzehnjährigen Börne so sehr an, daß er dieses Lasterbuch nicht einmal mit dem Reize der Verstohlenheit lesen konnte [5]). Dieselbe aus dem jüdischen Grundwesen ihm vererbte Nüchternheit leitete

[1]) Briefe des jungen Börne S. 134.
[2]) Das. S. 143.
[3]) Das. S. 161.
[4]) Das. S. 69.
[5]) Das. S. 58.

Börne auch auf den richtigen Weg, seine ideale Natur, die leicht in excentrische Ueberschwenglichkeit hätte umschlagen können, im Gleichgewicht und in nicht allzuscharfem Widerspruch mit der wirklichen Welt zu erhalten. Frühzeitig hatte er eine Göttin kennen gelernt, der er schwärmerische Liebe zuwendete und bis zu seinem letzten Hauche treu blieb. „Das wahre Wesen der Tugend läßt sich in einigen Worten ausdrücken. Was ist Tugend? Tugend ist Seligkeit. Und Seligkeit? Ist Freiheit. Es läßt sich nicht weiter fragen, was Freiheit sei, denn sie ist das ewige schlechthin Eine, das eins mit der Vernunft, das eins mit Gott, eins mit dem Unbedingten, das sich selbst erklärt [1]." Das dachte und schrieb in sein Tagebuch der achtzehnjährige Börne, dieser Gedanke beherrschte sein Inneres während seines Lebenslaufes und war die Triebfeder aller seiner Handlungen. Tugend ist Freiheit und Freiheit ist Tugend, sie bedingen und gewähren Seligkeit. Das nimmt sich ganz anders aus, als das Schleiermacher'sche Nebelbild von Religion. Aber trotz dieser Schwärmerei für die Freiheit wußte Börne doch in ihrem Cultus Maaß zu halten und die schmale Grenzlinie nicht zu überschreiten, wo das Verfolgen eines Ideals in Narrheit überspringt. Als Christ geboren, wäre Börne vielleicht ein deutschthümelnder Freiheitsnarr geworden, wie Jahn, Sand und so viele Andere. Als Jude dagegen wurde er ein verständiger, prüfender, abwägender Freiheitsapostel, das Mögliche und Unmögliche, das Erreichbare und Ueberschwengliche mit richtigem Takte unterscheidend.

Ist nicht selbst sein Cultus für die Freiheit, welcher auf sein körperliches Behagen und Mißbehagen, auf seine ganze Stimmung Einfluß hatte, aus seinem jüdischen Blute oder wenigstens aus dem schmerzensreichen Gange der jüdischen Geschichte zu erklären? Das ganze Herbe und Entwürdigende der Unfreiheit konnte nur ein Jude empfinden, dem gegenüber ein indischer oder russischer Leibeigene als ein Freier gelten konnte. Börne's Geburtsstadt Frankfurt mit ihren schmachvollen Judenstättigkeitsgesetzen war die beste Schule für ihn gewesen, die Freiheit lieben zu lernen. Als er noch als Knabe auf seinen Spaziergängen in Frankfurt den Fußweg nicht betreten durfte, sondern den staubigen Fahrweg einhalten mußte, jeder zerlumpte christliche Bettler oder Trunkenbold ihm zurufen durfte:

[1] Das. S. 123.

„Mach Mores Jud!“ und er hatte gehorchen müssen, um nicht in entwürdigende Strafen zu verfallen, da mag der Gedanke über ihn gekommen sein, daß Unfreiheit Verdammniß und Freiheit Seligkeit sei. „Weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr, ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als ihr“ [1]), das wiederholte er oft. Auch sein vielbewunderter Styl, die fesselnde Darstellungsweise, die er zur Vollendung brachte, die sich in tiefsinnigen und abgerundeten Sentenzen zuspitzt, erinnert an biblische und talmudische Spruchweisheit. Kurz, die Lichtseiten in Börne's Wesen hat er dem Judenthum zu verdanken. Er war aber nicht dankbar dafür, er verkannte es und stellte es ebenso niedrig, wie seine Berliner Freunde. Er sprach es zwar einmal aus: „Ich wäre nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Undanke bezahlen würde, wegen eines Spottes, den ich immer verachtet. Denn ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen.“ Er fügte auch noch, die Deutschen anredend, hinzu: „Ich bitte Euch, verachtet mir meine Juden nicht. Wäret ihr nur wie sie, so wäret ihr besser. Ihr habt den Juden die Luft genommen, aber das hat sie vor Fäulniß geschützt, ihr habt ihnen das Salz des Hasses in's Herz gestreut, aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habet sie den ganzen langen Winter in einen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft, aber ihr, frei dem Frost bloßgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ“ [2]). Allein Börne glaubte selbst nicht an die Kernhaftigkeit der Juden und sprach jene Worte nur im Aerger oder zum Aerger der Deutschen aus. Zur selben Zeit sagte er auch ironisch: „Sie wissen, wie mein Herz für die Juden schlägt!“ [3])

Wiewohl mit einem Feingefühl für Wahrheit begabt, hatte Börne doch nur einen beschränkten Gesichtskreis. Sein Blick reichte nur für das Zunächstliegende und Praktische und vermochte nicht

[1]) Pariser Briefe No. 74, Ges. Schr. X. 243.
[2]) Das. S. 244.
[3]) Das. S. 43.

immer Schein von Wesen zu unterscheiden. Die Erkenntniß floß seinem Geiste nicht überströmend zu, wie Heine, sondern er mußte sie aufsuchen, und was außerhalb seines Herzens lag, war für ihn nicht vorhanden. Und weil er, seitdem sein Geist zu reifen begonnen, in den Juden nur Geld- und Zahlenmenschen sah, wie auf der Frankfurter Börse, oder Religionsspötter mit christelnden Anwandlungen, die sich ihrer Abstammung schämten, wie im Salon der Henriette Herz, und weil seine Erziehung ihm das Judenthum so verächtlich gemacht hatte, daß er es nicht der Mühe werth hielt, sich damit zu befassen, so blieb ihm das Allerheiligste der Juden unzugänglich, das auch in der von ihm so sehr geschmähten Rothschild'schen Familie anzutreffen war. Selbst sein eigenes Innere vermochte er nicht zu durchdringen und zu unterscheiden, was der allgemeine Culturzustand, und was das Judenthum an seinem Wesen gebildet hat.

Indeß bewahrte ihn sein gesunder Sinn und seine Liebe für die Unterdrückten vor der Charakterlosigkeit der Rahel, ihres Bruders, des Dichters Robert, des ganzen Berliner Salons und vieler Anderen, die verächtlich den Juden den Rücken zukehrten und es nicht der Mühe werth hielten, etwas für sie zu thun oder gar mit ihnen zu empfinden. Als Jüngling machte ihn schon der Gedanke rasend, daß ihm das Schmachwort „Jude" ins Gesicht geschleudert werde könnte. „Wenn sie erst kommen und Dir sagen, daß Du ein Jude bist," schrieb er in sein Tagebuch, „wie sie den Mauschel beohrfeigen, daß man sich krank lachen möchte! O, wenn ich das bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhause stürzen und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie dem Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß[1])." Und er hat richtig vorgeahnt, daß ihm diese Schmach nicht erspart und daß seine Löwentatze herausgefordert werden würde. Als er ein Jahr später, bereits Student, einen Reisepaß von der Frankfurter Polizei nahm, schrieb ihm eine Mißgestalt von Polizeischreiber hinein: „Jud' von Frankfurt". „Mein Blut stand still, doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich im Herzen: Wartet nur, ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch Allen[2])."

[1]) Briefe des jungen Börne S. 167 vom Jahre 1806.
[2]) Pariser Briefe B. X. S. 9.

Einen Augenblick schien es, als sollte Börne seinen Schwur vergessen können. Die Frankfurter Judenschaft hatte sich, wie schon erzählt (o. S. 314), die Gleichstellung für eine halbe Million erkauft, und Börne, der inzwischen Rechtswissenschaft studirt und mit seinen Erstlings-Geisteserzeugnissen Erwartungen erweckt hatte, wurde einer der Ersten in Frankfurt im Polizeifache angestellt. Sein hochfliegender Geist und sein Freiheitsdrang wären vielleicht im Aktenstaube begraben worden, wenn nicht die judenfeindliche Frechheit der Frankfurter Patricier ihn aufgerüttelt hätte. Die Schmach Deutschland's nach der wohlverdienten Niederlage von Jena hatte Börne eben so tief wie die Tugendbündler empfunden und eine Rede an die Juden ausgearbeitet, worin er sie wahrscheinlich zur patriotischen Opferung aufforderte, die die Censur aber als zu aufregend unterdrückte [1]). Als der Riesenheld Napoleon geschlagen war, stimmte Börne in den Chor der Patrioten ein, ja er schlug schon einen deutschthümelnden Ton an, und der Taumel hatte ihn schon so sehr verdeutscht, daß er blinden Gehorsam predigte. „Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürsten einzudrängen, sie sind besser als wir, wir haben das Schwert, sie uns geführt [2])." Börne's Bruder war mit vielen anderen jüdischen Jünglingen als Freiwilliger ausgezogen. Aber wenn Börne auch vergaß, daß er Jude war und sich nur als Deutscher fühlte, die Frankfurter vergaßen es nicht, und erinnerten ihn unvorsichtig und brutal an seinen heimlichen Schwur. Er fiel als erstes Opfer der Reaktion; er wurde aus seinem Polizeiamte verdrängt, sowie die Frankfurter Juden in das Ghetto zurückgewiesen wurden. Die freche Art, wie diese um ihre dreifach verbriefte Freiheit geprellt wurden, trotz des halben Versprechens des Wiener Congresses (o. S. 338), empörte sein Freiheitsgefühl tief, und er spitzte zuerst seine Pfeile zum Kampfe für seine Stammgenossen und gegen die Frankfurter Spießbürger, welche die Judenstättigkeit von 1616, „diesen Roman der Bosheit" (wie Börne sie nennt) im neunzehnten Jahrhundert wiedereingesetzt hatten. Indessen schien diese Schrift seinem Vater, auf dessen Veranlassung sie wahrscheinlich entstanden war, um Tadel gegen seine Thätig-

[1]) Briefe des jungen Börne S. 178.

[2]) Börne's Aufsatz: Was wir wollen, abgedruckt in der Frankfurter Zeitung 1814 S. 276 fg. ist ein lehrreiches Kapitel von der Umwandlung, die in ihm vorgegangen ist.

keit als Deputirter beim Congreß abzuweisen, zu spitz und verletzend. Er entzog sie Anfangs der Oeffentlichkeit[1]). Was in Börne in den Jahren der immer steigenden Reaktion gegen die Juden gewogt hat, legte er einem jüdischen Offizier in einem Roman in den Mund. „Ihr habet mir die Spiele der Kindheit gestohlen, ihr schlechten Schelme! Ihr habet mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend, ihr habet die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes, — abhalten konntet ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel . . . . . Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle. . . . Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimath, wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland"[2]).

Anstatt Rache zu nehmen für die Wunden, welche der deutsche Judenhaß ihm und seinen Stammgenossen schlugen, unterzog sich Börne der schweren Aufgabe, diesen Haß verschwinden zu machen, indem er an die Veredelung des deutschen Volkes Hand anlegte. Er erkannte richtig, daß der deutsche Judenhaß nicht etwas Zufälliges und Vorübergehendes sei, nicht vom Glauben oder Vortheil abhange, sondern in dem Wesen des Volkes begründet sei. „Er zeugt von bösen Säften" in dem sonst gesunden Volksorganismus. Die Bedientenhaftigkeit der Deutschen gegenüber den Fürsten und Großen bei großer Tapferkeit und Muth, ihre Titelsucht und ihr kindischer Ehrgeiz, eine Staffel höher als die Nebenmänner gestellt zu werden, ihre Rohheit und Uncultur bei der Menge wissenschaftlicher Mittelpunkte und dem wissenschaftlichen Drange, ihre kindische Unmündigkeit in politischen Dingen, alle die großen Fehler, welche die Vorzüge der Deutschen verdunkeln und entstellen, wollte Börne tilgen oder wenigstens mildern. Ja, der Jude unternahm nichts weniger, als das deutsche Volk zu erziehen. Er wollte ihnen die Unarten abgewöhnen und Gefühl für Freiheit, Manneswürde und Selbstachtung einflößen, mit einem Worte, es mündig machen. In der „Waage",

[1]) Enthalten in Ges. Schr. II. 386 fg.

[2]) Der Roman, Ges. Schr. B. I. S. 174.

seinem Organ, stellte er Ideale auf und maß daran die kleinlichen Zustände und Vorgänge der Deutschen, ihren engen Gesichtskreis, ihre Pedanterie. Lachend sagte er ihnen Wahrheiten, wie sie sie noch nie vernommen.

Ehe Louis Baruch den Kriegszug gegen die deutschen Fehler und Vorurtheile unternahm oder, richtiger, ihre Erziehung übernahm, trat er aus dem Judenthum aus, ließ sich in Offenbach taufen und nahm den Namen Karl Ludwig Börne an (5. Juni 1818). Wie wenig ihm das christliche Bekenntniß war, bekundete er durch die Aeußerung, daß er das „Taufgeld bereute". Er wollte den Wurf seiner treffenden Geschosse nicht durch das Vorurtheil hemmen lassen, daß sie von einem jüdischen Schützen abgedrückt waren. Allein ohne innern Kampf, wie ihn Heine bestand, die Fahne der Besiegten und Schwachen zu verlassen, die doch jedenfalls der Schmerz der Erniedrigung in seinen Augen hätte adeln müssen, und noch dazu ein erlogenes Bekenntniß abzulegen, ist für einen lautern Charakter wie Börne schwer zu entschuldigen. — Alsbald erfuhr Deutschland, daß ihm ein Schriftsteller entstanden war, der an Lessing erinnerte, der aber mehr als Lessing war, weil er die Kunst nicht auf einsam eisige Höhen, sondern in die Ebenen des Lebens verpflanzte. Börne hielt den Deutschen einen treuen Spiegel vor, in dem ihnen die verzerrten Züge ihrer versteinerten Vorurtheile entgegenstarrten. Wie richtig hat er dieses kernige Volk mit häßlicher Rinde gemalt, bald als „Geheimrathswaise", bald als träumerischen Hamlet, der vor lauter Dichten und Denken nicht zur That gelangen kann oder gar in Ungeschicklichkeit Unschuldige verletzt oder tödtet! Börne's Witz traf um so empfindlicher, als man in jeder Wendung die Wahrheit des Gemäldes und die Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit des Malers erkannte. Man sah es ihm an, daß er mit seinem „Herzblute und seinem Nervensafte" schrieb, und darum machte sein Wort, wie schwerwiegende Thaten, einen tiefen Eindruck.

Im Hep-Hep-Jahre konnte er zu den Tollheiten und Rohheiten nicht schweigen und schrieb „für die Juden". — „Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht." Er hat darin auf die Thoren mit Fingern gewiesen und den Bösewichtern ins Gesicht geleuchtet. „In dem Judengemetzel der vergangenen Zeiten, meinte er, lag eine Art verhängnißvolle Nothwendigkeit. Es scheint

aus einem dunklen, unerklärlichen Gefühl entsprungen zu sein, welches das Judenthum einflößt, das wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete." Börne zerfaserte darauf den deutschen Judenhaß in seine Bestandtheile und zeigte hinter jeder derselben eine Abgeschmacktheit. — Ein anderes Mal (1820) sagte er ihnen die derbe Wahrheit: „dem deutschen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es ein Kindervolk ist, und darum, eben wie die Kinder, um einst frei auf den Füßen stehen zu können, einer Laufbank bedarf, damit es an den Schranken der Freiheit die Schranken entbehren lerne. Das deutsche Volk würde hundertmal im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber den einzelnen erwachsenen Menschen kann ich den Judenhaß nicht verzeihen [1])."

Einen neu aufgetauchten Judenfresser, Dr. Ludwig Holst aus Hamburg, der den Judenhaß in ein philosophisches System gebracht oder, wie Börne sagte, „ein metaphysisches Hep-Hep", in einem dickleibigen, schalen, dummen Buche voll Gehässigkeit ausgestoßen hat, verhöhnte Börne mit Nasenstübern. „Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit vergiften. Man sieht die hoffnungsvollen Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern hoffnungslos umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. Holst will die Juden todtschlagen, und wenn sie sich zur Wehr setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: „„Da sehen Sie, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage und mucksen"". . . . „Sind die Juden schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde? Morden, rauben, stehlen sie? Kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht, vertaumeln sie ihr Leben in Sinnenlust? Wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie gewinnen auf 10 Ellen Waare $1/8$ Elle, welches, bei einem jährlichen Absatze von 10 Million Ellen, einen betrügerischen Gewinnst von 100,000 Ellen machen — würde! . . . .

[1]) In dem Artikel „Eine Kleinigkeit", Ges. Schr. B. II. p. 326.

Ihr haßt die Juden, nicht weil sie es verdienen, sondern weil sie verdienen. . . . . Was ihr Menschenrechte nennt (die ihr den Juden allenfalls einräumt), das sind nur Thierrechte. Das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, sie zu essen, zu schlafen und sich fortzupflanzen, diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis ihr es erlegt, und diese wollt ihr auch den Juden angedeihen lassen. . . . . „Ihr Herren von Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert ihr die geistige Entwickelung derer, die sich vom Schacher losmachen! Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir: Warum sollen nur vier jüdische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten werden?. . . . Noch vor zwanzig Jahren habt ihr in eurer freien Stadt ebenso gegen Katholiken gewüthet, als ihr jetzt gegen Juden wüthet . . . . glaubt ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der euch befiehlt, auch die Juden als eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber ihr wollt gezwungen sein! Der Deutsche ist taub. Freiwillig folgt ihr nicht, das Verhängniß muß euch bei der Brust packen und euch hier und dorthin schleppen. Schämt euch!" Zum Schlusse bemerkt Börne: „Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit ist die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden, oder meine Hand gelähmt — Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte, sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses lodert noch einmal hell auf, um ewig zu erlöschen. Das tröste die Leidenden[1])." Diese Hoffnung tröstete ihn, wie sie seinen Vorgänger Lefrank (o. S. 265) getröstet hat.

Börne war ein schlechter Prophet, wie er auch ein schlechter Philosoph und Geschichtskenner war. Er, ein kühner Herold der Freiheit, der mit Siegesmiene ihr Blutzeuge geworden wäre, betrachtete Alles aus diesem einzigen Gesichtspunkte. Was mit der Freiheit zusammenhing, hatte für ihn Werth; alle übrigen Betrachtungsweisen blieben ihm unverständlich. Hatte er sich doch am Ende seiner Tage noch von dem Farbenschimmer des neuen Freiheitsevangeliums von Lamennais blenden lassen und im Katholicismus

[1]) Der ewige Jude B. VI. 3—68.

den ewigen Hort der Völkerfreiheit verehrt! David Strauß' „Leben Jesu" galt ihm fast als Gotteslästerung [1]). Man saugt nicht ungestraft in der Jugend falsche Lehren ein, und wer nicht starken Geistes ist, verfällt im Alter in sie zurück. Die Christelei und Deutschthümelei, die Börne in Berlin und Halle, im Hause seiner „Mutter" und im Umgange mit Schleiermacher und Steffens in seinen Geist aufgenommen hatte, wurden in ihm in seinem Alter wieder lebendig, und er wäre vielleicht auch ein „Apostat des Wissens und Neophyte des Glaubens" geworden, die er verspottet, wenn ihm der Tod Zeit dazu gelassen hätte. Sein Geist konnte nicht in die Tiefe der Dinge dringen: strenge Prüfung war nicht seine Sache, er war zu träge dazu. Sein Zerwürfniß mit Heine, seinem langjährigen Kampfgenossen und Freunde, entspann sich eben daraus, weil dieser nicht an die alleinseligmachende Freiheit des Pabstthums und an die Vollkommenheit des deutschen Volkes geglaubt hat [2]). Börne hätte gewünscht, daß die Juden ihre tausendjährige Geschichte als einen bösen Traum vergäßen und deutsche Männer würden. Er hatte nicht Heine's Tiefblick.

Heinrich (Harry) Heine (geb. Düsseldorf 1799 st. Paris 1854 [3]) war in den Tiefen seines Innern unendlich mehr Jude als Börne, ja er besaß alle Vorzüge und Unarten der Juden in einem hohen Grade. Wer ist im Stande, diese Chamäleon-Natur, diesen „ungezogenen Liebling der Grazien und Musen" (wie man ihn nannte), diesen spottenden Romantiker und lyrischen Philosophen zu schildern? Er allein wäre im Stande gewesen, ein zutreffendes Bild von sich selbst zu geben, wenn er sich selbst im Spiegel seines Geistes hätte wiederstrahlen lassen können. Börne's Geist glich durch-

[1]) Vergl. die Recension von Heine's l'Allemagne Ges. Schr. B. VII. 269 fg. und Beurman's Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur p. 81 fg.

[2]) Kundigen braucht es nicht gesagt zu werden, daß Börne den Streit mit Heine provocirt hat, seine feindselige Schrift gegen ihn erschien bereits französisch 1835, und Heine's Buch über Börne erst 1840, wozu jener volles Recht der Vertheidigung hatte; nur beging er den Fehler, sie erst nach seines Gegners Tod zu veröffentlichen. Der Tadel der Ueberhebung, den Heine's Feinde in dem Titel: „Heine über Börne" fanden, trifft nicht den Verf. Bekanntlich hat Kampe diesen Titel der Schrift vorgesetzt, und Heine hat ihn bereut. —

[3]) Die biographischen Thatsachen sind meistens entnommen „Heine's Leben und Werke von Strodtmann 1867—1869", die Anekdoten von Herrmann Schiff, Heinrich Heine und der Neu-Israelitismus sind nicht immer zuverlässig.

sichtigem Quellwasser, das auf sauberem Kiesel dahinrieselt und nur aufschäumt, wenn Stürme es peitschen, Heine's Geist dagegen glich einem Wasserstrudel, auf dessen Fläche die Sonnenstrahlen spielen und Regenbogenfarben bilden, der aber die sich nahenden Fahrzeuge in seine brausenden Tiefen hineinreißt und sie zerschellt, wenn sie nicht starken Baues sind. Denn Heine war ein eben so tiefer Denker, wie malerischer Dichter, eben so unerbittlicher Kritiker, wie liebenswürdiger Spötter, eben so voll von originellen Gedanken wie von Sangesweisen. Börne hat in der That den Grundton von Heine's Wesen nicht verstanden, wenn er von ihm behauptete: weil er nicht, gleich ihm, glaubte: wer da liebe und anbete, sei ein Christ, sei es die Ehre, den Ruhm, den Muth, die Treue, Freiheit und Wahrheit; das Christenthum sei das Pantheon aller dieser Gottheiten, weil Heine diese Gedanken- und Gefühlsnebelhaftigkeit verspottete, sei er keiner ernsten Richtung, keiner Ueberzeugung fähig gewesen, daß er sich selten im Irrthum befunden, weil er selten die Wahrheit gesucht habe [1]). Heine brauchte nicht die Wahrheit zu suchen, sie kam ihm von selbst zugeflogen, sie offenbarte sich ihm als ihrem Liebling, wie die Muse, tändelnd und schäkernd. Hinter seinem Spott lag öfter mehr Ernst der Ueberzeugung, als hinter der Litanei eines griesgrämigen Moralisten. Heine sehnte sich nach Idealen, denen er mit seinem Geiste hätte einen Cultus weihen können, und weil er sie nicht fand, verspottete er die Götzen, die sich als Götter anbeten ließen. Die Räthsel der Geschichte hat er jedenfalls tief gelöst. Er hat nie der Form zu Liebe den Inhalt geopfert, wo jener mehr Werth hatte, als diese. Er hat allerdings öfter seine Ansichten gewechselt, aber nicht mit seinen Ueberzeugungen gespielt. Heine war durchaus nicht politischer Schriftsteller von Beruf, sondern nur politischer Dilettant, ihm stand die Kunst höher als die Politik. Darum kehrte er ihr den Rücken zu, ehe noch der hausbackene Liberalismus Schiffbruch erlitt. Dennoch erkannte er dessen Unhaltbarkeit und Marktschreierei, ein Heilmittel für alle Wunden zu haben, früh genug. Auch seine religiösen Ansichten wechselten, aber er wechselte nicht seine Gesinnung. Er schrieb und handelte niemals gegen seine augenblickliche Ueberzeugung. Wenn er eine Zeit lang einer falschen Philosophie huldigte, welche den Menschen zum Gott machte, so erkannte er

[1]) Börne, Recension über „de l'Allemagne" B. VII. p. 266, 273.

später diesen Irrthum ein und verspottete ihn gründlich. Seine ausdauernde Treue gegen Freunde, selbst gegen kalte und falsche Freunde, ja daß er überhaupt hingebende Freunde hatte, beweist, daß er nicht so selbstsüchtig war, als man ihn verschrien, und als er sich selbst in übermüthiger Laune gegeben hat. Heine war allerdings kein Tugendspiegel; aber er war auch nicht ein solcher arger Sünder, wie seine spitze Feder und Zunge vermuthen lassen. Er hat sein tiefes edles Gemüth, seinen Sinn für Hohes niemals aufgegeben; er wälzte sich auch nicht im Schlamme der Sinnlichkeit, wie er seine Leser glauben machen wollte. Er hat sich schlechter geschildert, als er war. Empfindlich war er, und das ist das Loos der Dichter, Schauspieler und Prediger, und hing bei Heine noch mit seinem tiefen Nervenleiden zusammen. In seiner Empfindlichkeit konnte er Dinge schreiben, die er bei kalter Ueberlegung mißbilligte, aber sich schämte, sie zu widerrufen.

Heine hatte das vor Börne voraus, daß er in seinem Herzen eine tiefe Liebe zu seiner Mutter trug. Betty von Geldern, aus einer angesehenen, wie man sagt, geadelten jüdischen Familie, Tochter eines Arztes, hat ihrem Sohne bis an sein Lebensende Verehrung und Bewunderung eingeflößt. Als Jüngling sang er:

„Ich bin gewöhnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
„Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe,
„Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe,
„Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
„Doch liebe Mutter, offen will ich's sagen:
„Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
„In deiner selig süßen, trauten Nähe
„Ergreift mich oft ein demuthsvolles Zagen"[1]).

Diese gebildete Mutter, der er die Richtung seines Geistes verdankte, war religiös und gab ihren Kindern eine jüdische-religiöse Erziehung. Den religiösen Zwiespalt, der Börne vom Judenthume frühzeitig abwendig machte, kannte Heine nicht, und in seiner Jugend hütete er sich strenge vor der Verletzung der rituellen Vorschriften. Er lernte zwar nicht so viel hebräisch wie Börne, aber weil er das Wenige mit Liebe in sein Inneres aufgenommen hatte, blieb es ihm eingegossen, und er vergaß es auch später nicht, während es Börne

[1]) Heine's Ges. Schr., B. XIV. p. 77.

aus seinem Gedächtniß gänzlich verwischte [1]). Seine trotz aller Spöttereien nie ganz erloschene Liebe zum Judenthume und besonders sein tiefes Verständniß für dasselbe stammen aus den trauten Jugenderinnerungen, die ihm wie süße, angenehme Träume unvergeßlich blieben. Auch der Zauber des innigen jüdischen Familienlebens erfüllte seine Seele und befähigte ihn, den richtigen Maßstab an das anzulegen, was die Menschen Tugend und Glück nennen. Das, was dem Dichter erst die rechte Weihe giebt, ein tiefempfundenes Unglück, fehlte Heine nicht, und es machte seine Seele zugleich elegisch weich und philosophisch fest, offenbarte ihm die Dinge in ihrer Wirklichkeit und lehrte ihn Wesen vom Scheine unterscheiden. Heine war von seiner Jugend an recht unglücklich. In einer idealen Atmosphäre erzogen, mit der klassischen Literatur vertraut und von lieblichen Träumen umgaukelt, mußte er wegen der unzulänglichen Mittel seiner Eltern sich der Prosa einer Geschäftsthätigkeit zuwenden und noch dazu in zwei der sogenannten freien Städte, Frankfurt und Hamburg, wo die kaufmännische Engherzigkeit heimisch war und dem Idealismus Todfeindschaft nachtrug. Heine's Kinderaugen hatten die aufgehende Freiheit unter französischer Herrschaft auch in seiner Geburtsstadt gesehen; die Gleichheit der Juden in der christlichen Gesellschaft war eine feste Thatsache geworden, und er wurde gerade nach den beiden Städten verschlagen, wo die Patricier mit Verbissenheit die Juden in die alte Knechtschaft schmiedeten und in die alte Schmach zurückschleuderten. Verfehlter Beruf in dem Bankgeschäfte, das er in Hamburg errichtet (1818 bis Frühjahr 1819), das kläglich endete, der Stachel unglücklicher Liebe, den ihm eine Base in's Herz gestoßen, die Abhängigkeit, in die er von seinem reichen, edlen, aber launenhaften Oheim Salomon Heine gerieth, der Zwang, der ihm auferlegt war, die trockene Rechtswissenschaft, „die eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme,“ in sich aufzunehmen, wozu er nicht die geringste Neigung hatte, alles dieses zusammengenommen, das kurz nach einander auf ihn einstürmte, erfüllte sein Inneres mit tiefem Schmerze. Heine war recht unglücklich, und um so unglücklicher, als er vermöge seiner dichterischen Feinfühligkeit und seiner glühenden Phantasie die Enttäuschung

[1]) Es ist Aufschneiderei von Herrmann Schiff S. 11, daß Heine niemals hebräisch gelernt habe und den Segen über die Thora nicht habe sprechen können.

tiefer empfand und sie auch übertrieb. Er war andererseits zu stolz und trug gern den Kopf zu hoch, als daß er seinen Schmerz hätte zeigen sollen, verschloß ihn vielmehr in seiner Brust, spielte den Starken und spottete. Der Spott, die Ironie, der Humor, der die eigenen Thränen weglächelt, das war der Panzer, mit dem er sein wundes Herz bedeckte. Da seine Ideale schon in seiner Jugend verflogen waren, Liebe, Treue und die Hoffnung auf eine unabhängige Stellung, die sich nur durch reiche Mittel behaupten ließe, so überzog sich in seinen Augen das Leben mit einem Trauerflor. Er verlor seinen Glauben, und wenn die Poesie ihn nicht aufrecht erhalten hätte, wäre er, wie viele begabte Jünglinge seiner Zeit, die für ihren Drang keinen Wirkungskreis fanden, wie z. B. Grabbe, untergegangen. Aber die Dichtkunst und die Formenschönheit waren ihm etwas Heiliges, und er betrachtete sich als geweihter Priester derselben: nur verstand er sie anders und tiefer, als seine Kunstgenossen. Die Schalkhaftigkeit war bei ihm zuerst nur Maske, um sein zerstörtes Innere zu verhüllen oder sich durch Spott wegen seiner zerstörten Ideale zu kühlen. Aber dieser Schild den er so leicht und zierlich handhabte, wurde in seiner Hand bald zur Waffe, und riß ihn hin, sie als Reizmittel öfter gegen seine eigene Ueberzeugung zu gebrauchen.

Für das Judenthum oder für den jüdischen Stamm, die jüdische Leidensgeschichte und die heiligen Schriften hegte er in tiefster Brust eine warme Anhänglichkeit, die ihm nur nicht recht klar wurde. Das Steinalter des Judenthums, seine der Zeit und den tausendfältigen Widerwärtigkeiten trotzende Fortexistenz imponirte ihm. Heine fühlte sich zu Zeiten stolz, diesem uralten Adel anzugehören. Was er später im zunehmenden Alter schrieb, war empfunden: „Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht blos ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser kennen und würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte ich stolz darauf sein, daß meine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß ich ein Abkömmling jener Märtyrer bin, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben“ [1]).

[1]) Geständnisse B. XIV. S. 295 fg.

— Dieses Bewußtsein schlummerte dunkel von seiner Jugend an in ihm. Er wußte aber nicht, was er mit dem Judenthume anfangen, welche Stellung er dazu einnehmen sollte. Der Kreis von Juden, in dem noch Kernhaftigkeit, hohe Tugend und Sittlichkeit heimisch waren, stieß ihn mit der unästhetischen Außenseite und dem Beisatze von religiösen Formen, für die ihm das Verständniß fehlte, vollständig ab. Sein Schönheitssinn fühlte sich von der häßlichen Außenseite des Judenthums und dessen Vertreter verletzt. Seine Augen vermochten nicht sogleich die häßlichen Hüllen zu durchdringen. Der Kreis verfeinerter Juden, zu dem er in beginnender Mannesreife in Berlin zugezogen wurde, die älteren Männer, Friedländer, Ben-David, Jacobson und der junge Nachwuchs, hatte selbst kein rechtes Herz für das Judenthum, um ihm Opferwilligkeit dafür einzuflößen. In den halbjüdischen Kreisen, in denen er ebenfalls während seines Aufenthaltes in Berlin verkehrte, wie in dem der bereits getauften Rahel von Varnhagen, vernahm er nur gründliche Verachtung für Juden und Judenthum und eine schwärmerische, romantische Vorliebe für das Christenthum.

Heine war aber nicht so unselbstständigen Urtheils wie Börne, um vor den Gedankengötzen des Tages das Knie zu beugen. Er ließ sich seine Zugethanheit zum Judenthume nicht wegklügeln. Er schloß sich vielmehr dem Vereine mehrerer Jünglinge und junger Männer zur Hebung der Kultur unter den Juden an (aufgenommen 4. Aug. 1822) und trat hiermit auch dem unausgesprochenen Eide der Mitglieder bei, sich nicht um einer Staatslaufbahn willen taufen zu lassen [1]). Es war allerdings ein unbestimmter Drang, der ihn, wie die Mitglieder des Vereins trieb; aber es zeugt doch von seinem Willen, seinerseits an der Veredlung seiner Stammgenossen zu arbeiten. Er übernahm Aufträge, um für die Verbreitung und Stärkung des Vereins thätig zu sein [2]). Selbst von den von aller Welt verachteten polnischen Juden hatte Heine eine bessere Meinung und redete ihnen das Wort. Von seinem Freunde, dem Grafen de Breza, nach einem Gute im Herzogthum Posen (bei Gnesen) eingeladen, veröffentlichte er (Herbst 1822) eine originelle Schilderung von Land und Leuten in Polen, die viel Treffendes enthält. Darin

[1]) Heine's sämmtl. Werke, Briefe I. S. 91 und Strodtmann S. 245.
[2]) Brief an Moser das. 441 fg.

urtheilt er von den Juden: „Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden ... Sie können füglich der dritte Stand Polen's genannt werden. Unsere Compendienmacher, die an Alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben mit Unrecht, daß Polen keinen dritten Stand habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroff abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständniß des alten Testaments Gefallen finden, und weil derselbe vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauentaschenbuche unter dem Bilde reichsstädtischer Philisterhaftigkeit so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt ist ... Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer volkswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanschreiber des Nordens oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens ... In früheren Zeiten standen indeß die Juden in Cultur und Geistesausbildung weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firniß entbehrte. Jene aber beschäftigten sich meistens mit ihrer hebräischen Wissenschaft und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Cultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher, als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopfe und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes ... Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, seinem Barte und seinem Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in seiner staatspapiernen Herrlichkeit“ [1]). Das ist eine andere und treffendere Schilderung, als sie Salomon Maimon von seinen Landsleuten entworfen hat. Heine sah tiefer in den Grund der Dinge und Verhältnisse. Er wurde aber nicht wenig

[1]) Das. S. 139—144.

von den Deutschen in Polen gehaßt, weil er den Juden wie den Polen das Wort geredet, und besonders weil er die Ersten zu der Stellung eines dritten Standes erhob [1]).

Heine wäre mit seinem ganzen Wesen fürs Judenthum eingetreten, wenn es selbst, d. h. seine Söhne, Kraft des Geistes und Charakters entfaltet, wenn es, mit der Würde seines hohen Alters, seines Inhaltes und seines Berufes Jugendfrische und anziehenden Reiz verbunden und der gebildeten Welt hätte Achtung abgewinnen können. In seiner Ungeduld wünschte er, daß das Judenthum gleich dem in Rom gefesselten Messias in der Sage plötzlich seine zerlumpte Hülle, seine aussätzige Haut, seine gebeugte Knechtsgestalt abstreifen und sich in einen reichgeschmückten, blühenden und gebietenden Jüngling verwandeln möge. Der Verjüngungsprozeß schien ihm zu langsam, die Mittel, die dazu angewendet wurden, zu kleinlich, das ganze Thun derer, welche dafür wirken wollten, namentlich ihr Liebäugeln mit der herrschenden Kirche, schien ihm schwächlich, affenartig und unwürdig. „An Aufregung der Kraft fehlt es in Israel. Hühneraugenoperateure (David Friedländer und Genossen) haben den Körper des Judenthums von seinem fatalen Hautgeschwür zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftbandage muß Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daß das Herrlichste in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Verneinung bestehe. . . . . Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden. Das ist das Motiv zu unserer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Aufklärung und Bildung empfangen, wollen dem Judenthume neue Dekorationen und Coulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Bäffchen statt eines Bartes tragen. Sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin in Nippform gießen. . . . . Andere wollen ein evangelisches Christenthum unter jüdischer Firma. . . . „Auch ich habe nicht die Kraft," gestand er freimüthig, „einen Bart zu tragen und mir Judenmauschel nachrufen zu lassen [2])." Die Nachäfferei christlicher Kirchengebräuche, wie sie in dem kurz vorher geschaffenen Reformtempel in Hamburg zu Tage trat, widerte Heine an, dagegen

[1]) Brief an Wohlwill, 2. April 1823 das. I. S. 85.
[2]) Das. S. 41 fg.

imponirte ihm die Treue gegen das Althergebrachte. „Eine Vorliebe für das consequente und strenge Rabbinenthum lag schon vor vielen Jahren in mir, als ein Resultat historischer Untersuchungen[1].“ In einem Anfalle von Empfindlichkeit über die Klatscherei einiger Anhänger des Tempels in Hamburg, die ihm in den Augen seines Oheims Solomon Heine schadete, leugnete er geradezu, ein Enthusiast der jüdischen Religion, vielmehr der geborene Feind aller positiven Religionen zu sein. Im Unmuth nannte er das Judenthum die Religion, welche zuerst die Menschenmäkelei aufgebracht habe, d. h. die Seelenfängerei und Proselytenmacherei, obwohl Heine wohl wußte, daß das Judenthum nie darauf ausging. Als er verhieß, für die bürgerliche Gleichstellung der Juden aufzutreten: „in den schlimmen, unausbleiblichen Zeiten wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in den deutschen Bierstuben und Palästen wiederhallt“, wollte er es nicht aus Liebe zu den Juden, sondern aus Gemüthsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengiftes gethan wissen[2]). Allein Heine täuschte sich selbst über die Natur seines Gefühles für Juden und Judenthum. Allerdings den Gott Israel's hatte ihm das ungläubige Zeitalter und die Philosophie des Hierophanten Hegel weggeklügelt, der das von ihm gefundene Maaß von Wahrheit mit einer großen Menge Unwahrheiten gemischt und die Jugend durch Sophistereien gegängelt hatte. Aber Heine glaubte an das Vergeltungsrecht der Geschichte, an den Geist der Vorsehung, der sich in ihr offenbart, und das war der Zauber, der ihn zum Judenthum hinzog.

Entschieden äußerte sich seine Anhänglichkeit an das Judenthum unter den Umständen verzeihlichen Hasses gegen den Peiniger und Verächter seines Stammes, gegen den Erzfeind, welcher das Heil vom Judenthum empfangen hatte und es dafür einkerkerte und anspie. Heine's Antipathie gegen das Christenthum und seine Ausgeburten war tief und unversöhnlich[3]). In das Wort Edom hat er, im zuckenden Rachempfinden der alten Schmerzen, welche die Juden von

[1]) Das. S. 127.

[2]) Das. S. 103.

[3]) Noch im Jahre 1836 schrieb er an seinen Freund Moser: „Ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr, wie im Leben“, das. Bd. II. S. 94. Es leben noch Zeugen, die öfter von ihm auf seinem Siechbette hörten, daß ihm das Judenthum theuer sei. Er trug sich mit dem Plane, einen Roman: „Die Her-

dem heidnischen und christlichen Rom erduldeten, eine Welt von kochendem Ingrimm gepreßt: In einem Gedichte an Edom spottete er: . . . . . .

„Ein Jahrtausend schon und länger
„Dulden wir uns brüderlich;
„Du, Du duldest, daß ich athme,
„Daß Du rasest, dulde ich.

„Manchmal nur in dunklen Zeiten
„Ward Dir wunderlich zu Muth,
„Und die liebefrommen Tätzchen
„Färbtest Du mit meinem Blut.

„Jetzt wird unsere Freundschaft fester,
„Und noch täglich nimmt sie zu;
„Denn ich selbst begann zu rasen,
„Und ich werde fast wie Du [1])."

Noch mehr haßte Heine die Fahnenflüchtigen, die Ueberläufer, die Juden, welche um Vortheils willen ihren Leidensgenossen den Rücken kehrten und sich zu dem Feinde gesellten. Ernste Ueberzeugung konnte sich Heine bei einem getauften Juden nicht denken; die Taufe sei Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge. Das Evangelium, das den Armen Judäa's vergebens gepredigt worden, sei jetzt bei den Reichen in Flor [1]). Diesem Hasse gab Heine eine poetische Gestalt in einem dramatischen Gedichte Almansor (vollendet 1823). Er fand es aber unpassend, Juden auftreten zu lassen, welche in glühenden Versen ihren Schmerz und ihre Verachtung aussprächen; darum legte er sie Muselmännern in Granada in den Mund, die durch teuflische Bosheit dasselbe herbe Geschick wie die Juden erfuhren, zur Taufe gezwungen worden waren, und dadurch einen klaffenden Riß in ihrem Herzen empfanden. Die Verse lassen nicht verkennen, daß sie den jüdischen Schmerz aushauchen:

„Geh nicht nach Aly's Schloß. Pest-Oertern gleich
„Flieh jenes Haus, wo neuer Glauben keimt.

zogin von Kosel" zu schreiben, welche eine besondere Vorliebe für das Judenthum hatte und sich von Bodenschatz Pirke Abot und andere hebräische Piecen übersetzen ließ (Meißner Charaktermasken II. S. 113.) Einige Tage vor seinem Tode sagte er zu einem Freunde: „Je suis revenu à Jehovah" (univers Israélite Jahrg. 1856 p. 349.)

[1]) Brief an Moser B. II. S. 180, auch in die Liedersammlung aufgenommen.

[2]) Briefe B. I. S. 44.

„Dort zieht man Dir mit süßen Zangentönen
„Aus tiefster Brust hervor das alte Herz,
„Und legt Dir eine Schlang' dafür hinein.
„Dort gießt man Dir Bleitropfen, hell und heiß,
„Aufs arme Haupt, daß nimmermehr Dein
„Hirn gesunden kann vom wilden Wahnsinnsschmerz,
„Dort vertauscht man Dir den alten Namen
„Und giebt Dir einen neuen, damit Dein Engel,
„Wenn er Dich warnend ruft beim alten Namen,
„Vergeblich rufe!"

Heine machte kein Hehl daraus, daß nicht die freie Muse dieses Drama geschaffen, sondern daß die Antipathie gegen das Christenthum und der Drang, es zu bekämpfen, es eingegeben hat; darum hielt er es selbst für verfehlt und erwartete keine tiefe Wirkung davon [1]). Dieses Drama zog in der That dem jüdischen Dichter viele Feindseligkeit zu. Durch seine Gedichte, welche als echte Volkslieder mit tiefem Gehalte richtig beurtheilt wurden, hatte er sich die Bewunderung erworben. Man stellte ihn neben Göthe oder noch höher, weil seine Lieder warme Natürlichkeit und nicht kalte Kunst enthielten. Sie wurden nachgeahmt und in Musik gesetzt. Deutschland war stolz auf Heine geworden, daß es einen neuen Dichter von Gottes Gnaden erzeugen konnte. Diese Bewunderung schützte ihn aber nicht vor Verunglimpfungen. Die Deutschen konnten es dem Juden nicht verzeihen, daß er die blutigen Thaten oder Unthaten des Christenthums poetisch zu gestalten gewagt hat. Die Wogen des Judenhasses umbrandeten ihn. „Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, Alle suchen mir zu schaden [2])." Indessen versuchte doch der Leiter des Nationaltheaters von Braunschweig den von allen Seiten angefeindeten Almansor auf die Bühne zu bringen (20. Aug. 1823). Das Stück wurde bis gegen das Ende mit Beifall aufgenommen, die poetischen Bilder und Gedanken, die zugleich süße und feurige Sprache, das Gemisch von romantischer Gefühlschwärmerei und plastischer Anschaulichkeit machten einen gewaltigen Eindruck, als ein roher Geselle eine Störung herbeiführte. „Wer

[1]) Das. S. 115.
[2]) Das. S. 113 Brief vom Sept. 1823.

ist der Verfasser?" fragte er, und als er hörte, der Jude Heine sei es, glaubte er, es sei ein jüdischer Geldwechsler dieses Namens in Braunschweig, und begann einen Höllenlärm zu machen. „Was! den Unsinn des albernen Juden sollen wir anhören?" Er riß das ungebildete Theaterpublikum zum Lärmmachen hin, und so wurde der Almansor ausgepfiffen und verschwand von der Bühne [1]).

Dieser plumpe Vorfall in Braunschweig war für Heine ein Wendepunkt in seinem Lebensgange. Der Lorbeer eines lyrischen Dichters, der ihm gewährt war, genügte ihm nicht. Sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, dramatische Kunstgebilde ins Leben zu rufen, einen Wettlauf mit Shakesspeare zu wagen, gleich Lessing seine innerste Ueberzeugung von der Bühne predigen zu lassen. Er hatte die herrlichsten Anlagen dazu: sprudelnde und doch geregelte Phantasie, Gestaltungsvermögen, Gedankenfülle, Bilderreichthum, feinen Sinn für die Gegensätze des Lebens, auch die rechte Beobachtungsgabe für das Einzelne, für gegenständliche, anschauliche Kleinmalerei und eine Zaubergewalt des Wohlklanges, der wie Musik klang. Er hatte seine Zukunft auf diese Geistesgabe gebaut, und er verzehrte sich in Sehnsucht, zu erfahren, wie sich die dramatischen Gestalten seiner Phantasie auf den Brettern ausnehmen würden. Diesen der Verwirklichung nahen Lebensplan hatte ein Braunschweiger roher Stallmeister in ein Luftschloß verwandelt. Der Almansor wurde als Produkt eines Juden ausgepfiffen. Welcher Theaterleiter würde zum zweiten Male es wagen, ein Stück von ihm anzunehmen, das das Kainszeichen an der Stirn trüge? Zähe Geduld und Ausdauer, um eine günstigere Zeit abzuwarten, hatte Heine nicht. Noch dazu spielte ihm noch seine argwöhnische Phantasie einen Streich; Heine bildete sich ein, daß ein Jude (P. G..) im Verein mit einem Christen, seinem Neidhardt, den Fall seines Almansor eingeleitet oder angeregt hätte [2]). Heine wurde dadurch außerordentlich erbittert, unzufrieden mit sich selbst, gegen Juden und Christen tief gereizt.

Zur selben Zeit hatte ihn Zwischenträgerei von der Tempelgemeinde bei seinem Oheim angeschwärzt, und dieser ließ ihn die Abhängigkeit von seinem Geldbeutel fühlen, mehr als der hochfahrende

[1]) Strodtmann I. S. 285.
[2]) Briefe I. S. 119.

Sinn Heine's vertragen konnte. Er dachte seit der Zeit ernstlich daran, sich von seinem reichen und gegen ihn kleinlich handelnden Oheim zu emanzipiren, sich eine freie Stellung zu erobern.

Es zeugt für Heine's warme Anhänglichkeit an seinen Stamm, daß er auch in dieser verdrießlichen Stimmung ernstlich daran ging, ihn zu verherrlichen. Der hinreißende Psalm, der einst an den Weiden Babel's von einem hebräischen Dichter gesungen wurde, ging ihm nicht aus dem Sinn:

„Lechzend klebe mir die Zunge
„An dem Gaumen, und es welke
„Meine rechte Hand, vergäß' ich
„Jemals dein, Jerusalem![1]."

Er hatte sich in jüdisch-geschichtliche Studien vertieft, um einen Artikel für die Zeitschrift des Cultur-Vereins zu schreiben, welcher den „tragischen Judenschmerz" aussprechen sollte[2]). Infolge des erlittenen Schimpfes wollte er eine glänzende Rache an der judenfeindlichen deutschen Christenheit nehmen und ihr in einem jüdischen Roman einen Spiegel vorhalten. Im „Rabbi von Bacharach" wollte er die herrlichen und die traurigen Scenen der jüdischen Geschichte lebendig, wie nur er allein es vermochte, vorführen[3]). Zu diesem Zwecke vertiefte er sich noch mehr in die Jahrbücher der jüdischen Geschichte, weil er ein geschichtlich treues Bild liefern wollte: seine Phantasie sollte die Thatsachen nur beleuchten, nicht erfinden, da ihm Stoff genug zu Gebote stand. Heine, der empfindliche Feinfühler, ließ es sich nicht verdrießen, in dem Schmutz alter Scharteken, im Schudt (jüdische Denkwürdigkeiten), „diesem Denkmal des Frankfurter Judenhasses", zu wühlen. Aber er wußte auch aus Spreu und Staub etwas zu ziehen. „Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Richtung wird mir gewiß in der Folge zu statten kommen"[4]). Er

[1]) An Moser vom Anf. Januar 1824 Brief I. S. 142, auch in Romanzero oder hebräischen Melodieen B. XVIII. S. 195 aufgenommen.

[2]) Brief an Moser vom Juni 1823, das. S. 69, 89.

[3]) In den vorhandenen Briefen an Moser sprach Heine zwar erst im Juni 1824 vom Rabbi von Bacharach S. 167, doch so, daß man daraus ersieht, daß er schon längere Zeit daran gearbeitet und bereits den dritten Theil vollendet hatte. Von seinem Chroniklesen schreibt er schon an Moser im Febr. desselben Jahres. Er muß also schon ein Jahr vorher daran gegangen sein, und zwar in Folge des Falles des Almanser.

[4]) Das. S. 167.

ahnte durch den heldenhaften und martyrreichen Gang der jüdischen Geschichte einen Zusammenhang in den Plänen der Vorsehung: „Dasselbe Jahr, in dem die Juden aus Spanien vertrieben wurden, wurde das neue Land der Glaubensfreiheit entdeckt" [1]). Am meisten zog ihn die Glanzepoche der mitteralterlich-jüdischen Geschichte, die Geschichte der spanischen Juden an. Auf diesem Vordergrunde wollte er stolze Juden auftreten lassen, die ihren Nacken nicht unter dem Joche deutscher Judenstättigkeit und kanonischer Anmaßung beugten und ihre Religion mit Bewußtsein bekannten. Aber da auch diese Epoche damals nur dürftig bekannt war, so sehnte sich Heine nach ergiebigem Stoff, aber Niemand konnte damals seinen Durst löschen. Anstatt markiger Thatsachen reichten ihm diejenigen, an die er sich wendete, gehacktes Stroh [2]). Nicht einmal über die Familie Abrabanel, die er in den Roman verweben wollte, konnte er gründliche Auskunft erlangen. Aber Heine ließ sich keine Mühe verdrießen, interessanten Geschichtsstoff für seinen Roman zu sammeln· Dieses Produkt sollte nicht ein Kind seines Hasses, sondern seiner Liebe sein. Er spiegelte sich förmlich darin: „Weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht." Er sprach mit Bewußtsein, daß nur er dieses Werk schreiben könnte, und daß es eine nützliche, gottgefällige Handlung sei [3]). Heine sah voraus, wie viel neue Feindschaft ihm dieser jüdische Roman, worin er das Judenthum obenan zu stellen gedachte, zuziehen würde [4]); aber er ließ sich von dieser Voraussicht nicht entmuthigen und arbeitete ruhig weiter daran, unter körperlichen Leiden und Vorbereitung für die Prüfung in der Rechtswissenschaft.

Wie viel sich Heine von diesem Roman, dem Rabbi von Bacharach, versprach, und wie sehr es aus seinem Herzen kam: bezeugt ein Gedicht, das er dazu angelegt (24. Okt. 1824), das allerdings nicht zu seinen besten lyrischen Erzeugnissen gehört:

„Brich aus in lauten Klagen,
„Du düsteres Märtyrlied,
„Das ich so lang' getragen,
„Im flammenstillen Gemüth.

[1]) Das. S. 169.
[2]) Das. S. 179.
[3]) Das. S. 214.
[4]) Das.

„Es dringt in alle Ohren
„Und durch die Ohren ins Herz;
„Ich habe gewaltig beschworen,
„Den tausendjährigen Schmerz.

„Es weinen die Großen und Kleinen,
„Sogar die kalten Herrn,
„Die Frauen und Blumen weinen,
„Es weinen am Himmel die Stern'!

„Und alle die Thränen fließen
„Nach Süden im stillen Verein.
„Sie fließen und ergießen
„Sich all' in den Jordan hinein[1])."

Der Roman war in der That großartig angelegt. Er sollte zwar in Deutschland spielen, aber die spanisch-jüdische Geschichte, die Verbannung der Juden aus Spanien und die gewaltsamen Taufen sollten den Vordergrund einnehmen. Die Hauptfigur, den Rabbinen von Bacharach, ließ der Dichter in dem schönen Pyrenäen-Lande freie Luft und befreiende Bildung einathmen. Er und seine schöne Gattin Sara, eine eben so edle, wie echtjüdische Frau, sollten das alte Judenthum in würdiger Form vertreten. Ein Ritter von jüdischem Geblüte, ein Neffe des jüdischen Staatsmannes Abrabanel, mit spanischem Stolze, der aus Leichtlebigkeit sich hat taufen lassen, sollte eine andere Seite der Juden veranschaulichen. Er ist im Gegensatz zu seinem Freunde, dem ideal gesinnten Rabbiner von Bacharach, ein Spottvogel. Er sagt von sich: „Ich bin ein Heide und ebenso zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, quälsüchtigen Nazarener." Beim Anblick der schönen Rabbinersfrau bietet er sich zu ihrem Ritter an. Treffend läßt der Dichter sie antworten: „Wenn ihr mein Ritter sein wollt, so müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und wenn Ihr meine Farben tragen wollt, so müßt Ihr gelbe Ringe auf Euern Mantel nähen... Das sind meine Farben, die Farben meines Hauses, welches Israel heißt, und sehr elend ist und auf den Gassen verspottet wird von den Söhnen des Glückes." Der Rabbi, der den von ihm geretteten Freund plötzlich wiedererkennt, warnt ihn vor dem Christenthume, das er mit den Lippen bekennt. „Aber hüte Dich, Don Isaak, Du

[1]) Brief an Moser S. 177, auch in der Gedichtsammlung.

bist nicht geschaffen für das Element des Krokodils. Das Wasser (Du weißt wohl, wovon ich rede) ist Dein Unglück, und Du wirst untergehen." Der tragische Knoten schürzt sich gleich im Anfange. Während der Rabbi und seine Frau selig in der Erinnerung am Passahabend an die Befreiung aus Egypten schwelgen, schleichen sich zwei verkappte Männer ein und lassen einen Kindesleichnam unter den Tisch fallen, um über Rabbiner und Gemeinde die gräßliche Anklage des Kindermordes zu erheben. Das blutige Ungethüm des mittelalterlichen Wahnes erhebt sein Haupt.

So entflammt für den jüdischen Stamm war Heine damals, daß ihn ein Drama seines Freundes (Der Paria), des Dichters Michael Beer (Bruder des Componisten Meyer Beer), das in nicht sehr stolzem Tone auf die Juden anspielte, höchst unwillig machte. Der Paria Gadhi, der Verworfene, der eine Rajha-Tochter in Liebe an sich gekettet und durch sie und mit ihr den Untergang findet, sollte an die ausgestoßenen Juden erinnern, welche einem Wahn zu Liebe von den Priestern verflucht und von dem Volke gehaßt werden. Michael Beer läßt allerdings durch seinen Helden den Hochmüthigen derbe Wahrheit künden:

„Sie schmeicheln ihrem Hund und ihrem Rosse,
„Und scheuen uns, als hätt' uns die Natur
„Zur Larve Menschenbildung nur gegeben.
„Stellt mich Euch gleich und seht, ob ich Euch gleiche!
„Ich hab' ein Vaterland, ich will's beschützen.
. . . .
„Sie scheuen uns, gleich von der Pest Berührten,
„Doch rollt ihr Blut von frecher Lust durchglüht;
„Gleich gilt es diesem rasenden Geschlechte,
„Ob es Befriedigung findet im Palast,
„Ob in des Paria fluchbeladener Hütte."

Aber Gadhi oder Michael Beer erkannte den Vorwurf seiner Verfolger und die Verworfenheit seines eigenen Stammes theilweise als berechtigt an. Ein Fluch laste auf diesem:

„Weil einst vielleicht in grauer Fabelzeit
„Ein Paria die Huldigung dir geweigert,
„Den Gott verhöhnt, der zu der Erde Prüfung
„Sein lichtes Dasein mit Glanz umgürtet."

Das ärgerte Heine außerordentlich, dieses Zugeständniß dürfte ein Jude dem Christenthume nicht machen, sonst verdiente er seinen Sklavenberuf. „Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung

des Gedichtes, daß der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß Alles aufbieten, daß es Niemandem einfalle.... und es ist dumm, daß man diese Aehnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten ist die saubere Idee, daß der Paria muthmaßt, seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Die Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen. . . . Ich wollte, Michael Beer wäre getauft und spräche sich derb, ganz almanzorartig in Hinsicht des Christenthums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar mit demselben liebäugelt [1])." Heine hätte auch hinzufügen können, daß Michael Beer aus Verblendung oder Phantasiemangel seine Glaubensgenossen, von denen er sich doch äußerlich nicht trennen mochte — an den Pranger gestellt, und ihnen Laster angedichtet hat, von denen sie ganz gewiß frei sind. Sein „frommer Rabbi" stellt einen Talmudkundigen dar, forschend in den todten Büchern, in einsamer Gegend und sich bemühend, alle religiösen Pflichten und besonders drei Gebote zu erfüllen:

„Drei Gebote sind die Höchsten:
„Gastrecht üben, Kranke pflegen
„Und zum Grabe hin den Todten
„Mit Gebeten zu geleiten."

Darum freute sich der Talmudist, als ihm ein Gast ins Haus kam, an dem er die Pflicht der Gastfreundschaft üben konnte. Er martert und verwundet ihn aber auch, um ihn heilen zu können, und zuletzt erhebt er die Mordaxt gegen denselben, damit er an ihm auch das letzte der drei Gebote ausüben könnte. Einen schlechten Witz hat Michael Beer, eines Erzjudenfeindes würdig, in eine Anklage gegen die Anhänger des Talmud eingekleidet.

Der arme Michael Beer hatte sich von seinen Stammgenossen fern gehalten und sich an die vornehme christliche Welt angeschmiegt, in dem Wahne, sie werde seine Abstammung vergessen. Sie erinnerte sich und ihn einst so empfindlich daran, daß er sich die erfahrene Kränkung zu Gemüth zog und daran starb [2]).

Aber gerade in dieser Zeit, wo Heine sich innerlich viel mit dem Judenthum beschäftigte, in Begeisterung für seine Geschichte

[1]) An Moser das. 188 fg.
[2]) August Lewald, Panorama von München. I. S. 76—79.

gerieth und das Christenthum am heftigsten haßte — ließ er sich still in Heiligenstadt in die Christengemeinde aufnehmen (28. Juni 1825) und nahm den Taufnamen Christian Johann Heinrich an. — Lange hatte er gegen diese Anfechtung gekämpft. Er hat sich deutlich genug darüber ausgesprochen: „Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkart kannst Du Dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Rechte meiner unglücklichen Stammgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde, und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen! .... Ich werde noch aus Aerger katholisch und hänge mich auf"[1]). Er that es dennoch, um in Preußen eine Stelle zu erlangen, mehr noch, um sich dadurch von der drückenden Abhängigkeit von seinem Oheim zu erlösen. In sein Tagebuch zeichnete er folgende Verse darüber ein:

„Und du bist zu Kreuz gekrochen,
„Zu dem Kreuz, das du verachtest,
„Das du noch vor wenig Wochen
„In den Staub zu treten dachtest"[2]).

Einige Zeit darauf (20. Juli 1825) legte er seine Prüfung als Jurist ab. Er jagte dennoch Phantomen nach und gab seine Ehre für Nichts preis. Denn er bekam keine Anstellung und konnte der Unterstützung seines Oheims nicht entrathen[3]). Verschämt wie ein Mädchen, das sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, theilte Heine seinem Busenfreunde Moser in verblümter Redeweise seine Taufe mit: „Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, korrespondirt mit dem jungen Jehuda Abrabanel und schickt ihm ein Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr

[1]) An Moser Briefe I. S. 115.

[2]) Heine's letzte Gedichte und Gedanken, herausgegeben von Strodtmann 1869 S. 43, mit der Ueberschrift: „An einen Abtrünnigen."

[3]) Seine Aussicht auf eine Advokatur in Hamburg und eine Professur in Berlin blieben Illusion, Briefe das. 240.

noble Handlung dem Freunde unumwunden mitzutheilen, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denke nicht darüber nach[1]."

Heine wurde durch seinen Uebertritt nur noch erbitterter auf das Christenthum, als wenn es ihn zum Treubruch, zur Ehrvergessenheit und zum Abfall von sich selbst verleitet hätte. „Ich versichere Dich," schrieb er an seinen Busenfreund, „wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben." Er freute sich, daß der Prediger am Hamburger Tempel, Gotthold Salomo, in seinem Beisein auf die getauften Juden und auf ihn selbst stichelte: wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle zu bekommen, sich verleiten ließen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden. — Als um dieselbe Zeit der Fahnenträger des jungen Israel, der Begründer und rührige Trommelschläger des Kulturvereins, Eduard Gans, ebenfalls zum Christenthum übergetreten war, konnte es ihm Heine nicht verzeihen, da jener nicht aus Noth dazu gedrängt war. Er wurde noch ärgerlicher über ihn, als er vernahm, daß Gans schwache Juden zur Taufe überredet haben sollte. „Thut es der aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr, thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump"[2]. Er war auch ungehalten gegen Moser, daß er seine Taufe milde beurtheilt und ihn nicht wie er es von diesem gefestigten Charakter erwartet hatte, herbe zurechtgewiesen hat. „Ich bin froh, der alte Friedländer und Ben-David sind alt und werden bald sterben, und diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen kann"[3]. Verdrießlich war es auch für ihn, daß seine Gegner seine jüdische Abstammung nicht vergessen mochten und sie ihm wie Börne bei jeder Gelegenheit in Erinnerung brachten. Um seine Gewissensbisse einigermaßen zu beschwichtigen, arbeitete er an dem Roman „Rabbi von Bacharach" weiter; er wollte damit seine innerliche Anhänglichkeit an die Juden bekunden, und ihn trotz der Abmahnung seines Freundes Moser veröffentlichen, der den grellen Widerspruch zwischen Gesinnung und That und die Feindschaft, die er sich dadurch zuziehen würde, nicht übersah. Indessen

[1]) Das. S. 231. Der Brief ist nicht gar zu lange nach Heine's Taufe geschrieben, und nicht, wie bei Strodtmann angegeben, Anf. Nov. 1825.
[2]) Das. S. 141 fg.
[3]) Das. S. 267 fg.

vernachlässigte er ihn doch nach und nach und veröffentlichte ihn erst viel später als ein Bruchstück.

Heine war aber nicht dazu geschaffen, sich stets von Gewissensbissen quälen zu lassen. Da er einmal dem Judenthume den Rücken gekehrt hatte, suchte er sich selbst zu betäuben. Sein dem Lustsinn zugewandtes Leben unmittelbar nach seinem Uebertritt war nichts als eine Betäubung. Heine klügelte förmlich, um Schattenseiten an den Juden und an dem Judenthume zu entdecken und so sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Aus dieser Stimmung stammen seine gehässigen Ausfälle auf das Judenthum, daß es z. B. „keine Religion, sondern ein Unglück sei." Später suchte er die Kluft zwischen Judenthum und Christenthum bis auf eine verschwindende Linie zu verringern, beide als selbstquälerisch, mönchisch und nazaräisch zu bezeichnen, beide zugleich zu verunglimpfen und sich über beide hinweg zu einer hellenistischen Religion der „Wiederherstellung des Fleisches" zu bekennen. Je tiefer er in den Lebensstrudel hineingerissen wurde, desto mehr entschwanden Judenthum und Juden aus seinem Gesichtskreise. Doch, man kann fast sagen, in lichten Augenblicken brach seine alte Liebe zum Judenthume wieder hervor, und er zeigte wieder seine denkklare Anschauung von demselben. So ärgerte sich Heine, daß man Shakespeare zu den Judenfressern zählte, weil er den Shylock geschaffen hat, und er bot seine glänzende Beredsamkeit auf, um diesen Makel von den Juden und von Shakespeare zu nehmen. „Hat Shakespeare in der Jessika eine Jüdin schildern wollen? Wahrlich nein, er schilderte nur eine Tochter Eva's, eine jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu dem geliebten Männchen ... Bei Jessika ist besonders bemerkbar eine gewisse zagende Scham, die sie nicht überwinden kann, wenn sie Knabentracht anlegen soll. Vielleicht in diesem Zuge möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuschheit der Juden ist vielleicht die Folge einer Opposition, die sie von jeher gegen jenen orientalischen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienst bildeten, der einst bei ihren Nachbarn, den Egyptern, Assyrern und Babyloniern in üppigster Blüthe stand und sich in beständiger Transformation bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte sagen, abstraktes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie

den germanischen Völkern am nächsten ... Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrscht ... Sie hat einen tieferen Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, daß man das ehemalige Palästina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimath des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Gottheit ansehen sollte. Aber nicht blos Deutschland trägt die Physiognomie Palästina's, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt sich; denn die Juden trugen schon im Beginn das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet. Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden ... die späteren nordischen Einwanderer hingen an der Person ihrer Häuptlinge ... die Juden aber von jeher hingen nur an dem Gesetze, an dem abstrakten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner ... Freiheit und Gleichheit war ihre (der Juden) Religion .... "[1]. Börne's Einseitigkeit fand die bewegenden Gedanken der Neuzeit, für die er schwärmte, in dem päpstlichen Katholicismus. Heine's Vielseitigkeit entdeckte ihren Ursprung im Judenthume. Auch über den Talmud sprach er, selbst in seiner Zerfallenheit, mit seiner feinen Fühlung, ein tiefes Wort: daß die Juden es diesem zu verdanken hätten, daß sie dem christlichen Rom ebenso heldenmüthig wie einst dem heidnischen widerstehen könnten[2].

Im zunehmenden Alter, als ein tiefes Nervenleiden den Gedankenspiegel seines Geistes noch heller machte, und er den Vorzug der auf Religiosität gebauten Sittlichkeit vor der Schönheit erkannte, kehrte Heine zu seiner Jugendliebe, zu seiner Verehrung für das Judenthum ganz und gar zurück. Seine „Geständnisse“ (1853—54) sind begeisterte Hymnen auf die jüdische Geschichte und den jüdischen Stamm, und man hört es ihnen an, daß sie ernst gemeint waren. Für die Bibel hat er, der feinfühlige Dichter, stets geschwärmt[3]. „Die Juden sollten sich trösten, daß sie Jerusalem und die Bundes-

[1] Shakespeare's Mädchen und Frauen, B. III. S. 318 fg. Vergl. auch Briefe aus Helgoland B. XII. S. 69 fg.

[2] Ueber Deutschland oder Salon B. V. S. 164.

[3] S. Briefe aus Helgoland vom Jahre 1830. B. XII. S. 63 fg.

lade eingebüßt haben; solcher Verlust ist nur geringfügig im Vergleich mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet ... Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche (der Bibel), und dasselbe ward für mich ebenso sehr die Quelle des Heils, als ein Gegenstand der feurigsten Bewunderung ... Ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Mose in der ersten Abtheilung des heiligen Buches (des alten Testamentes) einleuchtend aufgegangen ist. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Riesengestalt! Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Mose darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht ... Ich hatte Mose früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Mose, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war, und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen egyptischen Landsleuten nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet ... Er baute Menschen-Pyramiden, meißelte Menschen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel. ... Wie über den Werkmeister, habe ich auch über das Werk, die Juden, nicht immer mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen. Die Geschichte des Mittelalters und selbst der anderen Zeiten hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visir. Ebenso wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigenthümliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt" ...

„Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reiches, und in der tollen Raufzeit der

Völkerwanderung bewahrten sie das theuere Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprache übersetzte und in alle Welt verbreitete ... Im Norden von Europa und Amerika hat sich das Palästinathum so geltend gemacht, daß man sich dort unter Juden versetzt zu sehen glaubt ... Ich will nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das alttestamentliche Leben pedantisch nachäfft ... aber die Karrikatur wird nicht schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern ebenso gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen nöthig, um gut zu sein, und Gutsein ist besser, denn Schönheit ... Judäa erschien mir immer wie ein Stück Occident, das sich mitten in den Orient verloren. In der That mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar ascetischen Sitten, kurz, mit seiner abstrakten Innerlichkeit bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegenstand zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig buntesten und berüchtigsten Naturkulten huldigend, im bacchantischen Sinnenjubel ihr Dasein verschleuderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaume und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt. Bedenkt man diese Umgebung, so kann man diese frühe Größe Israel's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israel's, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Alterthums, sogar bei den philosophischen die Sklaverei justificirt war und in Blüthe stand, will ich nicht gern reden, um die Bibel nicht zu compromittiren bei den jetzigen Machthabern ... Ja, statt mit der Unmöglichkeit zu ringen, statt die Abschaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretiren, erstrebte Mose nur die Moralisation (Versittlichung) desselben; er suchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahres, wo jedes alienirte (entfremdete) Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe veräußert worden. — Diese Institution bildet den ent=

schiedensten Gegensatz zu der Verjährung bei den Römern ... Mose wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, daß Jeder dessen besäße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei; Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser athmet in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei haßte er über alle Maßen schier ingrimmig ... Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Mose, daß der unverbesserliche Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde ... O Mose, unser Lehrer, Mosche Rabbenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsere gemüthlichen Sklaven in schwarz-roth-goldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor" [1]).

Der Geist des jüdischen Gesetzes und der jüdischen Geschichte war allerdings über diesen verirrten Sohn Israel's gekommen und hat ihm Offenbarung gebracht, die nur Wenige vor ihm in ihrer Tiefe begriffen, keiner eben so lichtvoll dargestellt hat. Wie für die Weisheitstiefe in den Gesetzen und den Geisteskampf in den Jahrtausenden der jüdischen Geschichte [2]), so hatte Heine auch ein richtiges Verständniß für das echte Gold der Poesie, die dem größten jüdischen Dichter des Mittelalters entströmt ist. Kaum hatte Michael Sachs, der Prediger mit der Psalmistenseele und der Prophetensprache (s. letztes Kapitel), die verhüllten Schönheiten der „religiösen Poesie der Juden in Spanien" entschleiert und besonders den verdunkelten Glanz des Dichters Jehuda Halevi Alhassan wieder hergestellt, als Heine, tief davon ergriffen, diesem stamm- und kunstgenössischen Troubadour ein Denkmal setzte. Mit seinem Zauberstabe erweckte er Jehuda Halevi's Schatten aus dem Grabe und führte ihn in

[1]) Geständnisse B. XIV. S. 293—300.

[2]) Vergl. die Bemerkungen Heine's über Juden, Judenthum und jüdische Geschichte in „letzte Gedichte und Gedanken Heine's" S. 195 fg. Besonders schön ist folgende Bemerkung: „Die jüdische Geschichte ist schön, aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube, gäbe es keinen Juden mehr, und man wüßte, es befände sich irgend wo ein Exemplar von diesem Volk, man würde 100 Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hand zu drücken — und jetzt weicht man uns aus."

der ganzen Idealität seiner Erscheinung und in der ganzen Gluth seiner Begeisterung vor [1]).

Bis zu seinem letzten Hauche kämpften in Heine die zwei weltgeschichtlichen Bildungsprinzipien, die keusche Sittlichkeit des Judenthums und die Formenschönheit des Griechenthums, die er beide bewunderte, aber nicht zu versöhnen vermochte.

„Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke Judäa's,
. . . .
. . . .
O dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen" [2]).

Er selbst ahnte, daß die harmonische Vermischung beider Elemente die Aufgabe der europäischen Civilisation sei [3]); aber er vermochte nicht, sie in sich zu vollziehen. Aus diesem Kampfe ging seine Zerrissenheit hervor und auch sein Drang, um sie nicht Herr über sich werden zu lassen, sie beide durch Spott zu bemeistern.

Die Judenheit hat diesen ihren beiden abtrünnigen Söhnen, Börne und Heine, viel zu verdanken. Sie haben, wenn auch den deutschen Judenhaß nicht vertilgt (das ist schwer), doch gebändigt. Was Heine einst bei der Erinnerung an die Hep-Hep-Tollheit sagte: „Auch dergleichen kann nicht wieder vorfallen, denn die Presse ist eine Waffe, und es giebt zwei Juden, welche deutschen Styl haben, der eine bin ich, der andere ist Börne" [4]), diese Prophezeiung hat sich so ziemlich erfüllt. So arge, rohe Ausbrüche gegen die Juden sind seit ihrem Auftreten nicht mehr vorgekommen. Die Rühs', Fries' und andere Judenfresser, welche den Juden alle höhere Begabung absprechen, konnten seit der Zeit nicht mehr einen so hochfahrenden Ton anstimmen. Begabtere, kunstsinnigere, feinfühligere Schriftsteller als diese beiden Juden konnte Deutschland nicht aufweisen. Die närrische Deutschthümelei, die Maaßmann und die Wolfgang

[1]) Die Beilage zum Romanzero über Jehuda Halevi in Makamenstyle ist bekanntlich M. Sachs, religiöse Poesie der Juden in Spanien (S. 287) entlehnt, und Heine's Gedicht Jehuda Ben Halevy ist durch Sachs' Schilderung angeregt worden.

[2]) Alfred Meißner, C. Heine, Erinnerung, Gedicht an die „Mönche" S. 253, 256.

[3]) Ges. Schr. B. XX. S. 77.

[4]) Hermann Schiff, Heine S. 24.

Menzel, die religionsschildernde, wie die urwäldliche, haben diese beiden jüdischen Kämpfer thatkräftiger bezwungen, als die Mainzer Inquisition; ja; sie haben bewirkt, daß der Fluch gegen die Juden in Segen verwandelt wurde. Manche Judenfresser, wie Menzel, bekehrten sich und redeten den Juden das Wort zur Gleichstellung.

Aber mehr als die Juden hat Deutschland diesen seinen strengen Erziehern und Peinigern zu verdanken. Sie haben ein wahres Füllhorn von Gedanken, von praktischen Gedanken, über Deutschland ausgeschüttet, wie zwei Könige, die auf ihrer Fahrt Goldmünzen mit vollen Händen ausstreuen. Sie haben den deutschen Michel sehr respektwidrig an der Nase gezupft, um ihn aus dem Schlafe zu wecken; sie haben die Deutschen von ihrer Unmündigkeit befreit, sie von ihrer Rohheit geheilt und ihre Reife gefördert, ihnen eine elegante, gedankenhelle und formenglatte Sprache geschaffen und ihnen den Tempel der Freiheit geöffnet.

Das junge Deutschland, welches den gegenwärtigen Culturzustand begründet und das Befreiungsjahr von 1848 geschaffen hat, ist ein Kind dieser beiden jüdischen Väter. Die Schmähsucht, die Verläumdung und die Geheimpolizei war von einem richtigen Takte geleitet, als sie die Führer des jungen Deutschland als Juden bezeichnete, weil sie allerdings ohne den Einfluß des jüdischen Geistes nicht Vorstürmer für die Freiheit geworden wären. Die Judenfeinde glaubten den Juden eine Schmach anzuthun, daß sie die hellblonden Kämpfer geradezu Juden nannten, sie haben ihnen damit hinterher eine Ehrenrettung gegeben, und dem deutschen Geiste ein Armuthszeugniß ausgestellt [1]). Aber das erschöpft noch nicht die Verdienste Börne's und Heine's um Deutschland. Sie haben den Franzosen Hochachtung vor der Kernhaftigkeit des deutschen Geistes beigebracht und den ewigen Spott zum Schweigen gebracht, in dem sich die westrheinischen Nachbarn über die Tölpelhaftigkeit und traumhafte Nebelhaftigkeit der Deutschen zu ergehen pflegten. Börne und Heine haben zuerst Frankreich und Deutschland einander näher gebracht, die deutsche

[1]) Menzel, der Franzosen- und Judenfresser hat tiefer als Riesser geblickt, indem er das junge Deutschland verjüdischte. Riesser, ein geborener Gothaer, mochte nicht auf den Juden den Makel revolutionären Geistes sitzen lassen. Vergl. Jüdische Briefe I. 6.

Gedankentiefe mit der französischen Eleganz vermählt. Die Nebel, welche diese beiden Nationen trennten, haben sie zuerst gelichtet, die Franzosen zum Berganklimmen und die Deutschen zum Bergabsteigen bewogen, damit sie einander auf halbem Wege begegnen und über ihre gegenseitigen Vorurtheile und ihre Unterjocher hinweg sich die Hände zum Bruderbunde reichen können. Diese messianische Zeit, wenn sie eintrifft, würden die beiden Juden, ihrer nationalen Sendung zu Folge, angebahnt haben.

Mo·

Neuntes Kapitel.

Die Reform und das junge Israel.

Die Abgeschlossenheit der Juden durch die Neuzeit aufgestört. Die Lage. Abfall und Hartnäckigkeit. Jacobson und seine Reformen. Die Orgel und die deutsche Predigt. Die ersten Prediger. Die Anfänge des Hamburger Reform-Tempels. Beginnender Kampf. Verfall des Rabbinerwesens und der Talmud-Lehrhäuser. Die letzten altrabbinischen Großen: Benet, Jakob Lissa, Akiba Eger und Mose Sßofer. Jacobson's Eifer. Der Täufling Elieser Libermann; Aaron Chorin, Lazar Rießer. Die Gutachten zur Verketzerung der Tempelreform. Bresselau's hebräisch-satyrisches Sendschreiben für den Tempel. Der Leipziger Meß-Tempel. Die Gegenreformpartei; Isaak Bernays. Mannheimer, Reggio. Der Berliner Cultur-Verein: Gans, Moser und ein Dritter.

(1818—1830).

Ueberraschend schnell hat sich der Aufschwung der Juden selbst in Deutschland vollzogen, wenn man Mendelssohn's Schüchternheit, an die religiösen und politischen Zustände der Christenheit auch nur anzustreifen, mit der Kühnheit Börne's und Heine's vergleicht, die sie in ihrer nackten Gestalt zeigten. Und nun erst in Frankreich! Da waren die Juden Männer geworden, die es ohne Furcht mit jedem Gegner aufnahmen und eine Beschimpfung ihres Ursprunges mit dem Schwerte zurückzuweisen wußten. Nicht so rasch wie die Juden, vermochte das Judenthum die Knechtgestalt abzustreifen. Fast zwei Tausend Jahre hatte es um sein Dasein gerungen, mit jedem neuen Volke und jedem neuen Geiste, die auf dem Schauplatz der Geschichte aufgetreten waren. Mit Griechen und Römern, Parthern und Neupersern, mit Gothen und Slaven, mit Arabern und mittelalterlichen Eisenmännern, mit Mönchen aller Orden und mit glaubenswüthenden Lutheranern hatte es stets von neuem heiße Kämpfe zu bestehen, und es hätte nicht mit entstellenden Narben und häßlichem Staube bedeckt sein sollen? Um sich gegen die anprallende Gewalt so vieler feindlichen Mächte so lange zu schützen, mußte sich das Judenthum mit einem undurchdringlichen Panzer umgeben, sich nach allen Seiten abschließen oder sich in ein eigenes Gehäuse zurückziehen, dessen

Zugänge von Außen von allen Seiten verrammelt waren. An diesen schweren Harnisch hatte es sich so sehr gewöhnt, daß es mit ihm verwachsen zu sein schien, als ob er zu seinem Wesen gehörte; es mochte ihn auch deßwegen nicht ablegen, weil es stets neuer Kämpfe gewärtig war. Auf sich selbst angewiesen und von der Außenwelt abgestoßen, besonders seit dem Jahrhundert der Vertreibung seiner Bekenner aus Spanien und Portugal und der gleichzeitigen Ausweisung aus vielen deutschen Gebieten, hatte es sich in eine eigene Traumwelt eingesponnen und in sein Denken und seine Phantasie Zauberformeln aufgenommen, um die Schmerzensqualen, die seine Bekenner erdulden mußten, zu betäuben, leichter ertragen oder gar vergessen machen zu können. Plötzlich wurden seine Söhne durch einen stechenden Sonnenstrahl aus dem Traume geweckt und erblickten eine Wirklichlichkeit, die sie fremd anstarrte. Fester schlossen sie Anfangs die Augen, um die angenehmen Traumbilder nicht zu verlieren. Sie konnten sich Anfangs in der neuen Zeit und neuen Lage nicht zurecht finden und fürchteten, daß dieses nur eine Versuchung oder eine neue Kampfesart sei, welche der alte Feind in anderer Weise gegen das Judenthum anzuwenden gedächte.

Auf seiner langen Weltfahrt und in seiner Völkerschau hatte das Judenthum trotz seiner Abgeschlossenheit Verkehrtheiten angenommen, sie seinem Wesen so einverleibt und weiter ausgebildet, als wenn sie ihm ursprünglich und ureigenthümlich wären. Sein Gedächtniß war denn doch durch Verfolgung und Marter geschwächt worden; auch seine Denkkraft hatte durch die täglich zunehmenden Leiden ein wenig gelitten. Es konnte sich Anfangs nicht sammeln, sich nicht prüfen, das Fremde und Unangemessene vom Eigenen und Wesentlichen zu unterscheiden und auszuscheiden. Unter den deutschen Juden hatte das Judenthum durch die Aufnahme des verwilderten, polnischen Wesens einen barbarischen Anstrich und unter den portugiesischen und italienischen Juden durch Isaak Lurja und Chajim Vital ein kabbalistisches Gepräge angenommen. Diese Entstellung des Judenthums in dem jüdisch-romanischen Kreise bei äußerlicher Anständigkeit und noch mehr die Verwilderung desselben in den polnisch-deutschen Gemeinden traten ganz besonders bei allen Vorkommnissen des religiösen Lebens ans Licht, beim Gottesdienste, bei den Predigten, bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, kurz gerade bei den in die Augen fallenden Anlässen. Gerade die officiellen Vertreter

und Ausleger des Judenthums, die Rabbinen und Pfleger des Gottesdienstes, erschienen meistens in abschreckender Knechtsgestalt, entweder als Halbwilde oder als Geisterseher. Die fremdartigen Ansätze und Auswüchse, den Schimmel, der sich um den Grundstock angesammelt hatte, betrachteten diese Hauptträger des Judenthums als sein ureigenes Wesen. Noch hatte die Zeit keine Männer gereift, die mit feinfühligem Verständniß für den Kern des Judenthums, wie es sich in Bibel und Talmud ausgeprägt hat, mit weitem Blicke und klarer Einsicht die in der großen Wandelung der Zeiten eingetretenen Entstellungen hätten erkennen und vom Wesenhaften loslösen können. Die häßlichen Formen mit sanfter Hand durch allmälige Uebergänge, ohne die Gemüther zu verletzen, zu beseitigen, dazu gehörte eben tiefe Erkenntniß, die noch nicht vorhanden war. Eine nothwendige innere, nicht aus äußern Rücksichten gebotene Reform war schon von einsichtsvollen Männern mehrere Jahrhunderte vorher angedeutet worden (Chajim Gallipapa[1]), Joseph b. Meschullam?): aber die Neuzeit hatte kein Bewußtsein davon. Auch eine Vertretung der Gesammtjudenheit fehlte. Es gab allerdings ein Organ, das eine Art officiellen Charakter und Autorität besaß oder sich hätte erringen können: das französische Synhedrin und Consistorium. Aber seine Hauptträger, David Sinzheim und Abraham di Cologna, hatten nicht die erforderliche Einsicht für die Veredlung und Verjüngung des Judenthums. Sinzheim war im Grunde doch nur Stocktalmudist und di Cologna lediglich ein angenehmer Prediger. Diese nothwendige Reform, nicht an Haupt und Gliedern — denn weder die Führer noch die Einzelnen hatten durch die Entstellung des Judenthums an Sittlichkeit eingebüßt — sondern die Verschönerung der Außenseite und Beseitigung der Auswüchse, fand daher nicht die rechten Männer, sie in die Hand zu nehmen und einzuführen. Da die Männer fehlten, übernahm die Zeit diese Arbeit, und dadurch entstanden Kämpfe und Zuckungen. Es sollte dem Judenthum nicht leicht werden, sich zu häuten.

Die Wandelung des Judenthums, welche die Zeit herbeiführen sollte, ging, wie die der Juden, von Deutschland aus. Der deutschen Judenheit war, weil Mendelssohn aus ihrem Schooße hervorgegangen war, dieselbe Aufgabe zugefallen, welche früher die alexandrinischen und

[1]) S. B. VIII. S. 36, 470.

spanischen, zum Theil auch die provençalischen Juden gelöst hatten: die Versöhnung des Judenthums mit der Cultur zu vermitteln. Aber als diese Vermittelung in Angriff genommen wurde, war die Lage bereits verschoben, und die Art und Weise, wie sie ausgeführt wurde, hat die Lage noch schiefer gemacht. Durch die Kämpfe, welche die Juden in Deutschland um ihre bürgerliche Erhebung aus der Niedrigkeit zu bestehen hatten, als sie um jede Fußbreite Befreiung die angestrengtesten Mühen machen mußten, auf jedem Schritt Hohn und Zurücksetzung begegneten, immer wieder in ihre niedrige Stellung zurückgeworfen und an ihre Entwürdigung gemahnt wurden, kamen zwei gleich unerfreuliche Erscheinungen zu Tage. Diejenigen, welche durch Geschmack gehoben, mit dem Strom schwammen, entfremdeten sich vom Judenthum, wenn sie sich nicht ganz und gar davon lossagten, mochten mit seinem officiellen Auftreten nichts zu thun haben und verachteten es gründlich, weil es ihrem bürgerlichen oder socialen Fortkommen hinderlich war. Ihnen erschien das Judenthum als eine Mumie, eine Versteinerung oder als ein Gespenst, das ruhe- und zwecklos durch die Jahrhunderte umherwandelte, ein Bild des Jammers, dem nicht zu helfen sei. Nur Wenige dieser gebildeten Klasse waren so hellsehend, wie Heine in seinen lichten, von tollem Uebermuth nicht gestörten Augenblicken, in dieser Mumie einen Scheintodten zu erkennen, der eines Tages seinen Sargdeckel zu sprengen und starken Geistes mit lebendigen Mächten einen Kampf aufzunehmen im Stande sei. Andrerseits klammerte sich die Mehrzahl der Juden, die noch eine tiefe Liebe zu dieser runzelig gewordenen Mutter aller Religionen im Herzen trug, an die unwesentlichsten Formen, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, um gerade weil sie auf der andern Seite Verrath gewahrte, den Verräthern des Judenthums nicht gleichgestellt zu sein. „Sie liebten die Steine und schätzten den Staub.“ Es war nicht mehr die harmlose Frömmigkeit von ehemals, die kein Widerspiel vor Augen hatte, sondern eine aufgeregte, leidenschaftliche, ähnlich wie zur Zeit, als die nationalgesinnten Treuen mit den verrätherischen Hellenisten in den Kampf traten. Bei der überhandnehmenden Schwächung des religiösen Sinnes im Allgemeinen, der Lockerung des einigenden Bandes, bei der Wahrnehmung des Abfalls und Hohns gegen den eigenen Ursprung wurden die Vertreter des Altherkömmlichen peinlich und argwöhnisch. Das Judenthum schien

ihnen ein aus lauter kleinen Würfeln zusammengesetztes Riesengebäude, die einander und das Ganze trugen und stützten. Sie fürchteten eine allgemeine Zertrümmerung desselben, sobald eine Lockerung dieser in einander greifenden Fugen einträte. Sie hatten kein Vertrauen in die Dauerhaftigkeit des Gebäudes, für dessen Erhaltung sie ihr Leben zu opfern bereit waren. Nicht einmal das verwahrloste, allen Regeln spottende, häßliche Sprachgemisch bei gottesdienstlichen und rituellen Handlungen, die Unanständigkeit und das verwilderte Wesen mochten sie fahren lassen. Jede Nachgiebigkeit oder jedes Nachlassen von der alten Ordnung schien ihnen Gemeinschaft mit den Verräthern am Judenthume.

Eine Vermittelung der schroff einander gegenüber stehenden Gegensätze schien unmöglich. Dennoch wurde sie unternommen, aber ungeschickt und mit plumper Hand. Dadurch wurde die Veredelung des Judenthums auf lange Zeit hinaus verzögert. Israel Jacobson unternahm zuerst eine Art Reform für das Judenthum. Seine Anhänglichkeit an dasselbe, seine Bewunderung für den Anstand und äußerlichen Schimmer, seine Rührigkeit und Geschäftigkeit, sein Ansehen und seine Geldmittel machten ihn ganz besonders geeignet, Führer einer neuen Partei zu werden. Kaum war das westphälische Consistorium ernannt, und er an die Spitze desselben gestellt (o. S. 309), so trat er mit Neuerungen hervor, die zwei Seiten hatten. Aus der Synagoge, welche mit der für die Jugend in Cassel neuerrichteten Schule verbunden war, ließ er alles Häßliche, Anstößige, Lärmende, besonders den Singsang aus dem Gottesdienst entfernen. Das Predigen in deutscher Sprache verstand sich bei Jacobson von selbst. Er führte auch neue, der Kirche entlehnte Formen und Weisen ein: deutsche Gebete neben hebräischen, neue, schale deutsche Lieder neben den inhaltsreichen, tiefen Psalmen, das Ableiern von Glaubensbekenntniß (Confirmation) für Knaben und Mädchen bei ihrem Eintritt in ein reiferes Alter, was im Judenthum keinen Sinn hat. Für das Beschämende und Lächerliche, das darin lag, der ergrauten Mutter den schimmernden Plunder der Tochter umzuwerfen, der sie mehr entstellte, als zierte, dafür hatte Jacobson in seiner Neuerungssucht kein Gefühl. Was er in Cassel für das Allgemeine nicht einzuführen vermochte, brachte er auf einem andern Wege in Aufnahme. Die Einweihung seines auf eigene Kosten

erbauten geschmackvollen kleinen Tempels in Seesen[1]) geschah unter großer Feierlichkeit. Die Ankündigung derselben hatte viel Neugierige, noch mehr Christen als Juden herbeigezogen. Die Kirchenglocken läuteten dazu. Die anwesende Menge wurde durch rauschende Orgeltöne überrascht. Die Orgel war die Krönung seines Reform-Gebäudes. In seinem Tempel konnte Jacobson den Hohenpriester spielen, feurig predigen, neue Schlagwörter vorbringen: „Aufklärung, Zeitgeist, Fallen der Scheidewände zwischen Christen und Juden, Andachtserweckung." Er hatte die Genugthuung, daß ein Domprediger aus Halberstadt diese Feier mit gutgemeinten Versen verherrlichte:

„Mit Rom's und Augsburg's Glaubenssöhnen
„Weilt Aaron's Enkel Hand in Hand."

Die Eitelkeit, sich zu zeigen, von sich reden zu machen und überhaupt eine Rolle zu spielen, und die Sucht, es in Allem und Jedem den Christen gleich zu thun und ihren Beifall zu erhaschen, ließ ihn zu verkehrten Mitteln greifen und ein bedenkliches Reform-Programm zur Versöhnung des Alten mit dem Neuen aufstellen.

Jacobson hatte so viel Gewalt über seine Genossen im westphälischen Consistorium, daß sie, selbst der greise Rabbiner Löb Berlin, diese Neuerungen stillschweigend hinnahmen. Er ging daher damit um, dieselben in sämmtliche Gemeinden des westphälischen Königreichs einzuführen unter Androhung, die Synagogen, welche sich seinen Anordnungen nicht fügen wollten, schließen zu lassen. Dieser ausgeübte Gewissenszwang regte aber die Gemüther der Altfrommen auf: ganz besonders war die Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienste Vielen verhaßt. Ein sonst milder Rabbiner, Samuel Eger von Braunschweig (st. 1842), hatte den Muth, gegen die Eigenmächtigkeit des Consistorial-Präsidenten aufzutreten. Er sprach prophetisch seine Ueberzeugung aus, daß durch deutsche Gebete und Lieder die hebräische Sprache hintenangesetzt werden und zuletzt aussterben werde, und mit ihr werde sich das Band lockern, welches die in alle Welttheile zerstreuten Juden einigt[2]). Jacobson scheint sich an diese Mahnungen und diesen Widerstand nicht gekehrt zu haben. In Folge dessen müssen die Unzufriedenen beim König

[1]) Am 17. Juli 1810; vergl. o. S. 307.

[2]) Auerbach, Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt S. 210—221. d. d. Nissan 1809 und Schebat 1810.

Jerôme Beschwerden über ihn und seine Neuerungen geführt haben; denn der König verwies ihm seine eigenmächtigen Eingriffe in Gewissenssachen und seine Reformsucht. Auf Jacobson's Veranlassung scheint sein Consistorialgenosse Mendel Steinhard die Rechtfertigung der von ihnen eingeführten Neuerungen nach talmudischen Gesetzen unternommen zu haben [1]).

Mit dem Kartenhause des westphälischen Königreichs zugleich schwand Jacobson's Herrlichkeit. Nach Berlin gezogen, richtete er hier (1815) einen Betsaal in seinem Hause ein, obwohl er früher gegen Privatsynagogen geeifert hatte, und führte den reformirten Gottesdienst mit deutschen Gebeten, Gesängen und Chor ein; für die Orgel war Anfangs kein Raum. Später gab der Banquier Jakob Beer (Vater Meyer Beer's) einen großen Saal dazu her (1817), wo auch eine Orgel angebracht werden konnte. In Folge der Siege der Deutschen über Napoleon war die Kirchlichkeit in Mode gekommen und steckte auch diejenigen Juden damit an, welche früher nicht das geringste Bedürfniß nach Andacht empfanden und gegen religiöses Thun überhaupt gleichgültig waren. Nur solche Halbbekehrte oder nicht für das Judenthum, sondern für religiöse Empfindelei Eingenommene fanden sich zum Jacobson'schen Gottesdienste ein, um sich zu erbauen und sich Andacht zu verschaffen (das waren die neuen Phrasen). Die „Gesellschaft der Freunde" [2]) lieferte Mitglieder dazu. Das war der Ursprung einer Reformpartei, einer winzigen Gemeinde in der Gemeinde, die aber durch ihre anfängliche Rührigkeit und das abstoßende Wesen des althergebrachten Gottesdienstes eine Zukunft hatte, wie sich leicht voraussehen ließ. Der Mittelpunkt dieses neuen Gottesdienstes war die deutsche Predigt, die Jacobson meistens selbst hielt. Sie übte den meisten Reiz aus, weil die sogenannten „gottesdienstlichen Vorträge" der Rabbiner und der polnischen oder mährischen Wanderprediger nach jeder Seite geschmacklos und anwidernd waren. Doch fand er es für rathsam, junge Männer heranzuziehen, die ein klangvolles Organ hatten, eine gewisse Zierlichkeit im Vortrage zeigten und sich in der Kirche an Schleiermacher's nebelhafter Beredtsamkeit geschult hatten. Auf gründliche Kenntnisse in der jüdischen Theologie, auf warme Ueberzeugung für die an-

[1]) דברי אגרת, herausgegeben von Wolf Heidenheim 1817.

[2]) S. oben S. 168.

gestammte Lehre, auf feste Gesinnung wurde weniger gesehen. Diese Jacobson'sche oder Beer'sche Privatsynagoge wurde eine Pflanzschule für angehende jüdische Prediger. Jakob Auerbach (st. Berlin), Eduard Kley (st. Hamburg) und C. L. Günsburg (st. Breslau) waren die ersten, die sich in demselben praktisch herangebildet haben, Männer von mittelmäßiger Begabung und von mittelmäßigem Rednertalent, als sollte das Uebermaaß des talmudisch-zersetzenden Verstandes durch das Gegenmittel der Flachheit geheilt werden. In Deutschland unter den Neuerungssüchtigen und in Polen unter den Chaßidäern bildeten gleichzeitig die Prediger die Sendboten der neuen talmudfeindlichen Richtung. —

Indessen wurde der Berliner Betsaal von der preußischen Regierung auf Grund der Beschwerden einiger Altfrommen wegen Neuerung geschlossen. Der damalige König von Preußen Friedrich Wilhelm III. war jeder Neuerung, auch in jüdischen Kreisen, abhold und haßte sie als Umsturzversuche. Kley, ein Jünger Aaron Wolfsohn's, von dem er jedoch Liebe für die hebräische Literatur nicht gelernt hatte, begab sich hierauf nach Hamburg, zur Leitung einer dort von einigen reichen Familienvätern gegründeten Freischule berufen. Hier regte er den Plan an, einen Reformtempel nach dem Muster des Jacobson'schen in's Leben zu rufen.

Auch hier war die Andächtelei und Kirchlichkeit in Schwung gekommen. Die verweltlichten Hamburger Juden schämten sich vor ihren christlichen Geschäftsfreunden, so ganz und gar religionslos zu sein und griffen zu dem ihnen gebotenen Mittel, ohne Unbequemlichkeit und Entsagung, gottesdienstliche Formen mit ansprechendem, der Kirche entlehntem Gepränge mitmachen zu können, hin und wieder in kirchlicher Haltung gesehen zu werden. Die Anregung zu einem Reform-Gottesdienste fand Anklang. Kley hatte ein fertiges Programm aus Jacobson's Betsaal mitgebracht: Deutsche Gesänge und Gebete, Predigt und Orgel. Er selbst lieferte ein sogenanntes religiöses Gesangbuch in protestantisch-erbaulichem Geschmacke, inhaltsleer und fade, für ein Kindergeschlecht berechnet, als ob es keine Psalmen, diese Muster religiöser Andachtserweckung für die Seele, gäbe. Indessen gab es doch in Hamburg selbst einige, obwohl dem Neuen huldigenden Männer, welche mit dem Judenthume und seiner Vergangenheit nicht ganz brechen und namentlich die hebräische Sprache beim Gebete nicht missen mochten. Die Träger dieser

Stimmung waren M. J. Bresselau, der selbst einen schönen hebräischen Styl hatte, und Säckel Fränkel (st. Hamburg 1833), ebenfalls Kenner des Hebräischen, der einige Apokryphen in die heilige Sprache zurückübersetzte. Diese Beiden trafen eine Auswahl unter den vorhandenen hebräischen Gebetstücken, um sie mit den neu eingeführten deutschen Liedern und Gebeten zu verquicken, eine ungleichartige Mischung in Inhalt und Form, einem friedlichen Ausgleich unter streitenden Geschäftsleuten ähnlich. Ein rühriger Kaufmann Cohn (man nannte ihn von seinem Geschäftsbetrieb Zucker-Cohn) warb eifrig Anhänger und Beiträge für die Gemeinde. Etwa fünfzig Familien schlossen sich zusammen, und so entstand der Reform-Tempel-Verein in Hamburg. Diese Mischlingsgeburt ist ohne Liebe und Begeisterung in die Welt gesetzt worden. Die Mitglieder desselben waren so nüchternen Sinnes, daß der Erinnerungstag der Schlacht bei Leipzig zur Einweihungszeit gewählt wurde (18. Oct. 1818). Der Prediger Kley mußte an die deutschen Befreiungskriege anknüpfen, welche die Juden in Deutschland eher zurück als vorwärts gebracht hatten, um nur einen vollen Stoff zu haben. Junge Mädchen sangen Lieder zur Einweihung des Tempels gemeinschaftlich mit Jünglingen, um den Eindruck zu erzielen, den die Sache selbst nicht hervorbringen konnte — was großes Aergerniß gab[1]). Kley, ein mittelmäßiger Redner und mittelmäßiger Kopf, wäre nicht im Stande gewesen, die Tempelgemeinde dauernd zusammenzuhalten, wenn die Templer (wie sie genannt wurden) nicht an Gotthold Salomon (aus Dessau, st. 1862[2]) einen gewandten Kanzel-

[1]) Quellen über die Entstehung des Tempels bilden die Streitschriften: נגה צדק und אור נגה, (herausgegeben von Libermann 1818), Gutachten für, und אלה דברי הברית, Gutachten gegen den Tempel 1819; L. S. Rießer, Sendschreiben an meine Religionsgenossen 1819; Bresselau (anonym) חרב נקמת נקם ברית, 1819; S. Fränkel, theol. Gutachten über das Gebetbuch . . . des Tempelvereins 1842; offenes Sendschreiben an Geiger über den Hamburger Tempelstreit, Zeitg. des Judenthums Jahrg. 1842 S. 236. Salomon. Geschichte des Tempels 1844 enthält nur bekannte Thatsachen.

[2]) Ueber die Meinung, welche selbst die Gesinnungsgenossen über Salomon, Kley und andere Begründer des Tempels hatten, vergl. H. Heine Briefe I. S. 103, 127. Wie diese Prediger und der Vorstand gegen einander Anklagen schleuderten, zeigt Orient Jahrg. 1845 S. 29 fg. Salomon's Biographie ist vortrefflich dargestellt von Dr. Phöbus Philippson in biographischen Skizzen III., jedoch ein wenig zu optimistisch. — Eine besonnene Stimme eines für Reform eingenommenen Mannes über den Leipziger Tempel, den Ableger des Hamburger, ließ sich vernehmen in Geiger's Zeitschrift II. S. 495.

redner gefunden hätten, der mit der biblischen und jüdischen Literatur mehr vertraut und lebhafteren Geistes der Nacktheit des neuen Kindes eine Hülle zu umgeben verstand. Aber wie er dem Tempel einen vollständig protestantischen Zuschnitt verlieh, so gab er durch seine Selbstgefälligkeit und geringe Demuth ihm auch einen herausfordernden Charakter. Mit Salomon begann in der deutschen Judenheit der Einfluß der Prediger; die Kanzel nahm die Stelle des Lehrhauses ein, und von ihr herab erklang nicht selten das hohltönende Wort, das die Gedanken oder die Gedankenleere verbarg. Die rauschenden Orgeltöne riefen verschwommene, inhaltsleere Stimmungen hervor und verdrängten den vollen Ernst und den Gedankenreichthum der urjüdischen Lehre. Mit der Messiashoffnung hatte der Tempelverein officiell gebrochen, ohne sich recht klar geworden zu sein, welche Stellung das Judenthum ferner neben dem Christenthum einnehmen sollte. Einige Reformeiferer dachten schon daran, eine vollständige Trennung herbeizuführen, und sich von dem Beitrage zur Gesammtgemeinde loszusagen.

Tiefere Naturen, selbst solche, welche das praktische Judenthum nicht mitmachten, fühlten sich aber von diesem sklavischen Nachahmen der kirchlichen Formen im Anzug der Prediger, in Ton und Haltung eher abgestoßen als angezogen. Das ewige „Gepredige", zumal die Nachäffung des salbungsvollen geistlichen „Gethues" war ihnen besonders zuwider. Sie prophezeiten dem Tempel keinen langen Bestand. Ein treffender Witz charakterisirt das geringe Vertrauen, welches selbst Gesinnungsgenossen in den Bestand des Tempels setzten: „Die Prediger in Hamburg werden reiche Leute und können am Ende, wenn es schief geht, sich eine Gemeinde (Minjan) halten" [1]). — Indessen hegten die Unternehmer und Führer die Anfangs berechtigte Täuschung, daß der Tempel die dem Judenthume entfremdeten Söhne durch die neue, zusagende, gefällige und wenig Entsagung fordernde Gestalt mit ihm versöhnen und sie ihm wieder zuführen würde. Sie vermeinten, durch Verabreichung verdünnter religiöser Speisen den Ekel überwinden zu können, welchen die verweltlichten Juden gegen Alles, was jüdisch hieß, empfanden. Hin und wieder gelang es allerdings, einige mit dem Judenthume Zerfallene von dem Ueberschreiten der Schwelle zur Kirche zurückzuhalten. Aber für die Dauer schlug das Mittel nicht an. Indessen

[1]) Heine's Briefe I. S. 266.

ist das Verdienst des Hamburger Tempels, wie wenig glänzend auch sein Ursprung ist, nicht zu unterschätzen. Er hat den hochangesammelten Wust der Jahrhunderte mit einem Schlage, ohne viel Bedenken, aus dem Gotteshause entfernt, das heilige Spinngewebe, das Niemand anzutasten gewagt hatte, in jugendlichem Ungestüm weggefegt und Sinn für geregeltes Wesen, für anständige Haltung beim Gottesdienste und für Geschmack und Einfachheit geweckt. Die Schäden, die er durch Nachäffung und Verwässerung dem Judenthume zugefügt hat, kommen nicht ganz auf seine Rechnung.

Selbstverständlich erzeugte die Entstehung des Hamburger Tempels eine Entzweiung in der Judenheit. Bis dahin gab es nur „Altmodische“ und „Neumodische“, wie sie einander nannten, aber keine Parteien mit einer Fahne, mit Stichwörtern und einem Bekenntniß. Nicht einmal die Altfrommen bildeten eine feste Partei. Denn obwohl die Anbeter des Herkömmlichen, die sich kein Jota abmäkeln ließen, eine so große Zahl ausmachten, daß sie selbst in Hamburg die Neuerer hätten erdrücken können, so traten sie doch nicht in Geschlossenheit auf. Man vernahm nur die seufzende, wimmernde Stimme Einzelner über den Verfall des Judenthums durch die Uebertreter; diese öfter wiederholten Klagen hörten sich kläglich an. Die Alten hatten keine Spitzen und Führer; das Ansehen der Rabbinen war schnell, in einem einzigen Menschenalter, geschwunden. Die häßlichen Raufereien für und gegen Jonathan Eibeschütz und die Satyren der hebräischen Stylisten in der Measfim-Zeit hatten deren Autorität völlig untergraben. Die großen deutschen Gemeinden ließen die leer gewordenen Rabbinenstühle unbesetzt. Von Polen mochten sie nicht mehr ihre Rabbiner beziehen, weil diese nicht die Landessprache kannten, und in Deutschland gab es noch keine rabbinische Größen von anerkannter Autorität. Berlin, wo der christelnde Friedländerische Kreis vermöge seiner Geldmittel die Oberhand hatte, ging mit dem Beispiel voran; ihm folgten die Gemeinde von Prag, seit dem Tode des klugen Ezekiel Landau, Hamburg seit Abdankung des Eiferers Raphael Kohn und Frankfurt am Main seit dem Tode des überfrommen (chaßidäischen) Pinchas Hurwitz. Rabbinatsverweser traten an die Stelle der Rabbinen, Zwitterwesen, zu unselbstständig, um eine eigene Meinung zu haben, und zu schwach zum Widerstande gegen Zumuthungen von rücksichtslosen Gemeindevorstehern.

In Folge der Mißachtung des Rabbinenwesens gingen die talmudischen Lehrhäuser ein. Die begabte jüdische Jugend, deren Bildungsgang früher mit dem Talmud begonnen hatte, besuchte meistens Gymnasien und Universitäten und lernte Talmud und Judenthum geringschätzen. Die bedeutenden talmudischen Lehrhäuser in Prag, Frankfurt, Altona-Hamburg, Fürth, Metz, Halberstadt, die früher mindestens einige hundert Jünger (Bachurim) zählten, gingen nach und nach ein [1]). Diese Verödung pflanzte sich bis nach Polen fort, da die Talmudjünger keine Hoffnung mehr hatten, in Deutschland und Frankreich ein Unterkommen zu finden. Diese wanderten wohl noch nach Deutschland, aber um sich auf die Wissenschaft (Chochmot) zu verlegen oder wendeten sich, wenn in der Heimath geblieben, der bestrickenden Mystik des Neu-Chaßidäerthums zu. Nur vier Rabbinen des jüngern Zeitalters genossen vermöge ihrer tiefen Talmudkenntnisse und ihres lautern, patriachalischen Charakters eine ausgedehnte Autorität: Mardochaï Benet in Nikolsburg, (st. in Karlsbad 1829), Jacob Lissa (in Polnisch Lissa, st. in Polen 1832), Akiba Eger (aus Güns, seit 1814 in Posen, st. 1838) und sein Schwiegersohn Mose Sßofer aus Frankfurt a/M. (st. in Preßburg 1840). Diese vier Rabbinen haben den Eifer für das Talmudstudium durch ihre scharfsinnige Methode erhalten. Der durch erstaunlich haarscharfen Geist und hohe Tugenden — worunter die Bescheidenheit obenan stand — ausgezeichnete Akiba Eger genoß bei den Tausenden von Jüngern, die aus seinem Lehrhause in Friedland und Posen hervorgegangen waren, eine an Vergötterung streifende Verehrung. Er war ein stiller Mann ohne Initiative und ein Feind vom Lärmschlagen. Dagegen war Mose Sßofer ein fanatischer Eiferer und rühriger Verketzerer. Er hatte Muth und Entschlossenheit, die keinerlei Rücksicht kannten, und hätte einen entschiedenen Vorkämpfer abgeben können. Aber er wie seine Genossen waren von dem Mittelpunkt des Kampfes, der eröffnet werden sollte, zu sehr entfernt, als daß sie hätten eingreifen oder auch nur eine Fahne aufpflanzen können. Sie hatten nicht das geringste Verständniß für die neue Richtung, welche die Zeit und mit ihr die Judenheit eingeschlagen hatte, und so auch kein Bewußtsein von der Bedeutung der Sache, die sie ver-

[1]) F. Friedländer, Verbesserung der Juden im Königreich Polen vom Jahre 1819 S. 2. und 32. Note.

traten. Sie kannten den Feind nicht, den sie angriffen, oder verachteten ihn zu sehr, als daß sie ihn hätten gefährden können. Trat eine ernste Frage, eine bedrohliche Lage ein, so waren sie rathlos, holten die alten, rostig gewordenen Waffen herbei und schadeten ihrer Sache nur noch mehr, weil sie ihre Blößen zeigten. Diese Unbeholfenheit gab ihnen das Gefühl der Schwäche und Abgelebtheit. So war die altfromme, orthodoxe (wie ihre Gegner sie mit falscher Entlehnung aus der Kirchensprache nannten) oder die conservative Partei haupt- und kopflos, ohne Fahne, ohne Programm, ohne Zusammenhang, ohne Disciplin, ohne Bewußtsein ihrer eigenen Stärke. Ganz besonders mangelte das unentbehrliche Mittel, das eindringende Wort, wodurch man auf die öffentliche Meinung einwirken, sie lenken und ihre Thorheit und phrasenhafte Leerheit klar machen kann. Der gänzliche Mangel an Bildung hat sich an den Altfrommen bitter gerächt.

Dagegen besaß die junge Gegenpartei, die Neuerungssüchtigen, die Partei Jacobsons, Alles, was jener abging: einen muthigen Führer, Zusammenhang und ganz besonders einen Reichthum an Schlagwörtern und Phrasen, wodurch die Urtheilsunfähigen leicht gewonnen werden: „Zeitgeist, Aufklärung.“ Man konnte ihr Sieg und Herrschaft prophezeien. Sie hatte Jugendmuth und Zuversicht, war keck und in den Mitteln nicht sehr wählerisch. Ihr Führer Jacobson verstand es, Ziele zu verfolgen und zu erreichen und auch zweckentsprechend Mittel anzuwenden. Er wußte recht gut, daß der Hamburger Tempel auf Schwierigkeiten stoßen und von den alten Rabbinen als ketzerisch verdammt werden würde. Er stand mit den Unternehmern in Verbindung, wußte, daß der Senat, von den Frommen gewonnen, gleich dem König von Preußen die Tempelneuerung verbieten könnte. Er wußte auch, daß viele Mitglieder der Hamburger Reformgemeinde zu lau waren, um gegen große Schwierigkeiten anzukämpfen. Darum sorgte Jacobson im Voraus für die Heiligsprechung des Tempelritus. Unter den Rabbinen Deutschland's konnte er keine Stimme finden, welche den neuen Gottesdienst hätte anerkennen mögen. Er trat — und das wirft auf diese Sache kein günstiges Licht — mit einem gesinnungslosen Abenteurer in Verbindung, der sich, wie es scheint, ihm verkauft hat. Eliezer Libermann aus Oestreich, ein Spieler, wurde sein Sendbote für die Reform. Es genügt, ihn zu charakterisiren, daß er sich später

taufen ließ [1]). Libermann machte im Auftrage der Reformpartei Reisen in Oestreich; von ihm erfuhr sie, daß sich in Ungarn und Italien Rabbinen oder Halbrabbinen finden lassen würden, welche für den neuen Gottesdienst ein günstiges Gutachten abgeben würden. An sie ließ daher Jacobson Anfragen ergehen [2]) und sah seinen Wunsch erfüllt. Er legte ihnen keineswegs Punkte von großer Tragweite z. B. die Ausmerzung der messianischen Stelle aus den Gebeten, sondern lediglich wenig verfängliche Fragen zur Begutachtung vor. Aaron Chorin (Choriner), Rabbiner in Arad (Ungarn), ein zweideutiger Charakter und ein langweiliger Schwätzer von angefirnißter Bildung und mittelmäßiger talmudischen Gelehrsamkeit, der im Stande war, ein und dieselbe Albernheit dreimal zu wiederholen (in hebräischer Sprache, in deutscher und jüdisch-deutscher Schrift), war der erste, der sich von Libermann gebrauchen ließ. Er huldigte den neuen Bestrebungen, ohne ein geklärtes Urtheil zu haben. Mose Kunitz, Rabbiner von Ofen, war zwar ein Mann vom alten Schlage, wollte aber aus eigener Querköpfigkeit oder Narrheit eine gesonderte Stellung neben seinen Standesgenossen einnehmen. Er war der zweite Fürsprecher für die Neuerung im Gottesdienst. Wohlhabend und von seiner Gemeinde unabhängig, konnte Kunitz seinen Grillen folgen. Er hatte närrische Gelehrsamkeit entfaltet, um den Beweis zu führen, daß das kabbalistische Grundbuch Sohar alt sei und von Simon ben Jochaï stamme, und auf der andern Seite redete er Neuerungen das Wort, die nach der kabbalistischen Theorie geradezu zur Verdammniß führen. — Zwei italienische

[1]) Ueber Libermann s. G. Wolf, J. N. Mannheimer, eine biographische Skizze S. 10, daß er später zum Katholicismus übertrat. Der Polizeichef Zedlenitzky berichtete über ihn: „daß Libermann als Emissär der Reformpartei in Oesterreich reise und wolle im Interesse der Reform eine Zeitschrift Syona gründen" (am 28. Juli 1819). Ob er identisch ist mit dem „Abbé Liberman, talmudiste distingué", welcher neben Drach und Ratisbonne, den Convertiten, genannt wird? S. Archives Israélites Jahrg. 1840 p. 213 Note. Daß Libermann ein Lotterer war, geht aus אלה דברי הברית No. 19 hervor.

[2]) Die von Libermann veröffentlichten Gutachten in אור נגה, die kurz vor der Eröffnung des Tempels erschienen sind, beantworten Anfragen, die angeblich von einem „Manne" vorgelegt worden wären. Man erkennt Jacobson unter diesem Manne. Und doch sind sie entschieden zu Gunsten des Hamburger Tempels gesammelt. Es geht daraus hervor, daß Jacobson mit den Hamburgern unter einer Decke steckte.

Halbrabbiner, Schem-Tob Samun aus Livorno und Jakob Vita Ricanati, sprachen sich ebenfalls zu Gunsten der Neuerung aus. Die Gutachten sämmtlicher vier, nicht ganz zurechnungsfähiger Männer lautete: daß die Einführung der Orgel nicht gegen das rabbinische Gesetz verstoße. Chorin allein brachte noch für alles Uebrige, auch für deutsche Gebete Belegstellen heran. Alle diese Gutachten brachte Libermann zusammen, bekräftigte sie durch seine eigene Scheingelehrsamkeit und fügte eine Lüge hinzu: daß nicht nur das ganze Rabbinat von Livorno, sondern auch das von Jerusalem den Gebrauch der Orgel im jüdischen Gottesdienste für unbedenklich erklärt hätten. Die Gutachten, durch den Druck verbreitet, sollten dazu dienen, dem Hamburger Reform-Tempel gleich bei seiner Geburt den Charakter der Unbescholtenheit zu verleihen und von ihm den Bastardmakel zu entfernen, den, wie vorauszusehen war, die Rabbinen der alten Schule ihm anheften würden.

Während die Reformpartei rührig war, um jeder Schwierigkeit im Voraus zu begegnen, war die altfromme Partei träge und ließ die Gefahren für ihre Ueberzeugungen rathlos herankommen. Hamburg hatte damals, wie gesagt, keinen Rabbinen an der Spitze, sondern nur ein Collegium von drei Rabbinatsverwesern (Dajanim), die durchweg unbedeutend waren: Baruch Osers, Mose Jakob Jafa und Michael Speier. Obwohl diese officiellen Vertreter des Judenthums in Hamburg fast die ganze Gemeinde hinter sich hatten, traten sie doch der Neuerung ohne besondern Nachdruck entgegen. Das Collegium ließ nur kurz nach der Eröffnung des Tempels eine schwächliche Bekanntmachung in den Synagogen anheften (26. Oct. 1818), daß kein Israelite von frommer Gesinnung sich des neuen Gebetbuches bedienen dürfe, weil darin gegen das Herkommen wesentliche Stellen weggelassen oder verändert sind. Aber auch diese Erklärung verlor ihre Wirkung, als der Gemeindevorstand — den die Verweser nicht einmal für ein thatkräftiges Vorgehen zu gewinnen gewußt hatten — sie wieder abnehmen ließ und gegen deren Urheber einen Tadel aussprach, daß „sie sich eine unbefugte, nicht zu duldende Anmaßung haben zu Schulden kommen lassen". Später ließ der Vorstand zwar auf Antrag des Collegiums die Leiter des Tempels vorladen (8. Nov.) und eröffnete ihnen, daß sie ihr Gebetbuch außer Brauch setzen mögen, weil es nicht mit dem bei allen jüdischen Gemeinden

eingeführten Ritus übereinstimme. Aber die Templer lachten diese Zumuthung förmlich aus.

Der Tempelverein erhielt noch dazu von einer Seite, von der er es nicht erwarten konnte, eine moralische Unterstützung, die in Hamburg selbst ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale warf. Lazar Rießer (st. 1828), Vater des unermüdlichen Vorkämpfers für die Gleichstellung der Juden in Deutschland, wurde stets zu den Altfrommen gezählt. Schwiegersohn des Rabbiners Raphael Kohen und seine rechte Hand, wurzelte sein ganzes Wesen im Talmud. Rießer war durch die Verzichtleistung seines Schwiegervaters auf das Rabbinat brodlos geworden; die Hoffnung, die er gehegt zu haben schien, unter dessen Nachfolgern Sekretär des Rabbinats-Collegiums zu bleiben oder gar Mitglied desselben zu werden, hatte sich nicht erfüllt. So mußte er Lotterie-Agent werden und hatte durch einen günstigen Zufall die Pacht der Lübecker Stadtlotterie erhalten. Er hatte eine hebräische Lebensbeschreibung von Raphael Kohen veröffentlicht, in welcher er nicht bloß ihn, sondern dessen ganze rabbinische Richtung verherrlichte und sich selbst als treuen Anhänger derselben erklärte. Wie erstaunt waren daher die Hamburger Juden beider Parteien, als mit einem Male von Rießer ein Sendschreiben „an meine Glaubensgenossen in Hamburg" (Anf. 1819) erschien, welches die Tempel-Neuerung billigte und die dagegen eifernden Hamburger Rabbinatsverweser mit derben Worten tadelte! Er nannte diese geradezu „Heuchler und Scheinheilige", welche „die Zwietracht in Israel nähren und den Söhnen, welche zur Huld des Vaters zurückkehren wollen, den Weg versperren". Er stellte die Andacht, die im Tempel herrschte, dem lärmenden Treiben in den Synagogen gegenüber als Muster auf. Ganz aufrichtig war diese Ermahnung und dieser Tadel nicht. Lazar Rießer war von einer gewissen Eitelkeit zu deklamiren, wie hebräische und deutsche Phrasen zu drechseln, nicht ganz frei. Es scheint, daß er eine kleine Rache an den Hamburger Rabbinatsverwesern habe nehmen wollen, durch die er sich vielleicht zurückgesetzt glaubte [1]).

[1]) Die Aufzählung seiner Verdienste und seiner Bescheidenheit, daß er zur Rabbinatsfunktion berufen worden sei und abgelehnt habe S. 19 fg. in hebräischen Phrasen, documentirt seine gekränkte Eitelkeit. Auch sein Styl in זכר צדיק zeugt von Coquetterie und Geziertheit.

Die altfromme Partei in Hamburg, welche geglaubt hatte, daß sich von den Rabbinen in ganz Europa nicht ein einziger zu Gunsten der Neuerung aussprechen würde, war bitter enttäuscht. Durch die Geschäftigkeit Jacobson's und Libermann's hatte das jüdische Publikum erfahren, daß mehrere Rabbinen von weit her ihr das Wort geredet; nur ein Einziger, Akiba Eger II., Rabbiner der Nachbargemeinde Altona, hatte sie verdammt. Die alten Rabbinen, hatten sich nämlich dabei so schläfrig und lässig gezeigt, daß sie zweimal aufgefordert werden mußten, ehe sie ihr Urtheil gegen den Tempel abgaben. Das Hamburger Rabbinat hatte außerdem in der ersten Aufwallung die Unklugheit begangen, auch das Unschuldige und Löbliche, das im Tempel eingeführt worden war, zu brandmarken, z. B. die portugiesische Aussprache des hebräischen, das Unterlassen des Singsangs bei den Vorlesungen aus der Bibel. Um diese seine Fehler wieder gut zu machen, beschränkte das Collegium seine Beschwerdepunkte später auf drei: gegen die Kürzung des Gebetes, namentlich Unterlassung der Messiashoffnung', gegen die Gebete in deutscher Sprache und endlich gegen die Einführung der Orgel. Dazu erlangte es endlich die Zustimmung von angesehenen Rabbinen und Rabbinaten: vier deutschen (Fürth, Mainz, Breslau, Hanau), fünf italienischen (Triest, Modena, Padua, Mantua, Livorno), drei preußisch-polnischen (Posen, Lissa, Rawitz) und zwei mährischen (Nikolsburg und Trietsch). Mose Sßofer in Preßburg, der deutsche Rabbiner in Amsterdam und die französischen Großrabbinen des Consistoriums von Wintzenheim begutachteten in demselben Sinne. Sie alle erklärten die Neuerung im Tempel für entschiedene Ketzerei, für Abfall vom Judenthume. Libermann's Betrügerei war dabei an den Tag gekommen, daß das Livorner Rabbinat sich keineswegs zu Gunsten der Orgel ausgesprochen hatte. Der angebliche Rabbiner Samun von Livorno und Chorin von Arad widerriefen, wahrscheinlich in Folge moralischer Zwangsmittel, ihr früher abgegebenes Gutachten. Am eifrigsten hatten sich zur Verdammung des Tempels Sßofer von Preßburg und Benet von Nikolsburg bewiesen; sie verketzerten auch die geringste Abweichung vom Herkömmlichen. Aber der Eindruck, den sich die Urheber von ihrem Auftreten versprochen hatten, erfolgte nicht. Sie hatten zu lange gezögert, es waren bereits mehr als sieben Monate verstrichen, ehe die Verketzerungsgutachten bekannt wurden; indessen hatte sich der Tempelverein befestigt. Achtzehn

verurtheilende Rabbinate (40 Rabbiner), das war nicht viel; das angesehenste Rabbinat, das Central-Consistorium von Frankreich, hatte geschwiegen. Die Herausgeber erklärten zwar, es wären noch mehr Gutachten eingelaufen; aber diese nachläufige Erklärung zog nicht. Die Gründe, welche die Rabbinen gegen den Tempelgottesdienst geltend gemacht hatten, waren meistens nicht stichhaltig, einige geradezu kindisch. Der Buchstabe sprach gegen sie. Die Mannigfaltigkeit der rabbinischen Autoritäten aus so verschiedenen Zeiten und Ländern gestattete immer Scheinbeweise für oder gegen eine Frage anzuführen. Die Rabbinen hätten sagen müssen: wenn auch der Buchstabe für die Neuerung spricht, aber der Geist des talmudischen Judenthums muß sie verdammen. Aber auf dieser Höhe standen sie nicht und gaben sich, weil sie auch den Buchstaben günstig für ihre Ansicht deuten wollten, manche Blöße.

Diese Blöße deckte schonungslos einer der Urheber der Hamburger Reform, M. J. Bresselau, in einem hebräischen Sendschreiben, auf (1819). In einem so prächtigen biblischen Styl, in so musterhaften, bilderreichen biblischen Versen ist es gehalten, daß es schien, als wenn Propheten und Psalmisten die Verblendung der Stockrabbinen gegeißelt hätten. Bresselau behandelte sie bald wie unwissende Knaben, bald wie Lügenpropheten und besonders als Friedenstörer. Jeder Satz in diesem scheinbar ernsten, aber ätzend satyrischen Sendschreiben ist ein Dolchstoß gegen die alten Unsitten und ihre Vertheidiger [1]). Die Neuerer hielten auch von Polen aus Verstärkung. Zwei gewandte hebräische Stylisten, David Caro (st. 1839) aus Posen, ein Genosse der Meassim-Schule, und Jehuda Löb Mises aus Lemberg, behandelten in einer gemeinschaftlichen Schrift die gegnerischen Rabbinen wie dummköpfige Schüler, welche die Ruthe verdienten. — Ganz besonders geißelte der Letztere in schöner hebräischer Darstellung die Rabbinen Polen's in der Schrift: „Beschaffenheit der Rabbinen, oder die Rabbinen, wie sie sein sollen, und wie sie sind“. Freilich haben

[1]) Drastisch ist z. B. folgender Passus in Bresselau's חרב נוקמת und zeugt von feinem Style: גם זה הבל ורעות רעה. זה יאמר לה' אני...ויעשו להם אספה עשרה אנשים בבית אחד השכם והערב וכוין פתיחין ליה. איש על גגו ובחצרותיהם. הממעיט אסף עשרה חמורים. ושעיר עזים אחד לחטאת בקר וצאן כל אשר יעבור תחת השבט העשירי יהיה קודש, לא יבקר בין טוב לרע. ומדי שבת בשבתו בעלות המנחה ושעיר החטאת דרוש דרש.

Beide, Caro und Mises, nicht gewagt, ihren Namen dabei zu nennen [1]). Die Alten dagegen hatten nicht einmal einen hebräischen Kämpfer aufzustellen, der ihre Sache zu verfechten und ihre Gegner zu bekämpfen im Stande gewesen wäre. Der hebräische Styl, dessen sich die begutachtenden Rabbinen bedient hatten, war holprig und unschön. Das Hamburger Dajanat hatte zwar die Gutachten theilweise ins deutsche übersetzen lassen — ein Zugeständniß, welches die Schwäche ihrer Sache verrieth — aber der deutsche Auszug war nicht geeignet, Eindruck zu machen. Sie mußten sich dazu eines Ueberläufers, Schalom Kohen, bedienen, der früher selbst zu den Neueren gehört hatte [2]). Kurz die Stockfrommen hatten Unglück, weil sie ungeschickt und unklug waren.

Es kam noch dazu, daß der Beginn des Streites für und gegen den Tempel in das Jahr des Hep-Hep-Sturmes fiel, der auch in Hamburg spielte. Dadurch wurden auch die reichen und verweltlichten Juden auf ihre eigene Genossenschaft hingewiesen und nahmen eifrig Partei für die einmal entfaltete Fahne. Die Hamburger jüdischen Kaufleute, Mitglieder des Tempelvereins, welche die Leipziger Messe gerade zu den Hauptfeiertagen im Frühjahr und Herbst zu besuchen pflegten, errichteten im Verein mit

[1]) Das Buch תכונת הרבנים erschien pseudonym als Anhang zu ברית אמת von אמתי בן אבידע אחיצדק, angeblich Constantinopel 1820, aber in Dessau gedruckt. Der erste Theil 3 Piecen: ברית אחים, ברית בית אל und נקם ברית in Briefstyl, ist von David Caro. Der zweite Theil ברית הכהונה oder תכונת הרבנים hat Jehuda Mises zum Verfasser, was er selbst in einer spätern Schrift angiebt.

[2]) David Caro spielt in der genannten Polemik (S. 43) darauf an, daß der Uebers. der antireformistischen Gutachten ein hebräischer Dichter und Grammatiker gewesen. S. Sachs theilt (in כנפי יונה p. 42) mit, daß Schalom Kohen dahinter gesteckt habe. Er veröffentlichte von ihm ein sehr gelungenes hebräisches Gedicht gegen die Reform oder vielmehr für die hebräische Sprache im elegischen Tone (p. 37). Es sind 14 Strophen, der Anfang lautet:

הוי בתי בתי!
הכי כה עלית מעלה מעלה,
לחשוב אמך זולת לבני אדם כרום,
לאמר נפלה אמי נפלה,
אין לאל ידה לא תוסיף קום!

Der junge S. D. Luzzatto war bei der Nachricht von der Hamburger Reform tief bewegt, wie er im Alter erzählte, und dichtete ebenfalls eine Elegie gegen die Impietät der Tochter, welche die alte Mutter verspottete und die hebräische Sprache als antiquirt verbannt wissen wollte.

gleichgesinnten Berliner Kaufleuten eine Tochtersynagoge daselbst (seit 20. Sept. 1820), für deren Eröffnungsfeier Meyerbeer die Gesänge componirt hatte. Sie stellten dazu einen sogenannten Meßprediger an (Jakob Auerbach) und gaben dadurch in dem Sammelpunkte so vieler Juden aus allen Ländern der Neuerung eine größere Tragweite. Die Hamburger Reform fand dadurch hier und da Nacheiferung: auch da, wo das ganze Programm nicht aufgeführt werden konnte (Karlsruhe, Königsberg, Breslau), wurde wenigstens eine Nachäffung, die Confirmation, eingeführt.

Der erste Ansatz zu einer Gegenpartei, welche der überschäumenden Fluth der Reform einen Damm entgegensetzen sollte, damit sie sich in ein ruhiges Bette verlaufen könnte, wurde gerade in Folge der Tempelneuerungen gemacht. Diese Gegenpartei wurde von einem Manne angebahnt, der zwar selbst mit einem Fuße aus dem rabbinischen Judenthum herausgetreten war, aber doch die Befestigung und Rechtfertigung desselben anstrebte, in der richtigen Erkenntniß, daß die Entwickelung auf dem eigenen Boden, mit Berücksichtigung des geschichtlich gewordenen Bestandes und der eigen ausgeprägten Gebilde und ganz besonders ohne Nachäffung fremder kirchlicher Formen geschehen müsse. Isaak Bernays (geb. Mainz 1792, st. Hambg. 1849[1]) war der Mann, welcher eine nicht blinde, sondern bewußte Gegenrichtung gegen die Verflachung der aufklärerischen Reform bildete. In Süddeutschland hatte sich überhaupt gegenüber dem norddeutschen Formelwesen, welches aus dem engen Gesichtskreis des handgreiflich Verständigen nicht hinauskam, eine mystisch-philosophische Schule gebildet, welche eine Art Geisterseherei trieb. Sie erblickte in Allem, im Kleinsten wie im Größten, in Natur und Geschichte, in Gruppirung, Zahl, Farben und Namen lauter Gedankenreihen, Ideenkeime, zerschlagene Trümmer eines Riesenspiegels, welcher den Urgedanken in unübersehbarer Größe zurückwerfe. Diese grübelnde süddeutsche Schule, Kreuzer, Kanne, Oken, wozu auch noch Schelling gehörte, vertiefte sich in den Ursprung der Religionen und Sprachen, eben so in die indische, egyptische, wie in die griechisch-römische Mythologie,

[1]) Seine Biographie ist nirgends gegeben. Die Data verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn J. L. Adler in Hamburg. J. Bernays' Ideenkreis ist theils aus mündlichen Gesprächen und Vorlesungen bekannt, theils aus dem biblischen Orient, dessen Vaterschaft er zwar in Abrede stellte, der aber doch seinen Geist getreu wieder giebt.

in den Cultus der Urreligionen, wie in ihre Symbole und Mysterien. Sie entdeckte da gegliederten Zusammenhang, wo der eingeengte Verstand nur Zufall und Spielerei wahrnahm. In dieser Schule hatte sich Isaak Bernays gebildet. Seinem Auge offenbarte sich das Judenthum in seiner Literatur und seinem Geschichtsgange halbentschleiert. Bernays' Geist, von übersprudelndem Gedankenreichthum, fand in allen Erscheinungen harmonische Gliederung und Entfaltung eines Urgedankens, der zur organischen Auseinanderlegung seines Inhaltes in die Zeitform, in die Geschichtsentwickelung, eingegangen sei, und sich vom Urbeginn der Schöpfung bis auf die jüngste Weltgestaltung fortgesponnen habe. Bernays war der Erste, der, viel tiefer als Mendelssohn, das Judenthum in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erkannte und dessen Literaturumfang mit einem Blicke überschaute. Sein Fehler war vielleicht, daß er zu viel Gedanken hatte, daß er dadurch zu viel suchte und fand, und daß er dem Gedanken nicht die angemessene Form und Worthülle zu geben vermochte. In seinem Reichthum blickte er verächtlich mitleidig auf die Gedankenarmuth der jüdischen Reformgründer herab, welche den Riesengeist des Judenthums, von dem sie keine Ahnung hatten, in den engen Rahmen eines Katechismus für große und kleine Kinder einspannen und einengen wollten. Die „Friedländerianer" waren für ihn der Inbegriff aller Flachheit und Beschränktheit. Weil diese in einigen Spiegeltrümmern das Bild des Judenthums in verkehrter Stellung erblickten, oder vielmehr, weil sich ihr eignes Bild darin abspiegelte, glaubten sie das Judenthum umgestalten zu müssen und zu können. Sie machten auf Bernays den Eindruck eines Gesindels, das in einem Pyramidentempel haust und ihn sich bequem für kleinliche häusliche Bedürfnisse einrichtet. „Sie, die Jünger Mendelssohn's, ihres Alterthums sich schämend, ziehen es vor, als Findelkinder der Gegenwart, losgebunden und wild über die unmodischen Schranken des Gesetzes hinweg zu hüpfen, anstatt in der Schule ihrer Stammbildung aufzuhorchen, was zu dieser Zeit Gott gewirkt" [1]). „In der Modesucht liegt auch der wahre Grund der so üppigen Fruchtbarkeit der jüdisch-literarischen Wucherpflanze der Katechismen, welche das Streben verrathen, eine bequeme Einigungs- und Uebergangsbrücke zum Protestantismus d. h. zur reinen Religion auf den gemeinen

[1]) Bibelscher Orient II. S. 54.

(hausbackenen) moralischen Pfeilern biblischer Stellen zu schlagen." .... „Bei der Unkenntniß seiner selbst, worin die barbarische Acht den Juden stürzte, mit der man ihn in den letzten Jahrhunderten alle Geistesquellen untersagte und ihn eben dadurch lüsterner nach den kühlen Modegewässern machte, mußte sich der unhistorische Wahn seiner bemächtigen, daß, wenn auch er den Kieselfels des mosaischen Buchstabens erkennen, von dieser kahlen Höhe aus dem Talmud, der ihn durch das Mittelalter fast wunderbar leitete, jetzt kühn den Gehorsam aufkünden würde, er eben dadurch seine geistige Großjährigkeit beurkunden dürfte."

Bernays' Gedankengang, mit dem er das Judenthum in seinem Kopfe aus dessen Urkunden und Geschichte wie aus Trümmermassen wieder aufbaute, ist uns nur halb erschlossen. Er liebte mehr mündliche als schriftliche Belehrung und hatte eine Scheu, seine Gedanken auf Blättern hinausflattern zu lassen. Der „Biblische Orient"[1]), den man ihm zuschrieb, enthält nur den Grundriß einer Vorhalle, welche in den Ehrfurcht-gebietenden Tempel führen sollte. Diese in der Form barocke, aber durch Tiefe und Ursprünglichkeit ausgezeichnete Schrift geht von dem Gedanken aus, daß das Judenthum die Aufgabe habe, den von Gott abgefallenen, gottähnlichen Menschen zu ihm wieder zurückzuführen, und das jüdische Volk diene dem Menschengeschlecht als Vorbild, wie die verloren gegangene Gottähnlichkeit des Menschen und der innige Zusammenhang desselben mit Gott wieder zu gewinnen seien. Ganz besoders soll durch diesen Volksstamm, seine Lehre und seine Geschichte der abhanden gekommene Gedanke von der göttlichen Einheit und der allgegenwärtigen Vorsehung für die Menschen wieder lebendig werden. Das Judenthum sei als erste Reformation aufzufassen, als Gegensatz gegen das durch den Abfall des Menschen überhand genommene Götzenthum, entstanden durch die Zerklüftung der göttlichen Eigenschaften in selbständige Wesen und Verbildlichung der Gottheit. Die Spuren dieses Prozesses, wie die göttliche Einheit in die Vielheit der Götter auseinander ging, zeigen sich noch in der hebräischen Sprache, die, ein Kind des heidnischen Geistes, sich nach und nach monotheistisch läuterte, ohne die Spuren ihres Ursprunges ganz aufgegeben zu haben. „Sie

[1]) Der Titel lautet: Bibelscher Orient, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, zwei Hefte, München 1821.

(die Israeliten), wurden ihrer chitäischen Mutter und ihrem emoritischen Vater gewaltig, ja tyrannisch entrissen, und ihr Geist in eigenthümlicher Nationalbildung geformt"[1]). Der „Biblische Orient" wollte damit den Grund zu einem tieferen Verständnisse der Bibelsprache legen, als es die Mendelssohn'sche Schule gethan hatte, welche sie bloß von der poetischen Seite betrachtet und ihren tiefsinnigen, oder richtiger, den Kampf zweier Weltanschauungen mit einander abspiegelnden Chararakter verkannt hatte. Damit glaubte Bernays diese Schule sammt ihrem Stifter von ihrer erträumten Höhe herunterzubringen, daß Mendelssohn selbst durch die oberflächliche Behandlung des hebräischen Sprachgutes den Grund zur Verflachung des Judenthums gelegt habe. Ja, er verstieg sich noch höher hinauf, bis Maimuni, den Urahn und Liebling der jüdischen Vernünftler, um auch ihn vom Throne zu stürzen, und darauf zwei andere Denker oder Gemüthsanempfinder, den dichterischen Philosophen Jehuda Halevi und den verständigen Mystiker Nachmani, zu setzen, beide, weil sie seinem Gedankengange mehr zusagten.

Wie die Sprache, so sei auch, nach Bernays' Ansicht, der hebräische Cultus anders als der heidnische geartet und im Gegensatz zu demselben gestaltet. Das Götzenthum habe sich in bildlicher (plastischer), das Judenthum in handelnder (ritualer) Symbolik ausgeprägt. Damit sollte gerade die Seite des Judenthums gerettet werden, welche die Reformpartei, als unangemessen und unwürdig, nicht gründlich genug beseitigen zu müssen glaubte. Alles, was sich im Verlauf der Geschichte des jüdischen Volkes eingelebt und ausgebildet hat, solle, nach Bernays, zu seinem Rechte kommen, gehöre als nothwendiges Glied zum Ganzen, selbst der Talmudismus und die Kabbala. In eigenthümlichen sphinxartigen Sprachwendungen legt der „Biblische Orient" die Phasen und Knotenpunkte der jüdischen Geschichte aus einander, wie sie alle nur Entwickelung eines vielseitigen Gedankens seien. Bernays war damals kühn genug, manche Erscheinung in derselben, wie hoch sie auch in der Verehrung der Stockfrommen stand, als eine niedrige Stufe zu bezeichnen. Die ecclesia magna — große Versammlung — unternahm: „das Seil der Liebe, woran der Herr sein Volk aus Egypten nach Kanaan leitete, zu einem knotigen Stricke umzuflechten, oder

[1]) Bib. Or. I. Heft S. 25 fg.

es an den kanaanitischen Boden gesondert, fest und unlösbar zu knüpfen. Ja, wessen Geist war der neu eingehauchte? War er das, der über den Cherubim thronte? Nein! Menschengeist war es, die Reflexion!"[1]). Ein Rabbiner alten Schlages hätte den „Biblischen Orient", wenn er den Inhalt hätte verstehen können, unfehlbar noch mehr verketzert, als Mendelssohn's und Wessely's Schriften. Er enthält allerdings viel Unreifes, Barockes und Manches, was ans Lächerliche streift. Aber wenn der Verfasser auch nur den einen Gedanken angeregt hätte, daß das Judenthum eine weltgeschichtliche Aufgabe, ein Apostelamt für die Völker habe, so würde dieses Eine schon hinreichen, ihm einen Ehrenplatz in den Jahrbüchern der jüdischen Geschichte anzuweisen. Dieser Gedanke ist zwar nicht neu von ihm entdeckt worden; die Grundschrift des Judenthums betont ihn scharf genug. Bei den Propheten erscheint er als der Kern ihrer Verkündigungen. In der Geschichte hatte er sich bewährt, die europäischen und asiatischen Völker wurden durch das dem Judenthum erborgte Licht ihrer Finsterniß entrissen. Aber die gehäuften Leiden der Juden und die Knechtsgestalt des Judenthums hatten diesen Gedanken so vollständig in Vergessenheit gebracht, daß die eigenen Söhne keine Ahnung mehr davon hatten. Das Verdienst dessen, der diesen Gedanken gewissermaßen wieder entdeckt hat, ist daher nicht gering anzuschlagen.

Bernays' außergewöhnliche Begabung und urwüchsige Anschauung hatten die Aufmerksamkeit der jüdischen Kreise auf ihn gelenkt. Er hat zwar später die Vaterschaft des „Bibelschen Orients" abgeleugnet; aber wenn Bernays ihn nicht verfaßt haben sollte, so hätte er ihn verfassen können, es ist Fleisch von seinem Fleische oder Geist von seinem Geiste. —

Die Hamburger Gemeinde, welche eine Gegenkraft gegen den Tempelverein vermißte, wählte ihn in Folge seines Ruhms zu ihrem geistlichen Führer. Es war ein guter Griff und von nicht geringer Tragweite. Dem Kampfe, den die beiden berechtigten Principien mit einander führten: die Erhaltung des Judenthums in seiner Eigenart einerseits, und die Annäherung der Juden an die europäische Kultur andererseits, waren die Rabbinen alten Schlages nicht gewachsen. Ihre Waffen waren rostig und beschädigten die Vertheidiger mehr noch als

[1]) Das. Heft II. S. 4.

die Gegner. Junge Kräfte mußten dazu angeworben werden, welche, mit der Zeitbildung vertraut, sie zur Würdigung und Läuterung des Judenthums verwerthen konnten. Die Wahl Bernays' zur Besetzung des Hamburger Rabbinats (Nov. 1821) machte Aufsehen; er war der erste wissenschaftlich geschulte Rabbiner. Ein Zeichen der Zeit war es, daß er diesen Titel ablehnte und sich lieber Chacham (wie es unter den portugiesischen Juden üblich war) nennen ließ; die Unbeliebtheit des Namens Rabbiner sollte nicht ein Hinderniß für seine Thätigkeit sein. Treu seinem Widerwillen gegen Nachäfferei, vermied er die geistliche Mummerei, auf welche die Reformprediger auf der Kanzel in Tracht und Geberdenspiel so viel Werth legten. Bernays gab sich nicht als Seelsorger, sondern als Lehrer seiner Gemeinde aus. Er predigte auch, aber in Inhalt, Form und bis auf Aeußerlichkeiten grundverschieden von der Weise, welche die Jacobson'sche Schule eingeführt hatte. Seine Predigten waren natürlich in der ersten Zeit sehr besucht; die Neugierde hatte auch Viele von der Reformpartei herbeigezogen. Sie wurden zwar, vermöge seines eigenen Gedankenganges von der Menge nicht verstanden; aber denkende Zuhörer räumten ihm wenigstens Originalität ein, welche gegen die Flachheit der Tempelprediger abstach. Als Heine, der damals sich noch praktisch für das Judenthum interessirte, in Hamburg war, trieb es ihn, Bernays' Predigt anzuhören, um einen Vergleich anstellen zu können. Er verstand sich auf Gedankengehalt und Form, oder wie einer seiner damaligen Freunde von ihm sagte: „Unser Heine hat in einem Finger mehr Geist und Sinn, als alle aufgeklärten Betgemeinden (Minjanim) Hamburg's“ [1]. Das Urtheil des lyrischen Spötters war: „Bernays habe ich predigen gehört ... keiner von den Juden versteht ihn, er will nichts und wird auch nie eine andere Rolle spielen; aber er ist doch ein geistreicher Mann und hat mehr Spiritus in sich als Kley, Salomon, Auerbach I. und II.“ [2]. Heine gerieth wegen seiner scheinbaren Parteinahme für Bernays, weil er ihn über die Reformprediger stellte, in einen Streit mit dem rührigsten Mitgliede des Tempelvereins, das ihn deßwegen bei seinem Oheim anschwärzte [3]. Die Parteisache war zu einer kleinlichen Personenfrage herabgedrückt. —

[1] Bei Strodtmann, „Heinrich Heine's Leben und Werke“ B. I. S. 266.
[2] Heine's Brief an Moser vom Aug. 1823. Briefe B. I. S. 103.
[3] Strodtmann das. I. S. 298.

Bernays wußte sich durch geräuschloses Wirken nicht blos die Achtung der Gemeinde zu erhalten, sondern auch die der stockfrommen Juden auswärts zu gewinnen. Ihre argwöhnische Natur fand nichts an dem religiösen Thun und Lassen des Chacham auszusetzen. Dadurch erlangten die von ihm eingeführten Veränderungen, im eigentlichen Sinne doch Reformen, auch in frommen Gemeinden Beifall und Nachahmung. Mehr noch wirkte er durch seine tiefeingehende und geistvolle Belehrung für Erwachsene, denen er die damals wenig bekannten, gehaltvollen jüdischen Literaturschätze zugänglich machte. Dadurch hat er seinen Jüngern freudige Anhänglichkeit an das Judenthum eingeflößt. Von Schriftstellerei war er, wie schon gesagt, kein Freund. Wenn sein Muth mit seinem Wissen und Gedankenreichthum gleichen Schritt gehalten hätte, so würde seine Thätigkeit mehr Spuren in der neuen jüdischen Geschichte hinterlassen haben.

Nach einer andern Seite wirkte eben so wohlthätig und erhebend eine ganz anders geartete Persönlichkeit, ursprünglich ein Jünger der Jacobson'schen Schule, der aber durch Milderung der Schroffheiten die mißliebige Läuterung des Gottesdienstes beliebt machte und die rechte Norm dafür fand. Isaak Noa Mannheimer (geb. Kopenhagen 1793, st. Wien 1864 [1]) könnte man die verkörperte Veredlung der Juden nennen. Er war ein ganzer Mann. In ihm war der kernhafte Gehalt des Urjüdischen mit der ansprechenden Form europäischer Cultur harmonisch geeint, wie er denn überhaupt eine harmonische Natur war. Inneres und Aeußeres, Gemüth und Witz, Begeisterung und Klugheit, ideales Leben und praktische Sicherheit, poetische Anlage und nüchterner Sinn, kindliche Milde und treffender Spott, sprudelnde Beredtsamkeit und ernstliche Thätigkeit, Liebe für das Judenthum und Vorliebe für Neugestaltung waren in seinem Wesen im schönsten Einklange. Diese scharfkantigen Eigenschaften, verbunden mit Seelenadel und Uneigennützigkeit, die an Selbstlosigkeit streiften, mit Hingebung an die gewonnene Ueberzeugung, Gewissenhaftigkeit innerhalb und außerhalb seiner Amtspflichten, mit Zartgefühl, feinem Takt, Widerwillen gegen das Gemeine und Nachsicht gegen die Gemeinen, diese Eigenschaften nahmen auf den ersten Blick für ihn ein, fesselten die Edlen, flößten selbst den Unedlen

[1]) Ueber Mannheimer und Wien s. G. Wolf, Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde Wien, 1861: J. N. Mannheimer, eine biographische Skizze, das. 1863 und andere Schriften.

eine Ehrerbietung für ihn ein und erleichterten dadurch seine Wirksamkeit. Geboren und erzogen unter der milden dänischen Regierung, welche frühzeitig den Juden die Gleichstellung einräumte und sie nicht mehr zurücknahm oder beschränkte, lernte Mannheimer von seiner Kindheit an, sein Haupt hochzutragen und auch in dem Lande furchtlos seine Glaubensgenossen und seine Ueberzeugung zu vertreten, wo der knechtische Sinn des Bürger- und Bauernstandes und noch mehr der Juden lange Zeit heimisch war. Er besaß zwar keine originellen Gedanken und keine tiefe Vertrautheit mit dem Umfange des jüdischen Schriftthums; aber er hatte Verständniß und Empfänglichkeit für ureigene Ueberzeugungen, die er hegte und nicht als einen todten Schatz in sich vergrub, sondern rührig zu verwirklichen strebte. Diesen Mann der That und des Wortes stellte die geschichtliche Fügung auf einen Posten, wo seine kernhafte Natur und Eigenart am wirksamsten eingreifen und weite Kreise veredeln konnten. Hinterher muß jeder, der die österreichischen Zustände von damals und den Aufschwung der österreichischen Juden von heute kennt, sich sagen: Mannheimer war für die österreichische Hauptstadt, an der Grenze der halbbarbarischen Länder, so recht vorher bestimmt, um die dortigen Juden aus der sittlichen Gesunkenheit zu heben, in die sie Joseph II. Aufklärungstyrannei nicht minder als die Judenfeindlichkeit seiner Mutter gestürzt hatten, und die Schäden wieder auszubessern, welche die Herz Homburg, die Peter Beer und die ganze Schaar der sogenannten „Normallehrer" und officiellen Religionslehrer angerichtet hatten.

Ein Häuptling, welcher mit einer Schaar halbwilder Menschen, inmitten der widerwärtigsten Kämpfe und Gefahren eine Colonie gründet, sie veredelt und zu einem musterhaften Gemeinwesen umbildet, hat kein größeres Verdienst, als sich Mannheimer um die Gründung der Wiener Gemeinde erworben hat. Das Feldlager Metternich's und Franz I., obwohl diese auf dem Wiener Congresse den Juden völlige Gleichstellung verheißen hatten, duldete sie eigentlich nicht in seinem Gebiete; nur ausnahmsweise wurden einige reiche Familien mit ihren Anhängseln unter den wunderlichsten Titeln tolerirt. Diese Tolerirten waren aus den verschiedensten Ländern eingewandert und hatten keinen urwüchsigen Zusammenhang unter einander, kein Gemeinderecht, durften keine Synagoge besitzen, keinen Rabbiner anstellen, kurz, gesetzlich war ihnen als Religionsgenossenschaft

so gut wie Alles verboten. Nichts desto weniger empfanden einige abenteuerliche Glieder ein Gelüste, einen deutschen Gottesdienst nach dem Muster des Hamburger Tempels einzuführen, und wurden darin von der Regierung das eine Mal ermuthigt, das andere Mal entmuthigt. Während diese Wiener Aufgeklärten auf vielen Umwegen den Bau eines Tempels unternahmen, erwarben sie Mannheimer zum Prediger desselben (seit Juni 1825), waren aber genöthigt, ihm, unter Umgehung der beschränkenden Gesetze, einen dem Klange nach niedrigen Titel zum Zwecke des Heimathsrechts für ihn in Wien zu verschaffen.

Obwohl Mannheimer mit den grundsätzlichen Zertrümmerern des alten Judenthums, mit David Friedländer, Jacobson und dem jungen Stürmern befreundet war, und in den Reformsynagogen in Berlin, Hamburg und Leipzig zeitweise gepredigt hatte, so hatte er sich doch nicht an diese Richtung so hingegeben, um ihre Grundfehler nicht zu erkennen. Sein erstes Wort in seinem neuen Wirkungskreise wie sein letztes war: Keine Spaltung in der Judenheit hervorzurufen, keine Sektirerei zu fördern, die Altfrommen nicht durch kühne Sprünge zu verletzen und abzustoßen, sie vielmehr für die neuen Formen allmälig zu gewinnen. In diesem Sinne setzte er eine gemäßigte Tempelordnung gegen den Mann durch, der ihn zu seinem Amte gefördert hat (Lazar Michael Biedermann). Nur die häßlichen Auswüchse entfernte Mannheimer aus dem neuen Gotteshause, machte es würdevoll, belebte es durch sein ausdrucksvolles Wort, behielt aber die hebräische Sprache, das starke Bindemittel, bei und gab zum Leidwesen seiner ehemaligen Reformgenossen, Orgel und deutsche Lieder preis. Mehr noch als Isaak Bernays hat Isaak Mannheimer die Versöhnung des Alten mit dem Neuen durchgeführt.

Auch in seiner Kanzelberedtsamkeit, die von jüdischen und christlichen Sachkundigen als höchst bedeutend anerkannt war, zeigte sich diese harmonische Verschmelzung der beiden scheinbar feindlichen Elemente. Mannheimer hatte in der jüdischen Literatur einen edlen Schatz entdeckt und reichlich ausgebeutet. In der talmudisch-agadischen Literatur, einer reichen Fundgrube von Kernsprüchen, Parabeln, Gnomen, beziehungsreichen Wendungen und witzreichen Anspielungen, machte er sich heimisch, suchte die Goldkörner aus, oder richtiger, wußte dem Unscheinbarsten darin eine gefällige Seite abzugewinnen, es als bedeutend heraustreten zu lassen, und

machte dergestalt Aussprüche der alten Agadisten zu Dolmetschern neuer Anschauungen und Gedanken. Seine Predigtweise, worin er Gotthold Salomon weit übertraf, erhielt durch Benutzung der agadischen Elemente einen eignen Schliff und übte eine starke Anziehung auf die frommen Juden und auf das heranwachsende Geschlecht aus. Auch portugiesische (fränkische) Juden, welche aus der Türkei sich in Wien angesiedelt hatten, hörten gern den lebhaften und geistvollen Prediger. In Mannheimer wie in dem neuen Tempel in Wien (eingeweiht April 1826) umarmte sich Morgen- und Abendland. Als wären der Wiener Tempel und die Gemeinde von Anfang an dazu bestimmt gewesen, das Versöhnungswerk zwischen den alten und neuen Formen zu vollziehen, hatte sich für dieselben ein Sangkünstler gefunden, der mit seinen reichen Stimmmitteln den hebräischen Gebeten einen fast zauberhaften Ausdruck verlieh und den alten verschnörkelten Synagogengesang in seelenschmelzende Melodien umschuf. Diese Melodien machten die betäubenden Orgeltöne überflüssig und ließen sie als störend erkennen. In den sanften und schwellenden Chorälen und Solopartien des Wiener Tempels zeigte sich wie in Mannheimer's Predigten, daß das alt Ueberkommene nicht so unbrauchbar sei, wie es die Reformstürmer verlästerten, vielmehr nur einer Läuterung bedürfe, um verjüngungsfähig zu werden und Eindruck zu machen. Kanzel und Chor, gleichgestimmt, erzeugten daher eine eigene Stimmung in der anwachsenden Wiener Gemeinde, deren Grundton Liebe zum angestammten Judenthume war, zugleich das jüdische Alterthum mit Ehrfurcht zu betrachten und dem Bedürfniß der neuen Zeit zu genügen. Mannheimer's Persönlichkeit gab dieser Stimmung vollen Nachdruck. Auf der Kanzel wie in seiner Häuslichkeit und im Weltverkehr erschien er nicht als Seelsorger, Geistlicher, Priester, — er war ein Todfeind des salbungvollen, himmelnden Wesens — sondern bethätigte sich als seelenmilder Vater, Freund, Berather und Helfer. Da er es nicht an Tadel fehlen ließ, um die alten Unarten und die neuen Untugenden von ihrer schädlichen Seite zu zeigen, so erzog er sich durch Wort und Beispiel eine Gemeinde, welche wahrhaft Muster geworden ist, in welcher jedes Glied vor Allem bestrebt ist, Frieden zu erhalten und Spaltungen im Keim zu ersticken.

In Wien verwandelte sich zuerst die Selbstverachtung der europäisch gestimmten Juden in Selbstachtung (trotz des politischen Druckes, der

sich bis zum Revolutionsjahr erhielt). Der Widerwille der polnisch verwilderten Juden gegen Gesittung verlor sich allmälig und machte einer Neigung zur Selbstveredelung Platz. Die Wiener Gemeinde erlangte dadurch, wie es scheint, eine geschichtliche Bedeutung. Der Ton, der von Kanzel und Chor erscholl und in den Gemüthern der Gemeindeglieder nachklang, erweckte einen mächtigen Wiederhall in nahen und entfernten österreichischen Gemeinden. Pest, Prag und kleinere Gemeinden in Ungarn und Böhmen folgten dem von Wien gegebenen Anstoß durch die versöhnliche Art, wie hier der „geregelte Gottesdienst“ auftrat. Bis nach Galizien wirkte die von Wien gegebene Anregung. Nach und nach fand die Wahl des Chacham Bernays für die Hamburger Gemeinde und Mannheimer's Thätigkeit für die gottesdienstliche Ordnung in der Wiener Synagoge auch in deutschen Gemeinden Nachahmung. Gebildete Rabbiner wurden vorgezogen, und diese gaben den Synagogen ihre langvermißte Würde wieder. Die deutsche Judenheit machte ihren Einfluß wiederum auf Frankreich und Italien geltend. Die französisch-jüdischen Consistorien, welche die günstige Zeit von Frankreich's Uebergewicht versäumt hatten, mußten empfangen, weil sie sich nicht zur Selbstthat erhoben hatten, um spenden zu können. Italien, wenigstens die Gemeinden, die zu Oesterreich gehörten, folgten ebenfalls der von Deutschland ausgegangenen Anregung, obwohl hier von jeher von der Kanzel in der Landessprache oder spanisch gesprochen wurde, und der Gottesdienst äußerlich nicht den Charakter der Verwilderung an sich trug. In Italien verdarb übrigens Manches ein Mann, der es sehr gut meinte, Isaak Samuel Reggio in Görz (geb. 1784, st. 1855), durch seine Schrullen und Flachheit. Er hat durch die Art seines Auftretens die Erhebung der israelitischen Gemeinden zum Selbstgefühl und zur Erkenntniß eher gehindert als gefördert. Reggio schrieb viel und in einem nicht unschönen hebräischen Style; aber er verflachte Alles, was er in die Hand nahm.

Wie viel selbst bedeutende Persönlichkeiten durch Verschrobenheit oder nebelhafte Verschwommenheit schaden oder wenigstens ihre eigene Bestrebung vereiteln können, zeigte sich an einem beredten Beispiel in Berlin, wo der Gegensatz zu den Erfolgen in Wien recht auffallend erscheint. Zur Zeit, als der gelehrte deutsche Pöbel Steine mit Hep-Hep-Gebrüll auf die Juden schleuderte, traten drei jüdische junge Männer zusammen, um eine Art Verschwörung gegen den unver-

besserlichen christlichen Staat anzuzetteln, alle drei von ernstem, idealem Streben erfüllt. Sie dachten reiflich über die Mittel nach, die ergriffen werden müßten, um den tiefgewurzelten Judenhaß der Deutschen zu vertilgen. Diese drei waren: eine in Forschung ergraute, jetzt noch lebende Persönlichkeit, ferner der Fahnenträger und Apostel der Hegel'schen Philosophie und Stürmer der alten Juristerei, Eduard Gans (st. 1839), und endlich ein Buchhalter, der in der Bücherwelt lebte, Moses Moser, Heine's vertrautester Freund, den dieser „die Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, den Epilog von Nathan den Weisen" nannte. Sie vereinigten sich (27. Nov. 1819) zu dem Zwecke, einen Verein „für Cultur und Wissenschaft der Juden" zu gründen [1]). Gans, eine quecksilberne Natur, der einen Revolutionsführer hätte abgeben können, wenn es gälte, Gleichgesinnte anzuwerben, eine Fahne aufzupflanzen, Rollen zu vertheilen, feurige Reden zu halten, Gans war der Führer derselben. Diesen drei jungen Männern schlossen sich zwei Gleichgesinnte an, welche für Wissenschaft, Freiheit und Idealismus schwärmten, Immanuel Wahlwill (früher Wolf genannt) und der körperlich kleine, aber geistig bedeutende Ludwig Markus, den Heine zugleich gehänselt und verherrlicht hat [2]). Auch die beiden versteinerten Mendelssohnianer, Ben-David und David Friedländer, traten dem Vereine bei. Jacobson fehlte nicht, wo es galt, mitzurathen und mitzuthaten. Im Ganzen zählte der Verein in Berlin etwa 50 Mitglieder, in Hamburg aus Mitgliedern des Tempelvereins etwa 20 und noch hier und da einige Theilnehmer. Wie schon erzählt, trat ihm auch Heine später bei und machte für ihn Propaganda.

Die erste Ordensbedingung der Gründer war, treu bei dem Judenthume auszuharren, den Verlockungen der Kirche tapfer zu widerstehen und so dem jungen Geschlechte ein leuchtendes Beispiel von Standhaftigkeit und Selbständigkeit zu geben. Wäre der Verein diesem Programme treu geblieben, so hätte er, da die meisten Mitglieder auf der Höhe der Zeitbildung standen und geistvoll waren, schon durch diese Thatsache segensreich für das Judenthum wirken können. Aber er ging von einer falschen Voraussetzung aus,

[1]) Die ersten Quellen für die Entstehung und Thätigkeit des Culturvereins hat Strodtmann in „Heine's Leben und Werke" I. S. 245 fg. aus wenig zugänglichen Schriften und Privatmittheilungen zusammengestellt.

[2]) Heine, Ges. Schr. XIV. S. 183 fg.

steckte sich zu ausgedehnte Ziele und vergriff sich in den Mitteln. Es fehlte dem Vereine ein praktischer Kopf. Die falsche Voraussetzung war, daß, wenn die Juden sich gediegene Bildung aneignen, sich auf Künste und Wissenschaften verlegen, statt des Handels Ackerbau und Handwerke treiben würden, würde der deutsche Judenhaß mit einem Schlage schwinden, die Söhne Teut's würden die Söhne Jakob's brüderlich umarmen, und der Staat würde ihnen die Gleichstellung nicht versagen. Darum wollte der Verein — es klingt komisch, was er Alles wollte! — Schulen, Seminarien und sogar Akademien für die Juden gründen, Gewerbe, Künste, Ackerbau und wissenschaftliche Leistungen befördern, die Juden sogar zu einem feinen Gesellschaftston erziehen[1]. Aus den Akademien wurde aber nur eine Art Privatschule, worin die gebildeten Mitglieder des Vereins armen Jünglingen, die noch immer aus der Fremde, namentlich aus Polen nach Berlin zugewandert kamen, Talmudjünger, die den Folianten entlaufen waren, um „Weisheit" zu lernen, Unterricht ertheilten oder sie unterrichten ließen. Bald genug gewahrten die Stifter des Vereins, daß sie Luftschlösser gebaut hatten, und daß der Culturverein eben wegen seines chimärischen Charakters keinen Anklang fand. Sie stimmten daher den hohen Ton herab und wollten sich auf Anregung beschränken und namentlich die Wissenschaft des Judenthums fördern, was allerdings ein sehr lobenswerthes Unternehmen und ein dringendes Bedürfniß war. Sie beschlossen daher, unter einander wissenschaftliche Vorträge zu halten und eine Zeitschrift für die „Wissenschaft des Judenthums" zu gründen. Aber die Führer selbst wußten nicht recht, was darunter zu verstehen sei, was sie anbauen und befruchten sollten.

Hegel, der tiefe Denker und große Sophist, der Hof- und Kirchen-Philosoph, hatte die für Wahrheit erglühenden jungen Juden in das Labyrinth seines Formelwesens eingeführt und sie halb wirre und irre gemacht. Die durch tiefe Beobachtung gewonnene Theorie, daß sich in der Erscheinungswelt dieselben Processe wiederholen, welche in dem menschlichen Geiste vorgehen, wendete er auf die Natur, Rechtswissenschaft, Kunst, Staatsbildung, Religionsentwickelung und die Geschichte überhaupt an. Aber den Verlauf der Geschichte legte sich Hegel mit Klügelei und Willkür zurecht und

[1]) Einleitung zu den Statuten des Culturvereins, Januar 1822.

ging dabei, noch weiter als Fichte, man weiß nicht, von ehrlichen oder geheuchelten Voraussetzungen aus, daß das Christenthum die Blüthe aller Religionen, und Deutschland, besonders Preußen, das Muster aller Staaten sei und den Abschluß der Weltgeschichte bilde. Das freie und glückliche England stände weit, weit hinter Deutschland zurück. Die Weltgeschichte sei die Entwickelung des Begriffes der Freiheit; aber die Freiheit verlange, daß sich alle Individuen dem Staatswillen, d. h. dem Machtgebot der Fürsten und ihrer Creaturen, unterwürfen. Ueber das Judenthum und die großen Züge seiner Geschichte hatte Hegel einige abgerissene Gedanken aufgestellt, die meistens sehr albern klingen. Die jüdische Geschichte behandelte er wunderlicher Weise nur als Anhängsel zu Persien. Im Judenthum sei zwar das Bewußtsein vom „Geiste" aufgegangen, welcher der Natur gegenüberstehe; aber dieser Geist sei auch als geistlos gesetzt. Die Gedanken von Sittlichkeit und Recht seien zwar zuerst im Judenthum aufgeblüht; aber der einzelne Mensch (das Subjekt) habe im Judenthum (das doch zuerst die Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen betont hat!) keine Freiheit für sich, komme nie zum Bewußtsein seiner Selbständigkeit. Daher finde sich bei dem Juden nicht der Glaube an Unsterblichkeit der Seele. Nur die Familie habe da große Bedeutung, aber der Staat bleibe der Gesetzgebung fern[1]. „Der Tempel Zion ist zerstört, das Gott dienende Volk ist zerstäubt und auf den Standpunkt des Schmerzes der menschlichen Natur zurückgeworfen. Die jüdische Empfindung bildet das Verneinte in sich selbst, weshalb sie wesentlich in sich den unendlichen Schmerz empfindet"[2]. Es ist das alte Leierlied, daß das Judenthum sich nach Versöhnung sehne und sie nicht finden könne. In dem Christenthum habe sich diese Versöhnung vollzogen; hier sei die Gebrochenheit und Entzweiung von Natur und Geist geheilt: „Es erschien ein Mensch, der Gott ist, und ein Gott, der Mensch ist." — „Diese Einheit darf nicht so aufgefaßt werden, als ob Gott nur Mensch und der Mensch ebenso Gott sei, sondern der Mensch ist nur in so fern Gott, als er die Natürlichkeit und Endlichkeit seines Geistes aufhebt und sich zu Gott erhebt"[3]. Ein vernünftiger Knabe muß gegenwärtig über diese hohle Weisheit kichern, wie Hegel sich die

[1]) Hegel, Philosophie der Geschichte S. 201.
[2]) Das. S. 334.
[3]) Das. S. 330, 335.

Weltgeschichte zurecht legte, und mit welchem Ernst er Gedankenseifenblasen bildete. Heine hat sie daher bei reiferem Bewußtsein weidlich ausgelacht.

Das junge Israel, die Stifter des Culturvereins, lauschte aber Anfangs auf die Aussprüche dieses philosophischen Seiltänzers, als wären sie Orakel, nicht bloß seine Schleppenträger Gans und Wahlwill, sondern auch der Buchhalter Moser, der kleine Marcus, fast Alle. Sie lallten ihm nach: Das Judenthum sei die Religion des Geistes, die den Geist aufgegeben, und das Christenthum habe die ganze alte Geschichte verschlungen, um sie erneuert und veredelt aus sich zu setzen. Sie gewöhnten sich auch an, wie ihr Meister, auf Stelzen zu gehen. Die einfachsten Gedanken gaben sie in verschnörkelten Formen wieder, als wollten sie nicht verstanden werden. Woher sollte ihnen auch das Herz für das Judenthum kommen? Eduard Gans sprach allerdings stets von dem „ungestillten Judenschmerz", dachte aber dabei an sich, daß er in Preußen keine Anstellung fand. Was sollte das Ziel der Wissenschaft des Judenthums sein, die der Culturverein fördern wollte? Gans sprach es in so hohlen Phrasen, in hegelianischem Kauderwelsch so barock aus, daß man daraus erkennt, er selbst, der Fahnenträger, wußte nicht, wofür die Schaar der ihm Folgenden eintreten sollte: „Die Juden können weder untergehen, noch kann sich das Judenthum auflösen. Aber in der großen Bewegung des Ganzen soll es untergegangen scheinen und dennoch fortleben, wie der Strom fortlebt in dem Ocean" ... Sie wollten die Scheidewand einreißen helfen, die den Juden vom Christen und die jüdische Welt von der europäischen getrennt hat. Sie wollten jeder schroffen Besonderheit ihre Richtung gegen das Allgemeine anweisen. Sie wollten, was Jahrtausende neben einander einherging, ohne sich zu berühren, versöhnt in einander verschmelzen ... „Keine Feuersäule giebt es jetzt mehr in Israel bei Nacht, aber Wolken in Menge am Tage. Zerstreuen wir diese Wolken ... Wir huldigen dem reinsten Gedanken, ohne die Mittel, ihn zu entehren. Auf denn! Alle, die die hundertfache Fessel und ihre Einschnitte nicht zu Gefesselten machen konnten, auf, die Ihr Wissenschaft und Liebe zu den Seinen und Wohlwollen über Alles setzt, auf! und schließt Euch an diesen edlen Verein, und ich sehe in der festen Verbrüderung solcher Guten die messianische Zeit herangebrochen, von der die Propheten sprachen, und die nur des Geschlechts jederzeitige Verderbtheit

zur Fabel gemacht!" Viel Qualm und kein Lichtfunke! Das junge Israel wußte nicht, was das Judenthum, welches in die Weltgeschichte so tief eingegriffen und sie mit umgestaltet hat, zu bedeuten hat. Seine prahlerische Weisheit war Verblendung.

Von der Verschwommenheit und Nebelhaftigkeit des Zieles legten die Hefte „Zeitschrift" des Culturvereins Zeugniß ab [1]). Die darin enthaltenen Artikel enthalten zumeist unverdauliches Hegelianisches Kauderwelsch oder Gelehrtenkram, der nur für einen sehr, sehr kleinen Kreis als Handlangerarbeit einigen Nutzen hat. Lesenswerth ist allenfalls darin Gans' Abhandlung „Gesetzgebung über die Juden in Rom" und einige Grundrisse zur Geschichte des jüdischen Schriftthums (Literaturgeschichte [2]). Heine, der kein Blatt vor den Mund nahm, erklärte es auch dem Leiter der Zeitschrift rund heraus: „der größte Theil (der Zeitschrift) ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form". „Wüßte ich zufällig nicht, was Marcus und Gans wollen, so würde ich gar nichts von ihnen verstehen ... Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern auf Cultur des Styles. Ohne diese kann die andere Cultur nicht gedeihen" [3]). Und mit diesem Krimskrams wollte der Verein nicht bloß die Juden, sondern auch das Judenthum veredeln und war ungehalten darüber, daß die Ersteren von seinen Bestrebungen keine Kenntniß nahmen. Gans klagte in einem Rechenschaftsbericht, daß die Stifter nicht verstanden würden: „Und wenn ich auch zugeben will, daß der Gedanke des Vereins, eben weil er ein Gedanke ist, sich nicht dazu eignet, von der Menge begriffen zu werden, die nur das Gedankenlose faßt, so möchte ich abermals fragen: „„Haben die, so sich die Besseren und Tüchtigeren nennen, thätige Beweise ihres Verständnisses gegeben""? Wie Gans aber diesen so hochangeschlagenen „Gedanken" des Vereins klar machen wollte, verfiel er wieder in Nebelhaftigkeit. Die Aufgabe des Judenthums sei, es zum Bewußtsein zu bringen, die jüdische Welt sich selbst vorstellig zu machen. Was er den Juden im Allgemeinen zum Vorwurf machte, das war ganz besonders vom Cultur-Verein wahr: „Die Begeisterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältnisse ist geschwunden, aber es ist keine neue Begeisterung hereingebrochen, es hat sich kein neues Verhältniß erbaut. Es ist

[1]) Die Zeitschrift erschien zuerst Juni 1823.

[2]) Zunz, Raschi und Grundlinien zu einer künftigen Statistik der Juden.

[3]) Heine's Briefe I. S. 98.

bei jener verneinenden Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Schmähung des Vorgefundenen bestand, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, einen andern Inhalt zu geben."

Dieses Wunder vermochte der Culturverein am allerwenigsten zu vollbringen, weil er die dreifache Gottesstimme, welche zu ihm aus der jüdischen Geschichte, aus der jüdischen Lehre in ihrer Ursprünglichkeit und aus dem Diamantkern des jüdischen Volkes sprach, nicht vernahm. Er umarmte eine Wolke statt einer Göttin, und weil sie ihn unangenehm durchnäßte, statt ihn zu entzücken, wurde er mürrisch, bitter, zänkisch, beschwerte sich über alle Welt und erging sich in weltschmerzliche Elegien. Zunächst goß Gans, sein Hauptträger, die Galle seines Unmuths über die Reichen in Israel aus, weil diese keine Theilnahme für seine weltbewegenden Träume gezeigt hatten. Gans berichtete in der Zeitschrift schwärmerisch von der Verfügung des Kaisers Alexander von Rußland, welche die Gemeindevorstände (Kahals) aufhob[1]) und dafür die gewissenhafte Verwaltung russischer Beamten setzte! Gans brach in Freude darüber aus und knüpfte daran hochtrabende Betrachtungen: Die Rabbinen hätten im Mittelalter dasselbe starre Prinzip wie die Kirche vertreten, denen gegenüber die jüdischen Reichen, das Geld, den jüdischen Adel gebildet und sich an die Spitze gestellt hätten. „Viel verderblicher und erschlaffender als der seichteste und roheste Rabbinismus ist die Herrschaft des Geldes, weil jener nur unwissend macht, dieses aber niedrig, und es wäre zu wünschen, daß die Sinnigkeit, mit der hier ein geistreicher Fürst eine bisher wenig beachtete Quelle der Unbildung verstopft, auch im deutschen Vaterlande Nachahmung und ein genaueres Beachten der jüdischen Gemeindeverfassung nach sich zöge" [2]). Die hohe Tugend, welche die Juden ziert, und welche die jüdischen Reichen stets so opferwillig ausüben, die Barmherzigkeit, die aus der eigenen Mitte, bei beschränkten Mitteln, Armenhäuser, Siechhäuser, Wohlthätigkeitsanstalten aller Art geschaffen hat, verlachten Gans und seine Gesellschaft. „Die Mitleidigkeit ist die Tugend, zu deren Fahnen sie (die Reichen) geschworen haben, weil es die sinnliche Tugend ist; wo man sie angreift, ist es diese Tugend, die sich in's Mittel legen muß, und wenn man ihnen vorwirft, daß sie keine öffentlichen Schulen

[1]) Ukas vom Januar 1822. Zeitschrift des Culturvereins S. 533, Warschauer Zeitung 1822 No. 28.

[2]) Zeitschrift Ende.

und keine Verdienste um geistige Bildung haben, so ist es das öffentliche Lazareth, welches die Vertheidigung übernehmen soll"[1]). — Auch ein anderer Stifter des Vereins spöttelte in demselben Sinne. „Alles ist Brei von Beten, Mark Banco und Rachmones (Mildthätigkeitssinn) nebst Brocken von Aufklärung und Chilluk (talmudische Dialektik)"[2]).

In ihrem Unmuthe über das Fehlschlagen ihrer nebelhaften Pläne griffen die Träger des Kulturvereins sagar den Hamburger Tempelverein, ihren Verbündeten, an: „Dahin ist es gekommen", sprach sich der noch lebende Mitstifter unmuthig aus, „an eine Judenreformation ist nimmer mehr zu glauben; der Stein muß auf dieses Gespenst geworfen und deshalb verscheucht werden. Die guten Juden, das sind Asiaten oder die (ihnen unbewußt) Christen ... Die Juden und das Judenthum, das wir wieder aufbauen wollten, ist zerrissen und die Beute der Barbaren, Narren, Geldwechsler und Parnaßim (Gemeindevorsteher)"[3]). — Moser machte ebenfalls seinem Zorne durch Geringschätzung des Reform-Vereins Luft: „Die Hamburger täuschen sich gewaltig, wenn sie ihren Tempelbestrebungen eine universelle Bedeutung beilegen; aber es ist eine Täuschung, die man ihnen lassen kann. Was brauchen sie zu wissen, daß sie selbst im Uebergange sind" ... „In ausgestopften Rabbinen in zoologischen Museen wäre noch mehr Judenthum zu finden, als in den lebenden Tempelpredigern"[4]).

Der Verdruß der Gründer des Culturvereins war groß Die Theilnahme dafür nahm eher ab, als zu. Die Zeitschrift in ihrer wunderlichen Thurmbausprache fand keine Leser, Geldbeiträge fehlten, ja die eigenen Mitglieder wurden fahnenflüchtig und traten trotz des stillen Eides zum Christenthum über (Daniel Leßmann, Kirschbaum und manche Andere). Eduard Gans dachte selbst im Stillen daran, sich durch das Taufwasser auf das Katheder heben zu lassen. Die Zerfahrenheit unter den deutschen Juden, der wegwerfende Ton, mit dem die Söhne des Judenthums über dasselbe sprachen, die vielen Beispiele von Judentaufen — so z. B. sind bis 1823 in Berlin 1236, die Hälfte der Gemeinde, und auswärts in Preußen

[1]) Dritter Bericht des Culturvereins vom Jahre 1823.

[2]) Bei Strodtmann a. a. O. I. S. 275.

[3]) Das. S. 274.

[4]) Das. S. 238, 277.

1382 vorgekommen [1]) — und der stockkirchliche Sinn des preußischen Hofes ließen in Berlin eine Gesellschaft „zur Beförderung des Christenthums unter den Juden" entstehen, welche die Hoffnung hegte, sämmtliche Juden in die Kirche eintreten zu sehen. Rühs' Ermahnungen fanden eine Stätte. Um diese Hoffnungen zu verwirklichen, legte die preußische Regierung den Juden allerlei Hindernisse in den Weg. Veredlung des Gottesdienstes, die sie Neuerung und Ketzerei nannte, durfte nicht vorgenommen werden — als wenn es ihr zukäme, über die Rechtgläubigkeit unter den Juden zu wachen. Anstellung begabter Juden zu Lehrfächern wurde streng abgewiesen. Vergebens hatte sich der Minister Hardenberg für Gans verwendet, ihn zum Katheder für die historische Rechtswissenschaft, worin er Meisterschaft bekundete, zu befördern. Gans faßte daher, während er noch im Culturverein lange Reden hielt, die Möglichkeit in's Auge, sich taufen zu lassen [2]). Der auf diese Weise in Auflösung übergehende Verein starb zuletzt still, unbeweint und unbeachtet. Es war sehr klug von einem der Hauptträger gerathen, eine geräuschvolle Auflösung desselben zu hintertreiben; es wäre als Eitelkeit ausgelegt worden und hätte an die Fabel des berstenden Frosches erinnert und einen lächerlichen Eindruck gemacht [3]). Der Fahnenträger und Hauptwühler des Vereins, Gans, der bemittelt genug war, seinem Gelübde treu bleiben zu können, vermehrte das Christenthum um einen Zweifler und Ungläubigen mehr. Darum war Heine so entrüstet über ihn und konnte es ihm, obwohl selbst getauft, zwei Jahrzehnde später, noch über das Grab hinaus, nicht verzeihen: „Gans' Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daß der Kapitän immer der letzte sei, der das Schiff verläßt, wenn dasselbe scheitert. Gans aber rettete sich zuerst [4])."

[1]) Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg S. 132 Note 2. Die Gesellschaft zur Beförderung der Bekehrung unter den Juden erhielt die königl. Bestätigung 9. Febr. 1822.

[2]) Heine sagte es bestimmt voraus, daß Gans sich taufen lassen würde, er muß also an ihm die Inclination wahrgenommen haben. B. an Moser I S. 231. „Ich sehe mit Spannung Gans' Rückkunft entgegen. Er wird als Christ im wässrigen Sinne des Wortes von Paris zurückkehren. Ich fürchte, Zucker-Cohn wird sein „Karl Sand".

[3]) Bei Strodtmann a. a. O. S. 275.

[4]) Heine, Denkwort an L. Marcus 1844, Ges. Schr. B. XIV. S. 192.

Moser, der zweite des Triumvirats des Culturvereins, blieb zwar standhafter, aber er verzweifelte an der Möglichkeit der Rettung des Judenthums und verkündete die Massentaufen der Juden. „Die Juden, die Juden!“ rief er in tragischem Schmerze aus. „Es macht mich traurig, an sie zu denken. Es giebt keinen bittereren Kampf der Liebe und des Hasses in einer und derselben Sache, als diesen. Ich sehe aber die nahende Nothwendigkeit, daß ihre Besseren als erklärte Apostel des Christenthums das Werk werden vollenden müssen ... Der Verein hat es versucht, den harten Uebergang in die Sphäre des freien Bewußtseins zu ziehen; aber er wurde nicht verstanden, noch viel weniger unterstützt ... Was wir in Wahrheit gewollt haben, wollen wir auch noch jetzt und könnten wir wollen, wenn wir alle getauft wären ... das Judenthum hört nothwendig da auf, wo das Volk anfängt, sein Bewußtsein von sich als Gottesvolk zu verlieren und zu vergessen“ [1]). Er wußte nicht, daß die Verzweiflungsklage über die Erstorbenheit der Juden, die er an den Ufern der Spree erhob, die Moser an den Ufern des Euphrat schon einmal vor beinahe drei und zwanzig Jahrhunderten fast mit denselben Worten ausgestoßen hatten: „Das Haus Israel spricht: vertrocknet sind unsere Gebeine, aufgegeben ist unsere Hoffnung, wir sind dahin“ [2]). Aber ein unsterbliches Volk stirbt eben nicht, wenn ihm auch kurzsichtige und verzweifelte Schwarzseher den Todtenschein ausstellen. Der Dritte im Triumvirate des Culturvereins war der stärkste. Er harrte allein treu aus. Er zweifelte zwar auch, aber verzweifelte nicht an der Besserung. Er deutete an, womit die Heilung oder die Vollendung der Verjüngung beginnen müsse. „Was allein aus diesem Mabul (Sündfluth) unvergänglich auftaucht, das ist die Wissenschaft des Judenthums; denn sie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang sich kein Finger für sie regte. Ich gestehe, daß nächst der Ergebung in das Gericht Gottes, die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft mein Trost und Hülfe ist. Auf mich selbst sollen jene Stürme und Erfahrungen keinen Einfluß haben, die mich mit mir selbst in Zwiespalt bringen könnten. Ich habe gethan, was ich zu thun für meine Pflicht hielt. Weil ich gesehen, daß ich in der Wüste predigte, habe ich aufgehört, zu predigen, doch nicht um

[1]) Strodtmann das. I. S. 283.

[2]) Ezekiel 37, 11.

dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden. Nichts bleibt den Mitgliedern, als, treu sich selbst, in ihren beschränkten Kreisen zu wirken und Gott das Weitere zu überlassen"[1]).

Und wenn der Culturverein, der so hochstrebend begann und so kläglich endete, auch nur dieses Eine erwirkt hätte, die Liebe zur Wissenschaft des Judenthums zu erwecken, so ist sein Träumen und Treiben doch nicht vergeblich gewesen. In der Geschichte geht kein Körnchen zu Grunde. Freilich in dem von den Friedländer und Jacobson's versandeten Berliner Boden konnte es nicht aufsprießen. Als wenn ein Fluch darauf lastete, konnte in dem Orte, wo Mendelssohn so zukunftsverheißend begann, seit seinem Tode nichts für die Verjüngung des Judenthums gedeihen. Eine Rabbinenbildungsstätte, welche der damalige Rabbinatsverweser von Berlin im Verein mit guten Kräften in's Leben rufen wollte, erblickte nicht einmal das Licht der Welt. Von einer andern Seite her, wo man es gar nicht erwartete, ging, wenn auch nicht das vollendete Heil aus, aber doch die Aussicht auf seinen Eintritt.

[1]) Strodtmann das. S. 275.

Zehntes Kapitel.

Das erwachende Selbstgefühl und die jüdische Wissenschaft.

Bessere Erkenntniß der jüdischen Geschichte. Hannah Adams; Salomo Löwisohn; Jost; Peter Beer; Leon Halevy. Die Julirevolution und ihre Wirkung auf die Stimmung der Menschen. Verhandlung in den französischen Kammern unter Louis Philipp in Betreff der Gleichstellung des Judenthums mit den andern Culten. Der polnische Aufstand und die Juden. Das polnische Comité zu Gunsten der Juden; Benjowski, Lelewel und Czynski. Der jüdisch-polnische Dichter Blumenfeld. Die Umstimmung zum Selbstgefühle. Gabriel Riesser. Steinheim. Die galizische Schule. Nachman Krochmal, Rapoport, Perl, Jehuda Löb Mises, Isaak Erter. Die „gottesdienstlichen Vorträge". Die Zeitschrift Kerem Chemed; Luzatto. Die Zeitschrift für jüdische Theologie, die Stürmerei und der Gegenkampf. Christliche Bewunderer der jüdischen Literatur. Die Verstimmung. Klagen eines Juden.

(1830—1840).

Wenn man sich einen Augenblick dem Spiel der Phantasie überließe, daß aus dem verschütteten Leben in Herculanum und Pompeji nicht blos die Wohnungen, Geräthe und Bildnisse ausgegraben worden, sondern auch die eingesargten Menschen plötzlich aus dem Jahrtausend langen Schlaf zum Leben erwacht wären, und auch ihre Gedanken hätten sammeln können. Würden diese wieder erstandenen Römer sich besinnen können, was sie bei der eingetretenen Katastrophe waren, die Glanzzeit ihrer Größe vor ihr inneres Auge zaubern, sich der riesigen Staatsinstitutionen, die sie und ihre Vorfahren ins Dasein gerufen, erinnern, die Heldenkraft vergegenwärtigen können, die das römische Volk entwickelt hat, so würden sie, vorausgesetzt, daß sie dieselbe Kraft noch in sich lebendig fühlten, entschieden zu einem nicht ganz unberechtigten Selbstgefühle gelangen. Nun ist es kein Spiel der Phantasie; ein Volk ist aus der Grabesnacht erstanden, das einzige, so weit die Jahrbücher der Menschenerinnerungen Kunde geben. Dieses auferstandene Volk, allerdings das jüdische, rieb sich bei seiner Auferstehung die Augen, suchte seine Erinnerungen zu sammeln, zauberte sich seine glorreiche Vergangenheit vor das Auge, um sich zurecht zu finden; es

fühlte sich zugleich alt und jung, erinnerungsreich und erfahrungsarm, mit dem grauen Alterthum in ununterbrochenem, innigstem Zusammenhang und doch wie von gestern. Es durchmusterte zunächst die Denkmäler seines Geistes, der inzwischen in die Völkergeschichte eingeschlagen und eine eigne Gestaltenfülle erzeugt hat, um an ihnen einen Leitfaden in dem Labyrinth seiner Erlebnisse zu haben. Das ist die Wissenschaft des Judenthums, die lebendige Vergegenwärtigung seiner großen Geschichte und seiner eigenartigen Lehre. Diese Rückerinnerung ist für dasselbe nicht ein behagliches Spiel, ein angenehmer Zeitvertreib, die Befriedigung der Wißbegierde, die der Neugierde ähnlich ist, sondern ein unwiderstehlicher Trieb zur Selbsterprobung. Sie weckte in ihm die eingeschlafene Kraft und flößte ihm das Selbstvertrauen ein, daß es in demselben Geiste wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft wirken könnte. Das Selbstgefühl kam über dieses auferstandene alte Volk, und es begann einen Wettlauf mit den jungen Völkern, die ihm eingeborne Eigenart auszuleben, das Selbstgefühl, ein Gottesvolk zu sein.

Doch nein, so weit reicht die Geschichte noch nicht; sie reicht nur bis zur Selbstachtung, daß die Söhne desselben wegen ihrer Abstammung und ihres Bekenntnisses nicht mehr erröthen, nicht mehr stottern, wenn sie danach gefragt werden, nicht mehr aus falscher Scham und Stellung einen falschen Schritt thun und ein Bekenntniß heucheln, das ihrem Innern jedenfalls mehr, als den darin Geborenen widersteht. Als wollte die Zeugungskraft der Geschichte dieses Gefühl besonders begünstigen, ließ sie aus dem Schooße des jüdischen Stammes Künstler von gediegenem Gehalte, Ton-, Farben- und Musenkünstler ersten Ranges, entstehen, die durch ihr treues Ausharren dem Stamme Anerkennung eintrugen. Diese Selbstachtung der Juden ist allerdings die Wirkung der politischen Reife, und diese ist wiederum eine Tochter der wunderbaren Erfindungen und der zunehmenden Intelligenz, welche die letzten Jahrzehnde gebracht haben. Aber größtentheils haben die jüdische Wissenschaft und die daraus hervorgegangenen Leistungen begabter Juden sie geweckt, gestärkt und genährt.

Obwohl die Geschichte dieser Zeit noch im Flusse begriffen ist, sich noch mit der flüchtigen Gegenwart berührt, und die Resultate derselben noch nicht, wie in der abgeschlossenen Vergangenheit, faßbar sind, so ist es doch nicht zu verkennen, daß die Erstrebung dieser

beiden theuren Güter, des Selbstgefühls und der Selbsterkenntniß im jüdischen Kreise, das Ziel derselben ausmacht. Beide hängen mit einander zusammen, eines ergänzt und fördert das Andere. Die Erkenntniß der eignen Erlebnisse und der Geschichte ermöglichte den Juden, auf die Entstehung und Fortbildung ihres Volksthums, auf die Eigenthümlichkeit ihrer Lehre unbefangen achten zu können und nichts zu bemänteln oder zu verschweigen. Die Erkenntniß der eignen Lehre trug dazu bei, das Selbstbewußtsein zu erhöhen und den Zwang abzulegen, den die unter dem Drucke von Vorurtheilen aller Art lebenden früheren Geschlechter sich auflegen mußten. Die noch aus der unmittelbar vorangegangenen Zeit herüber gekommenen Kämpfe um bürgerliche, staatliche und gesellschaftliche Gleichstellung, um Umbildung und Läuterung des Judenthums stehen mit diesen beiden Errungenschaften, der besseren Erkenntniß des eigenen Wesens einerseits und dem wachsenden Selbstgefühl andrerseits, in innigster Verbindung, haben Theil daran oder werden davon bewegt. Sie schöpften aus ihnen die Kraft, das Eine stürmischer zu verlangen und das Andere offener anzubahnen.

Doch nicht ohne heiße Arbeit konnten diese beiden Güter errungen werden. Schritt vor Schritt mußte berghoher, störender Schutt weggeräumt, ein freier Platz geschaffen, neues Baumaterial herbeigeschafft oder erst aufgesucht werden, ehe es möglich war, wenn auch lange noch nicht das Gebäude zu krönen, so doch es im Rohbau aufzuführen. Unbewußt legte das ganze Geschlecht, von dem viele Glieder noch in der Gegenwart daran fortarbeiten, Hand an diese Riesenarbeit, die ein halbes Jahrhundert vorher kaum geahnt, geschweige denn für ausführbar gehalten wurde. Tiefe Anhänglichkeit an das Judenthum, bei vielen Mitstrebenden fast unbewußt, hat schon ein Ziel, welches die weiter gerückte Nachwelt als ein Wunder anstaunen wird, erreichen helfen. Die jüdische Wissenschaft hat bereits durch mühsames Forschen und Suchen drei Seiten deutlich herausgekehrt: Den Verlauf der jüdischen Geschichte in ihrer langen Kettenreihe und ihrer Bedeutung, den Goldgrund der jüdischen Lehre mit ihrer Tragweite und endlich den Grundkern des jüdischen Stammes, der so vielen Widerwärtigkeiten trotzen, so viele Tugenden gewissermaßen erblich machen, so erstaunliche Geschichtswunder vollbringen, eine solche Heilslehre offenbaren konnte. Nach einander haben sich diese drei Seiten: die Erkenntniß der

Geschichte, des Lehrgehaltes und des eigenartigen Volksthums, entwickelt. Jede dieser Erkenntnißweisen mußte von vorn angefangen werden und einen langen Weg durchlaufen, bis sie, wenn auch nicht zur Vollendung, doch zur Faßbarkeit und Uebersichtlichkeit gelangen konnte. Das erwachende und wachsende Selbstgefühl förderte diese Erkenntnisse merklich und zog aus ihnen seine Nahrung. Das äußerliche Merkmal einer bloßen Literaturgeschichte, das die Erzeugnisse dieser Zeit an sich tragen, ist nur Schein. Hat sich die Literatur in der Gegenwart überhaupt als eine Macht bewährt, wirksamer als Waffen und Diplomatenkünste, aus zersplitterten Gliedern drei Nationen, die deutsche, italienische und ungarische, gewissermaßen zu schaffen und zur Einheit zu erheben, so hat sie innerhalb des Judenthums noch mehr Bedeutung und das Gewicht von Thatsachen, als sie ein geknechtetes Volk zur Selbstbefreiung geweckt hat, eine über die ganze Erde zerstreute Genossenschaft unter ein Banner sammelt.

Alle Völkerschaften, welche in der Gegenwart ihre Selbstständigkeit und Lebensfähigkeit geltend machen wollen, suchen zunächst ihr Alter zu beurkunden, vertiefen sich in die Erinnerungen der Vergangenheit, holen ihre alten Ahnenbilder und Wappen hervor, um zu belegen, daß sie den Wechsel von Glück und Unglück, von Kraft und Schwäche, von Sieg und Niederlage durchgemacht, Zeugnisse von Geistesthätigkeit abgelegt haben und daher ein Anrecht auf Fortbestand und Wachsthum besitzen. Der jüdische Stamm brauchte nicht erst nach seinen alten Ruhmesthaten und den Denkmälern seiner Geisteskraft zu suchen. Selbst in seiner scheinbaren Knechtsgestalt war er nicht ganz entblößt davon. Laut verkündet es ein Jahrhundert dem andern. Es galt bloß auf diese Stimme zu hören, oder sie im Gewühl der selbstischen Interessen nicht zu überhören. Naturgemäß war es die Geschichte der Juden, welche sich zu allererst zur Beurkundung ihrer eignen Größe hervordrängte. Aber die Arbeit war doch nicht leicht, sie in ihrem Glanze zu zeigen. Die Geschichte des jüdischen Volkes war durch die tausendfachen Unbilden der Zeit verunstaltet und verkannt. Unter der Hetzjagd ihrer Peiniger waren die Juden nicht im Stande gewesen, die angehäuften Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit zu behalten; nur stückweise und entstellt waren sie ihnen bekannt. Christliche Forscher, von der Größe des Gegenstandes angezogen, hatten zwar ihr Gesammtbild aus zerstückelten Bruchstücken zusammengesetzt; aber das Bild konnte nicht treu ausfallen,

weil ganze Bestandtheile fehlten, die hellen Farben verblaßt waren, und der Schatten überwiegend war oder geflissentlich stark aufgetragen wurde. Selbst wohlwollende Vertheidiger der Juden, Dohm und Gregoire, die in den Jahrbüchern der jüdischen Geschichte eifrig blätterten, konnten sich in ihnen nicht zurechtfinden. Mehr als ein Jahrhundert war verstrichen, seitdem der ehrwürdige französisch-protestantische Geistliche Basnage der jüdischen Geschichte Aufmerksamkeit geschenkt und sie wenn auch trümmerhaft dargestellt hatte, bis sich eine Frau, Gemahlin eines amerikanischen Geistlichen, ihrer wieder annahm. Hannah Adams aus Boston, betroffen von dem wunderbaren Verlaufe des jüdischen Volkes, setzte den Griffel an, um ihn seit der Rückkehr aus Babylonien bis in die neueste Zeit zu schildern [1]). Es war von einer Frau nicht zu erwarten, daß sie sich in die Urquellen der jüdischen Geschichte vertiefen, daraus die Wahrheit schöpfen und sie vom Scheine unterscheiden sollte. Hannah Adams hat nur Nachrichten aus der zweiten und dritten Hand zusammengestellt, und wenn sie auch das jüdische Volk als das auserwählte betrachtete, „berufen, die Erkenntniß des wahren Gottes zu verkünden und zu bewahren," so lag ihr doch mehr an der christlichen Seite der jüdischen Geschichte. Diese sollte nur den düstern Hintergrund bilden, auf dem sich das sonnige Bild des Christenthums um so heller abheben sollte. Jede irgendwo und irgendwann erfolgte Bekehrung eines Juden zum Christenthume hat diese Geschichtsschreiberin gewissenhaft aufgezeichnet. Sie war aus tausend Gründen nicht befähigt, einen auch nur erkennbaren Umriß der jüdischen Geschichte zu geben. Sie konnte nur Trümmerstücke ohne Gefüge und Zusammenhang zusammenstellen. Diese Roharbeit konnte daher auch nur dem Zwecke der Londoner Gesellschaft zur Förderung des Christenthums unter den Juden, die noch dazu zu eben diesem Zwecke vielfach daran änderte, genügen. Die Geschichtstreue und die Wahrheit gingen leer dabei aus.

Es war Zeit, daß Juden Klio's Griffel den spielenden christlichen Händen entrissen und in die eigene Hand nahmen. Wie schwach auch anfangs ihre Kraft war, und wie wenig sie auch die Eigenart dieses Geschichtswunders begriffen, so war es doch sehr verdienstlich,

[1]) The history of the Jews from the destruction of Jerusalem to the present time, London 1818.

daß sie den christlichen Stempel davon entfernten, welchen unbewußte Falschmünzer darauf gedrückt hatten, um auch dieses als kirchliches Eigenthum zu beanspruchen. Der erste Jude, der die großen Züge der Geschichte seines Volksstammes im Herzen trug und sie zum Theil wenigstens kund machte, verdient einen Ehrenplatz. Es war ein begabter Jüngling, der das Gnadenzeichen eines echten Dichters, den Wahnsinn, von Jugend an auf seiner Stirn trug, das ihn auch im jugendlichen Alter ins Grab senkte. Salomon Löwisohn (geb. in Moor, Ungarn 1789, st. das. 1822 [1]), hatte sich unter den allerungünstigsten Umständen allgemeine Bildung angeeignet und sich ertüchtigt, durch das Fremde den Werth des Ureignen zu erkennen. Die Schönheit und Süßigkeit der hebräischen Poesie, ihre Hoheit und Einfachheit hat Löwisohn noch tiefer als Herder erfaßt, weil er vertrauter mit ihr war. Er konnte die hebräische Sprache wie eine traute Muttersprache behandeln. In ihr feierte er den Zauber der Schönheit, die Wunder der Dichtkunst und zeigte in feinfühliger Auswahl die Gesetze, durch welche die hebräische Muse immer und immer auf das Gemüth wirkt. Es fehlte Löwisohn nur ein Geringes, um ein vollendeter Dichter zu sein, etwas, was kaum bezeichnet werden kann, vielleicht das Ebenmaß oder das Geheimniß der Einfachheit in der Fülle. Sonst standen ihm alle Zaubermittel der Poesie zu Gebote: Wortfülle und die Kunst der Malerei. Löwisohn betrachtete die Geschichte seines Volkes mit zugleich dichterischem und gläubigem Auge. In seinen „Vorlesungen über die neuere Geschichte [2]) der Juden“ vom Beginn ihrer Zerstreuung bis auf die jüngsten Tage wußte er ein fesselndes Gesammtbild davon aufzurollen. Auch einzelne bedeutsame Punkte derselben hob er hervor und bezeichnete richtig die Endfäden, von welchen man in diesem scheinbar chaotischen Wirrwarr ausgehen müsse, um sich nicht zu verirren. Die Schöpfung des Talmud, über welchen jeder Jude zu jener Zeit, der in deutscher Sprache zu schreiben verstand, sich zu lachen erlaubte, wußte Löwisohn nach einer Seite wenigstens zu würdigen. „Der Talmud, ein Riesenbau des Scharfsinns und Witzes, unermeßlich . . . wie die

[1]) Seine Biographie Orient Litrbl. 1840 col. 10, und in der Zeitschrift Bet-El Jahrg. 1856 S. 72 fg. Seine Schrift מליצת ישרון, Wien 1816, eine Art ars poetica hebraea, und besonders die dichterische Einleitung dazu ist eine beachtenswerthe Erscheinung.

[2]) Wien 1820.

Pyramide zu Saïs . . . wird noch in der Zukunft Staunen erregen über die Riesenhaftigkeit eines Volkes, aus dessen Mitte ein solcher Bau hervorgegangen" [1]). Dieser junge Mann, dessen jüdisch geschichtliche Skizzen sich nicht uninteressant ausnehmen, hätte vielleicht auf diesem Gebiete viel leisten können, wenn nicht Trübsinn aus unglücklicher Liebe wenn nicht entsprungen, so doch vermehrt, ihn im drei und dreißigsten Lebensjahre ins Grab gelegt hätte.

Eine vollendetere Gestalt erhielt die jüdische Geschichte erst durch Isaak Markus Jost (geb. Bernburg 1793, st. Frankfurt a/M. 1860 [2]). Er hatte mehr Muth als ein begabterer Zeitgenosse, ob wohl mit nicht zulänglichen Mitteln, an eine Riesenarbeit zu gehen, und hat das große Verdienst für das Labyrinth einen Leitfaden geschaffen zu haben. Jost's Bildungsgang war der der ernsten Jünglinge jener Uebergangszeit, welche von der Zuchtruthe eines polnischen Lehrbüttels in die Ungebundenheit des deutschen Universitätlebens und von der dialektischen Drehscheibe des Talmud in die akademischen Hörsäle versetzt wurden und dadurch in eine Zwiespältigkeit geriethen. Begabte Naturen bahnten sich selbst einen Weg, eroberten ein neues Gebiet und gossen das alte und das neue Wissen zu einem Ganzen um. Mittelmäßige dagegen klammerten sich an die Tagesmeinung an und sahen mit Verachtung auf ihre wilden Jugendstudien herab. Während der sogenannten Befreiungskriege in der Universitätsstadt Göttingen lebend, wurde in Jost das Interesse für Geschichte geweckt und der Grund zu dem einseitigen deutschen Patriotismus gelegt, welcher es in seiner Eifersucht für eine Sünde betrachtete, neben ihm noch einem andern idealen Herrn zu dienen. Seine nüchterne, prosaische Natur, sein Aufenthalt in Berlin und sein Umgang mit dem Kreise der Friedländerianer entschieden Jost's Geistesrichtung und drängten ihn in die Schule der Aufklärung. Ihrer Fahne blieb er bis in sein Alter treu, selbst als sie bereits veraltet und von dem jüngern Geschlechte verlacht wurde. Jost könnte gewissermaßen als conservativ gelten. In einem Winkel seines Herzens barg er ein gewisses jüdisch-patriotisches Gefühl, das bei ihm mit der Liebe zur hebräischen Sprache zusammenhing, die er meisterhaft handhabte, und deren Erhaltung und Pflege er gegen die deutschthümelnden Rabbinen mit

[1]) Vorlesungen S. 15.

[2]) Jost's Biographie von Dr. A. M. Goldschmidt, Jahrb. des Literaturvereins Jahrg. 1861.

Ernst und Feuer vertheidigte[1]). Mit den jungen Stürmern des Berliner Culturvereins war Jost nur lose verbunden. In seiner Behaglichkeit und spießbürgerlichen Gesetztheit liebte er die Stürme nicht, weder im Leben, noch in der Geschichte. Wozu die Aufregung?

Mit diesem Naturell und dieser Anschauung ging Jost an die Bearbeitung der jüdischen Geschichte. Als die kindischen Deutschthümler die Juden aus Teut's Gauen hinausgewiesen wünschten und die verbohrten oder giftigen Judenfeinde, die Rühs, aus den Blättern der jüdischen Geschichte die häßlichsten aussuchten, um sie und ihre Träger damit zu verlästern, erwachte in Jost der Drang, sie in einem besseren Lichte zu zeigen. Er wollte eigentlich aus ihr beweisen, daß die Juden stets friedsame Bürger und treue Unterthanen waren. Sie haben zwar den römischen Kaisern die Zähne gewiesen und sich tüchtig geschlagen: aber das waren nur einige Brauseköpfe, deren Thorheit man nicht der ganzen Nation zur Last legen dürfe. Die Juden im Ganzen bis auf wenige Auswürflinge seien stets brave Leute gewesen, die nie Christenkinder geschlachtet, auch sonst die Vorwürfe nicht verdient haben, welche ihnen gemacht wurden. Nur die Pharisäer und ihre Enkel, die Rabbinen, das waren abscheuliche Menschen voller Aberglauben, Finsterniß und Herrschsucht, welche dem Volke, dem Eigenthum der Rabbinen, die Hölle heiß gemacht hätten. Die Pharisäer hätten sich in nichts von jenen verkommenen polnischen Talmudlehrern unterschieden, welche fast zwei Jahrhunderte Deutschland überschwemmt haben. Das ist der Grundton von Jost's Darstellung der jüdischen Geschichte. Er wollte zugleich die Bewunderer der jüdischen Geschichte, wie ihre Verächter widerlegen. Niemand verkennt heute die Einseitigkeit seiner Darstellung, und bereits bei ihrem ersten Erscheinen hat ein Sachkundiger, der zugleich Jost's Jugendfreund war, ein hartes Urtheil über sie ausgesprochen: Der erste Theil sei vielleicht vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die spätern Theile desto glänzender ausfallen mögen[2]). Dennoch hat Jost mit seiner Geschichtsbearbeitung seinem Stamme einen wesentlichen Dienst geleistet. Er hat seiner Zeit etwas Neues geboten und die unentbehrlichen Grundlagen der Geschichte, Zeit und Raum, möglichst genau begrenzt. Seine Vorgänger, die christlichen

[1]) Vergl. die Protokolle der Frankfurter Rabbiner-Versammlung 1845, S. 54 fg. und die von ihm mitredigirte Monatschrift „Zion“.

[2]) Heine, Briefe I. S. 99.

Bearbeiter der jüdischen Geschichte, Basnage mitgerechnet, hatten gerade diesen wichtigen Punkt verschwommen oder falsch gegeben. Er hat ferner auf die damals meistens noch unbekannten, wenn auch dürftigen Quellen aufmerksam gemacht, auf welche fortan die Augen gerichtet wurden, um sie zu berichtigen und zu vermehren. Es kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er diese Quellen meistens unbesehen als Fundgruben der Thatsächlichkeit benützt hat. Es war seiner Zeit nicht gegeben, die Zeugnisse der Geschichte auf die Goldwage zu legen und ihren Feingehalt zu prüfen. Für Staatsmänner, welche sich mit der Verbesserung der Lage der Juden beschäftigten, war Jost's „Geschichte"[1]) eine Wegweiserin und Lehrerin.

Der Hauptfehler der Darstellung Jost's darf aber um so weniger verschwiegen werden, als er bis in sein Alter, trotz besserer Belehrung, zäh daran festhielt. Er hat der unleugbar heldenhaften jüdischen Geschichte einen trockenen, philisterhaften Charakter gegeben und ihr den Schimmer geraubt, den sie selbst in den Augen unbefangener christlichen Beobachter hatte. Er hat das vieltausendjährige Heldendrama in lauter Fetzen zerrissen. Sklavisch von Basnage's Arbeit abhängig, hat er es in eine Leidens- und Gelehrtengeschichte, in eine Geschichte der Juden des Morgenlandes und des Abendlandes und in noch kleinere, unzusammenhängende Bruchstücke zerbröckelt. Zwischen den alten Israeliten, den Urahnen und Zeitgenossen der Propheten und Psalmisten, und den Juden, den Zöglingen der Rabbinen, höhlte Jost künstlich eine tiefe Kluft aus und trennte sie so scharf von einander, als wenn diese nicht die Abkömmlinge jener, sondern aus dem Stein gesprungen wären. Warum? Weil Jost, der Jünger Friedländers und Jacobsons, die Wunder leugnete, nicht bloß die Wunder, welche die Naturgesetze umkehren, sondern auch die Wunder, welche durch Begeisterung und zähe Ausdauer vollbracht werden, die Geschichtswunder, welche durch die eigene Verkettung der Umstände, durch Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion entstehen. Sein nüchterner Sinn sah in der Geschichte nur eine Anhäufung von Zufälligkeiten, die keinem Gesetze unterliegen. Darum durften die Juden nicht die natürlichen Söhne der Israeliten, die Rabbinen nicht die Fortsetzer der Propheten, der Talmud nicht der Ausfluß

[1]) Erschienen 1822–1829 in 9 Bänden.

der Bibel sein, sonst müßte man ein Wunder zugeben. Indessen hat Jost, und das kann nicht genug wiederholt werden, mit seiner unvollkommenen Arbeit der jüdischen Geschichte doch viel gewirkt und die Vernachlässigung ihrer eigenen Erlebnisse unter den Juden gesühnt. Der Sinn für Geschichte wurde durch ihn außerordentlich geweckt. Jost's Geschichte gewinnt besonders sehr viel, wenn man sie mit der Rohbarbeit des ungebildeten, tölpelhaften Peter Beer (in Prag) vergleicht, der um dieselbe Zeit „Geschichte, Lehren und Meinungen aller Sekten der Juden, beschrieb[1]. Gleich seinem Genossen Herz Homburg, Religionsbuchverfertiger im Auftrag der östreichischen Polizei, verwerthete Peter Beer wüste Gelehrsamkeit, mit Gedankenhohlheit und Geschmacklosigkeit gepaart, zur Verflachung des Judenthums.

Das erhöhte Interesse für die jüdische Geschichte zeigte auch eine umrißliche, gemeinverständliche Darstellung derselben in derselben Zeit in französischer Sprache von Leon Halevy[2]. Mehr bedeutet dieser Abriß nicht, als eben ein Zeichen der Zeit. Denn von einem selbständigen Geiste und von Selbstgefühl ist wenig Spur darin. Leon Halevy, Sohn des neuhebräischen Dichters ersten Ranges Elia Halevy (S. 240) und Bruder des Tonkünstlers Fromental Halevy, war seinen Stammeserinnerungen halb und halb entfremdet; der patriotische Franzose hatte den Juden in ihm in den Hintergrund gedrängt. Obwohl Sohn eines vollendeten Künstlers in der hebräischen Sprache, verstand er diese nicht mehr und wünschte, daß sie unter den Juden ganz und gar vergessen werde[3]. Leon Halevy theilte die Verirrung seiner Zeit. Diese Einseitigkeit, dieser Grenzpfahl-Patriotismus — welcher die Forderung stellte, daß der deutsche Jude vor allem ganz Deutscher, der französische ganz Franzose sei, und so durch ganz Europa und die übrigen Erdtheile — erhielt durch eine unerwartete Wendung einen Stoß.

Vor den Augen des bis zur glotzenden Stumpfheit ernüchterten

[1] Erschienen Brünn 1822—1823 in zwei Bänden.

[2] Der Titel lautet: Résumé de l'histoire des Juifs anciens I. T. 1825 des Juifs modernes II. T. 1828

[3] Résumé II Préface p. 7. „Comme je ne veux pas que l'on me suppose une science que je n'ai pas, je dois déclarer ici que j'ai le malheur d'ignorer l'hébreux, et que dans les jugements que je porte sur les ouvrages des rabbins, je n'ai pu me former une opinion que d'après les traductions latines qui existent de beaucoup de ces ouvrages.

Europa geschah ein geschichtliches Wunder, das es von einem Ende zum andern aufrüttelte. Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Donnerschlag, ein schreckliches Krachen folgte, als wäre das Ende der Welt erschienen; die Revolution der Juli-Tage (1830) war geradezu ein Wunder. Niemand hat sie geahnt, geschweige denn vorbereitet. Selbst diejenigen welche sie vollbrachten, bekämpften, leiteten und verfälschten, waren nur von einem dunklen Drange getrieben, hatten kein Bewußtsein von ihrem Thun, waren nur blinde Werkzeuge in der Hand des Geschichtslenkers. Eine Königsfamilie, welche mit den Jesuiten ein Bündniß geschlossen hatte und die Freiheit für immer niederhalten zu können glaubte, hatte, einzig und allein von der gespensterhaften Furcht verfolgt, die Flucht ergriffen. Die Lilien des Hauses Bourbon, die trotz ihrer Beflecktheit ihre Kronen hochmüthig und keck wiegten, verdorrten an einem heißen Tage, in einem einzigen Augenblick. Alle Pläne, den Zeiger der Geschichte um Jahrhunderte zurückzustellen, die Menschen wieder zu verdummen und zu knechten, waren wie ein Traum verschwunden. Eben so unerwartet wie der Fall der Bourbonen war die Erhöhung ihres Erben, des Gründers des Bürgerkönigthums, des ersten von denen, wie man sagt, welche die Krone von den Barrikaden und aus dem Straßenkothe aufgehoben haben, des ersten der Fürsten, der mit der Freiheit schön that. Wie Saul hatte sich Ludwig Philipp, als er zum König ausgerufen werden sollte, versteckt gehalten — wenn auch nicht gleich jenem aus Bescheidenheit. Dieser plötzliche Umschwung, diese wunderbare Selbstbefreiung eines großen Volkes, die ohne Blutvergießen und Schreckensherrschaft ausgeführt wurde, brachte eine tief greifende Umstimmung hervor. Die als blutdürstig verschriene Freiheit trat milde, versöhnlich, menschlich auf. Ein verjüngender Hauch streifte durch ganz Europa und drohte das Eis der Selbstsucht, der Herrschergelüste, der Menschenknechtung zu schmelzen, die letzten gothischen Bauten des Mittelalters zu sprengen. Es überkam die höher gestimmten Menschen wie eine Vorahnung dessen, was geschehen wird, wenn die Völker ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen werden. Und als die Wirkung der Juli-Erhebung sich bemerkbar machte, als ein Volk nach dem andern an seinen Fesseln rüttelte, um sie zu zerbrechen, die Belgier, die Spanier, die Italiener, die Polen, als selbst die vertrauensseligen Deutschen wenigstens ihren Stumpfsinn einigermaßen ablegten, und die Freiheit

auch bei ihnen zu zahnen begann, erhoben jene Träger einer idealen Lebensanschauung ihr Haupt und fingen an, an die einstige Verwirklichung ihrer Ideale zu glauben.

Dieser Umschwung kam zunächst den Juden und mittelbar auch dem Judenthume zu Statten, wie jede einschneidende Veränderung in der Geschichte. Die Gleichstellung der Juden hatte in Frankreich unter den beiden Bourbonen Ludwig XVIII. und Karl X., obwohl von der Constitution besiegelt, doch gelitten, weil der Adel und die katholische Geistlichkeit das große Wort führten, und die Beamten deren Wink verstanden, die Juden nicht allzusehr zu begünstigen. Sie hatten unter diesen legitimistischen Königen keine Staatsanstellung erhalten, obwohl ihre Zahl seit dem Beginne der ersten Revolution sich verdreifacht hatte (150,000) und sie sich nach jeder Seite hin veredelt hatten. Der Anfang zu ihrer Ausschließung war schon gemacht. Die sogenannte Charte hatte die christliche Religion als herrschende anerkannt und in Folge dessen die jungen Geistlichen vom Kriegsdienst befreit. Nicht so im Judenthum; es galt bloß als geduldet, und seine Lehrer wurden daher dieser Pflicht nicht entbunden. Schon begann die reaktionäre katholische Geistlichkeit die alte Unduldsamkeit gegen die Juden zu erneuern und die Polizei gegen den jüdischen Cultus Feindseligkeit zu zeigen[1]). Wäre das Gelüste der Bourbonen gelungen, die Verfassung nebst Freiheit und Gleichheit zu ächten, so wären die französischen Juden wahrscheinlich als die ersten Opfer gefallen und gleich ihren deutschen Stammgenossen in die Ausnahmestellung zurückgeschleudert worden. Die Julitage waren daher für sie von großer Bedeutung. Die erste Deputirten-Versammlung unter dem Könige Ludwig Philipp, welcher die Charte zur Wahrheit machen wollte, dachte gleich daran, die bestehende, allerdings geringe Ungleichheit zwischen Juden und Christen aufzuheben. Ein Deputirter (Viennet) beantragte (7. August 1830) die Anerkennung einer Staatsreligion aus der Verfassung zu streichen und den Cultus der Juden gleich dem der Katholiken und Protestanten aus Staatsmitteln zu bestreiten. Sein Antrag fand allgemeinen Anklang, wurde sogar von dem edlen Berryer, dem Parteigänger der Bourbonen, unterstützt; nur schien

[1]) Vergl. Simon Deutz, Confessions sur l'arrestation de la duchesse de Berry, in deutscher Uebersetzung S. 8.

es nicht gerathen, in die Verhandlung über die Verfassung einen Geldpunkt hineinzuziehen. Einige Monate später (13. November) brachte der Minister des öffentlichen Unterrichts selbst (Mérilhou) einen Gesetzesvorschlag ein: das Judenthum auf gleichen Fuß mit den beiden andern Bekenntnissen zu stellen, die Synagoge und die Rabbinen ebenso aus der Staatskasse zu besolden wie die Kirche und ihre Diener. Er ertheilte dabei den französischen Juden das Lob, daß sie sich seit ihrer Erhebung durch die Revolution würdig der ihnen gewährten Gerechtigkeit gezeigt hätten. Er ermahnte die Deputirten, dem Gesetze von der Gleichheit der drei Culte zuzustimmen.

In seiner Rede versetzte Mérilhou dem judenfeindlichen Deutschland einige derbe Seitenhiebe. „Während die Mehrzahl der Nachbarvölker in Bezug auf die Juden noch unter der Gewalt der mittelalterlichen Vorurtheile stehen, werden Sie zeigen, daß die gesetzgeberische Angriffnahme großer und edelsinniger Gedanken stets unserm schönen Vaterlande vorbehalten bleibt.“ Die französischen Juden konnten stolz auf die Anerkennung sein, die ihnen im Verlaufe der Berathungen zu Theil wurde. Auch wurde das Gesetz in der Deputirten-Kammer unter 282 Stimmenden von 211 angenommen.

In der Pairskammer war es nicht so leicht, die Gleichstellung des Judenthums mit dem Christenthum durchzusetzen; hier tagten noch Zopfköpfe, die würdig waren, deutsche Staatsmänner zu werden. Der Minister Mérilhou mußte daher hier seine glänzende Beredtsamkeit aufbieten, um die Pairs günstig für seinen Gesetzesvorschlag zu stimmen. Er mußte zumeist dem Einwurfe begegnen, daß bei der Zerfahrenheit der religiösen Anschauungen sich neue Sekten bilden könnten und diese den Anspruch erheben dürften, ebenfalls vom Staat unterstützt zu werden. Mérilhou hob daher die Bedeutung des Judenthums als bevorzugt hervor. „Wenn ein Bekenntniß den doppelten Charakter einer langen Dauer und einer beträchtlichen Zahl seiner Anhänger vereinigt, wenn es in allen Strichen der civilisirten Welt ausgeübt wird, so kann man unmöglich seinen Dienern die öffentliche Unterstützung versagen, welche nur ein Zeichen der Hochachtung von Seiten der bürgerlichen Gesellschaft für jeden religiösen Glauben ist. Alle diese Bedingungen erfüllt die hebräische Religion. Ihre Wiege ging der des Christenthums voran. Die

während so vieler Jahrhunderte erduldeten Verfolgungen der Jünger Moses' bezeugen die Macht ihres Glaubens." Noch manches Wort zu ihrer Anerkennung hallte von der Welttribüne der Pariser Pairskammer wieder. Die Namen derjenigen Juden, welche Lichtspuren in der Geschichte zurück gelassen hatten, wurden genannt: Philo's, des Vertreters der jüdischen Philosophie in der alten Zeit Maimonides' „für das Mittelalter, und für die neueste Zeit" Mendelssohns, dieses Weisen, welchen das philosophische Deutschland gern mit Plato verglich" [1]). Aber auch manches Schmähwort wurde hier gegen die Juden gesprochen. Der Admiral Verbüell, welcher behauptete, auf seinen Fahrten die Juden aller Erdtheile kennen gelernt zu haben, konnte ihnen zwei Dinge nicht verzeihen: daß sie Jesus nicht als Messias anerkennen mögen, und daß sie den Talmud haben.

Indessen waren auch die obern Schichten des fränzösischen Volkes von dem Begriffe der Gleichheit zu sehr durchdrungen, als daß judenfeindliche Ausfälle hätten Gewicht erlangen können. Bei der Abstimmung in der Pairskammer (1. Januar 1831) sprachen sich von 89 Stimmen 57 zu Gunsten vollständiger Gleichstellung des Judenthums im Staate aus. In Folge dessen fiel in Frankreich die letzte Schranke zwischen den Bekennern des Judenthums und den christlichen Religionsgenossen. Der König Ludwig Philipp bestätigte (8. Februar) das Gesetz: daß die französischen Rabbinen so gut wie die katholischen und protestantischen Geistlichen einen Theil ihres Gehaltes aus den Staatseinkünften beziehen sollten. Auch die nicht lange vorher ins Leben gerufene Hochschule (Collège Rabbinique) zur Ausbildung von Rabbinen in Metz (seit August 1829) wurde als eine Staatsanstalt anerkannt und theilweise aus dem Budget unterhalten — freilich ein sehr zweideutiger Vortheil [2]). In Frankfurt a/M. brachte in derselben Zeit der Senat den Vorschlag ein, die Juden wenigstens bürgerlich gleichzustellen, daß namentlich die Ehebeschränkung aufhören sollte. Aber von 90 Mitgliedern des gesetzgebenden Kröpers stimmten zwei Drittel dagegen [3]).

Die elektrische Entladung der heißen Juli-Woche, die in Deutschland nur züngelte, hat nirgends nachhaltiger als in Polen, dem

[1]) Rede des Grafen Portalis, gehalten am 29. Januar 1831.
[2]) Moniteur 1831, gesammelt bei Halphen, recueil p. 88 und 389.
[3]) Börne ges. Schriften, Briefe aus Paris IX. S. 87.

nordöstlichen Frankreich, gezündet. Der glückliche Erfolg der Fähnderich-Verschwörung hatte den jungen polnischen Adel in einen Taumel gestürzt, in dem es ihm ein Leichtes schien, die russischen Heeressäulen, die von dem unbeugsamen Feinde aller Umwälzungen, dem Czaren Nikolaus, gegen die polnische Grenze gewälzt wurden, zu zerstäuben. Die Juden des Ueberrestes von Polen (Congreß-Polen) wurden dadurch zum Theil in die Strömung und Umgestaltung der westeuropäischen Juden hineingezogen. Sobald sich eine revolutionäre Sicherheits-Miliz in der polnischen Hauptstadt gebildet hatte, stellten mehrere Warschauer Juden ein Gesuch an den Obersten Grafen Lubienski, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger aufgenommen zu werden. Sie brannten vor Begier, durch opfermuthige Hingebung sich Freiheit und ein Vaterland zu erringen. Lubienski wies sie rundweg ab, weil sie Juden seien. Der engherzige Kastengeist beherrschte den polnischen Adel und selbst die Träger der polnischen Literatur und ließ ihre unvermeidliche Niederlage voraussehen. Der demokratische Patriot Lelewel konnte sich ebensowenig wie die Aristokratie zu dem Aufschwung erheben, die Gleichheit einzuführen und vermittelst ihrer die Freiheit zu erkämpfen. Beide Parteien konnten sich nicht dazu entschließen, die Leibeigenschaft aufzuheben, den Bürgern gleiche Rechte einzuräumen und noch weniger dazu, die Juden zu befreien. Sie haben sich dadurch selbst Hundert Tausender von Armen beraubt, welche bereit waren, für die erlangte Errungenschaft zu kämpfen. Ganz besonders hätten die Letztern der neuen polnischen Republik von großem Nutzen sein können. Die Juden schmachteten unter dem unmenschlichen Despotismus des Kaisers Nikolaus, und jede Familie fühlte die Gefahr über ihrem Haupte schweben. Unter Nikolaus hatte nämlich jenes verruchte System begonnen, jüdische Knaben aus den Armen ihrer jammernden Verwandten zu reißen und sie auf die Kriegsschiffe zu schleppen, wo sie unter Knutenhieben den Seekriegsdienst erlernen mußten. Von 400,000 Juden in Congreßpolen allein, nicht zu rechnen die große Zahl derer in den zu Rußland geschlagenen Landestheilen, hätte das Revolutionscomité nach und nach eine erkleckliche Schaar bilden können, die freudig dem Tode entgegen gegangen wäre, wenn sie den Weg der Ehre zur Befreiung ihrer Hinterbliebenen hätte beschreiten können. Aber mehr noch als die Vermehrung der Krieger hätte das Geld und die Klug-

heit der Juden der polnischen Republik von unberechenbarem Nutzen sein können. Allein die Führer waren mit Blindheit geschlagen, als wollten sie ihre eigne Sache verderben. Der Dictator Chlopizki, welcher durch seine Verschrobenheit die Kraft der Nation eher lähmte als förderte, antwortete auf das erneuerte Gesuch zahlreicher Warschauer Juden, sie zur Nationalgarde zuzulassen, mit einem abstoßenden Paragraphen: „Da die Juden nicht das Bürgerrecht haben, werden sie zur Unterhaltung der öffentlichen Sicherheit durch eine Steuer beitragen". Das war vielleicht der Anfang vom „Ende Polens".

Zu dem alten, eingewurzelten Vorurtheil des meistens ungebildeten polnischen Adels gegen die Juden, der, bisher gewöhnt, sie als seine Unterpächter, Zwischenhändler, brauchbare Geschöpfe, ja fast als seine Leibeigne zu benutzen, darum einen Widerwillen gegen den Gedanken empfand, sie ebenbürtig an seiner Seite zu sehen, zu diesem alten Vorurtheil kam noch ein neues hinzu. Ein fahrender italienischer Abt Chiarini[1]) hatte kurz vorher in die Posaune gestoßen: er wolle den ganzen Talmud ins französische übertragen und hatte dafür von der russischen Regierung eine namhafte Summe zur Unterstützung erhalten. Die Juden, welche die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens kannten und von den Kenntnissen des Abtes keine große Meinung hatten, spotteten seiner; da erließ er eine Schmähschrift gegen sie. Wie Grattenauer und Frank für die Deutschen, so hat Chiarini für die Polen Eisenmenger, diesen Inbegriff aller boshaften Verläumdungen gegen Juden und jüdische Literatur, volksthümlich gemacht. Er fügte zu den alten Schmähungen neue hinzu. Nicht genug, daß dieser Erzjudenfeind die günstigen Urtheile Gregoire's, Thiery's und Mirabeau's widerlegte, frischte er noch dazu die alte Lüge auf, daß die Juden Christenkinder marterten und schlachteten. Chiarini war frech genug, einen kindischen Vorfall in einem jüdischen Hofe zu einem hochnothpeinlichen Verbrechen zu steigern. Eine arme Jüdin in Warschau hatte bei der Säuberung vor den jüdischen Ostern unter anderm Hausrath auch einen Kasten in den Hof gestellt. Einige Christenknaben hatten einen Spielgenossen in den Kasten gelockt, den Deckel darüber gestülpt und waren davon gelaufen.

[1]) Chiarini's judenfeindliche Schrift „Theorie du Judaïsme" 2 Bd. 1829. Gegen ihn schrieben Jost, Zunz und Abr Stern, Erfinder der Rechenmaschine. S. J. Tugendhold, der alte Wahn vom Blutgebrauche S. 69. Note.

Bei dem Geschrei des eingesperrten Knaben war seine Mutter herbeigeeilt, um ihn zu befreien — und daraus entspann sich ein Märchen: die Juden hätten das Kind zum Opfer für ihre Ostern ausersehen. Der Abt Chiarini benutzte diesen Vorfall, um einen neuen Verdacht des Kindermordes gegen die Juden zu erheben. Diese Verdächtigung hätte um so ernstere Folgen haben können, als damals ein solcher Prozeß gegen einige Juden wegen eines bei Witebsk ermordeten Kindes schwebte. Ein gewissenloser Geistlicher hatte Zeugen aufgestachelt, die Schuld auf einige Juden zu werfen; diese schmachteten, obwohl schon einmal freigesprochen, lange im Kerker und wurden erst durch die Erkenntniß des Reichsrathes für unschuldig erklärt [1]).

Chiarini hat mit seiner judenfeindlichen Schrift die höhern polnischen Klassen angesteckt. Vergebens hatten sachverständige und wahrheitsliebende Schriftsteller in Deutschland und Frankreich den giftigen Abt der Unwissenheit und Verlogenheit geziehen und ihn als Verläumder und feigen Betrüger gebrandmarkt, wenn er seine Behauptung von dem Kindesmord der Juden nicht streng beweisen würde. Die oberflächlichen Polen beurtheilten die Juden nur nach der häßlichen Außenseite und nach Chiarini's Schilderung. Eine Ausnahme machte der gebildete Graf Anton Ostroswski. Sobald er den Oberbefehl über die Nationalgarde erhielt, schlug er vor, die Juden in deren Reihen aufzunehmen. Aber die Regierung konnte sich nur zu halben Maßregeln entschließen und wollte nur die jüdischen Kapitalisten dessen würdig erklären, unter der Bedingung, daß sie die Bärte und ihre jüdisch polnische Tracht ablegen sollten. Diejenigen welche ihre Tracht nicht wechseln mochten, wurden zu einer Stadtwache organisirt, d. h. zu einer Bedientenschaar für die großen Herren herabgewürdigt.

Ungeachtet der Abstoßung von Seiten des hochmüthigen polnischen Kastengeistes drängten sich viele Juden namentlich in Warschau förmlich dazu, ihre Vaterlandsliebe durch ihr Blut zu bewähren. Hundert angesehene Juden wiederholten das Gesuch, sie zum Kriegsdienst zuzulassen und von der entehrenden Militärsteuer zu befreien. Sie wünschten dafür nur, daß erst nach glücklicher Beendigung des

[1]) Anklage der Juden in Rußland wegen Kindermords, Gebrauchs von Christenblut und Gotteslästerung, aus den Criminalakten, Leipzig 1846. Der Proceß spielte von April 1823 bis Juni 1824 und dann wieder von 1825 bis Januar 1835.

Krieges jeder Jude, der im Heere gedient haben würde, das polnische Bürgerrecht erhalten möge. Als dieses Gesuch im Reichsrath zur Sprache gebracht wurde, erhob sich der Kriegsminister Morawski und rief im pathetischen Tone: „Wie sollten wir gestatten, daß sich das Blut der Juden mit dem edlen Blute der Polen vermische! Und was wird Europa sagen, wenn es hieße, daß wir, unsere Unabhängigkeit wieder zu erobern, die Arme der Juden nicht entbehren konnten?"

Aus dieser Stimmung ging die Haltung der Revolutionsführer gegen die Juden hervor. Die Militärfreiheit d. h. die Ausschließung der Juden vom Militär wurde gesetzlich festgestellt (31. Mai 1831); dafür sollten sie die bisherige Steuer vervierfachen. Als wenn es die Polen darauf angelegt hätten, das durch einen gelungenen Streich Gewonnene ebenso rasch wieder zu verlieren, lähmten sie selbst die Kraft, die sich ihnen zur Verfügung stellte. Als Freiwillige blieb es allenfalls den Juden gestattet, an dem Kriege Theil zu nehmen, aber von dem christlichen Heere gesondert, zu einer eigenen Schaar wie in einem künstlichen Ghetto zusammengethan. Nur wenige Begünstigte wurden in die Reihen der regelmäßigen Truppen aufgenommen. Und doch verlangten die verblendeten Polen, daß die Juden sich zur Höhe der Revolution hinauf schwingen und sich und ihr Gut dafür opfern sollten! Weil sie es nicht thaten, oder weil sie, in die Mitte gestellt zwischen den polnischen Fußtritt und die russische Knute, sich leidend verhielten, wurden sie als Spione und Verräther bezeichnet, und einige wurden als solche unschuldiger Weise hingerichtet.

Der unglückliche Ausgang des Aufstandes lähmte auch die moralische Kraft der Polen. Einer beschuldigte den Andern des Verrathes und der Feigheit. Die zahlreichen Flüchtlinge, die im Hauptsammelpunkte Paris zusammenströmten, warfen Rückblicke auf die Fehler, welche den so glücklich begonnenen Freiheitskrieg scheitern gemacht hatten, und sie kamen darauf, daß das Ausstoßen der Juden einer der größten war. — Es war auffallend genug, daß jener hochmüthige Morawski, die Knie des Kaisers Nikolaus umfassend, um Gnade flehte, während nicht wenige jüdische Krieger, die der Tod verschont hatte, und die leicht hätten Verzeihung erhalten können, das Elend der Verbannung auf fremdem Boden mit andern polnischen Flüchtlingen theilten. In diesem Kreise, der sich in Paris

sammelte, wurde den Juden seitdem eine große Aufmerksamkeit geschenkt. Die Denkenden in demselben erkannten zu ihrem Schrecken oder auch zu ihrem Troste, daß ihr Geschick mit dem der Juden so auffallende Aehnlichkeit habe. Wie Diese von den brutalen Römern zuerst durch diplomatische Kniffe und dann durch das Schwerdt ihres Vaterlandes beraubt, geknechtet, gemordet und gehetzt in die Verbannung getrieben worden waren, so auch die Polen durch die vielleicht noch brutaleren Russen. Die zähe Beharrlichkeit der Juden, sich zu sondern und nicht in den Feinden auf- oder unterzugehen, diente den Polen zum Muster. In dem National-Comité zu Paris dachten Mehrere daran, die Leidensgenössischen Juden in ihre Berechnung zur Wiederherstellung Polens zu ziehen. Es waren besonders der Major Benjowski, der edle Czynski und der Graf Anton Ostrowski. Der Erstere wollte besonders eine warme Theilnahme für die Million Juden in Polen erzielen. Indessen gab es auch in dem polnisch-demokratischen Lager judenfeindliche Elemente, zu denen ganz besonders Joachim Lelewel gehörte, der, eine Seltenheit unter den Polen, ein Mann der Gelehrsamkeit, aus Büchern seine judenfeindliche Stimmung gezogen hatte. Bei dem Laute Jude fuhr dieser in Hitze auf: „Ich liebe die Juden nicht, es sind Spione, Verräther. Mögen sie nach Asien ziehen. Ich traue selbst den Getauften nicht." Lelewel hatte wegen seiner Thätigkeit während der Revolution großen Einfluß auf die polnischen Flüchtlinge, und ohne oder gegen ihn hätte das Comité nichts für die Juden thun können. Da gelang es Benjowski einem Gerüchte Glauben zu verschaffen, daß Lelewel selbst von Juden abstamme und deßwegen so eingenommen gegen sie sei oder sich stelle. Diese kleine List verhinderte Lelewel, seine Verstimmung gegen die Juden geltend zu machen. Er mußte dem Beschlusse beitreten, eine Adresse an die Juden in Polen zu erlassen, und beherrschte sich so weit, daß er selbst den Entwurf dazu ausarbeitete.

Diese Adresse, welche der demokratische Theil der ganzen polnischen Emigration in Paris „an das Volk Israel" erließ, ist jedenfalls als Zeichen der Zeit beachtenswerth. Zwei Jahre früher erlassen, hätte sie mit ihren biblischen Erinnerungen und Vergleichungen wahrscheinlich Wunder unter den begeisterungsfähigen polnischen Juden bewirkt. Die stolze polnische Nation stellte sich im Elende den Juden gleich. Auch sie ist aus ihrem Vaterlande vertrieben, zerstreut, von ge-

wissenlosen Tyrannen vergewaltigt und gemartert. Die jüdische Trauergenossin verdiene die ganze Theilnahme der polnischen Nation, die schon Millionen Juden unter der ehemaligen polnischen Republik eine gewisse Selbstständigkeit und Behaglichkeit gewährt habe, wie in keinem Staate Europa's. Die polnische Emigration bedauere, daß die Wünsche der Juden in Polen während der Revolution nicht erhört wurden, und daß überhaupt kein Einverständniß zwischen ihnen erzielt worden ist, was sehr unheilvolle Wirkungen für das Vaterland gehabt habe. Sie versprach feierlich, bei der Wiedereroberung Polens, die sie, wie ehemals ihre jüdischen Leidensgenossen nach dem Untergange Zion's täglich erwartete, ihnen volle Freiheit einzuräumen, „sei es, daß sie es vorziehen sollten, mit ihnen in Gemeinschaft zu bleiben, oder getrennt unter eignen Gesetzen zu leben oder endlich auszuziehen, um ihr eignes Vaterland wieder zu erobern" [1]).

Diese Adresse war nicht ganz so phantastisch, wie sie den Schein hatte: sie war nämlich für die Juden Polens von großem Belang. Diese Million, die Parias der Parias, die selbst von ihren Stammgenossen verächtlich behandelt zu werden gewohnt war, wurde von den damaligen Lieblingen der europäischen Welt, von den heldenmüthigen Polen, ebenbürtig behandelt und mit Aufmerksamkeit überhäuft. Sie wurden gewissermaßen als Verbündete gesucht. Die Vertheidiger der Freiheit in ganz Europa, die in dem Kaiser Nikolaus den dämonischen Feind derselben erblickten und heiße Wünsche für die Wiederherstellung Polens hegten, mußten fortan auch die Erhebung der Juden Polens in ihre Wünsche einschließen und in ihr Programm aufnehmen. Es bildete sich ein Verein in Paris, an dessen Spitze Lafayette stand, mit dem ausgesprochenen Zwecke, „die Israeliten in Polen" auf jede mögliche Weise zu fördern. Flüchtige polnische Juden, welche der russischen Knute oder der Verbannung nach Sibirien entflohen waren, fanden bei der polnischen Emigration brüderlichen Empfang. Graf Czynski machte es sich gewissermaßen zur Lebensaufgabe, den polnischen Juden und den Unglücklichen dieses Stammes überhaupt mit warmem Herzen das Wort zu reden und mit thatkräftiger Hand beizustehen. Es galt in diesem Kreise so sehr als

[1]) Quellen für diese Facta sind: Louis Lubliner, des Juifs en Pologne, Brüssel-Leipzig 1839. Leon Hollaenderski, les Israélites de Pologne, Paris 1846. Jean Czynski, le reveil d'Israél. Paris 1848. Israél en Pologne, lettres adressés aux Archives Israélites, extrait des Archives 1861.

patriotische Pflicht, sie ebenbürtig zu behandeln, daß sich der stolze Fürst Czartoriski ihr nicht entziehen konnte, und die Fürstin Czartoriska, als künftige Königin Polens angesehen, nahm jüdisch-polnische Flüchtlinge, die ihr von Czynski empfohlen worden waren, in ihrem Palaste in Paris gleich Edelleuten auf. Der unbeugsame Czar Nikolaus war durch die Aufmerksamkeit, mit welcher die polnischen Juden behandelt wurden, am Ende genöthigt, sich mit Verbesserung ihrer Lage zu beschäftigen, obwohl er den Plan gehegt hatte, sie sämmtlich nach Sibirien zu verpflanzen.

Jüdische Jünglinge, welche in Polen mit den Waffen in der Hand um die Rechte ihrer Stammgenossen gekämpft hatten, gelangten zu einem patriotischen Selbstgefühl, das vor den Machthabern keine Windungen und Katzenbuckel machte, sondern den eigenen Werth der Verkennung gegenüber laut betonte. Der blutige Strauß und das Beispiel der Polen hatten sie muthig gemacht. Tapfere jüdische Officiere Herniß[1]), Blumenfeld, Männer der Feder, Louis Lublinen, Leon Hollaenderski, führten seitdem eine stolze Sprache, welche an die Makkabäer erinnerte, ohne die Fehler ihrer Stammgenossen zu übersehen oder zu beschönigen. Der in der Verbannung jung verstorbene Blumenfeld hätte einen Dichterruhm hinterlassen, wenn er länger leben, den Flug seiner Phantasie zügeln und den Bilderreichthum seiner hinreißenden Sprache mit Maß und Takt hätte anwenden können. Seine Dichtung[2]) hat nur den Fehler, daß sie die innere Leidenschaft zu stürmisch aussprüht, von welcher der Dichter bei der Schilderung der Frevelthaten in der Weltgeschichte zu voll war. „Der König und der Priester", „das Scepter und das Kreuz," welche das Menschengeschlecht geknechet und besonders das Volk Israel so tief erniedrigt haben, werden von seiner Kunst verwünscht. Wahr und zugleich tief dichterisch ist Blumenfeld's Schilderung von dem Bündnisse, das Rom mit der Kirche zur Unterjochung und Schmähung Israels ein-

[1]) Herniß schrieb gegen die judenfeindlichen Ausfälle J. B. Ostrowski's im Journal „Polnoc".

[2]) G. C. Blumenfeld's Dichtung, Ecce-Homo, im Proceß mit dem König und dem Priester, oder die Selbsterlösung der Menschen, ein Evangelium vom jüngsten Gerichte, London (1835?) ist wenig bekannt. Sie enthält drastische Dialoge in Prosa, abwechselnd mit schönen Versen, und verdient ein Blatt in der Geschichte.

ging. Gespenster mit Mordwerkzeugen in den Händen und Flüchen auf den Lippen, welche andere Schatten mit blutenden Wunden und verkohlten Augen bis zur Ermattung verfolgen, zeigt seine tragische Muse in der langen Reihe der Weltgeschichte der letzten achtzehn Jahrhunderte. Schaurig ergreift es den Leser. Die Muse läßt uns Pilatus' schwarze Gedanken lesen, die er zum Unheil des jüdischen Volkes ersann. „„Die Juden sind taub für die Drohungen und Versprechungen der Könige, sind unempfindlich für mordendes Eisen, ihre Greise sagen zu ihren Jünglingen, ihre Kinder zu ihren Müttern: „„esset uns"". Die Kinder essen das Fleisch der Väter, die Mütter ihre Kinder, und sie werden keine Sklaven. Noch eins will ich mit ihnen versuchen, sagt Pilatus. „Ich will einen Menschen aus ihnen nehmen und zu ihm sagen": „geh' hin zu diesem Volke, das Mose als Propheten verehrt, und sage ihm, daß du „der Sohn eines Engels" bist. Geh hin zu diesem Volke, dem Mose die Erde gab, und versprich ihm den Himmel, zum Volke, das das Schwert nicht in die Scheide stecken will und sage ihm: „„So dir Jemand einen Streich auf die rechte Wange giebt, reiche ihm auch die linke. — Geh hin zu diesem Volke, das unabhängig ist, weil es arbeitet, und sage ihm: „„Sorget nicht für euer Leben,"" das in die Schulen geht, um sich zu unterrichten, und sage ihm: „„„selig sind die Armen an Geist."" Geh' hin zum Volke, das nach einer Republik seufzt, und sag' ihm: „„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,"" . . . Was ist aus den schwarzen Gedanken Pilatus' geworden? Der Kaiser Constantinus!" Blumenfeld's Muse streift auf Erden umher, um die Blutspuren von jüdischen Märtyrern aufzusuchen, die sich im Bache Kidron, in den Strömen der Tiber, in den Flüssen Mançanares, Tajo, Missouri und in den Wogen des Meeres finden.

„Mein Buch hat kein Anfang und kein Ende," bemerkte dieser phantastische jüdische Dichter, der den Leidenskelch bis auf die Hefe geleert hat. „Wenn die Söhne der Newa und der Weichsel, der Seine und der Themse sich die Hände reichen werden, wie Brüder, die einander erkennen; wenn die stolze, hoffärtige Tochter Golgatha's sich mit der sanften, schüchternen Tochter Zion's küssen wird, wie Schwestern, die einander erkennen . . . dann wird mein Buch anfangen. Wenn die Menschen, die dann keinen besondern Namen mehr haben werden, an der Newa, der Seine, der Themse und allen Gewässern ihre Hände vom Blute waschen werden von dem schwarzen

Blute ihrer profanen und heiligen Tyrannen, die den Menschenhaß und den Menschenmord in die Welt brachten, dann wird mein Buch endigen."

Dieses Hochgefühl der jüdischen Polen, entsprungen aus der Theilnahme an dem heißen Kampfe für die Freiheit und genährt von christlichen Kampfgenossen, welche das herbe Wehe der Vaterlandslosigkeit tief empfanden, war zwar unter den Juden Deutschlands noch nicht vorhanden; es fehlten die Vorbedingungen dazu. Aber auch unter ihnen begann sich in derselben Zeit das Selbstgefühl zu regen; wenigstens schwand jene Aengstlichkeit und jene falsche Scham, von Juden und Judenthum zu sprechen, als wenn ein lautes Wort die aufgethürmte Lawine von Judenhaß zum verderblichen Sturze wecken könnte. Juden aus der sogenanten guten Gesellschaft, welche, um etwas zu gelten, vergessen machen wollten, daß sie zu den Unterdrückten gehörten, und lieber das Unrecht, das ihnen angethan wurde, verbargen und verschwiegen [1]), auch sie fingen an, sich ihres Werthes bewußt zu werden und legten allmählig die Scheu ab, als Juden angesehen zu werden. Diese Umstimmung, die sich an verschiedenen Punkten zeigte, wurde, wie jede Umstimmung, von tonangebenden Persönlichkeiten herbeigeführt.

Einen starken Antheil an dieser Selbstachtung hat Gabriel Riesser (geb. 1806, st. 1860 [2]), ein Mann von edler Gesinnung, jede Fiber an ihm ein Mann. Wenn die deutsche Judenheit sich so bitter über die Schäden beklagte, die ihr eingewanderte polnische Juden gebracht haben, so hat sie Riesser reichlich ersetzt. Denn seine Entschiedenheit verdankte er mehr seinem aus Polen eingewanderten Großvater mütterlicherseits, Raphael Kohen (o. S. 44), als seinem gemüthlich zerflossenen Vater von deutscher Abstammung. Gabriel Riesser gehörte mit seinem ganzen Wesen der Neuzeit an; er steckte nicht wie die meisten Träger der jüngsten Geschichte mit einem Fuße in der alten Zeit. Sein Vater Lazar selbst, obwohl in der Luft der Stockfrömmigkeit erzogen, gehörte schon zu den Halben. Als hätte die Geschichte bündig und thatsächlich beweisen wollen, daß

[1]) Vergleiche Berthold Auerbach, Vorwort zu seinem Romane „Dichter und Kaufmann".

[2]) Seine ausführliche Biographie gab Dr. Isler als 1. Band zu Riesser's ges. Schr. Frankfurt und Leipzig 1867, unter dem Titel: „Gabriel Riesser's Leben nebst Mittheilungen aus seinen Briefen".

Juden in ihrem zufälligen Geburtslande vollständig aufzugehen und von ihrem nationalen Wesen jede Spur aufzugeben im Stande sind, hat sie Gabriel Riesser als lautsprechenden Beweis aufgestellt Sein Denken, Fühlen und Träumen war deutsch; er theilte selbst die Beschränktheit deutschen Wesens, die Vertrauensseligkeit, die pedantische Ueberlegtheit und die Scheu vor rascher That. Von seiner jüdischen Abstammung waren nur geringe Spuren an ihm geblieben. Der sprudelnde jüdische Witz und der zersetzende Verstand waren ihm fremd, ja ebenso widerwärtig wie einem blonden Sohne Teut's. Das Judenthum in der nationalen Form als Sauerteig in der Geschichte war Riesser gleichgültig geworden; nur mit seinem Gemüthe und mit seinen Erinnerungen an die Jugend und an sein Vaterhaus hing er daran. Sonst war es für ihn in eine verdünnte Glaubenslehre zusammengeschrumpft, die er still in sich trug, ohne dafür einstehen zu wollen. Eine stille Ahnung lebte zwar in ihm, daß das Judenthum ein verjüngtes, blühendes Leben fortzuführen im Stande sei, aber ohne sich klar zu machen, worin diese Verjüngung bestehen soll. Sie seinerseits fördern zu helfen, lag außerhalb seines Gesichtskreises. Wäre er nicht in seinem erwählten Berufe gestört worden, so wäre er ein harmloser deutscher Bürger, ein gewissenhafter Richter oder Rechtsbeistand geworden, hätte das in gegebenem Falle formale Recht gesprochen oder das Interesse seiner Auftraggeber wahrgenommen, ohne sich um öffentliche Angelegenheiten, um Weltverbesserung oder um Aufhebung der verrotteten Zustände zu kümmern. Der deutsche Judenhaß und die deutsche Engherzigkeit haben ihn erst zum Vorkämpfer für das verhöhnte Recht seiner Leidensgenossen gemacht. Seine Erstlingsarbeit als Jurist hatte Beachtung gefunden; er wollte in Folge dessen Rechtsanwalt in seiner Geburtsstadt werden und wurde abgewiesen. Er wollte in Heidelberg Vorlesungen über Rechtswissenschaft halten, das Katheder wurde ihm ebenso entzogen, wie die Advokaten-Laufbahn. Gegen diese alberne Ausschließung empörte sich seine friedliebende, milchfromme Natur. Obwohl er sich unendlich mehr als Deutscher denn als Jude fühlte, wurde er doch als Jude hintenangesetzt; das reizte ihn zum Angriffe. So wurde Riesser, der keinerlei Beruf fühlte, ins Allgemeine zu wirken, nothgedrungen zum Werkzeuge, die Freiheit nicht blos für seine Glaubensgenossen zu erkämpfen: denn er half auch damit dem deutschen Volke zur Freiheit. Riesser machte es sich zur ernsten Lebens-

aufgabe, die Ebenbürtigkeit der Juden durchzusetzen, sie zu vertheidigen, wenn sie angegriffen wurden. „Die unsäglichen Leiden vieler Millionen in zwei Jahrtausenden, die der Erlösung harrten“ lasteten schwer auf ihm. Sein Ideal war Lessing. Gleich in seiner ersten Schrift (1831 [1]) trat er mit selbstbewußtem Stolze auf, stolz nicht bloß den deutschen Regierungen, sondern auch dem Volke gegenüber, welches noch immer die Juden auf der tiefsten Stufe gehalten wissen wollte. Die befreiende Julirevolution hatte in einigen deutschen Städten (Carlsruhe, München, Breslau und anderen) nur neues Hep-Hep gegen die Juden hervorgerufen, das zwar vom Gesindel ausging, aber von der guten Gesellschaft schadenfroh angehört wurde. Auch seine Stammgenossen, welche mit ihrer Bildung und gesellschaftlichen Stellung verächtlich auf die Masse der Juden herabsahen und sich des Namens Juden schämten, schonte er nicht: „Wenn ungerechter Haß an unserm Namen haftet, sollen wir ihn dann verleugnen, statt alle Kraft daran zu setzen, ihn zu Ehren zu bringen?“ Er hat viel dazu beigetragen, diesem Namen einen Theil seiner Mißliebigkeit zu entziehen. Riesser war es vor Allem um die Ehre und Würde der Juden zu thun. Nicht eigennütziges Erreichen vorenthaltener Vortheile lag ihm am Herzen, sondern er wollte sich an dem ewigen Kampf zwischen Freiheit und Unterdrückung, zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge betheiligen. Mit edler Entrüstung hielt er den deutschen Regierungen, namentlich der preußischen einen Spiegel vor, der die häßlichen Züge ihrer Verkehrtheit zeigen sollte, daß sie den Juden die Menschenrechte nur verkümmerten, um sie zur Taufe zu bewegen und solchergestalt sie zu falschem Eide und niedriger Gesinnung zu verleiten, weil der Uebertritt meistens in eigennütziger Absicht, ohne Aufrichtigkeit geschah. „Wie kann der erwachsene Mensch Achtung für den (christlichen) Glauben festhalten, dessen Verehrer ihm als schnöde Kuppler erscheinen müssen, die, wie Kuppler anderer Art durch den Reiz des Geldes zu einem Bündniß ohne Liebe, so durch äußere Vortheile zu einem Bekenntniß ohne Glauben locken?“ [2]). Auch den Juden zeigte er ihr Spiegelbild, jenen Mattherzigen, die sich in ihrer Behaglichkeit von der Menge trennten oder sich durch ein erlogenes Bekenntniß die Gleichheit erkauften oder wenigstens ihre Kinder der Kirche übergaben, um ihnen

[1]) Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen, Altona 1831.

[2]) Ueber die Stellung, ges. Schr. II. S. 43.

die Lebenswege zu ebenen. „Die Ehre erfordert es“, so rief er diesen zu, „selbst wenn ihr Inneres sich der herrschenden Kirche zuneigte, sich nicht eher von ihrer Gemeinde loszusagen, bis das Ziel erreicht, das Palladium der Freiheit auch für die Juden erobert ist“ [1]). Riesser wollte Vereine ins Leben gerufen wissen, die ihre Thätigkeit auf die Emancipation der Juden richten mögen. Gleichgesinnte sollten in eine Art Bündniß treten, aus Ehrgefühl treu bei den Leidensgenossen auszuharren, bis der Kampf zu Ende geführt sein würde. Zehn Jahre vorher hatte der Berliner Culturverein nicht gewagt, ein solches Programm offen aufzustellen. Zwischen Eduard Gans und Gabriel Riesser lag eben die Julirevolution. Auch Christen forderte Riesser zur Theilnahme auf, indem es für Gesinnungstüchtige in jedem Bekenntnisse eine Ehrensache sein müsse, für die Erlösung Geknechteter einzutreten.

Riesser's Wort schlug durch; es kam zur gelegenen Zeit, die Gemüther waren empfänglicher geworden. Seine bei aller Entschiedenheit doch milde Sprache machte einen tieferen Eindruck, als die Börne's mit ihrer ätzenden Schärfe. Der Ton der Zuverlässigkeit und Sicherheit, mit dem er den endlichen Sieg der Freiheit gewissermaßen voraus verkündete, gewann die Herzen, sich der Hoffnung hinzugeben. Dazu kam, daß damals einige günstige Ereignisse seine Prophezeiung zu besiegeln schienen. Zum ersten Male kam die Gleichstellung der Juden im englischen Parlament zur Sprache, und die bedeutenden Führer im Unterhause redeten ihr das Wort. Noch unerwarteter kam der Beschluß der Stände von Kurhessen, dem ersten deutschen Lande, welcher die Emancipation zum Gesetze erhob. Das gab Riesser Muth, seinem Hoffnungsideal weiter nachzuhängen. Unermüdlich war er für die Sache, der er sein Leben geweiht, einzutreten, aber stets mehr aus dem Gesichtspunkte der Ehre und Würde, als aus dem des materiellen Gewinnes. Die Gleichstellung sollte als eine Sache des Rechts gewonnen und nicht als ein Gut durch Gegenleistung erkauft werden. Nicht die unbedeutendste rituelle Ceremonie dürfe zum Opfer für die Einbürgerung gebracht werden, wenn sie nur um diesen Preis zu erlangen ist, sprach er nach zwei Seiten hin kühn aus. Die deutschen Regierungen und Stände, obwohl selbst voll von nebelhaften Wahngebilden, verlangten von den Juden Aufge-

[1]) Das. S. 35.

klärtheit und Lossagen vom sogenannten Aberglauben, Aufgeben des Talmud und der Messiashoffnung. Und ehrvergessene Juden boten einen solchen Tausch und gaben der Regierung an die Hand, nur diejenigen zu erheben, die dem Talmud entsagt hätten. Riesser brandmarkte einen solchen Handel mit Gewissenssachen als eine Schmach.

Als ihm die Badensischen Juden zum Zeichen ihrer Dankbarkeit jenes höchst-sinnige Gemälde des jüdischen Malers Oppenheim überreichten, welches die Uebergangsepoche in jüdischem Kreise, die Scheidung des Alten und Neuen, künstlerisch verklärt: der heimkehrende jüdische Krieger, der seine Eltern und Geschwister in dem Eden des sabbatlichen Stilllebens überrascht, bemerkte Riesser in seinem Dankschreiben „Thöricht der Vater, der den Sohn in das Kleid des Alters hüllen wollte, . . . aber ehrlos der Sohn der sich seines Vaters, ehrlos das Geschlecht, das sich seiner Vorzeit schämt“ [1]. Diese seine tiefgewurzelte Gesinnung theilte sich dem jüngern Geschlechte um so nachhaltiger mit, als sie nicht von einem Vertreter des Judenthums, sondern von einem Rechtsgelehrten geltend gemacht wurde, der mit den Wurzeln seines Daseins mehr im Deutschthum steckte. Riesser hat zunächst die Emancipationsfrage volksthümlich gemacht durch seinen Kampf gegen die Judenfresser, Paulus, Eduard Meyer, Pfizer, Streckfuß und alle die faselnden Feinde der Freiheit in den deutschen Ständekammern, welche die den Juden anhaftende Mißliebigkeit zum Stichblatt machten, um die freiheitlichen Bestrebungen überhaupt zu hemmen. Er hat ferner die Judenfrage auf das Programm des Liberalismus gebracht. Das junge Deutschland und alle Diejenigen, welche gegen die Knechtung in den Kampf zogen, waren fortan genöthigt, die Religionsfreiheit und die Gleichstellung aller Klassen auf ihre Fahne zu schreiben, so sehr sie auch von der Antipathie gegen die Juden erfüllt waren. Aber bei weitem größer ist endlich Riesser's Verdienst, daß er das Selbstgefühl der Juden gehoben und die falsche Scham getilgt hat, welche die sogenannten Gebildeten vor dem Namen Jude empfanden. Die Wärme seiner Ueberzeugung und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, die aus jeder Kristallkante seines Stylgefüges entgegen schimmert, bahnten ihm den Weg zu

[1] Ein Wort des Dankes an die israelitischen Bürger Badens 1835, ges. Schr. IV. S. 720.

den Herzen. Durch Riesser geweckt und ermuthigt, traten in jedem deutschen Staate kühne Kämpfer für die Emancipation auf. Sie hatten von ihm die Handhabung der Waffen und noch mehr stolzes Bewußtsein gelernt. Bernhard Beer (st. 1861) welcher in dem verretteten Sachsen, dem protestantischen Rom, wie man es nannte, und Moritz Veit (st. 1864) welche in Preußen, dem protestantischen byzantinischen Reiche beharrlich kämpften. Beide, unabhängige, von Wissenschaft durchsaftete Männer, können gewissermaßen als Riesser's Jünger angesehen werden.

An Richtung gebenden Geistern war die Judenheit in jener Zeit gerade nicht sehr reich; aber desto reicher war das jüngere Geschlecht an gediegenen Charakteren, als sollte der Schaden wieder gut gemacht werden, den die Charakterschwäche des berliner Culturvereins angerichtet hatte, dessen windbeutliches Thun (bei den meisten Mitgliedern) das großsprecherische Wort Lügen gestraft hatte. Ein solcher gediegener Charakter war Riesser's älterer Busenfreund, der Arzt Salomon Ludwig Steinheim (geb. Altona 1790, st. Zürich 1866[1]). Es war eine tiefbeanlagte Natur, die auf der Sonnenhöhe des Gedankens weilte, von wo aus ihr das gedankenlose Treiben der Menschen wie Dunstgebilde, vom Winde hierhin und dorthin zerflatternd, erschien.

In Steinheim offenbarte sich der jüdische Gedanke in seiner Herrlichkeit und in seiner Erlösungskraft, ohne welchen das Judenthum ein tausendjähriger Wahn genannt werden müßte, der Gedanke, daß das jüdische Volk eine Riesensendschaft zu vollbringen habe, und diesem seinem Apostelamt entsprächen seine Lehre und sein Geschick. Diese Idee mag Isaak Bernays unbewußt in ihm angeregt haben. Steinheim besaß zugleich mit der Ideenfülle die Formgewandtheit, seine Gedanken in eine anziehende Hülle zu kleiden und sie mit einem gewissen reichen Schmelz zu umgeben. Man könnte ihn mit Jehuda Halevi, dem castilischen Dichter-Philosophen, vergleichen, wenn er mehr dichterische Begabung gehabt hätte. Seine Erstlingserzeugnisse „Gesänge Obadiahs b. Amos aus der Verbannung“[2]) enthalten schon fruchtbare Keime der Gedankensaat, die er ausgestreut hat. Ein jüdischer Weise (Obadiah) im Egypterland offenbart seinem Sohne (Eliakim) zur Zeit der Ptolomäer die Hoheit und Niedrigkeit, denen das

[1]) Eine Biographie Steinheim's ist noch ein Desideratum. Ein kurzer Nekrolog Zeitg. des Judenthums Jahrg. 1866 S. 363.

[2]) Erschienen Frankf. a. M. 1829; 2. Aufl. 1837.

jüdische Volk entgegengehen müsse: „Absicht (der Vorsehung) und ihr Werk ist es, daß ein schwaches Volk, das ihr Heil verkünden soll, unter Millionen Feinden durch Jahrtausende verfolgt, gejagt und als Opfer geschlachtet, dennoch lebendig erhalten werde. Unsere Ahnen erhielten einstens für sich und ihre Nachkomen die Weihe der Priesterschaft. Das Geschlecht Jakobs war abwechselnd zerstreut und versammelt und zu seinem Berufe auferzogen seit seinem Entstehen."

„Du darfst nicht zählen die Zeugen von Blut,
„Nicht nennen die Schaaren im Holzstoß,
„Die im Tode dem Einen lebten,
„Der ist, der war, und der sein wird.

„Du selber, Du ewiges Bundesvolk,
„Zahllose Schaar unter Völkern zerstreut,
„Du bist Priester und bist Opfer.
„Ein blutiger Zeuge Jehova's,

„Führwahr deff rühmt sich kein Erdenvolk,
„Deff rühmt sich der Stämme keiner,
„Der Entsagung und der Treue,
„Des Zeugnisses um die Wahrheit."

Dazu eben habe das jüdische Volk seine Pilgerschaft auf dem ganzen Erdrunde angetreten, damit es überall hin die Lichtkeime reiner Gottesverehrung und hoher Gesittung ausstreue. Von dieser Höhe aus gesehen, erschien Steinheim die Vergangenheit und die Zukunft des Judenthums in durchsichtigem Schimmer. Alle Räthsel waren gelöst, alle Fragen beantwortet; die Lehre und die Geschichte Israels gaben befriedigende, tröstende Antworten. Die priesterliche Sendschaft Israels sollte sich eben auf Schmerzenswegen bewähren; dieser Heiland der Welt mußte eine Dornenkrone tragen, mußte zur Knechtsgestalt erniedrigt werden. Die Vergangenheit und die Zukunft Israels sah Steinheim wie in einem Zauberspiegel, hell, klar und farbenreich. Nur die Gegenwart war ihm räthselhaft. Die Entfremdung der Söhne seines Volkes von ihrem Ursprunge, die Verzweiflung an sich selbst, die Verachtung gegen die Lehre und Abstammung, die täglich vorkommende Abtrünnigkeit und Fahnenflucht erschienen ihm als Vorboten des nahenden Untergangs, als sollte der Hohepriester der Menschheit sich selbst verweltlichen und entweihen, sein Erstgeburtsrecht für ein Gericht Linsen vertauschen. Dieser Selbstentfremdung und diesem Selbstaufgeben wollte Steinheim ent-

gegen wirken. Dazu dichtete er seine „Gesänge Obadiahs aus der Verbannung“, und arbeitete sein Gedankensystem aus. „Ich fürchte nicht die Zeiten“, läßt er den greisen Weisen zu seinem Sohne sprechen, „ich fürchte nicht die Zeiten des allgemeinen Drangsals; dann halten, wie unter dem Joche die Rinder, die gemeinschaftlich Leidenden zusammen. Auch die Zeiten, da allgemein die Freiheit herrscht, fürchte ich nicht. In dieser bringt Lüge selten Gewinn, und die wahre Erkentniß bedarf keines Mantels und keines Lohnes. Nur diejenigen Zeiten sind gefährlich, da der Druck gemäßigt, aber nicht gehoben oder die Freiheit nah', aber nicht völlig erreicht ist. In diesen Zeiten wird der Abfall von der Väter Sitte ehrenvoll und vortheilhaft, während Lust am Vergänglichen lau fürs Ewige macht. Das ist die Zeit des wahren Jammers, da wo jede Thorheit zum Ernste und jeder Ernst zur Thorheit wird, wo Spott ist in jedem Munde und Hochmuth und Verworfenheit in jedem Herzen, wo dem Ernste nicht Zeit ist vor allem widerwärtigen Lachen des Witzes.“ Scharf tadelte seine Muse jene Gedankenlosen, welche sich von der jüdischen Gemeinschaft lossagten:

„Jene Hand decket das Grab nicht,
„Die sich gegen den Vater erhoben,
„Jenen Mund decket das Grab nicht,
„Der seiner Mutter geflucht hat.

„Und Du — wie Du Dich fremd stellst!
„Abtrünniger Du! und verleugnest
„Deiner Vorfahren frommes Geschlecht,
„Und Dich schämst

„Deines Vaters und Deiner Mutter.
„Verleugnest die Sitte
„Deines geschlagenen Volkes,
„Und trittst, Du Tückischer,

„Höhnischen Mundes zum Widersacher,
„Daß Deine ruchlosen Kinder,
„Ein fremd Geschlecht, mit Steinen
„Werfen nach Deines Vaters Haupt,

„Und ihm den grauen Bart zerraufen.
„Dich schilt mein Lied;
„Um Dich tobt mein Saitenspiel;
„Das Lied Zions verachtet Dich.

Indessen wollte Steinheim nicht bloß ausschelten, sondern belehren und überzeugen. Man könnte ihn den deutschen Philo

unter den Juden nennen. Nicht an die Glücklichen, Zufriedenen und Reichen wendete er sich, sondern „an die Jugend mit ihrem Schmerze und ihrer Sehnsucht, mit ihrer Reizbarkeit für Licht und Recht.“ Ihr widmete er sein gedankreiches Buch: „die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge“ (Febr. 1835[1]). Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem Mendelssohn den Lehrinhalt des Judenthums in gedankenreicher Fassung auseinandergesetzt hat. Seit der Zeit ist vielfach darüber von Juden und Christen gefaselt worden. Jeder suchte nach Belieben eine Seite desselben heraus, um es sich nach Bequemlichkeit zurecht zu legen oder es zu verunglimpfen. Steinheim, ein tiefer philosophischer Kopf, unterwarf den ganzen Lehrinhalt einer gedankenstrengen Prüfung und stellte ihn als das Höchste hin, als das „Wunder der Wunder“ durch das allein der grübelnde menschliche Geist innere Befriedigung erlangen könne. Er trat kühn an die Beantwortung der Frage heran: Was ist denn eigentlich dieses so hochgepriesene und tief geschmähte Judenthum? Alle jüdischen Denker waren schon glücklich nachweisen zu können, daß die Grundlehren desselben sich mit den Lehrsätzen der Philosophie über die Geisteswelt decken oder ihnen wenigstens nicht widersprechen. Auch Mendelssohn hatte sich dabei beruhigt, daß die Glaubenslehren des Judenthums vernünftig seien, d. h. der Vernunft nicht widerstreiten. Dieses höchste Tribunal, um dessen freundliche Zustimmung die Religion gewissermaßen bettelte, hatte aber inzwischen eine gewaltige Erschütterung erlitten. Kant, der Denker von Königsberg, der philosophische Robespierre, hatte die Majestät der Vernunft in den Staub gezogen oder ihre Ohnmacht bewiesen, aus sich selbst unerschütterliche Wahrheiten zu erzeugen. Ihre Erzeugnisse seien mit dem angeborenen Fehler des Widerspruches behaftet, oder sie theilten die Beschränktheit des Menschlichen, das eben dem Irrthum unterworfen ist. Wäre der Mensch auf den wegweisenden Faden der Vernunft oder der natürlichen Philosophie angewiesen, so würde er in seinem sittlichen Handeln aus dem Labyrinth der Widersprüche und Ungewißheit nicht herauskommen. Es sei daher, so folgerte Steinheim auf Kants Vordersätzen weiter, ein schlechtes Compliment für eine Religion, daß sie mit der Vernunft übereinstimme;

[1]) Der erste und zweite Theil erschienen Frankfurt a. M. 1835, der dritte Theil (auch zweiter Theil) erschien Leipzig 1856 und der vierte Theil, Leipzig 1865.

denn diese sei der Chronos, der seine eigenen Kinder verschlinge; oder sie baue mit der einen Hand und zerstöre mit der andern. Die vernunftgemäße Religion sei eben das Heidenthum oder die natürliche Religion in den verschiedensten Abstufungen, das Heidenthum, das so viel sittliches Unheil gestiftet habe, in „dem die Räuber, die Diebe, die Ehebrecher, die Knabenschänder ihre großen Vorbilder in den höchsten Wesen fanden,“ wo selbst die Guten neidisch, liederlich, ehebrecherisch, rachgierig und ungerecht waren. Und wenn das Christenthum sich von der Gemeinschaft des Judenthums völlig lossagen wolle (wie es seit Schleiermacher und Hegel Modeton geworden war), so sinke es eben hiermit auf die niedrige Stufe des Heidenthums. Liebe und Haß, Ahriman und Ormuz, Christus und Satan mit ihren Spielarten der ewige Weltstoff, um den sich die zwei Mächte streiten, und die unerbittliche Nothwendigkeit, das seien die Grundgedanken der natürlichen Religion; der Mensch selbst erliegt dem Jammer dieser Nothwendigkeit:

„Nach ewigen ehernen
„Großen Gesetzen
„Müssen wir Alle
„Unsres Daseins
„Kreise vollenden.

„Wie die Götter also auch ihre Priester und Weisen; wie der König, so die Heerde!“

Die Philosophie von Aristoteles bis Hegel habe eigentlich nur die mythologischen Vorstellungen in Gedankenfugen gebracht. Die Gegensätze, der Urstoff, die Gebundenheit aller Wesen, selbst des Höchsten, haben durch die Metaphysik nun mehr Bündigkeit erhalten. Die consequente Philosophie müsse die Idee der Freiheit, diesen Grundstein der Sittlichkeit, verleugnen. Diesem grobsinnlichen oder verfeinerten Heidenthume gegenüber trete das Judenthum mit einer ganz andern Gedankenweise auf. Es stelle einen persönlichen Gott auf, der nicht mit der Natur zusammenfalle und eins sei, nicht in zwei Prinzipen auseinandergehe; es erkenne die Schöpfung aus Nichts, ohne ewigen Grundstoff, an. Es betone scharf die menschliche Freiheit und dadurch die Verantwortlichkeit des Menschen für sein sittliches Thun. Diese und andere Wahrheiten habe nicht die menschliche Vernunft aus sich erzeugt, nicht erzeugen können, sondern sie seien am Sinai geoffenbart worden. Sie seien aber, trotzdem daß sie der

Vernunft als ein Fremdes zugekommen sind, so einleuchtend und überzeugend, daß sie sich mit ihnen befreunde und ihre eignen widerspruchsvollen Gedankenreihen fahren lasse, wie sie sich mit räthselhaften Naturerscheinungen befreunden muß, deren Gesetzmäßigkeit sie nicht begreift. Der blitzerleuchtete Sinai habe der Welt zugleich Licht und Wärme gespendet, Gedankenklarheit und sittliche Lauterkeit. Die Synagoge bilde einen scharf abgegrenzten Gegensatz nicht bloß gegen die mythologische Religion, sondern auch gegen die Kirche. „Von Zion geht die Lehre aus und das Wort Gottes von Jerusalem," dieses prophetische, halberfüllte Wort unterschrieb Steinheim mit wahrer Begeisterung. Er kam fast dem Dichter-Philosophen Jehuda Halevi in Gedanken nah, der ebenfalls die Lehre des Judenthums als Gegensatz gegen die Lehre der Philosophie erkannt hatte. — Sobald Steinheim die Seele des Judenthums gefunden hatte oder gefunden zu haben glaubte, empfand er eine Gluth dafür, welche in der Zeit nüchterner Betrachtung als eine Sonderlichkeit erscheinen konnte. Diese Liebe für das Judenthum machte ihn hellsehend und erleichterte ihm so sehr das Verständniß für die Vergangenheit, daß er selbst die Thätigkeit der vielgeschmähten Rabbinen zu würdigen wußte. „Sie (die Väter der Synagoge) waren von der Erhabenheit ihres Berufes wie ihres Wortes tief ergriffen." Sie haben sich der strengen Lehre zuerst unterzogen. „Was ihre Gemeinden zu entbehren hatten, entbehrten sie zwiefach. Galt es Opfer zu bringen, das Märtyrerthum zu erdulden, so waren sie die ersten der Opfer. Sie hatten bekanntlich die schwere Aufgabe, inmitten eines vortheilbringenden, mächtigen und dem Menschen natürlichen Heidenthums die Lehre der Offenbarung lebendig zu erhalten" [1]).

Steinheim hat mit seiner „Offenbarung" recht viele Wahrheiten geoffenbart, oder, richtiger, verschüttete und vergessene alte Wahrheiten ans Licht gezogen. Keiner hat zu seiner Zeit wie in der vorangegangenen das Grundwesen des Judenthums so tief verstanden wie er, wenn auch manche seiner Voraussetzungen und Folgerungen nicht Stich halten. Er hat aber einen kaum bemerkbaren Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht, obschon er mit fast prophetischer Begeisterung und in anziehenden Redewendungen die Hoheit des Judenthums auseinandersetzte. Woher kam diese Vereinzelung? Warum

[1]) Offenbarung Einl. S. XIII.

hat Steinheim mit seiner aufrichtigen Gesinnung, seinem hohen Geistesfluge, seiner gluthvollen Sprache so wenig Anziehungskraft auf die jüdische Jugend, an die er sich zunächst gewendet, ausgeübt? Weil sein Leben und Thun mit seinem Denken und Fühlen nicht in Einklang waren. Er hätte folgerichtig sich der aus Verkennung „täglich mehr verwaisten Synagoge" eng anschließen müssen, ihre Leiden und ihre Schmach auf sich nehmen, ihre religiösen Fest- und Trauertage mitfeiern und sich in den Stolz der äußerlich Geknechteten und innerlich Freien hüllen müssen. Das that Steinheim nicht: er hielt sich vielmehr von der jüdischen Gemeinde und dem jüdischen Leben fern, lebte wie einst die alexandrinisch-jüdischen Allegoristen in dem Dunstkreise der Ideen des Judenthums und war gegen ihre praktische Bewährung, wenn auch nicht zu vornehm, doch gleichgültig. Was er selbst als Grund des Sträubens gegen die Lehre des Judenthums richtig erkannt hatte: „die Einfalt und die Knechtsgestalt ihrer Träger," hat auch ihn abgestoßen, statt gerade ihn anzuziehen. „Der Name des Volkes, das ihr Hüter geworden, ist zum Schimpfnamen geworden, und nun wird gefordert, daß eine Lehre angenommen werde, deren Bringer dem Haß, der Verachtung und Verfolgung preisgegeben ist" [1]). Allerdings verrätherisch sich vom Judenthum loszusagen, wie Heine, Eduard Gans und so Viele, erschien Steinheim als Ehrlosigkeit und Frevelthat zugleich, und er ist ihm daher äußerlich treu geblieben. Aber er hat die von ihm erkannte Wahrheit, daß das Apostelamt der Juden darin bestehe, nicht bloß Priester, sondern auch Opfer zu sein, nicht auf seine Lebensweise einwirken lassen. Es war nicht Charakterschwäche in Steinheim, sondern ungenügende Kenntniß des Judenthums in seiner Allseitigkeit. Bei aller seiner Vorliebe für den Gedankenschatz desselben war er überall heimischer als im jüdischen Schriftthume. Mühsam mußte er sich die Belege zusammen suchen, um eine Grundlage für seine Gedankenreihe zu haben. Er verstand, wie sein Gegenbild Philo in der alexandrinischen Zeit, die Sprache nicht, in welcher, nach seiner Ansicht, die höchste Wahrheit am Sinai geoffenbart wurde. Nicht bloß „die fromme Ehrfurcht war in kaum drei Geschlechtern geschwunden," wie er selbst klagte [2]), „oder gar in Gottlosigkeit und

[1]) Steinheim, Offenbarung I. S. 360.

[2]) Das. Einleitung.

Abtrünnigkeit umgewandelt, sondern auch die Kenntniß des jüdischen Schriftthums war dem neuen Geschlechte abhanden gekommen, und dieses war zugleich Wirkung und Ursache der Entfremdung vom Ursprunge. In Steinheim hatte sich das Selbstgefühl der Juden ermannt und weiter geweckt, aber nicht die volle Selbsterkenntniß; darum hielt er sich von dem noch in Knechtsgestalt auftretenden Judenthume praktisch zurück, und darum konnte er die ganze Tiefe desselben nicht ergründen. Es war nicht Zufall, daß seine Hülle in ein christliches Grab in Zürich gesenkt wurde. Weil er seine Frau nicht zur Höhe der Priester- und Opferschaft durch werkthätiges Ueben erhoben hatte, war ihr das Bekenntniß vielleicht noch weniger als gleichgültig, und darum mochte sie seine Hülle nicht den Stammbrüdern übergeben.

Die tiefere Erkenntniß wurde von einer andern Seite geweckt, wo man sie gar nicht erwartete, in einem Lande, welches die Gebildeten unter den Juden, die Riesser und Steinheim miteingerechnet, verächtlich anzusehen pflegten. Wie man ehemals sagte: Was kann Gutes aus Galilea kommen, so sagte man damals und sagt es noch heute: Was kann Gutes aus Polen kommen? Aber gerade von hier aus kam eine neue Befruchtung, welche lebenssaftige Keime zur Entfaltung brachte. Zwei Männer waren es besonders, die das Pfund, das sie von Deutschland empfangen hatten, reichlich wucherten: Nachman Krochmal und Salomo Jehuda Rapoport, Beide gewissermaßen berufen, eine Lücke auszufüllen, welche die Pfleger der jüdischen Wissenschaft in Deutschland und Frankreich nicht hatten ergänzen können. Sie haben aus den Schachten, welche in diesen Ländern nicht zugänglich waren, gediegenes Erz geholt und auch den Weg gezeigt, wie es herbeigeschafft und verarbeitet werden kann. Sie haben einen Wetteifer erregt, der es möglich machte, daß in so kurzer Zeit, in drei Jahrzehnden, die Trümmerdecke von der großen Vergangenheit des Judenthums weggeräumt und das darunter vergrabene Götterbild zum Vorschein gebracht werden konnte. Sie waren die Stifter einer neuen Schule, welche man die galizianische nennen kann.

Nachman Kohen Krochmal (geb. Brody 1785 [1]), st. Tarnopol

[1]) Krochmal's Biographie hat zum Theil Rapoport geschrieben, Kerem Chemed IV. p. 41 (anonym), ferner Zunz in Busch Jahrbuch, Jahrg. 1843, endlich M. Letteris, als Beilage zu Krochmals מורה נבוכי הזמן 2. Ed. von 1863 p. 11 fg.

1840), Sohn eines für Wissen empfänglichen, wohlhabenden Kaufmanns, der Reisen nach Deutschland zu machen pflegte, fing er noch die matten, verlöschenden Strahlen von der untergehenden Mendelssohn'schen Schule auf. Mendelssohn war das Ideal, nach dem sich Krochmal bildete. Mit vierzehn Jahren verheirathet und nach dem kleinen Städtchen Zolkiew verpflanzt, wo noch die verderbliche wissensfeindliche Lehrweise herrschte, vertiefte sich Krochmal heimlich in die hebräische Literatur, welche seinem Geiste gesunde Nahrung zuführte. Asaria deï Rossi [1]), der ehemals verketzerte und verschollene jüdische Forscher aus dem sechzehnten Jahrhundert, lebte in Krochmal wieder auf. Er suchte sich auch die Schriften der deutschen Philosophen, besonders Kant's zu verschaffen, um seinen Geist mit Gedanken zu füllen und zu klären. Je mehr die Stocktalmudisten und die chaßidäischen Ketzerriecher in Polen Jedem nachspürten, der sich mit außertalmudischem und außerkabbalistischem Schriftthume befaßte oder ein nichthebräisches Buch zur Hand nahm, um ihn in der öffentlichen Meinung zu brandmarken — Salomon Maimon's und Ben-Seeb's leichtsinniges Verhalten hatte noch mehr Veranlassung zum Argwohn in Polen gegeben — desto süßer schmeckte Krochmal und seinen Gesinnungsgenossen dieses verstohlen genossene Brod. Unter der Zobelmütze sammelten sich in seinem Kopfe, nachbarlich neben den angehäuften Wissensmassen aus dem Talmud, Gedankenschaaren, welche eine kriegerische Haltung gegen den Talmudismus annahmen. Aber es kam nicht zur Kriegserklärung. Krochmal war, vielleicht wegen seiner von Geistesarbeit äußerst geschwächten Gesundheit, zu ängstlich, um einen kühnen Schritt außer dem Geleise zu thun; er wich vielmehr jedem Kampfe aus, machte alle Afterfrömmigkeit der übertriebenen polnischen Weise mit und that lieber etwas mehr als weniger, um seine Ruhe nicht zu gefährden. Er war überhaupt zu ernst und zu vorsichtig, als daß er die Schranken der Gewohnheit zu überspringen hätte wagen sollen. Krochmal zeigte sich gern in der Gewandung des gesetzten, gleichmüthigen Weisen, des polnischen Mendelssohn, und da sein Vorbild auch nicht um eines Haares Breite von der religiösen Lebensweise der Gemeinde abgewichen war, so that es ihm Krochmal nach. Freilich dem Argwohn konnte er nicht entgehen. Er hatte einen harmlosen Briefwechsel mit einem karäischen

[1]) S. B. IX. S. 435.

Chacham aus dem Nachbarstädtchen Kukizow unterhalten. Einige Frömmler hatten Wind davon bekommen und vorausgesetzt, daß Krochmal mit den Karäern eine Verschwörung gegen den Talmud angezettelt habe. Einen seiner Briefe wußten sie dem arglosen Karäer abzuschwatzen, suchten darin aus unschuldigen Complimenten, die er demselben in Versen gemacht hatte, Ketzereien auszupressen, und verbreiteten ihn in der zahlreichen Gemeinde von Lemberg, um die Menge gegen ihn zu hetzen. Diese Umtriebe nahm sich Krochmal allzusehr zu Herzen, wurde noch ängstlicher und vorsichtiger und verschloß seine Gedanken in seinem Kopfe. Er war lange nicht dazu zu bewegen, etwas zu veröffentlichen [1]).

Aber vor vertrauten Genossen und Jüngern öffnete er die Schätze seines Geistes nicht hinter Wänden, die Ohren haben könnten, sondern auf freiem Felde. Seine Zuhörer, talmudisch geschult und in Enträthselung dunkler Andeutungen außerordentlich gewandt, erfaßten seine Winke schnell, ohne daß er sich in weitläufige Auseinandersetzungen einzulassen brauchte. In dieser Lehrweise lakonischer Kürze konnte Krochmal Alles unterst zu oberst kehren und eine Reihe neuer Forschungen aufstellen, in denen jeder einzelne Satz, wenn ans Licht gesetzt, ihn ohne Weiteres in den Augen seiner Landsleute zum verdammenswerthen Ketzer hätte stempeln können. Was seine Lehrweise und seine Forschungen besonders fruchtbar machte, das war die Klarheit und Abrundung seiner Gedanken, die wie an einer Schnur gereiht waren. Dadurch wirkte er jenem chaotischen Durcheinander und wildem Wirrwarr heilsam entgegen, woran die guten polnischen Köpfe so sehr litten. Die Beschäftigung mit der deutschen Philosophie hatte seinen Geist geschult und ihm die logische Zucht gelehrt. Selbstständige philosophische Ideen, die Krochmal für seine stärkste Seite gehalten zu haben scheint, hat er freilich sehr wenig erzeugt. Aber die philosophische Betrachtung der Geschichte und überhaupt der jüdischen Geschichte, einen klaren Ueberblick über ihre verschlungenen Wege hat Krochmal zuerst angebahnt. Er zeigte auch, wie man die Fundgruben des Talmud für die Geschichte ausbeuten und verwerthen kann. Im Schacht dieser Riesenliteratur liegen nämlich Sentenzen, Andeutungen, räthselhafte, scheinbar nichtssagende oder

[1]) Vergl. die gerechte Klage über die Ketzerriecherei in Polen Kerem Chemed I. S. 74.

auf den ersten Blick lächerlich klingende Gedankentrümmer — der agadischen Seite des Talmud — vergraben, welche bis dahin wenig beachtet oder von Christen und oberflächlichen Juden als „rabbinischer Aberwitz" abgethan wurden. Recht verstanden, enthalten diese zerstreuten Bruchstücke eine Kernweisheit, woraus man die schönsten Evangelien künstlerisch hätte bilden können. Auf diese vernachlässigte und gering geschätzte Literatur hat Krochmal zunächst seine Aufmerksamkeit gerichtet und aus ihr die fruchtbarsten Ergebnisse für die Beleuchtung der jüdischen Geschichte in ihrem innern Verlaufe gezogen. Dadurch hat er die dunkle Zeitepoche von der babylonischen Gefangenschaft bis zum Abschluß der Mischnah — in dem sich Jost nicht und noch weniger christliche Forscher zurecht finden konnten — so sehr erhellt, daß es den nachfolgenden Forschern leicht wurde, den von ihm gezogenen Lichtspuren nachzugehen. Er lehrte zuerst, wie man die talmudischen Geschichtsquellen mikroskopisch beobachten oder halbverwischte Züge wiederherstellen könne. Und das war ein großer Gewinn und ein Riesenfortschritt gegen Jost's allzustumpfe Geschichtsbetrachtung. Freilich waren die Resultate der Krochmal'schen Forschungen nicht immer stichhaltig, weil ihm die außerhebräischen Geschichtsquellen nicht zugänglich waren, und er sich mit Nothbehelfen aus der zweiten oder dritten Hand begnügen mußte. Aber sein Scharfblick und seine liebevolle Hingebung für diese Wissenschaft haben ihn nicht gar zu oft des rechten Weges verfehlen lassen. Er hat dadurch Jünger zum Forschen angeregt und ihnen den Schlüssel zu diesen hieroglyphenartigen Quellenschriften gereicht. Obwohl er von seinen Entdeckungen noch wenig veröffentlicht hatte, drang sein Ruf doch über die Grenzen seines Landes hinaus. Die Berliner Gemeinde, die seit Friedländer's Zeit eine tiefe Abneigung gegen Polen und Rabbinen hegte, dachte doch an ihn, um ihn als Rabbiner zu berufen. Er galt als einer der Hauptträger der jungen jüdischen Wissenschaft und zählte in Deutschland viele Bewunderer.

Der empfänglichste und begabteste seiner Jünger, Salomo Jehuda Rapoport (geb. Lemberg 1790? st. Prag 1867 [1]), machte ihm den Vorrang streitig und verdunkelte ihn zum Theil durch seine mehr ergiebigen Leistungen. Rapoport stammte aus einer sehr an=

[1]) Rapoport's Biographie ist noch nicht zusammengestellt. Einzelnheiten hat Letteris in der Biographie Krochmal's und Erter's mitgetheilt.

gesehenen altjüdischen Familie, einem Stock gelehrter Rabbiner, von dem sich ein Zweig von Italien nach Polen verpflanzt hatte. In seinem Wesen und seiner Erscheinung war eine Art angestammten Adels nicht zu verkennen. Von herzgewinnender Milde, lächelnd heiterm Sinne, harmlosem Witz und Geselligkeitstrieb, war Rapoport in jeder Gesellschaft eine beliebte, anziehende Persönlichkeit. Er hat durch diese Eigenschaften die Strenge seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit gewissermaßen gesänftigt. Seine Jugenderlebnisse waren nicht besonderer Art. Er wurde frühzeitig in die Pforten des Talmud eingeführt und wurde vermöge seines außerordentlichen Gedächtnisses und durchdringenden Scharfsinns in diesem Labyrinth heimisch. Frühzeitig wurde er auch in das Eheleben eingeführt, als Schwiegersohn einer der letzten rabbinischen Autoritäten Polen's (Arje Löb Kohen [1]), des Verfassers eines rabbinischen Werkes, nach dem er selbst benannt wurde, die größte Ehre, die einem gelehrten Polen wiederfahren konnte, wenn sein Name durch sein Werk vergessen wurde.

Frühzeitig wurde Rapoport aber auch der talmudischen Gelehrsamkeit halb untreu, indem er ihren Nebenbuhlerinnen, der Wissenschaft und der Dichtkunst, huldigte. Sein Schwiegervater, der in dem Wunderkind eine einstige talmudische Größe hoffte, ahnte nicht, daß der gereifte Rapoport mehr für die Hebung der damals in Polen noch ganz tief verachteten jüdischen Wissenschaft als für die streng rabbinische Gelehrsamkeit leisten wird. Er hätte, wenn er es nur im entferntesten hätte ahnen können, dem, den die polnischen Stockfrommen später als einen halben Abtrünnigen betrachteten, schwerlich seine Tochter zur Frau gegeben. Man darf nicht den polnischen Rabbinen allein die Schuld an ihrer grimmigen Gehäßigkeit gegen jedes außertalmudische Wissen zur Last legen. Die öffentliche Meinung war so sehr dagegen eingenommen, daß selbst fromme Rabbinen es verheimlichen mußten, wenn sie sich auch nur in Mußestunden damit einlassen wollten. Rapoport hat sehr anschaulich den Schmerzensweg beschrieben, den er und seines Gleichen beschreiten mußten, um zum Baume der Erkenntniß zu gelangen. Schwer war es ein wissenschaftliches Buch überhaupt, noch schwerer ein in einer der europäischen Sprachen verfaßtes zu erlangen. Der

[1]) Arje Löb Kohen Rabbiner von Strie, wird genannt nach seinem ersten Werke קצות החושן, gedruckt 1788. Er schrieb außerdem noch אבני מלואים und שב שמעתתא worüber die Bibliographen berichten.

Index verbotener Schriften in der öffentlichen Meinung war viel umfaßender als der päpstliche. Hatte ein Wissensdurstiger sich ein Solches auf Schleichwegen verschafft, und erriethen mit einem eignen Spürorgan seine Verwandten oder Freunde das auch noch so streng bewahrte Geheimniß, so beschworen sie ihn, davon abzulassen oder confiscirten eigenmächtig das verketzerte Buch, um ihren Verwandten oder Freund nicht der fanatischen Hetzjagd von Seiten der Chaßidäer ausgesetzt zu sehen [1]. Selbst helldenkende Männer waren peinlich, ob es nicht nach talmudischer Anschauung verboten sei, sich mit profanen Wissenschaften zu beschäftigen [2]).

Indessen so ganz vereinsamt war Rapoport mit seinem Streben nach Wissen keineswegs. Hier und da zeigten sich schon in Galizien Keime eines frischen Geistes, welcher sich anstrengte, das Joch der gedankenlosen und fanatischen öffentlichen Meinung abzuschütteln. Die Berührung mit Wien, die napoleonischen Kriege und überhaupt die Berührung mit der großen Welt hatten manche alte Formen abgestreift. Besonders reizte die Ausbreitung des chaßidäischen Wesens und sein übermüthiges, höhnisches und immer tolleres Treiben die Besonnenen und Vernünftigen zum kräftigen Widerstand, erfüllte sie mit leidenschaftlichem Haß gegen dasselbe und ließ sie auf Mittel sinnen, es aus dem Wege zu räumen. Als das Geeignetste schien ihnen die Vertilgung der bäurischen Unwissenheit in religiösen wie weltlichen Dingen und der kindischen Leichtgläubigkeit durch Zuführung von Bildungselementen. Denn obwohl die östreichische Regierung den galizischen Gemeinden die Anlegung von Schulen zur Pflicht gemacht hatte, so kümmerten sich die niedern Behörden fast gar nicht um die Erfüllung derselben, und das war nach der einen Seite gut; denn dadurch war die aus den Kämpfen hervorgegangene Selbstbefreiung der Juden fruchtbarer. In den drei größten galizischen Gemeinden Brody, Lemberg und Tarnopol hatten sich seit dem Kriege mit Napoleon kleine Kreise gebildet, welche Selbsterziehung, Verbreitung von Bildung und den Vernichtungskampf gegen das Chaßidäerthum thatkräftig unternahmen. Der Anfang wurde in Tarnopol von Joseph Perl gemacht (geb. Tarnopol 1773, st. das. 1839 [3]). Mit Aufopferung

[1]) Vergl. Kerem Chemed VI. p. 45.

[2]) S. Bikkure ha-Ittim, Jahrg. 1828 p. 8.

[3]) Perl's Biographie in Busch Jahrbuch, Jahrg. 1846—47, von Natha Horowitz; Kerem Chemed V. p. 163 von Rapoport.

von Zeit und Geld und mit eiserner Beharrlichkeit gründete er eine höhere jüdische Bürgerschule, welche später zum Muster diente [1]). Er brachte den Chaßidäern empfindliche Schläge durch witzige Dunkelmännerbriefe [2]) in geflissentlich entstelltem, barbarischem Kauderwelsch-Hebräisch bei, welche den mönchslateinischen von Rubianus und Hutten nicht nachstehen, vielleicht noch künstlerischer gehalten sind. Dieser Todfeind der Chaßidäer, trat mit den jüdischen Vertretern der Bildung in Deutschland in Verbindung und wurde vom Berliner Culturverein zum Ehrenmitglied aufgenommen. — In Brody, wo die Juden eine Art Welthandel trieben, brachten reiche Kaufleute aus ihrem Verkehr mit Deutschland und Oestreich die Sucht mit, es den deutschen Juden nachzuthun. Die Familie Kaller ermuthigte und unterstützte begabte Jünglinge, sich auf Aneignung von Kenntnissen zu verlegen. — In Lemberg, Rapoport's Wohnort, hatte sich eine Art literarischer Kreis gebildet, dessen Mittelpunkt ein zugleich vermögender und unterrichteter Mann Jehuda Löb Mises war (st. 1831 [3]). Dieser versah die strebsamen Jünglinge in Lemberg mit Geld, Rathschlägen und, was besonders wichtig für sie war, mit einer Bibliothek gehaltvoller hebräischer und europäischer Bücher.

In diesem Kreis bildete sich ein junger Mann zu einem bewunderten Künstler aus, der in den Gedenkbüchern der jüdischen Literatur ein goldenes Blatt verdient, Isaak Erter (geb. in einem Dorfe bei Przemysl 1792, st. Brody 1851 [4]). Wer die Verjüngungsfähigkeit einer alten sogenannten, ausgestorbenen Sprache durch dichterische Zaubermittel zeigt, hat damit ohne es zu beabsichtigen, die Lebensfähigkeit des Volksstammes bewiesen in dessen Mitte solche Kunstgebilde entstehen und von Vielen verstanden und bewundert werden können. Erter hat eigentlich nur die Verkehrtheiten der polnischen Judenheit, den Wust von Aberglauben und Gelehrsamkeit, die chaßidäischen Gemeinheiten geißeln wollen, und er hat mit der gediegenen schönen Form, in die er seinen Spott und seine sittliche Entrüstung brachte, die Unsterblich-

[1]) Die Perl'sche Schule wurde 1813 gegründet.

[2]) Die hebräischen Epistolae obscurorum virorum, מגלה טמירין, erschienen 1819.

[3]) Vergl. Kerem Chemed I. p. 124, Verf. von קנאת האמת und תכונת הרבנים s. o. S. 425.

[4]) Seine schöngeschriebene Biographie gab M. Letteris als Einleitung zu dessen ges. Dichtungen und Briefen unter dem Titel הצופה לבית ישראל, Wien 1858.

keit der hebräischen Sprache und des hebräischen Stammes beurkundet. Das Kind eines elenden galizischen Dorfes hat liebliche hebräische Malereien geschaffen, an denen Jesaia und die feinfühligsten Psalmisten Freude gefunden haben würden. Erter's Vater, ein unbemittelter Halbbauer, hatte dennoch die den Juden heilige Pflicht nicht versäumt, seinen begabten Sohn in das jüdische Schriftthum einführen zu lassen. Es war allerdings nur der Talmud, in dem der junge Erter heimisch wurde. Von den Schönheiten der biblischen Poesie hatte er in seiner Jugend ebenso wenig Ahnung wie sämmtliche Juden Polen's zu damaliger Zeit. Im dreizehnten Lebensjahr legte ihm sein Vater die Fessel der Ehe auf mit der Tochter eines kleinstädtischen Rabbiners, und kurze Zeit darauf wurde der Knabe nach einander Wittwer und Ehemann einer zweiten Frau. Sein zweiter Schwiegervater, der ihn unterhalten sollte, betrog ihn um das Wenige, das er ihm zugesagt hatte, und so mußte Erter in der Jugend das Brod des Elends kosten. Um seine nagenden Sorgen zu verscheuchen, ging er unter die lustigen Brüder des Chaßidäerthums und machte alle ihre Alfanzereien mit; aber das ihm angeborne Schönheitsgefühl empfand Ekel an dem Anblick des sittlichen und handgreiflichen Schmutzes dieser berauschten Himmelsstürmer. Auch der Wunderglaube fehlte ihm. Ein glücklicher Zufall führte ihm einen gebildeten Mann zu, der ihn mit zwei leuchtenden Idealen vertraut machte, mit Maimuni und Mendelssohn: dadurch lernte er auch das höchste Vorbild, den Propheten Mose und die hebräische Literatur, verstehen, lieben und nachahmen. Ein neuer Geist war durch diese alte und doch immer neue Offenbarung über Erter gekommen, die seine Gesinnung und Stellung zum Judenthum umwandelte; aber nicht wie bei Salomon Maimun und andern leichtfertigen Polen von gewecktem Kopfe, um ihm den Rücken zu kehren und es zu verhöhnen, sondern um es durch Selbstläuterung zu läutern. Um sich weiter zu bilden, zog es Erter nach Lemberg, wo er mehr Mittel zur Befriedigung seines Wissensdurstes zu finden hoffte. Hier fand er in der That strebsame Altersgenossen, die gleich ihm, frühzeitig beweibt und von Nahrungssorgen gequält, nichts desto weniger ihr ganzes Trachten auf die Pflege des Geistes richteten. Hier fand er Rapoport, zu dem er, als dem Kenntnißreichern, mit Verehrung hinauf blickte. Es lag ein eigner Zauber in dem Umgange dieser wissensdurstigen jungen Männer, die einander zugleich Lehrer

und Schüler waren, und die, was sie Schönes und Wahres in der europäischen Literatur fanden, für sich und Andere im hebräischen Geiste verarbeiteten und überhaupt diese Sprache wie eine lebende gebrauchten. Schwierigkeiten, die dieser Kreis selbst nicht überwinden konnte, ließ er sich von dem weisen Meister Krochmal lösen, und wallfahrtete zu ihm nach Zolkiew wie zu einem Zauberer. — Drei Jahre[1]) dauerte dieses wissenschaftliche idyllische Zusammenleben, dessen sich diese Männer wie eines goldenen Traumes auch im späten Alter gern erinnerten. Aber ihre Beschäftigung mit der Profan-Literatur, ihr Thun und Treiben gab großes Aergerniß.

Eines Tages fand man an den Synagogenpforten in Lemberg im Namen des Rabbinen Jakob Orenstein eine Bannbulle gegen vier Neuerer angeheftet weil sie der Jugend ihre angeblich ketzerischen Ansichten beibrächten, gegen Rapoport, Erter, Natkes und Pastor. In formeller Weise den Bann zu verhängen, wie ehemals, war seit Kaiser Joseph's Zeit in Galizien verpönt; darum hatten die Eiferer diesen Weg gewählt. Sie hatten zur selben Zeit, als sie Krochmal in den Geruch der Ketzerei brachten (S. 484.), im Plane einen entschiedenen Streich gegen sämmtliche Apostel der Cultur zu führen. Aber daß sie den Bann lediglich über diese vier mittellosen Männer verhängten und sich nicht an die Reichen und Angesehenen wie Mises wagten, der das talmudische Judenthum geradezu verhöhnte, diese Feigheit benimmt ihrem Eifer jeden Werth. Ihr Bannspruch hatte auch nicht die erwartete Wirkung. Orenstein wurde von der östreichischen Behörde gezwungen, ihn zu widerrufen. Rapoport hat es wenig geschadet, da er eine, wenn auch beschränkte, doch ziemlich unabhängige Stellung einnahm und den Unterricht an die Jugend unentgeltlich ertheilt hatte. In den Augen der Menge galt er zwar als Ketzer; aber das hat ihn nicht gehindert, später Kreis-Rabbiner von Tarnopol und Oberrabbiner von Prag zu werden.

Der arme Erter indessen wurde hart davon betroffen, da er vom Unterrichten sein und der Seinigen Leben fristen mußte. Trotz des Widerrufes von Seiten des Rabbiners mochten viel Eltern ihre Söhne ihm nicht mehr anvertrauen; er mußte zum Wanderstab greifen und begab sich nach Brody. Aber er hat sich an Orenstein und den Eiferern empfindlich gerächt; ihre Geistesbeschränktheit und

[1]) Von 1813 bis 1816.

Erbärmlichkeit hat er für alle Zeiten durch die Poesie wie in Erz verewigt. Der Schmerz und der Unwille, sich von solchen Plagegeistern verfolgt zu sehen, hatten ihm den Griffel in die Hand gedrückt, und dadurch entstanden Erter's Meisterschilderungen. Er hat Orenstein mit seinem poetischen Bannstrahl viel empfindlicher getroffen und ihn völlig zermalmt. In einem poetischen Traumgesichte — das war seine Lieblingseinkleidung — schilderte Erter ein Schaugericht, welches die Werthe der Gegenstände ganz anders bestimme, als sie in der wirklichen Welt haben. Bücher von dickbäuchigem Umfange schrumpfen in nichts zusammen, weil ihr Inhalt sich als zusammengerafft erweist, und der geistige Diebstahl entdeckt wird; nur das Titelblatt bleibt in diesem Fall als Eigenthum des Verfassers zurück. Dieses satyrische Gesicht war auf Orenstein gemünzt, der ein vielbändiges rabbinisches Werk veröffentlicht hatte [1]), das er mit fremden Federn geschmückt haben soll.

In einer andern geistvollen Satyre schilderte Erter die Seelenwanderung seines Feindes, der allerlei Hüllen angenommen habe. Einmal sei er in einen Dorfköter verwandelt worden, der Unbewehrte anbellte und biß, die Nachbarhunde durch sein Gebell zum Angriff reizte, während er sich vor einem Stocke feige verkroch und kaum zu knurren wagte. Dieser Hund ging dann in einen Glaubenseiferer über, der seine Tücken aus dem hündischen Zustande nicht lassen konnte. Er bellte Schwache und Wehrlose an, fiel sie an, that sie in den Bann und rief mit seinem Gebelle seine Genossen zusammen. Aber an einen Mann von Kraft und Muth wagte er sich nicht heran, verkroch sich vielmehr und knurrte nur, schmähte heimlich und weidete sich an Schadenfreude [2]).

Gewiß hätten es Börne und Heine nicht glaublich gefunden, wenn ihnen gesagt worden wäre, daß tief hinten in Polen, unter

[1]) Von Jakob Orenstein war damals erschienen ein Commentar zum Schulchan Aruch ישועות יעקב B. VII. bis X. Lemberg 1808—1810; später B. I. bis VII. Zolkiew 1828 — 1835. Von diesem dickleibigen Werke sagt Erter's Muse in מאזני משקל bei Letteris ges. Schr. p. 5: העלתי ספר רב דפים ועב־כרס על כף המאזנים, ונמעט העלמתי בו, והנה שלח רזון במשמניו, היד השלוחה קרעה אותו קרעים ותחלקם על הכף בין ספרי מחברים שונים. ורק שער הספר והקדמתו רק הנה לבדם נשארו. את הדף אשר על השר קראתי, וארא והנה הוא מחברת גבר הוקם על לישועת יעקב בעיר ואם בישראל, ספר איש יושב על כסא הרבנות.

[2]) Erter in גלגול הנפש bei Erter p. 30; die Satyre bezieht sich auf Orenstein, der die Hilflosen verketzerte und Mises verschonte.

bebärteten Juden, ein Kunstgenosse lebe, der ebenso befähigt war „aus den feinsten Worten ein Filigran, ein Drahtnetz für Mückenseelen zu flechten, oder eine Satyre zu spitzen, so spitz, daß sie durch die Poren eines Glases dringt." Wie sie die deutsche Sprache, so hat Erter die hebräische Sprache veredelt, verfeinert und geschliffen. Ihr, „der Greisin mit Silberhaar und Gesichtsrunzeln, die nur noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigt", (wie er sie schildert [1]), hat er Jugendkraft und Jugendfrische eingehaucht, sie für neue Eindrücke aus der Gegenwart empfänglich und für neue Gedanken gefügig gemacht. War Erter ein Dichter? In seinen hebräischen Versen, Gelegenheitsgedichten, Nachbildungen (auch Pegasus im Joche eine Anwendung auf sein eignes Geschick), wohlklingenden Reimen und Strophen zeigt sich seine Meisterschaft nicht. Aber in seiner Prosa war er vollendeter Dichter. In seiner naturtreuen, ergreifenden Schilderung liegt zauberhafte Poesie und Humor, die, wie die Kinder der Heinischen Laune, anziehen und fesseln. Ueberhaupt hat Erter's hebräischer Styl viel Aehnlichkeit mit Heine's, ohne daß er ihn gekannt hat: Dieselbe Vorliebe für Einkleidung in Traumgesichte, denselben ungesuchten Witz, dieselbe verwundende Satyre oder vielmehr denselben prachtvollen Humor, nur daß Erter damit eine ernste Absicht verfolgte, die Verkehrtheit seiner Landsleute zu bessern und die Barbarei zu tilgen. Heine fand ein geschmeidiges Mittel an der deutschen Sprache, die Lessing, Mendelssohn, Göthe, Schiller und die Romantiker bereits bereichert hatten. Erter dagegen hat mit der hebräischen Sprache wie mit einem spröden Stoff operiren müssen und handhabte sie doch so mustergültig und fein wie die besten hebräischen Dichter.

Zwei Jahrtausende nach dem Verstummen der Propheten erklang noch eine Stimme, welche sich zugleich alt und tagesneu anhörte. Und in dieser Mischung des Alten und Neuen im Erter'schen Style, der zugleich an Jesaia und an Heine erinnert, liegt ein außerordentlicher Reiz. Treu übersetzt, würden Erter's Dichtungen noch anziehend genug sein; aber der eigenthümliche, unbeschreibliche Duft des Originals würde dadurch verhauchen. In ihrem Urgefüge, in ihrer ursprünglichen Färbung, in dem Gegensatze von Feierlichkeit und Kindlichkeit, von Hoheit und Kleinlichkeit machen diese Dichtungen

[1]) Einleitung zum Chaluz I. bei Letteris p. 7.

auf den für diese Feinheiten empfänglichen Sinn einen unvergleichlich angenehmen Eindruck. Beim Lesen dieser vollendeten Meisterschilderungen bedauert der Leser nur, daß sie nicht länger ausgefallen sind, und daß dieser sinnige Künstler nicht mehr als sechs solcher anschaulichen Gemälde und nur wenige ebenso schöne Briefe hinterlassen hat [1]).

Wie ein echter Dichter war Erter bei der Vertheilung der Erdengüter zu spät gekommen und hatte mit Noth zu kämpfen. Im drei und dreißigsten Lebensjahre, als er bereits heirathsfähige Töchter hatte, setzte er sich noch auf die Schulbank, um die Arzneikunst als Brodstudium zu erlernen. Die Zeit, die er für die Verjüngung der hebräischen Sprache verwandte, mußte er dem Schlafe rauben, und in den besten Jahren, als er noch voll dichterischer Schöpferkraft war, raffte ihn der Tod hin. Erter hat viel für das Judenthum geleistet. Er hat durch die erprobte Biegsamkeit der hebräischen Sprache frische Liebe dafür geweckt und ein fast neues Organ für die neuerwachte jüdische Wissenschaft geschaffen. Der Einfluß auf seine Altersgenossen ist unverkennbar. Während Nachman Krochmal's hebräischer Styl noch holperig, unbeholfen, man möchte fast sagen tibbonidisch steif ist und sich wie eine Uebertragung aus einer fremden Zunge ausnimmt, zeigen Rapoport, Natkes, Jakob Salomon Bik, die Goldberg, Vater und Sohn, und der Nachwuchs der galizianischen Schule einen Fluß der Sprache, eine Gewandheit und Leichtigkeit, die dem Mißbrauch diente, französische Romane und Spielereien hebräisch zu übertragen.

Rapoport stand demnach nicht ganz vereinzelt in Lemberg; er fand bereits Gesinnungs- und Strebensgenossen vor. Besonders günstig war für die Entfaltung seines Geistes, daß ihm Krochmal ein lebendiges Buch war, das ihm alles für ihn Wissenswerthe bot. Ihm kamen die Kämpfe zu statten, welche Dieser bereits durchgemacht hatte. Rapoport hatte an ihm nicht bloß einen Freund und Wegweiser, sondern auch einen Gedankenlenker, welcher dessen bedeutende Geistesanlagen, statt sie in unfruchtbaren talmudisch-dialekti-

[1]) Die Reihenfalge der Erterschen Stücke 1) מאזני משקל, 1823. 2) הסידות וחכמה 1834. 3) תלונת בני ובנסני ובמנגלות 1837. 4) תשליך 1840 5) גלגול נפש 1845. 6) הצופה בשובו מבארלכבאד oder Einl. zum Chaluz תולדות החלוץ 1852. Erter schilderte auch die Damascener Blutgeschichte in reizend biblischem Style, מגלת דמשק (bei Letteris p. 106), ist aber nicht weit damit gekommen, was sehr zu bedauern ist.

schen Haarspaltereien vergeuden zu lassen, auf die tiefere Erforschung des jüdischen Alterthums richten ließ. Von seinem Jünglingsalter an bis tief in sein Mannesalter hinein, fast drei Jahrzehnde, pflegte Rapoport den Weg von Lemberg nach Zolkiew mindestens alle Monate einmal zurückzulegen, um den zugleich kühnen und zaghaften, gedankenreichen Forscher Krochmal aufzusuchen und sich mit ihm in wissenschaftlichen Gesprächen zu ergehen. Der Umgang mit seinem begabten jungen Freunde war bereits für Krochmal so sehr Bedürfniß geworden, daß er, so oft ihn ein Forschungsthema bechäftigte, ihn in Lemberg aufsuchte, um im Gedankenaustausch mit demselben zur Klarheit zu gelangen. Es bedurfte für Rapoport nur der Anregung; denn da Sinn und Liebe für die jüdische Geschichte ihm angeboren waren, und Gelehrsamkeit und scharfsinniges Errathen ihm zu Gebote standen, so machte er selbst fruchtbare Entdeckungen. In dem Austausch der Gedanken zwischen Meister nnd Jünger kamen sie gemeinschaftlich auf wichtige Ergebnisse, und zuletzt wußten sie nicht mehr, aus wessen Geist sie geflossen waren, oder vielmehr sie haben beide gemeinschaftlich zur Enträthselung derselben Dunkelheiten beigetragen. Darum weiß die Nachwelt bei vielen Ergebnissen ihrer gemeinsamen Forschungen nicht, welche dem Meister und welche dem Jünger angehören. Diese ergiebigen Gespräche zwischen Krochmal und Rapoport waren die Geburtszeit der jüdischen Wissenschaft nach der geschichtlichen Seite.

Indessen bei aller Gemeinsamkeit der Entdeckungen zweigte sich doch, so wie beide zur Reife des Bewußtseins gelangten, das Gebiet ihrer Forschung verschieden ab. Krochmal hatte mehr Vorliebe für das Allgemeine und Encyclopädische; das Einzelne diente ihm nur als Beleg und Bewährung. Rapoport dagegen hatte ein tieferes Interesse für einzelne Züge, besonders für das Biographische; Allgemeines lag ihm fern. Krochmal legte schon in der von Jugend ein Werk an, das einen Ueberblick über die Entwickelung der Gedanken im Judenthume, über die abwechselnden Erscheinungen von Aufleuchten und Verdunkeln derselben gewähren sollte. Rapoport sammelte ebenfalls von Jugend an, aber ein biographisches Werk über die Träger des Judenthums und seiner Ideen [1]).

[1]) Krochmal arbeitete von Jugend auf an seinem Werke מורה נבוכי הזמן, das erst nach seinem Tode, von Zunz edirt, 1852 erschien. Rapoport bemerkt schon in der Einleitung zu seiner hebräischen Uebersetzung des Racine'schen Drama Esther 1829, daß er seit langer Zeit ein biographisches Werk אנשי שם angelegt hat.

Indessen da diese mühsame Arbeit viel Zeit und Hingebung erforderte, Rapoport aber nicht Herr seiner Zeit war, so reiften die Früchte seiner Forschungen sehr langsam. Als er aber hinter einander fünf Biographien (1829—31 [1]) mit einer Fülle lichtvoller Ausführungen und Andeutungen lieferte, so war damit die Bahn für die gründliche Erkenntniß der innern Geschichte des Judenthums und des jüdischen Stammes eröffnet. Rapoport zeigte auf eine unwiderlegliche Weise und auf festem wissenschaftlichen Grunde, daß die großen Träger oder Tonangeber des Judenthums im Mittelalter, weit entfernt das Licht der freien Erkenntniß zu scheuen, es vielmehr angezündet und unterhalten haben. Er zeigte, daß gerade zur Zeit, als die europäischen Völker noch im mittelalterlichen Dunkel tappten, die Juden bereits allgemeines Wissen pflegten. Die Chronologie, die geschichtliche Geographie, die Literaturgeschichte und viele andere so wichtige Zweige zur kritischen Erforschung des Ganges der Geschichte, welche bis dahin gar nicht beachtet oder nur oberflächlich behandelt worden waren, erhielten durch ihn erst ihre Begründung und Anwendbarkeit. Die scharfsinnige Art, mit welcher er Entferntes verband und scheinbar Zusammengehöriges trennte, der kritische Prüfstein, den er fand, um das Echte vom Falschen, Thatsachen von Sagen zu scheiden, wirkten so außerordentlich anregend für die Zukunft, daß man ihn nebst Krochmal als den Vater der jüdischen Wissenschaft anerkennen muß. Das, was Jost und andere Vorgänger geleistet haben, verschwindet neben diesen Forschungen wie ein oberflächliches Gerede vor einer wohldurchdachten, strenggegliederten, lichtvoll vertheilten Rede. Was diesen Forschungen ganz besondern Werth verlieh und sie von bloß gelehrtem Kram auszeichnete, war die Wärme und Liebe, mit denen sie unternommen wurden. Darum sind sie als nationale Thaten und nicht als Erzeugnisse müßiger Gelehrsamkeit zu betrachten. Die Judenheit, so weit sie Theil daran nahm, spiegelte sich selbst darin, sah die daraus erforschte Geistesgeschichte als ihre Selbstthat oder als Richtweg für die Zukunft an. Rapoport hat indeß für den Ausbau dieser Erkenntniß mehr als Krochmal gethan, da er sich nicht von

[1]) In der von Schalom Kohen gegründeten Zeitschrift בכורי עתים erschienen die Biographien von Saadia Gaon, Nathan Romi, Haï Gaon, Chananel und Nissim von Kairuan. Seine Erstlingsarbeit über die Juden von Chaibar zeigte noch nicht wissenschaftliche Bedeutung.

den Ketzerriechern einschüchtern ließ, vielmehr männlichen Muth zeigte, für die von ihm erkannte Wahrheit mit seinem Namen einzutreten. Die wissenschaftliche Bewegung innerhalb der Judenheit, die seit dieser Zeit immer voller strömte, ist auf ihn ganz besonders zurückzuführen. Nicht die Quelle, welche zuerst das Wasser aus ihrem Schooße entläßt und zwischen Gebüsch versteckt rieseln läßt, hat Bedeutung, sondern der breite Strom, der sich dem Auge zeigt, auf seinem Rücken Schiffe trägt und, die Ufer überfluthend, auch Nachbarfelder befruchtet. Die Bedeutung, die er erlangte, zeigte sich, daß er zum Kreisrabbiner von Tarnopol und bald darauf zum ersten Rabbiner von Prag gewählt wurde — abermals ein Pole nach Deutschland berufen, aber unter welchen veränderten Umständen!

Die Wirkung der Rapoport'schen Forschung zeigte sich alsbald. Ein Gelehrter ersten Ranges, der langsam Baustein an Baustein zur innern Geschichte der Juden zusammengetragen hat, eines der Drei-Häupter des Berliner Culturvereins, in dieser Forschung Trost findend gegen die unangenehme Enttäuschung, die er anderweitig erfahren hatte, benützte Rapoport's Ergebnisse und Art der Untersuchung, um eine andere Seite der jüdischen Geschichte zu beleuchten. Die „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden" wurden in ihrer Entstehung, ihrem Verlaufe, ihrer Erhabenheit und ihrer Entartung entwickelt (1832 [1]). Sie zeigten das Judenthum von einer andern Kantenfläche und wollten ebenfalls den augenfälligen Beweis liefern, daß die Juden während des Mittelalters nicht eine rohe, halb verthierte Horde gewesen, wie die Erzjudenfeinde behaupteten, um sie zu verunglimpfen und ihre Gleichstellung zu hintertreiben, nicht eine barbarische Genossenschaft, ohne Gesittung und Zucht, sondern eine geistesgeweckte Gemeinde, die aus sich selbst eine eigne Cultur erzeugte und an der allgemeinen regen Antheil nahm. „Seit früher Zeit finden wir in der Verfassung des jüdischen Volkes Veranstaltungen getroffen, um den in Lebensmühen und Irrthum versenkten oder vom Sinnenrausch und roher Begierde gefesselten Menschen das Göttliche nahe zu bringen. Sabbat und Festfeier, Opfer und heilige Versammlungen, gemeinschaftliche Andachten und Gesetzesunterweisungen sollten Trost dem Sünder, dem

[1]) Zunz, die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt. Ein Beitrag zur Alterthumskunde und biblischen Kritik, zur Literatur und Religionsgeschichte, Berlin 1832.

Schwachen eine Stütze, Allen Belehrung und in der Mitte der Nation, wie in der Brust des Einzelnen ein heiliges Feuer des Glaubens und der Vaterlandsliebe bewahren. Jahrtausende sind seitdem vergangen, die Juden haben längst Selbstständigkeit und Vaterland verloren; aber bei dem Untergange aller Institutionen blieb die Synagoge als einziger Träger ihrer Nationalität. Dorthin floh ihr Glaube, und von dorther empfingen sie Belehrung für ihren irdischen Wandel, Kraft zur Ausdauer in unerhörten Leiden und Hoffnung auf eine künftige Morgenröthe der Freiheit. Der öffentliche Gottesdienst der Synagoge ward das Panier jüdischer Nationalität, der Wunderschild des jüdischen Glaubens"[1]).

Die Gebetform und die Predigt wurden in dieser eigenartigen Schrift in ihren vielfachen Gestaltungen von der Markscheide der biblischen und soferischen Zeit bis zu ihrer Ausbildung, ihrem Verfall und ihrer Wiederverjüngung vorgeführt. Es war die erste gediegene, trockene und belegreiche Arbeit eines jüdischen Schriftstellers, wie sie der deutschen Gelehrtenzunft zusagt. Sie zeigte da eine Fülle von Thatsachen, von der man bis dahin nichts gewußt oder keine rechte Vorstellung hatte. Sie machte daher einen bleibenden Eindruck und wirkte ihrerseits fruchtbar anregend. Sie hat ihre große Bedeutung in dem Aufbau der jüdischen Wissenschaft. Die „gottesdienstlichen Vorträge" verfolgten zwar auch zwei Nebenzwecke: die Gleichstellung der Juden und die Förderung der Reform. „Möge der Vortragende Prediger oder Rabbiner, Lehrer oder Redner heißen, wenn er nur aus Bibel und Agada das Wort Gottes, aus alten und neuen Leistungen das echte Gold . . . zu finden weiß, dann wird wiederum in Deinen Tempel, o Tochter Zions! der göttliche Geist einkehren . . . Der entzündete Funke erlischt nicht wieder; ihn können Verfolgungen nur zu lichter Flamme anblasen; denn unwiderruflich, wie der Sieg der Freiheit und der Civilisation, der bürgerlichen Gleichstellung und ihrer wissenschaftlichen Cultur, ist die Reform und der Triumph des diese Reform offenbarmachenden Wortes[2])." Zu diesem Zwecke wird sorgfältig nachgewiesen und betont, daß von jeher bis in die letzten Jahrhunderte in portugiesischen und italienischen Gemeinden in der unverdorbenen Landessprache gepredigt wurde. Allein

[1]) Das. Anfang.
[2]) Das. Ende.

diese beiden Zwecke, die Emancipation und die Reform, sind dadurch nicht gefördert worden, oder in so fern sie sich verwirklichten, sind sie auch ohne die Beleuchtung „der gottesdienstlichen Vorträge“ zu Stande gekommen. Aber wissenschaftliche Gründlichkeit nach deutscher Art haben sie für künftige Forschungen zur Nothwendigkeit gemacht und von den jüdischen Schriftstellern die Schmach genommen, als könnten sie niemals in die Tiefe dringen.

Die flügge gewordene jüdische Wissenschaft schuf sich alsbald neue Organe, in denen sie sich aussprechen konnte. Das älteste und gediegenste war in hebräischer Sprache gehalten: der „edle Weinberg“ (Kerem Chemed), von Samuel Löb Goldberg aus Tarnopol gegründet [1]), das ein Jahrzehnd hindurch den verschiedenen Seiten des Judenthums zur klaren Erkenntniß verhalf. Die Herrscherin war jedoch die jüdische Geschichte; ihr wurde darin die größte Sorgfalt zugewendet. Von den poetischen Spielereien, welche noch das Mittelding zwischen den ehemaligen Measfim und den neuwissenschaftlichen Organen, die von Schalom Kohen gegründeten „Erstlinge der Zeiten“ [2]), füllen, ist darin keine Spur mehr zu finden. Diejenigen, denen ihre Aufgabe für die neuen Organe klar wurde, fühlten, daß es nicht mehr an der Zeit sei, mit Versen zu tändeln, hebräische Dramen oder eigentlich Dialoge zu reimen, Racinische oder Schillersche Verse, Petrarka's oder gar Anakreons Lieder in hebräische Form zu bringen, sondern daß es jetzt gelte, die vergrabenen Heiligthümer des Judenthums ans Tageslicht zu bringen. Es entstand ein Wetteifer unter Männern und Jünglingen, jüdisch-wissenschaftliche Untersuchungen zu verbreiten und zum Gemeingut zu machen. Je nach Begabung, Kenntniß und Reife brachten die Mitarbeiter am „Weinberge“ bedeutendere oder geringere Spenden, ohne Erwartung irgend eines Lohns oder einer greifbaren Ehre. Welche Hochschule oder Akademie sollte ihre mühsame Forschungen durch Einräumung einer Lehrkanzel oder eines Ehrenplatzes belohnen? Nicht einmal eine Rabbinatsstelle stand denen in Aussicht, welche die von den rabbinischen Studien so verschiedenen, nicht selten entgegengesetzten Fächer anbauten. Im Gegentheil, ihr wissenschaftlicher Eifer machte sie in den Augen der Stockfrommen rabbinischer

[1]) כרם חמד 7 Jahrgänge zuerst I. 1833, II. 1836 in Wien und seit 1838 in Prag erschienen.

[2]) בכורי עתים 12 Jahrgänge von 1821 bis 1831. Wien, fortgesetzt von Reggio.

Ehren unwürdig. Am meisten waren in dem neuen Organ vertreten die Träger der galizianischen Schule, und unter diesen nahm Rapoport den ersten Rang ein, obwohl er sich wegen seiner freimüthigen Aeußerungen Feindseligkeiten zuzog[1]). Auch Krochmal ließ sich durch Rapoports muthiges Vorgehen herbei, einzelne Kapitel aus seinem Sammelwerke unter seinem Namen zu veröffentlichen. Die deutsche Judenheit stellte jedoch nur zwei Vertreter zur Mitarbeit, aber zwei hochbegabte: den Verfasser der gottesdienstlichen Vorträge und den hochgestimmten Michael Sachs, die, wie verschieden auch in ihrer Auffassung des Judenthums, jeder von seinem Gesichtspunkte aus, die jüdische Wissenschaft reich bedacht haben.

Eine neue Verstärkung erhielt die kleine Schaar der jüdischen Forscher aus Italien, das lange Zeit in Schlummer versunken war und in die jüdische Geschichte nur wenig eingegriffen hatte. Neben dem alten Reggio, dem Rabbiner Ghirondi von Padua, welcher Nepi's literarisches Verzeichniß (o. S. 284) ergänzte, ferner Almanzi, einem reichen Privatmanne und dem Arzt Samuel Vita della Volta aus Mantua ragte besonders hervor: Samuel David Luzzatto (geb. Triest 1800 st. Padua 1865[2]).

Jenen Opfermuth der jüdischen Forscher im Mittelalter, die inmitten unsäglicher Entbehrungen und Leiden der Pflege des Geistes ihre ganze Sorgfalt zuwendeten, bethätigte auch Luzzatto als Muster für das jüngere Geschlecht. Sein Lebenlang, bis in seine letzte Stunde, obwohl er bereits einen europäischen Namen hatte, mußte er mit seiner Familie darben, und die Entbehrung hinderte ihn nicht, sich der Erweiterung seiner Kentnisse mit einer Duldergröße zu unterziehen, die um so heldenmüthiger war, als sie nicht theatralisch in die Augen fiel. In Polen keine Mittel haben, wie bei Rapoport, Erter und vielen andern Pflegern der neuen jüdischen Wissenschaft, war nicht so niederbeugend wie in Italien, weil dort die Bedürfnisse gering, die Genügsamkeit an Wenigem fast allgemein war und dort noch dazu reiche, hochherzige und die Wissenschaft schätzende Männer die Pfleger der Gelehrsamkeit nicht fallen ließen. In Italien hingegen, wo Lebensbehaglichkeit auch im Mittelstande Bedürfniß geworden war, und die Gleichgültigkeit der Juden gegen

[1]) S. Kerem Chemed S. 38 fg.

[2]) Luzzatto gab seine Biographie nur stückweise, zuletzt in Maggid, Jahrg. 1864—65, nur seine Jugenderlebnisse.

die Wissenschaft einen hohen Grad erreicht hatte, muß es Bewunderung erregen, wie Luzzatto diese Ruhe und Heiterkeit finden konnte, bei Sorgen um das tägliche Brod so viel für die Förderung der jüdischen Wissenschaft zu leisten. Luzzatto empfand bei jedem noch so geringen Fund eine kindliche Freude, welche den Fernstehenden wunderlich erschien: es war die selbstgeschaffene Zerstreuung des Märtyrers, welche den im Augenblick nagenden Schmerz vergessen macht.

Für geschichtliche Studien war Luzzatto ursprünglich nicht beanlagt. Der hervorstechende Zug seines Geistes war schwärmerische Liebe zur Poesie, zum Judenthum und zur hebräischen Literatur, und diese dreifache Liebe floß in seinem Innern in eins zusammen. Aber der gesteigerte Enthusiasmus, verbunden mit außerordentlich zartem Geschmacke für dichterische Schönheiten, konnte die mangelnde Schöpferkraft in seinem Wesen nicht ersetzen; er konnte es zu weiter nichts, als zu einem begabteren „Wessely“ bringen. Seine hebräischen Verse, womit er die biblische Poesie wieder zu beleben gedachte, sind tadellos, klangvoll und auch hebräisch gefärbt; aber es fehlt ihnen wie den Wesselyschen Versen die eigentliche Seele, die Poesie. Luzzatto's hebräische Prosa, so geschmackvoll sie auch gefeilt ist, hält mit der Erterschen Zaubersprache keinen Vergleich aus. Das empfand er selbst und war so gerecht, dem galizianischen Kunstgenossen die Palme zu reichen. Sein tiefes Verständniß für wahre Dichtkunst, besonders für die Feinheiten der biblischen Literatur und sein geläuterter Geschmack haben Luzzatto ein anderes Gebiet eröffnet, auf dem er etwas leisten konnte: die Auslegung der heiligen Schrift. Die Säuberung dieses Kleinods von dem ihm seit Jahrtausenden angesetzten Rost war bis dahin fremden Händen anvertraut, die nicht das rechte Verständniß, noch weniger die rechte Weihe dazu brachten. Christliche Bibelerklärer, Eichhorn, de Wette, Gesenius und andere hatten dieses Geschäft der Läuterung mit plumper Hand verrichtet und aus Mangel an Prüfungsvermögen echtes Gold als Schlacke ausgeschieden. Luzzatto war einer der Ersten unter den Juden, welcher in der neuen Zeit die biblische Exegese anbaute. Er hatte dafür das sicherste Organ, um den hohen Geist und die schöne Form der biblischen Literatur zu erkennen und auf die störenden Elemente, so wie auf Wiederherstellung des Ursprünglichen aufmerksam zu machen. Den Bau der hebräischen

Sprache bis in ihr feinstes Geäder und grammatische Kleinigkeiten verstand Niemand tiefer, als er. — An der jungen rabbinischen Hochschule in Padua (dem collegio rabbinico [1]) hatte Luzzatto Gelegenheit, die Bibelstudien eifrig zu pflegen und den richtigen Sinn des Wortes der Propheten und Gottesmänner zu errathen. Wäre Luzzatto diesen Forschungen treu geblieben, so hätte er mit seinem glücklich nachschaffenden Sprachgefühl und seiner jüdisch-religiösen Innigkeit Treffliches hervorbringen und der jüdischen Wissenschaft einen um so wesentlicheren Dienst leisten können, als er viele Nacheiferer nachgezogen hätte, da seine Rechtgläubigkeit unangetastet war. Allein Luzzatto bekam mit einem Male Angst vor seiner eignen Kühnheit, oder vielmehr er fürchtete den Mißbrauch. Wenn erst die masoretischen Mauern eingerissen sind, dachte er, so würde der heilige Text ein Tummelplatz für die Ungeschicklichkeit und bodenlose Wühlerei werden, ihn unterst zu oberst zu kehren. Er traute der Kunst der prüfenden Wissenschaft nicht genug zu, daß sie die Wunden wieder heilt, die sie geschlagen hat, oder vielmehr daß sie eben durch Beimischung von Gift die Säfte reinigt. Luzzatto blieb daher auf halbem Wege stehen, und befestigte selbst das Pfahlwerk der Masora, das er früher untergraben hatte.

Durch die geschichtlichen Leistungen Rapoport's angeregt, warf er sich auf dieselben Studien und leistete nach dieser Seite Bedeutendes. Durch die Zerstreuung der Juden und ihr tragisches Geschick waren die schönsten Blätter ihrer Geschichte aus der spanisch-französischen Epoche verloren gegangen. Die Forscher empfanden viele Lücken, die sie durch Verstandesthätigkeit gut oder schlecht ausfüllen mußten. Diese schönen Blätter aufzufinden, dafür war Luzzatto's Eifer erglüht, und Italien krönte sein Bemühen mit Erfolg. Die gehetzten

[1]) Das Paduaner Collegio rabbinico wurde Herbst 1829 eröffnet. Es kam zu Stande durch Kaiser Franz' Edikt, daß die Rabbiner in den Oesterreichischen Gemeinden die Philosophie absolviren müssen, und durch Reggio's Aufruf, ein solches aus Gemeindemitteln zu gründen. S. בכורי עתים Jahrg. 1831 S. 5. Luzzatto war mit Della Torre die ersten Professoren desselben. Nachdem diese rabbinische Hochschule meist mit beschränkten Mitteln viele Jünger als Rabbiner für italienische Gemeinden entließ, ging sie in Folge politischer Veränderungen, durch die Lostrennung der Lombardei von Oesterreich 1866 ganz ein, und ist bis jetzt, obwohl die Lombardei wieder mit Venedig unter Italien vereinigt ist, noch nicht wieder in Schwung gekommen.

Juden aus Spanien und Frankreich hatten zumeist auf ihren Wanderungen ihren Weg über Italien genommen; Viele hatten sich auch dort angesiedelt. Hier hatten sich daher meistens die Schätze des jüdischen Schriftthums abgelagert, aber sie waren vergraben, weil sie das Argusauge der blutigen Inquisition fürchteten. Selbst gediegene Druckwerke, aus italienischen Officinen hervorgegangen, waren nicht leicht zu finden. Luzzatto's Eifer spürte sie auf und machte sie durch wissenschaftliche Organe oder in selbstständigen Schriften bekannt und benutzbar. Durch ihn erhielt erst die mittelalterlich-jüdische Geschichte ihre Urkunden, ihren festen Grund, ihre Färbung und Beleuchtung. Wenn Krochmal und Rapoport die Väter der jüdischen Geschichte genannt werden, so war Luzzatto deren Mutter.

Erst durch ihn war es möglich, das, was bis dahin nur umrißlich in einen Nebelschleier gehüllt war, deutlich zu erkennen, zu gruppiren, zu gliedern und in ursprünglichem Glanz wieder herzustellen. Die Anfänge der neuhebräischen Poesie, ihre Blüthezeit in Jehuda Halevi, wie überhaupt das reiche Geistesleben der Juden in Spanien sind zuerst durch ihn erschlossen worden. Und bis zu seinem letzten Hauche war Luzzatto unermüdlich zu suchen und zu stöbern. Er legte selbst eine Sammlung werthvoller Schriften an und ermunterte viele andere Freunde der jüdischen Wissenschaft, dasselbe zu thun. Neidlos spendete er von seinen Funden und war glücklich, die von ihm gefundenen Schätze zum Gemeingut machen zu können. Er war ein Priester im Dienste der jüdischen Wissenschaft und sein Andenken wird im Hause Israel unvergeßlich bleiben.

Neben dem hebräischen Organe für die jüdische Wissenschaft (Kerem Chemed) entstanden, von mehreren Seiten angeregt, deutsche Zeitschriften, welche neben Tagesfragen auch jüdisch-wissenschaftliche Studien mehr oder weniger förderten und in raschen Umlauf setzten: „Israelitisches Predigt- und Schul-Magazin" (1834—36), „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie" (1835—1847 [1]), „Zeitung des Judenthums" (seit 1837 ununterbrochen bis heute bestehend). Die wissenschaftliche Zeitschrift schlug in jugendlicher Zuversichtlichkeit vom Beginn an einen sehr hohen Ton an, als wollte sie sich zum höchsten Tri-

[1]) Israel. Predigt- und Schul-Magazin 1834—36 und Zeitg. des Judenthums seit 1837, gegründet von Ludwig Philippson, und die wissenschaftliche Zeitschrift von Abr. Geiger 1835—47.

bunal aufwerfen, von dem alle Bestrebungen ihr endgültiges Urtheil, Lob oder Tadel zu erwarten haben müßten. Und doch haben die meisten Träger derselben, so weit sie sich nicht anderweitig bewährt hatten, erst im Lehren gelernt. So weit sie am Leben sind, müssen sie es, wenn sie aufrichtig sind, zugestehen — daß sie bei ihrem Unternehmen keineswegs auf der Höhe der jüdischen Wissenschaft standen, vielmehr Anfänger waren und schülerhaft umhertasteten. Indessen hat auch diese Zeitschrift das Selbstgefühl und die Selbsterkenntniß gehoben. Muthig trat sie der unverschämten Anmaßung sich gelehrt dünkender Judenfeinde — wie die Hartmann's — entgegen und bekämpfte die Gedankenschwäche derjenigen Juden, welche noch immer die Ideale in das Christenthum verlegten. Als verdienstlich ist es der Zeitschrift oder dieser Schule anzurechnen, daß sie frühere vernachlässigte, weil ganz oder halb geächtete, Episoden und Personen der jüdischen Geschichte, die Karäer, die begabten Zweifler und Heuchler, wieder in frische Erinnerung brachte. Sie hat durch ihr Ungestüm und ihre Stürmerei Bewegung und Rührigkeit in jüdische Kreise gebracht, einen regen, wissenschaftlichen Blutumlauf erzeugt und die anderweitig gewonnenen Ergebnisse der Forschung in verdünnter Gestalt faßbar und gemeinverständlich gemacht. Wer vermag heute schon abzuwägen, ob der Gewinn oder der Schaden größer war, den sie dem Judenthume gebracht hat? Sie hat nämlich tief eingreifende Irrthümer verbreitet, indem sie das Judenthum zur Theologie, d. h. zu einer Kirchen- und Dogmen-Religion gemacht und dessen Vertreter, die Rabbinen und Träger der Lehre, zu Geistlichen und Pfarrern gestempelt hat. Dadurch hat diese Richtung das Judenthum eingeengt und das, was Jahrtausende überragte, in den Kreis der Erscheinungen von gestern herabgezogen. In großer Hast hat sie die kaum kalt gewordene Gedankenarbeit sofort in's Leben einführen, oder wie die Formel lautete, die „Lehre mit dem Leben ausgleichen" wollen, die Lehre, die noch nicht begriffen war, dem Leben, d. h. den Anforderungen der Bequemlichkeit, der bürgerlichen Gleichstellung zum Opfer zu bringen. Die Wissenschaft war ihr nicht Selbstzweck, sondern Mittel, um das Judenthum von dem Inhalte zu entleeren, der seine Eigenart ausmacht, und es zu etwas Nagelneuem umzuformen. Sie hat der Willkür, mit der Friedländer, Jacobson und ihre Gesinnungsgenossen die Reformen eingeführt hatten, den Schein der Nothwendigkeit und der wissenschaftlichen

Berechtigung verleihen wollen. Durch ihr ungestümes und absprechendes Wesen hat sie einen herben, heftigen Gegensatz hervorgerufen und somit den Samen der Zwietracht in Jakob's Weinberg gestreut. Indessen hatte diese Erscheinung auch eine Kehrseite.

Die Altfrömmigkeit, welche bis dahin sich den Neuerungen gegenüber stumm oder polternd, jedenfalls ungeschickt benommen hatte oder wie Bernays in Sphinx-Räthseln sprach, wurde dadurch herausgefordert, das Wort zu ergreifen. Sie stellte die Berechtigung der Reform, auf welche die Neuerung so sehr pochte, geradezu in Abrede. „Die neunzehn Briefe über Judenthum" von Ben Usiel, einem Jünger Bernays' (1836), waren die ersten Laute eines kräftigen Widerspruchs gegen die Verflachung des Judenthums zu einer Alltagsreligion, die in Predigt, deutschen Gesängen und Confirmation bestehen sollte, die, mit einem Worte, die Fülle seines Wesens in die vier Wände der Synagoge einzuschränken gedachte. Es war die Eröffnung eines Kampfes zwischen zwei verschiedenen Grundanschauungen, der noch lange nicht ausgetragen ist. Dieser Kampf entbrannte jedoch nur in Deutschland. Die Juden der übrigen europäischen Länder verspürten noch nichts davon. Denn weil in Deutschland die alte Schmach so schwer zu tilgen, die junge Freiheit so mühsam zu erringen war, sahen die gebildeten Juden in der Eigenart ihres Bekenntnisses eines der Hindernisse, ihre Ebenbürtigkeit zu erlangen, waren bereit sie zu opfern und suchten sich einzureden, es sei kein Selbstaufgeben, sondern ein bloßes „Sich häuten". Die christliche Gesellschaft wollte sie nicht als Deutsche anerkennen, so wollten sie durch volles Abstreifen ihres Wesens beweisen, daß sie nur Deutsche, nichts als Deutsche wären und vom Judenthum nur einen kleinen Rest beibehalten. Der gerade in Deutschland am schärfsten geweckte, grübelnde Geist trug dazu bei, nicht nur an Diesem und Jenem, sondern an dem ganzen Gebäude des Judenthums zu nörgeln und es als ein vor Alter morsch gewordenes Werk anzusehen, das bis auf einige Grundsteine abgetragen werden müßte.

Wunderbar! Tiefer blickende Christen bewunderten die Zelte Jakob's in ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit, während Träger des Judenthums sich darin beengt fühlten und Stiftshütte wie Bundeslade gern mit Pomp und Kirchenparade umtauschen oder wenigstens entstellend sie damit umgeben wollten. Zwei poetisch gestimmte christliche Forscher, überrascht von der wunderbaren Erscheinung, daß

das gehetzte jüdische Volk noch bis in die neueste Zeit eine eigne neuhebräische Dichtkunst, im rauhen Winter Frühlings-Blüthen erzeugt hat, versuchten dafür in christlichen Kreisen Verständniß und Liebe zu erwecken. Die „Geschichte der neuhebräischen Poesie 1836 [1])“ und die „hebräische Chrestomathie 1837 [2])“ sind Huldigungen, christlicherseits dem jüdischen Geiste dargebracht. Die Verfasser bewunderten dessen fortdauernde Schöpferkraft und die Fortbildungsfähigkeit der hebräischen Sprache, obwohl sie nur Bruchstücke und die neusten und schönsten Erzeugnisse der neuhebräischen Poesie, Elia Halevy's schwungvolles Siegeslied (S. 240) und Isaak Erter's fein gezeichnete Sittenbilder gar nicht kannten. Diese eine Seite des jüdischen Geistes zeigte ihnen schlagend genug die Unsterblichkeit des Trägers an: „Niemand vermag zu leugnen“, bemerkte der Erstere, „daß das jüdische Volk das denkwürdigste aller Völker ist, daß seine Geschichte und Literatur nächst der kirchlichen die erste und vorzüglichste Beachtung verdient. Die Poesie ist ein großer Theil dieser kolossalen Literatur-Massen und das treueste Abbild der Seelengeschichte dieses Volkes. Die Elegik der Synagoge führt uns die stetige Reihe jener zahllosen Leiden vor die Seele, welche Gott über die Exulanten verhängt hat, und die Eindrücke, welche diese Leiden im Herzen der Nation zurückgelassen haben. Das Morgenland exilirt mitten im Abendlande, aus den Thränen seines Heimweh's quillt die jüdische Poesie“ [3]). Er verkannte auch nicht ihre schwache Seite: „Die hebräische Sprache verleugnet nicht in der neuesten Poesie ihre angeborne Schönheit, aber ihren volksthümlichen Charakter. In ihren Augen spiegelt sich die enthüllte Herrlichkeit Gottes, in ihrem Herzen trägt sie unaustilgbar das Bild des heiligen Landes. Nimm ihr Beides, sie hört nicht auf, schön zu sein, aber die heilige Sprache ist sie nicht mehr. Sobald die jüdische Poesie den Mittelpunkt des Glaubens, das Bewußtsein der nationalen Unzerstörbarkeit, die Gnadenbevorzugung des Volkes und die Hoffnung der einstigen Glorie verliert — verliert sie auch ihre Seele“ .... Die mittelalterlich jüdische Poesie ist die Urkunde von der Freiheit des Volkes in der Sklaverei, die neuere von der Sklaverei des Volkes

[1]) Von Franz Delitzsch, Leipzig 1836.

[2]) Von Adam Martinet mit dem hebräischen Titel תפארת ישראל. Bamberg, 1837.

[3]) Zur neuhebräischen Poesie, Einleitung.

mitten in der Freiheit, und die Zukünftige möge sein „das Lebensbild von der Freiheit des Volkes in der Freiheit“ [1]).

Martinet wollte „die Höhe, Tiefe und Breite des jüdischen Geistes unserer Zeit in den Schätzen ihrer eignen Literatur kennen lernen,“ und war glücklich ein ehrwürdiges, tiefergreifendes und in jeder Beziehung großartiges Bruchstück gefunden zu haben. Seine „Auswahl“ sollte eine Ehrenrettung der neuhebräischen Literatur werden und „die morgenländische prächtig blühende Blume, auf abendländischem Boden groß gezogen, zu einem duftenden Strauß binden, um Bewunderer für sie zu erwecken und sie einzuladen, in jenem Zaubergarten noch schönere Blumen zum strahlenden Kranze zu sammeln“ [2]).

Von dieser Begeisterung feinfühliger Christen empfand die neue Schule, welche in „der wissenschaftlichen Zeitschrift“ das Wort führte, nur wenig. Sie beklagte es; „daß die Zweifel an die Stelle der Zuversichtlichkeit, der Kampf statt des Friedens, die Zerklüftung statt der Einheit und Innigkeit getreten sind, daß sich in den Herzen jedes Einzelnen eine Ungewißheit und Unbehaglichkeit festgesetzt, die ihn in einen überreizten, kränkelnden Zustand versetzt, der entnervend die Willenskraft unterdrückt.“ Aber sie selbst trug dazu bei, diese Unbehaglichkeit und Verstimmung, wenn auch nicht hervorzurufen, so doch zu nähren und damit gesunde Kreise anzustecken. Sie bildete sich so lange ein, daß die Zersetzung des Judenthums bereits eingetreten sei, daß sie zuletzt davon überzeugt war, wie die deutsch-romantischen Träumer sich in den Schmerz künstlich hineinwühlten, und ihn dann auch wirklich empfanden. Das erwachende Bewußtsein und die aufdämmernde Erkenntniß sind in Deutschland wegen des Kampfes um die vorenthaltene Gleichstellung theuer erkauft worden, um den Preis der innern Zerrissenheit und der Selbstquälerei.

Die verdüsterte Stimmung derer, welche das Bild des Judenthums in seiner alten ehrwürdigen Gestalt bewunderten, aber an dessen Fortbestand verzweifelten, gaben „die Klagen eines Juden“ (1837 [3]) treu wieder. Die preußischen Juden waren damals durch eine, des byzantinischen Hofes würdige, Verordnung des Königs

[1]) Das. S. 95, 105.

[2]) Martinet, Chrestomathie, Vorwort.

[3]) Von Joel Jakoby aus Königsberg, der gleich darauf zur Kirche übertrat.

Friedrich Wilhelm III. in einen Jammer gerathen, der sich zugleich elegisch und komisch ausnahm. Statt die ihnen verbriefte Freiheit, wenn auch nur abschlagsweise zu gewähren, sollten sie amtlich nicht mehr „mosaische Glaubensgenossen," sondern schlechtweg „Juden" genannt werden, und es sollte ihnen nicht gestattet sein, christliche Vornamen zu führen. Die Polizei wurde angewiesen, streng darauf zu halten [1]). Es war ein Mittel, die Schwächlinge zur Taufe zu bewegen. Die Veranlassung soll kleinlicher Art gewesen sein, die Verkennung eines Juden mit ausgeprägt christlichem Namen als einen Christen. Noch war das Selbstgefühl der Juden nicht erstarkt genug, um die beabsichtigte Demüthigung mit Würde zu ertragen. Viele Juden in den großen Städten, besonders in Berlin, die der Kirche näher als der Synagoge standen, erblickten darin eine Geringschätzung und flehten die Gnade des Königs an, sie vor dieser unverdienten Verachtung zu schützen. Sie jammerten, als sollten sie von neuem in die Verbannung gestoßen werden. Diese komische Traurigkeit lassen die „Klagen eines Juden" in Psalmenart wiederhallen: „Die Kinder aus meinem Volke kamen zu mir klagen und weinen. Die Greise nahten und die Mütter, und banger Schmerz malte sich in ihren Zügen. Ich fragte die Kleinen: „„Was winet ihr schon so früh?"" Und zu den Alten sprach ich: „„Was klagt Ihr noch so spät?"" Die Kinder lallten: „„Ach, wir sollen nicht mehr die hellen, schönen Namen der Christen tragen, sondern die dunkeln und häßlichen der Juden. Wir sollen schon gezeichnet sein bei den Spielen!"" Und die Greise sagten: „„Es leert sich wieder der Köcher des Zorns, und unsern Kindern droht Elend und Gefahr!"" Da habe ich erwiedert . . . . „„Tröstet Euch, seid still und traget mit Stolz die stolzen Namen der Väter. Das sind Heldennamen, ruhmgekrönte Märthyrernamen, von uraltem Adel, von uraltem Ritterschlag. — Als das Abendland noch in wüste Rohheit versunken war, da blühten schon Eure Namen in unsterblichem Glanz, weltbeherrschend, welterleuchtend und welterlösend — Denn das will ich Euch sagen, Ehe der Zeiger der Geschichte sich wendet, werden manche prunkende Namen des Abendlandes von der Erde weggemäht sein wie Stoppeln durch die scharfe Sichel. Aber so

[1]) Kabinetsordre vom 10. August 1836, Quelle bei Rönne und Simon a. a. O. S. 43.

lange die Zeit währt, werden königlich in ihr thronen die Namen Abraham, Mose, Jesaias.""

Joel Jakoby, Sohn eines stockfrommen Vaters, hat allerdings in seine „Klagen eines Juden" viel Unwahres, phantastische Empfindelei, einen erheuchelten Schmerz und viel Christelei hineingelegt. Aber manche seiner Elegien sind warm empfunden und schön geformt. „Im Traum schaute ich den Genius meines Volkes. Kein prunkendes Faltengewand umhüllte seine jugendlichen Glieder, keine flüchtige Schwinge trug ihn sieggekrönt von Land zu Land .... Asche deckte sein greises Haupt, deckte den schwankenden Fuß, und erborgte Fetzen schützten das matte Gebein. Aus tausend Wunden blutete sein Leib und immer neue Messer bohrte man in seine Glieder .... Aber unter dem alten Leib birget er eine junge gotterfüllte Seele, und im greisen sturmgepeitschten Haupt weltbeherrschende, ewige Gedanken. Er birgt im matten Auge einen weiten, prüfenden Blick, und er bewahrt im Herzen starken Willen, gewaltigen Trotz und heilige Kraft. Ahnungsreiche Träume blühen ihm im Geiste, und mächtige Gesänge strömen über seine siechen Lippen, wenn der Geist des Herrn über ihn kommt, wenn angeregt werden die poetischen Gaben. Also schreitet der verachtete Genius meines verachteten Volkes einher mit der trostreichen davidischen Harfe in der Rechten, mit dem Gesetze Moses' in der Linken. Er beugt sich über seine Kinder und kräftigt die Zerstreuten in der Fremde."

Eilftes Kapitel.

Das Jahr 1840 und die Blutanklage von Damaskus.

Pascha Mehmet-Ali und Sultan Abdul-Meg'id. Ludwig Philipp, Ratti Menton und seine Spießgesellen. Verschwinden des Paters Tomaso in Damaskus. Anklage gegen die Juden. Einkerkerung Mehrerer derselben. Bastonade und Folter. Aehnlicher Vorfall in Rhodus. Das Echo in Europa. Adolph Cremieux. Das jüdische Comité in London. Mose Montefiore. Der österreichische Consul Merlato für die Juden. Die Volksversammlung in London zu Gunsten der Juden. Montefiore, Cremieux, Munk reisen nach Egypten. Die Ränke gegen sie. Die Befreiung der Angeschuldigten. Mehmet-Ali's Niederlage. Cremieux-Schulen in Egypten. Montefiore in Constantinopel und Rom. Munk und seine wissenschaftliche Bedeutung.

(1840).

Wenn Joel Jakoby, zwischen Treue und Abfall schwankend, der Judenheit zurief: „Matt ist dein Leib, mein Volk, und müde dein Geist: darum bringe ich Dir einen Sarg, darum weihe ich Dir eine Gruft!“ und wenn das Organ der Stürmerei halb schmerzlich und halb schadenfroh als eine Thatsache bezeugte: „Zerrissen ist das Band, welches früher die Gemeinden zusammenhielt und umschlang, und nur äußerlich halten sie zusammen. Die Willenskraft der Gesammtheit ist gebrochen,“ so haben beide ihre Herzenswünsche für Wirklichkeit ausgegeben oder waren in arger Täuschung. Schlechte Beobachter, nahmen sie in eigensinniger Rechthaberei die Symptome raschen Wachsthums als tödtliche Schwindsucht und priesen ihre Quacksalbereien an, welche die Auflösung erst recht hätte herbeiführen können. Ein Vorfall, unscheinbar und geringfügig in seinen Anfängen, aber bedeutend in seinen Wirkungen, hat alsbald die falschen Propheten und Quacksalber Lügen gestraft und gezeigt, welcher wunderbare Zusammenhang die Glieder der Judenheit unauflöslich hält, wie fest das Band noch ist, welches unsichtbar, ihnen selbst unbewußt, sie umschlingt, wie ein ernster, bedrohlicher Angriff auf das Judenthum das Herz des reformistischen Stürmers gleich dem des Stockorthodoxen, des dem Judenthum scheinbar abgewendeten Staats-

mannes gleich dem des nur in Kabbala oder Talmud webenden Klausners, im leichtlebigen Frankreich wie im ernsten Asien, in patriotischem Selbstgefühl schlagen machte. Wo das Selbstgefühl schlummerte, wurde es wach gerufen. Das Wunderbarste dabei war, daß die verächtliche „Judensache" in die verschlungenen Fäden der europäischen und asiatischen Politik verflochten wurde, und daß sich der russische Despot Nikolaus wie die amerikanische Republik der Juden in Damaskus annehmen mußte (1840.) Wer sich dieser Zeit und des Vorfalls, der sich daran knüpft, erinnert und Sinn für die Wunder der Geschichte hat, wird die wunderbare Verkettung dieser Begebenheit nicht verkennen. Ein in Frankreich naturalisirter Italiener Ratti-Menton, der sich den Grafentitel beilegte, ein herz- und gewissenloser Gewinnjäger, der Sicilien und Tiflis wegen unehrenhafter Handlungen hat meiden müssen [1]); ein vom Christenthum zum Islam übergetretener Renegat, ein ausgemachter Schurke und Erzjudenfeind, Hanna Bachari Bey; ein Spießgeselle Mohammed El-Telli, der einen reichen Juden in Damaskus mit einer Blutanklage bedrohte, wofern er ihn nicht durch Geldsummen aus der Verlegenheit risse [2]); endlich ein christlicher Araber Schibli Ajub, ein ehrloser Wicht, der, von einem Juden des Unterschleifs angeklagt und in's Gefängniß geworfen, Rache schnaubte, das waren die teuflischen Urheber eines neuen blutigen Drama's, worin den Juden wieder die Märtyrerrolle zugetheilt war. Aber dieser Leidensstand führte zur Selbstermannung, zur Erhöhung und zum stolzen Selbgefühl.

Die politischen Vorgänge, wie angedeutet, dienten diesem Drama zum Grundgewebe. Der Schlaukopf Mehmet Ali, Pascha von Egypten, hatte durch glänzende Siege dem türkischen Sultan, seinem Lehnsherrn, ganz Syrien sammt Palästina entrissen. Die Bewohner dieser Länder preßte er noch mehr als die seines Hauptpaschaliks aus, um gefüllte Kassen zu haben. Der ebenso schlaue sogenannte Bürgerkönig Ludwig Philipp, um den Groll der legitimen Fürsten von Europa, besonders des Kaisers Nikolaus, zu entwaffnen, unterstützte Mehmet Ali's Eroberungspläne; französische Sendlinge

[1]) Heine, französische Zustände, sämmtl. W. X. S. 69, auch in den weiter zu nennenden Quellen.

[2]) David Salomon, account of the recent persecution of the Jews of Damascus.

halfen am egyptischen Raubsystem. Diese Ränke verdoppelten sich, als der willensfeste aber unglückliche Sultan Mohammed in's Grab gesunken war, und sein schwacher, verzärtelter siebzehnjähriger Sohn Abdul-Meg'id, so zu sagen, den Thron bestieg (Juli 1839). Damals begann die orientalische Frage zu brennen. Rußland unterstützte die schwache Türkei, damit sie nicht dem starken Mehmet Ali in die Arme fallen sollte. Frankreich hingegen unterstützte den egyptischen Räuber, um Rußland Schach zu bieten. Oestreich und England schwankten hin und her, und Preußen war das fünfte Rad an dem Wagen der europäischen Pentarchie. Durch die enge Verbindung zwischen Ludwig Philipp und Mehmet Ali erhoben die bis dahin gedrückten Christen in Palästina und Syrien ihr Haupt, da sich Frankreich gern zum Horte des Christenthums im Morgenlande aufwarf, um sich einen Titel und Macht zu erwerben, wie es auch mit der Pfaffenpartei im Innern liebäugelte, um die Freunde der Freiheit niederhalten zu können [1]). Die Geistlichen und Mönche vieler Orden im Morgenlande, besonders die katholischen oder lateinischen, gestern noch verfolgt, warfen sich, auf französischen Schutz vertrauend, zu Verfolgern auf.

In Damaskus, welches damals von 5,000 jüdischen Familien, fast 20,000 Seelen, bewohnt war, verschwand eines Tages (1. Adar = 5. Febr. 1840) der Guardian eines Kapuzinerklosters aus Sardinien, Pater Tomaso [2]) (Thomas) mit seinem Diener. Er war

[1]) Heine das. 102 fg.

[2]) Quellen für die „Damaskusaffäre" giebt es gar zu viele. Alle europäischen und levantinischen Zeitungen brachten vom April bis Herbst 1840 Nachrichten darüber, Falsches und Wahres unter einander. Die klerikalen und officiösen Zeitungen in Frankreich und die judenfeindlichen in Deutschland (die Augsburger Allgemeine und die Leipziger Allgemeine an der Spitze) logen systematisch. Zuverlässig sind nur die Nachrichten in englischen und österreichischen Zeitungen. Die jüdischen Blätter von 1840—41 enthalten außer den auch in anderen Zeitungen vorkommenden Nachrichten, auch die Vorgänge unter den europäischen Juden während dieser Zeit: die Archives Israélites von Isidor Cahn, Zeitung des Judenthums von L. Philippson, Orient von Julius Fürst, erst 1840 entstanden, und zum Theil auch die Israelitischen Annalen von Jost. Die Facta sind zusammengestellt in L. H. Löwenstein's Damascia 1840, leider sehr unchronologisch und durch Declamationen unterbrochen. Die Anfänge der Damaskusgeschichte gaben unparteiisch der österreichische Consul in Damaskus Merlato und der englische Missionär Wildau Pieritz (getaufter Jude), beide Augenzeugen. Der Bericht des Majors v. Heilbronner in dessen

kein Heiliger im katholischen Sinne, vielmehr ein Lebemann, der gerne Geld nahm, aber ungern gab. Er hatte sich mit Arzneipfuscherei, besonders mit Pockenimpfen beschäftigt und eben so oft jüdische und mohamedanische Quartiere wie christliche besucht, um sein Handwerk auszuüben. Was ist aus dem der ganzen Bevölkerung von Damaskus wohlbekannten Pater geworden? Niemand wußte es genau anzugeben. Es war allerdings ein Gerücht laut geworden, daß Tomaso einige Tage vorher einen heftigen Wortwechsel mit einem türkischen Maulthiertreiber gehabt, der geschworen haben soll: „Der Christenhund soll von keiner andern Hand als der meinen sterben.“ Es soll dabei zu Beleidigungen und Thätlichkeiten gekommen sein; der Pater habe den Muselmann und seine Religion so arg verflucht, daß ein dabei anwesender türkischer Kaufmann seinen Zorn darüber kaum an sich habe halten können. Sobald das Verschwinden des Pater Guardian Gewißheit und sein Tod durch Gewalt wahrscheinlich geworden war, bestürmten die Mönche den französischen Consul in Damaskus jenen gewissenlosen Ratti-

„Morgenland und Abendland“, Stuttgart 1841 (wiedergegeben Ztg. des Judenthums 1841 No. 6) kann nicht als Original-Relation angesehen werden. Er selbst giebt an, daß er erst in Damaskus eintraf, als die Tragödie ihren Höhepunkt erreicht hatte. Heilbronner's Angaben über die Anfänge stimmen bis auf geringe Abweichungen mit denen Merlato's überein, weil er die Nachrichten nicht selbst erlebt, sondern von dem österreichischen Consul oder in dessen Hause vernommen hatte. Außer den zwei Originalberichten von Merlato und Pieritz sind die Briefe von Juden aus Damaskus und Bairut an verschiedene jüdisch-europäische Häuser zu beachten, welche die Thatsachen unverfälscht darstellen, und sie sind zuweilen nur im Detail unzuverlässig. Sie sind in Archives und anderen jüdischen Zeitungen aufgenommen. — Komisch nimmt sich der scheinbar objektive Bericht über die Damaskusgeschichte oder „Mord des Paters Thomas“ im neuen „Pitaval“ aus (B. II). Die Herausgeber Häring und Hitzig stellten die Schuld oder Unschuld der Juden in Damaskus an diesem Morde als juristisch zweifelhaft dar, verwarfen demgemäß Merlato's Zeugniß als parteiisch und hielten sich doch an Heilbronner's Angabe, obwohl dieser nur Merlato's Echo bildet. Es ist nothwendig, vor dieser scheinbar objektiven, criminalistisch-juristischen Darstellung zu warnen und zu constatiren, daß sie vom historisch-kritischen Standpunkte unzuverlässig ist, damit man sie nicht einst wegen ihrer scheinbaren Unparteilichkeit als gute Quelle ansehe und benutze. Häring und Hitzig ließen auch in dem Pitaval-Bericht die Sucht der Juden nach Menschenblut überhaupt juristisch dubiös, was so absurd ist, daß die Verf. es später in einem Schreiben an Löwenstein widerrufen haben. Aber im Pitaval-Artikel ist diese Albernheit stehen geblieben.

Menton dem Mörder nachzuspüren. Sogleich wurde die Aufmerksamkeit auf die Juden gelenkt, weil Einige derselben harmlos ausgesagt hätten, sie hätten Tomaso und seinen Bedienten am Abende vor dessen Verschwinden im Judenquartier gesehen. Die Mönche und unter ihnen besonders ein fanatischer Judenfeind Pater Tusti [1]) klammerten sich um so fester an den Verdacht gegen die Juden, weil sie dadurch mehrere Zwecke zu erreichen glaubten. Sie konnten ihren Haß an den Juden sättigen, die Untersuchung unterdrücken, daß Pater Tomaso mit Muselmännern einen Streit gehabt und Lästerungen ausgestoßen habe — wodurch sie den Fanatismus der Türken auf sich gezogen haben — und endlich einen neuen Märtyrer, von den Juden gemordet, unter ihre Heiligenschaar aufnehmen, was immer gewinnbringend war. Ratti Menton erfaßte schnell diesen Verdacht gegen die Juden aus gewinnsüchtigen Absichten seinerseits und unterließ jede anderweitige Nachforschung, obwohl ein Fingerzeig dafür vorhanden war, da der türkische Kaufmann, der beim Streit mit dem Pater zugegen war, sich erhängt hatte [2]). Der Gouverneur von Damaskus Scherif Pascha war leicht dazu zu bewegen, die Verfolgung der Juden zu gestatten oder anzustellen, da er es mit dem französischen Consul nicht verderben wollte und seinerseits von einer Blutanklage gegen die Juden bedeutenden Gewinn zu ziehen hoffte. Um den Schein zu retten, beriefen sich die Ankläger auf die Aussage eines frommen Gauklers, welcher versicherte: Tomaso und sein Diener seien im Judenquartier in diesem und diesem Hause ermordet worden [3]). Dieses Kunststück hat wohl Bachari Bey zu Stande gebracht. Der türkische Schelm Mohammed El-Telli bot Ratti-Menton seine Spiondienste an, wenn er ihn aus dem Kerker und von den Schulden befreien wollte. Gern nahm dieser sie an: die beiden Wichte waren einander würdig.

Bald häuften sich die Inzichten. Christen sagten aus: sie hätten von Juden die Worte gehört: „Schließen wir die Pforten und gehen wir nicht aus, es ist Gefahr vorhanden“ oder: sie hätten den Pater kurz vor seinem Verschwinden im Hause eines Juden gesehen. Kurz die Anklage-Akte war schnell fertig: „Die Juden haben Tomaso und seinen Diener ermordet, um sich des Blutes für ihre Passahfeier zu

[1]) S. Merlato's Bericht bei Löwenstein, Damascia S. 70.
[2]) Pieritz bei Löwenstein, das. S. 106.
[3]) Pieritz, das. S. 105.

bedienen — lächerlich genug, um es sechs Wochen aufzubewahren Für Aufreizung der Christen und des türkischen Pöbels wurde auch gesorgt. Mehrere Juden wurden ergriffen und vor Ratti-Menton geführt und verhört. Ein armer jüdischer Barbier zeigte aus angeborner Furcht in Gegenwart der Auflaurer beim Verhöre Verwirrung. Aber er leugnete fest jede Theilnahme und jede Kunde vom Morde des vermißten Paters. Nichts desto weniger übergab ihn der französische Consul dem Scherif-Pascha als stark Verdächtigten zur Untersuchung. Dieser ließ ihm die Bastonade d. h. 500 Stockschläge auf die Sohlen geben. Diese Folter schien aber Ratti-Menton noch zu milde. Die christliche Liebe kannte wirksamere und hat sie mehr als einmal bewährt gefunden. Der arme Barbier wurde den härtesten Martern unterworfen, blieb aber standhaft. Da ließ man ihm im Kerker einen Besuch von jenem Schurken Mohammed El-Telli abstatten, welcher wegen Schulden im Gefängnisse saß. Durch dessen trügerisches Zureden ließ sich der Barbier, dem neue Folterqualen in Aussicht standen, herbei, Schuldige zu nennen. Er nannte — auf Eingebung — sieben der angesehenen und reichsten Juden: David Arari (Harari) dessen Sohn und Brüder, ferner Mose Abulafia, Mose Saloniki und Joseph Laniado, einen Greis von 80 Jahren. Sogleich verhaftet und verhört, stellten die Angegebenen jede Schuld in Abrede. Die Bastonade wurde angewendet; aber da die Henker fürchteten, die Greise würden den Streichen erliegen, und man würde deren abgepreßte Geständnisse nicht verwerthen können, so wendeten sie eine andere Qual an. Sechs und dreißig (nach andern 50) Stunden mußten sie, von Soldaten bewacht, aufrecht stehen, ohne Speise und Trank, ohne sich dem Schlafe überlassen zu können. Da diese Qual nicht anschlug, schritten die Wütheriche auf Ratti-Menton's Wink zu mörderischen Ruthenschlägen; beim zwanzigsten Schlag sanken die Unglücklichen ohnmächtig zusammen. Der französische Consul ließ nichts desto weniger die Geißelung an ihnen beim Erwachen fortsetzen. Aber alles Das führte kein Geständniß herbei. Scherif Pascha erfand noch eine neue Folter oder führte eine ihm eingegebene aus. Mehr als sechzig Kinder zwischen 3—10 Jahren wurden den Eltern entrissen, in ein Zimmer eingesperrt und ihnen die Nahrung entzogen, damit die Mütter schmerzdurchwühlt durch das Wimmern und Wehklagen der Kinder Geständnisse, wenn auch unwahre, ablegen mögen. Auch dieses Mittel

schlug fehl. Die jüdischen Mütter haben trotz Erbarmen für ihre Kinder die schändliche Anklage mit keinem Hauche bestätigt. Nur eine Frau und deren Tochter haben sich vor Schmerz und aus Liebe für ihre verschmachteten Kinder zum Islam bekehrt. Scherif Pascha gerieth in Wuth und drohte, es würden viele jüdische Köpfe fallen, wenn der Pater nicht gefunden werden sollte. Mit einer Schaar Soldaten begab er sich (18. Februar) in das Judenquartier, und ließ das prachtvolle Haus David Arari's zerstören, um die Leiche des Paters oder auch verdächtige Spuren zu finden. Auch in den Häusern der übrigen Angeklagten richtete er Zerstörung an. Von Schmerz über so viel Grausamkeit ergriffen, wagte ein jüdischer Jüngling, sich zum Pascha zu begeben und Zeugniß abzulegen; er habe den Pater Tomaso kurz vor seinem Verschwinden in den Kaufladen eines Türken eintreten sehen. Statt diese Spur zu verfolgen, wendete Ratti-Menton und sein Geheimschreiber Baudin allen Eifer an, diese Stimme verstummen zu machen. Der Jüngling wurde so unbarmherzig zerschlagen, daß er noch in derselben Nacht den Geist aushauchte, der erste Märtyrer in dieser Tragödie.

Ratti-Menton war unerschöpflich in Mitteln, ein Geständniß von den Juden erpressen zu lassen. Er ließ einen Versuch mit David Arari's türkischem Diener Murad el Fallat anstellen. Auch dieser hatte nichts zu gestehen und ließ die Ruthenstreiche über sich ergehen, die seinen Leib fast zerfetzten. Da machte sich Mohammed El-Telli auch an ihn heran und brachte durch Freundlichkeit und Drohung mehr aus ihm heraus. Der Diener klagte sich selbst an (27. Februar): er habe auf David Arari's Geheiß im Beisein der übrigen Angeklagten Tomaso getödtet. Der jüdische Barbier wurde bewogen, dessen Aussage zu bestätigen. Verstümmelt, ließ Ratti-Menton Beide an einen Platz führen, wo angeblich Knochen und Schädel in einen Kanal geworfen worden sein sollen. Ratti-Menton fand ein Stück Knochen und einen Lappen: christliche Aerzte erklärten diesen Knochen für einen Theil des Menschengebeins, der Lappen galt als Baret des Paters. So hatte man sichtbare Beweise von dem Morde im Judenquartier. Die sieben Angeklagten wurden darauf von neuem verhört und grausamen Folterqualen unterworfen. Sie sollten die Flasche Blut herbeischaffen, welches von den Gemordeten für das Passahfest aufgesammelt worden sei. Der Greis Joseph Laniado erlag den Schmerzen. Mose Abulafia nahm, um den Qualen zu entgehen, den

Turban. Die Uebrigen sagten vor Schmerz aus, was man von ihnen verlangte: sie waren stumpf geworden und wünschten einen raschen Tod. Dieses Geständniß half ihnen aber nicht viel. Der französische Consul wünschte handgreifliche Beweise, die Flasche mit dem gefüllten Blut und dergleichen. Aber diese konnte beim besten Willen nicht herbeigeschafft werden. Neue Foltern wurden angewendet: aber diese brachten die armen Opfer nur dahin, ihre frühern Geständnisse zurück zu nehmen. Da Ratti-Menton neue Opfer brauchte, so wurde Arari's Diener abermals dazu benutzt. Der Verdacht wurde (Anfangs März) auf andere angesehene jüdische Familien gewälzt, auf die hochangesehene Familie Farchi (Parchi[1]), auf einen jungen Mann Isaak Levi Picciotto (Peixotto) und auf Aaron Stambuli. Drei Rabbinen von Damascus Jakob Anteri, Salomon und Asaria Halfen waren schon früher eingezogen, mißhandelt und gefoltert worden, ohne daß eine Lüge aus ihrem Munde expresset werden wäre. Von den sieben angesehenen Juden, die in die Anklage des Mordes verwickelt werden sollten, fand man nur zwei Raphael Murad Farchi, der durch seine Würde als Consul sich sicher glaubte, und Piciotto, Neffen des Generalconsuls von Aleppo, vom östreichischen Kaiser wegen Verdienste zum Ritter erhoben. Auf seine östreichische Unterthanschaft vertrauend, war Picciotto geblieben, während die Uebrigen entflohen waren. Durch Peitschenhiebe an einem jungen Kinde im Beisein der Mutter wurde der Versteck eines Dritten Meïr Farchi entdeckt. Das gab wieder Gelegenheit zur Folter und zur Arglist, die abwechselnd angewendet wurden, um Eingeständnisse zu expressen, oder durch Mohammed El Telli's und Schibli's Vertraulichkeiten von den Angeklagten zu entlocken. Auch neues Gebein wurde aufgefunden, und obwohl Aerzte aussagten: es seien Schafsknochen, so gab sie doch Ratti-Menton als Beweisstücke aus, die Mönche lasen eine Messe für sie und legten ihnen Heiligkeit bei. Nur Picciotto blieb standhaft und warf Ratti-Menton und dem Pascha muthig die Unmenschlichkeit ihres Verfahrens vor, allerdings geschützt von dem östreichischen Consul, einem Italiener Merlato, der allen

[1]) S. über das Ansehen, welches die Familie Farchi im Morgenlande und bei den europäischen Häusern genoß, o. S. 236, Schwarz, Palästina II. p. 44; Otto, Wallfahrten im Morgenlande, Orient 1841 No. 31. Ueber Picciotto s. v. Heilbronner a. a. O., der in seinem europäisch-luxuriös eingerichteten Hause verkehrte.

Drohungen und Gefährdungen zum Trotz nicht zugeben mochte, daß ein östreichischer Unterthan ohne triftigen Beweis der Folter unterworfen wurde. Durch diese neue Verwickelung trat eine Wendung in diesem Schauerdrama ein. Mertato hatte lange den Unmenschlichkeiten zugesehen, ebenso wie die übrigen europäischen Consuln, namentlich der englische Werry, der mit Ratti-Menton unter einer Decke steckte. Aber endlich riß Mertato die Geduld; er trat freimüthig und offen gegen das barbarische und gräßliche Verfahren auf. Dafür hatte er auch viel zu erdulden. Der gemeine christliche Haufe überhäufte ihn mit Flüchen, weil er für die Juden eintrat und seinen Schützling Picciotto nicht in die Hände der Cannibalen ausliefern mochte. Sein Haus wurde von Spionen umlagert. Auch die muselmännische Bevölkerung ward künstlich gegen die Juden fanatisirt.

Ratti-Menton seinerseits war unermüdlich, neue Anklagepunkte und Scheinbeweise herbeizuschaffen. Er ließ ein Lügenbuch (Pompta Bibliotheca von Lucio Ferrajo) gegen die Juden, welches ihm die Mönche in die Hand gegeben hatten, in's Arabische übersetzen, worin aus dem Talmud bewiesen war, daß die Juden Blut brauchten, daß sie Christenkinder schlachteten und Hostien schändeten, die dann Wunder gethan hätten. Diese in's Arabische übersetzte Schrift übergab Ratti-Menton, der französische Consul, dem Scherif Pascha und sorgte außerdem für deren Verbreitung unter die muselmännische Bevölkerung. Auch ließe er zum Zweck der gründlichen Verfolgung aus Bairut einen giftigen Kapuzinermönch Franciscus von Sardinien kommen, welcher die Fähigkeit besaß, Erdichtungen und Lügen den Schein von Wahrheit zu geben. Der Pascha ließ hierauf die drei verhafteten Rabbinen in Einzelhaft bringen und legte ihnen gewisse angeschuldigte Stellen im Talmud zum Uebersetzen in's Arabische vor, mit der Drohung der Todesstrafe, wenn sie auf Fälschung ertappt werden sollten. — Besonnene Türken schüttelten allerdings das Haupt bei diesem gegen die Juden gerichteten arglistigen Verfolgungssystem; aber sie schwiegen. Ratti-Menton schloß die Akten und fällte ein Urtheil, als wenn es unwiderleglich erwiesen wäre, daß die eingezogenen und gefolterten Juden Mörder des Paters Tomaso waren. Diejenigen, welche noch am Leben waren, sollten enthauptet werden. Scherif-Pascha holte dazu die Erlaubniß seines Herrn Mehmet Ali ein.

Als sollte die Blutanklage gegen die Juden einen Schein von thatsächlicher Berechtigung haben und eine Vertilgung der Juden, als blutdürstige Cannibalen, gerechtfertigt erscheinen, fiel ungefähr zur selben Zeit auf der zur Türkei gehörenden Insel Rhodus etwas Aehnliches vor. Ein zehnjähriger Knabe, Sohn eines griechischen Bauern, hatte sich erhängt, und die Christen beeilten sich, die Juden als dessen Mörder anzugeben. Die europäischen Consuln nahmen die Sache in die Hand und verlangten von dem Statthalter Jussuf Pascha eine strenge Untersuchung gegen die Juden. Auf die Aussage zweier griechischen Weiber, daß der Knabe einem Juden von Rhodus gefolgt wäre, wurde derselbe eingezogen, verhört, eingekerkert und wegen seines Leugnens unmenschlich gefoltert. Man durchbohrte ihm die Nasenflügel mit einem eisernen Draht, legte ihm glühende Kohlen auf den Kopf und einen schweren Stein auf das Herz. Das thaten oder ließen Europäer und Christen thun, Consuln der europäischen Mächte, Englands, Frankreichs und Schwedens; nur der östreichische Consul hielt sich auch hier von der Betheiligung an der Unmenschlichkeit fern. Diese Folterqualen wurden an den angeklagten Juden ohne Wissen des Pascha durch dessen stellvertretende Beamten angewendet. Das Geständniß sollte erpreßt werden, daß der Angeklagte den griechischen Knaben umgebracht habe, um dessen Blut dem Großrabbinen von Constantinopel zu überliefern. Es war eine Art Verschwörung der Christen in der Türkei gegen die Juden, um sie an den Rand des Abgrundes zu bringen, vielleicht aus Scheelsucht, weil der junge Sultan Abdul Meg'id bei seiner Thronbesteigung in seinen Gnadenbrief (Hatti-Scherif von Gulhane), allen Unterthanen seines Reiches gleiches Recht zukommen zu lassen, auch die Juden eingeschlossen hatte. Die Griechen und die Lateiner in der Türkei achteten ihre erlangte Freiheit gering, weil sie sie mit den verhaßten Juden theilen mußten.

Durch die Folterqualen ließ sich der halb leblose Jude in Rhodus zu Geständnissen herbei. Er gab einige Juden als Mitschuldige am Morde des Knaben an, von denen er glauben mochte, daß sie sich durch die Flucht der Verfolgung entzogen haben würden. Aber mehrere von ihm Genannte waren noch in Rhodus zu finden. Sie wurden, ebenfalls sieben wie in Damaskus, eingekerkert, gefoltert und dem Tode nahe gebracht. Sie blieben indeß standhaft. Aber die Consuln ließen das Ghetto abschließen und Niemanden ausgehen,

damit die Juden nicht ihre Klagen vor dem Pascha oder gar beim Sultan anbringen könnten. Während drei Tage bekamen die Juden keine Nahrung von Außen. Griechen umschlichen fortwährend das Ghetto, um Knochen hineinzuwerfen, um sie dann als Gebeine eines gemordeten Christen ausgeben zu können [1]). Der östreichische Consul, der sich Anfangs der Juden angenommen, wurde zuletzt gezwungen sich den Uebrigen anzuschließen.

In Folge dieser doppelten Anklage erhob sich ein Sturm gegen die Juden in Syrien und der Türkei. In Djabar bei Damaskus drang der Pöbel in die Synagoge, zerstörte, raubte, und zerriß die Gesetzrollen in Stücke. In Bairut wurden die Juden nur durch die Dazwischenkunft des holländischen Consuls (Laurilla) und des preußischen (Sason) vor Mißhandlung geschützt. Bis nach Smyrna erstreckte sich die Feindseligkeit, und es kamen thätliche Anfälle gegen die Juden vor. —

Sollte es ganz Zufall gewesen sein, daß zur selben Zeit (Anfang März 1840) eine Blutanklage gegen einen Juden in Rheinpreußen, Jülich, erhoben wurde? Ein christliches Mädchen von neun Jahren behauptete, von einem Juden in den Leib gestochen worden zu sein. Ihr sechsjähriger Bruder bestätigte die Aussage. Ein fremder Jude mit seiner Frau, die zufällig durch Jülich reisten, wurden von den Kindern als die Thäter erkannt, und das Mädchen fügte hinzu: der Jude hätte zur selben Zeit einen christlichen alten Mann mit einem Messer todtgestochen. Wenn aus dem Munde von Kindern die Wahrheit spricht, so hätte dieser Jude als Christenmörder und Blutsauger verurtheilt werden müssen. Angewendete Folterqualen hätten dem Juden und seiner Frau wahrscheinlich das Geständniß der Unthat entlockt. Aber eine strenge gerichtliche Untersuchung ergab, daß die Aussage der Kinder eitel Lug und Trug war. Der angeblich ermordete Christ war am Leben. Die angebliche wunde Stelle am Leib des Mädchens war nur mit Blut bestrichen. Der angeklagte Jude wurde vollständig freigesprochen, und ein, selbst von dem Staatsanwalte erwähntes Gerücht beschuldigte zwei Christen aus Düsseldorf, den Kindern diese schreckliche Anklage eingegeben und eingetrichtert zu haben [2]).

[1]) Der Bericht über den Vorfall in Rhodus Archives Israélites 1840 p. 87, bei Löwenstein S. 47, IV.

[2]) Aachner Zeitung 1840 No. 82.

In Rheinpreußen kam die Wahrheit und die Unschuld der Juden in kurzer Zeit an den Tag. In Damaskus und Rhodus dagegen dauerte es lange Zeit, weil teuflische europäische Christen geflissentlich ein solches Gewebe von Lügen darüber breiteten, daß selbst Harmlose dadurch getäuscht wurden. Vergebens rangen die mißhandelten Juden die Hände und wendeten sich an ihre europäischen Brüder, ihnen vermöge ihrer günstigeren Stellung beizustehen. Es wurde Diesen außerordentlich erschwert, die Wahrheit an's Licht zu ziehen und die Bosheit zu entlarven. Religiöser Fanatismus, Judenhaß und politische Parteileidenschaft mischten sich ein, um die Lüge eine Zeitlang triumphiren zu lassen. Die Finsterlinge bedienten sich Guttenbergs Kunst, die sie verabscheuten — deren vierhundertjähriges Jubiläum gerade damals gefeiert wurde — um eine Anklage gegen die Gesammtjudenheit, als lüstern nach christlichem Blute, in die Welt zu schleudern.

Ratti-Menton sorgte nämlich auch dafür, daß in französischen Zeitungen ein Bericht aus Damaskus in seinem Sinne und mit seiner Färbung der europäischen Welt vorgeführt wurde: Die Juden hätten einen Pater und seinen Diener ermordet und das Blut aufgesammelt, um sich dessen zu ihren ungesäuerten Broden für das Osterfest zu bedienen. Den Leichnam des Einen hätten sie in den Kanal ihres Quartiers und des Andern in den Keller eines Juden geworfen. Sie hätten eingestanden und bekannt, daß sie das Verbrechen begangen, um die Mysterien ihrer Religion zu feiern. Ohne Ratti-Menton's Eifer wären die Urheber des Verbrechens nicht entdeckt worden, und ohne dessen Dazwischenkunft wäre das Judenviertel und die ganze Bevölkerung vernichtet worden [1]). Nicht nur die im Dienste der katholischen Geistlichkeit stehenden Blätter verbreiteten mit Eifer diese Anschuldigung gegen die Juden, sondern auch die liberalen, um Frankreich's Macht im Morgenlande zu rühmen. Sie gaben sämmtliche von Damaskus aus entstellt übermittelte Thatsachen als wahr aus. Da die Augen Europa's damals auf die Verwickelung in der Türkei gerichtet waren, so strömten rasch diese erlogenen Berichte durch die Adern des europäischen Zeitungswesens. Leicht

[1]) Diese Anklage gegen die Juden erschien zuerst, aus Damaskus angezettelt, in Sémaphore de Marseille. Die klerikalen Blätter griffen sie schnell auf, und die Leipziger Allgemeine verbreitete sie in Deutschland. Auch die Times ließen sich Anfangs bethören.

hätte sich der mittelalterliche Haß gegen die Juden erneuern und Blutscenen hervorrufen können. Entsetzen ergriff sämmtliche Juden Europa's bei diesem Gedanken, daß sie am hellen Tage des neunzehnten Jahrhunderts noch gegen das finstere Gespenst der Blutanklage ankämpfen mußten, um nicht von ihm in's Grab gezogen zu werden.

Allein Guttenberg's Kunst, deren sich die Gewissenlosen bedienten, kam noch mehr den Juden zu statten. Verleumdung und erlogene Beschuldigungen gegen die Juden konnten nicht mehr wie früher in den Schleier des Geheimnisses gehüllt werden. Es gab muthige Juden, welche der Lüge und Heuchelei die Maske der Tugend abrissen. Ein solcher war der noch lebende Greis Adolph Cremieux, welcher gerade kurz vorher wegen seiner Beredtsamkeit Triumphe gefeiert hatte. Bei der ersten Nachricht von den noch dunkeln Vorgängen in Damaskus, fest überzeugt, daß die morgenländischen Juden ebenso wie die europäischen rein von Blut waren, eilte er zum französischen Minister, um anzufragen, ob die Regierung nähere Kunde davon habe. Dieser erklärte hierauf, daß er nicht die geringste Kenntniß, weder durch den Consul, noch auf andere Wege erhalten habe. Hier zeigte sich schon das Spiel, das mit dieser traurigen Sache getrieben wurde. Mit dem zündenden Feuer seiner Beredtsamkeit und dem Muthe, welchen eine gerechte Sache giebt, trat Cremieux den geflissentlichen und nachbetenden Verleumdungen in Frankreich entgegen (7. April) und wurde der Mittelpunkt einer patriotischen Erhebung für die französischen Gemeinden. Cremieux war damals Vicepräsident des Central-Consistorium: an ihn, den berufenen und thatkräftigen Vertreter, wandten sich daher die Juden Frankreich's, das Lügengewebe, das sich von Damaskus bis Frankreich ausbreitete, zu zerreißen.

Wie die französischen, so ermannten sich wie mit einem Schlage die englischen Juden. Sie hatten sich durch Reichthümer und Ehrenhaftigkeit in der öffentlichen Meinung große Achtung erworben. Einige derselben waren zum Ehrenamte von Friedensrichtern (Sherif) erwählt worden; es war vorauszusehen, daß sie bald in's Parlament Eintritt nehmen werden. Die angesehensten Juden Englands, darunter Baron Nathanel Rothschild und Sir Moses Montefiore, welcher aus frommem Sinne eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande gemacht hatte, Salomons, die geachteten Brüder Goldschmid, hielten eine ernste und würdige Versammlung (21. April)

und beschlossen: die Regierungen von England, Frankreich und Oestreich anzugehen, durch ihr Gewicht der Unmenschlichkeit in Damaskus Einhalt zu thun. Cremieux war in London eingetroffen und bei der Versammlung anwesend, um mit ihr gemeinschaftliche Schritte zu berathen. Es war eine beachtenswerthe Erscheinung, diese Einmüthigkeit hochgestellter Juden, sich ihrer verfolgten Brüder anzunehmen und für die Lauterkeit des Judenthums, ihrer Lehre, und selbst des Talmud einzutreten. An einem und demselben Tage (1. Mai) begab sich Cremieux zum König von Frankreich Louis Philipp, und eine jüdische Deputation zum englischen Minister Lord Palmerston, um den Schutz dieser Länder für die Opfer in Damaskus anzurufen.

Louis Philipp antwortete gerührt. „Ich kenne die Begebenheit nicht, von der Sie sprechen; aber wenn es auf irgend einem Punkte unglückliche Juden giebt, die den Schutz meiner Regierung anrufen, und wenn diese etwas durchzusetzen vermag, so werde ich Ihrem Wunsche entsprechen“ [1]). Ob diese Erklärung damals ernstlich gemeint war, kann man bei diesem diplomatisirenden Könige nicht wissen. Es wurde allerdings ein Viceconsul nach Damaskus abgeordnet, welcher die Sache untersuchen und Bericht erstatten sollte. Aber es war eine untergeordnete Persönlichkeit, welche, wie vorauszusehen war, Ratti-Menton leicht täuschen konnte oder ihr gar entgegen treten durfte. Lord Palmerston's Antwort war ehrlicher. Er gab der jüdischen Deputation, die ihm volle Beweise von der Unschuld der Angeklagten in Damaskus und Rhodus vorgezeigt hatten, das Versprechen, daß er sofort dem englischen Gesandten in Constantinopel so wie dem Consul in Alexandrien werde Ermächtigungen zugehen lassen, Alles aufzubieten, um der Fortsetzung solcher Grausamkeit Einhalt zu thun. Von einer dritten Seite wurden zwar weniger geräuschvolle, aber vielleicht noch wirksamere Schritte gethan, um eine günstige Wendung herbeizuführen, von Wien und dem östreichischen Cabinet aus. Der östreichische Consul Merlato in Damaskus war der einzige, welcher die Bosheit Ratti-Menton's, seiner Helfershelfer und der Mönche durchschaut und ihr mit dem Aufgebot seines soldatischen Muthes Widerstand geleistet hatte. Dafür wurde er auch im Morgen- und Abendlande von den Gegnern besudelt; sie verschrieen ihn gar als Juden

[1]) Archives Jahrg. 1840 p. 248.

um seine Theilnahme für die Juden zu verdächtigen und zu vereiteln. Aber desto mehr war Merlato moralisch genöthigt, die Unschuldserklärung der Juden als eine persönliche Angelegenheit zu betreiben. Er gab einen wahrheitsgetreuen und ergreifenden Bericht von der bodenlosen Gemeinheit, welche gegen die Opfer von Damaskus aufgeboten worden war, um sie für schuldig zu erklären. Dieser Bericht, als Rechtfertigung seines Benehmens zum Schutze Picciotto's, welchen er zunächst seinem Vorgesetzten, dem Generalconsul von Egypten übermittelt hatte, wurde von diesem als wahr anerkannt dem östreichischen Minister Metternich zugeschickt. Obwohl Feind der Oeffentlichkeit, hatte Metternich doch sämmtliche für die Juden günstige Schreiben durch die Zeitungen verbreiten lassen. Durch diese Darstellung wurde Ratti-Menton, den die clerikalen Intriguen als einen Lichtengel verherrlicht hatten, als boshafter Teufel an den Pranger gestellt. Sie führte einen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbei, ermuthigte die Juden und ließ den Sieg der gerechten Sache voraussehen. Entsprang Metternich's Theilnahme aus eigenem Antriebe, aus Unwillen über die begangene Grausamkeit, oder aus politischer Feindseligkeit gegen Frankreich, um dessen Macht im Morgenlande zu brechen, oder endlich aus Gefälligkeit gegen das Haus Rothschild, dessen sämmtliche Glieder sich in dieser Sache außerordentlich eifrig für ihre Glaubensgenossen angenommen hatten? Metternich ermuthigte die östreichischen Agenten in Egypten und Syrien, standhaft für die Juden einzutreten.

In Constantinopel im Divan des Sultans erlangten die den Juden freundlichen Vertreter der europäischen Regierungen die Revision des Blutprozesses auf der Insel Rhodus. Es war jüdischen Deputirten endlich gelungen, von Rhodus nach Constantinopel zu gelangen. Auch Nathanael von Rothschild hatte sich dahin begeben, und in Folge dessen erließ Abdul-Meg'id einen Ferman (von 27. Juli), daß die griechische Bevölkerung drei Primaten als Ankläger und die Juden ebenso viel ihrer Vorsteher als Vertheidiger nach der Hauptstadt senden sollten. Ein eigenes Tribunal wurde dafür unter Vorsitz des Rifaat-Bey zur Untersuchung eingesetzt, und der Erfolg war, daß Jussuf-Pascha seines Postens als Statthalter von Rhodus entsetzt und die des Kindermordes angeklagten Juden vollständig freigesprochen wurden. Außerdem wurde ihnen bedeutet, den Ersatz des erlittenen Schadens von denen einzuziehen, die sie ungerechter

Weise beschuldigt hatten, nämlich von einigen europäischen Consuln. In drei Monaten war die Sache erledigt (Anf. Mai bis gegen Ende Juli.) Bei Mehmet Ali ging es indeß nicht so leicht. Er hatte zwar schon Anfangs April dem östreichischen Generalconsul Laurin versprochen, der Grausamkeit ein Ende zu machen; aber der französische Generalconsul Cochelet hielt ihn zurück, und allzu leichtgläubig auf Frankreich vertrauend, mochte er sich mit dem Agenten der französischen Regierung nicht anlegen. Aber Laurin war ebenfalls unermüdet nach der Weisung Metternichs, den Pascha von Egypten aus der Schlinge der französischen Intriguanten zu ziehen. Auf seine Anregung richteten die Juden von Alexandrien mit ihrem Leiter (Wakel Israel Madsis) an der Spitze eine beredte und muthige Adresse an Mehemet Ali des Inhalts: „Die jüdische Religion besteht seit mehr als viertausend Jahren. Kann man seit viertausend Jahren in den Annalen ihrer religiösen Einrichtungen ein einziges Wort finden, welches als Vorwand für eine ähnliche Schandthat dienen könnte? Schande, ewige Schande für denjenigen, der dieses glauben könnte. Die Israeliten, haben einen Abscheu vor dem Blute und erweitern bis auf's Aeußerste die Vorschrift ihrer Religion, welche es ihnen zur Pflicht macht, sich dessen zu enthalten . . . . . Aber die alte Feindschaft einer zu mächtigen Partei in Syrien gegen unsere Glaubensgenossen verbreitet diese Lügen, deßhalb sind die achtbarsten Männer Torturen überliefert und Qualen einer neuen Erfindung unterworfen worden. Das sind die Mittel, die man anwendet, um ihnen Geständnisse zu entlocken. Ohne Zweifel könnten diese schrecklichen Torturen einigen unter ihnen falsche Erklärungen entreißen. Wenn es eine große Menge Menschen giebt, die stark genug sind, dem augenblicklichen Tode die Stirn zu bieten, so giebt es doch wenige, die fähig seien, Qualen zu ertragen, und in Damaskus sind die Qualen schrecklicher als alle Diejenigen, die man in der Welt in Gebrauch hat. Schon hat man Juden sich schuldig bekennen sehen, und ihre Unschuld ist später erkannt worden. Mehr als hundert Kinder starben Hungers im Gefängnisse; so erzeigt man Ihrem Volke Gerechtigkeit in Damaskus . . . . Wir verlangen nicht Mitleid für unsere Glaubensgenossen, wir rufen nur die Gerechtigkeit an, aber sie sei nur von Ihrer Hoheit allein ausgeübt!" — Es war schon viel, daß die egyptischen Juden für die Wahrheit nicht die Bastonade erhielten. Mehmet Ali wußte wohl,

wer hinter ihnen stand. Ein besonderes Schreiben Metternichs an den Pascha hat ganz besonders eine günstige Wirkung hervorgebracht [1]. In der Vermittelung der orientalischen Frage durfte dieser es am wenigsten mit Oestreich verderben, das dem Sultan schneller Hilfstruppen senden konnte, als Frankreich ihm selbst.

Mehmet Ali entschloß sich daher einen Gerichtshof aus den Consuln von Oestreich, England, Rußland und Preußen zusammentreten zu lassen, welche den Prozeß nach europäischem Verfahren beurtheilen sollten. Das Tribunal sollte ermächtigt sein, eine Commission nach Damaskus zu senden und an Ort und Stelle ein unparteiisches Zeugenverhör anzustellen. Ein Befehl ging nach Damaskus an Scherif Pascha, die Folterqualen gegen die Eingezogenen und die Verfolgung gegen die Juden überhaupt einzustellen. Um die Wuthausbrüche der Christen in Damaskus, denen der Kamm gewachsen war, zu zügeln, wurden 800 Mann Truppen dahin gesendet. Schon war die Angelegenheit auf dem besten Wege, zu Gunsten der Wahrheit erledigt zu werden. Die vier als Oberrichter ernannten Consuln, welche sich nicht getrauten, einen so verwickelten Prozeß zu durchdringen, wendeten sich nach Wien und erbaten sich vier deutsche Richter, Kenner des Strafgesetzes, die Sache zu untersuchen. Aber ein politisches Zwischenspiel störte den eingeleiteten Gang.

Zwischen dem allzuklugen König Ludwig Philipp und dem listigen Staatsmann Thiers bestand ein geheimer Krieg, indem dieser, ein Jünger Talleyrand's, nur ohne dessen Fernblick, mit dem Ministerportefeuille spielte und daher mit seiner kleinen Gestalt und großen Phrase ihm immer zwischen die Beine fuhr, jener aber ihn sich soviel als möglich vom Halse hielt. Gerade um diese Zeit (Mai) hatte Thiers dem König einen Streich gespielt und ihn gezwungen, ihm den Vorsitz im Ministerium einzuräumen. Die kleine „Fliege", wie man ihn nannte, fing alsogleich an zu summen und zu brummen, that, als wenn er den Rhein französisch machen und die orientalische Frage nach Frankreich's Absichten entscheiden könnte. Es war zwar

[1] Archives Jahrg. 1840 p. 247, aus dem Journal des Debats d. d. 27. April. „une lettre du prince de Metternich au vice-roi (d'Egypte) sur l'affaire malheureuse des Juifs de Damas a produit d'heureux résultats . . . . Honneur au prince de Metternich, honneur éternel au consul autrichien de Damas qui a su d'une manière si loyale défendre des victimes innocentes."

eitel Wind; aber um eine Majorität in der Kammer zu haben, mußte Thiers sich mit der geistlichen Partei, die besonders in der Pairskammer mächtig war, in gutes Einvernehmen setzen. Es durfte also auch nicht eine strenge Untersuchung in Damaskus angestellt werden, damit nicht die Gemeinheit Ratti-Menton's und der Mönche an den Tag käme. Ohnehin war es eine Schmach für Frankreich, daß sein Consul von der Theilnahme am Obergerichte ausgeschlossen worden war. Dazu kam noch, daß Thiers auf gespanntem Fuß mit der Finanzwelt d. h. mit Rothschild stand, und ihr einen Streich spielen wollte, um sie zur Nachgiebigkeit zu bringen. Was lag ihm daran, daß noch mehr Juden gefoltert, verstümmelt oder hingerichtet wurden, oder daß gegen die Millionen Juden des Erdkreises der Verdacht, einer Moloch-Religion anzugehören, bestärkt wurde? Er wollte seine kleinen Zwecke durchsetzen. Der französische Generalconsul Cochelet in Alexandrien erhielt von Thiers die Weisung, Mehmet Ali zurückzuhalten und die Unthaten in Damaskus nicht an's Licht ziehen zu lassen. Der egyptische Pascha, von Thiers Schwindeleien bethört, gehorchte und nahm das, den vier Consuln gegebene Wort zurück. So spann sich das Drama, das bereits dem Ende zuging, wieder weiter. Aber das Ende war Thiers und seinen Schützlingen nicht günstig.

Die Juden aller Schattirungen hatten bereits Selbstgefühl genug erlangt, den Winkelzügen eines Ministers ebenso gut, wie denen eines Consuls zu begegnen. Achille Fould, den nur noch eine dünne Faser mit dem Judenthume verband, betrachtete es ebenso, wie der stockfromme Hirsch Lehren in Amsterdam, als seine Pflicht für die verfolgten Stammgenossen in Syrien muthig zu wirken. In der französischen Deputirtenkammer (2. Juni) interpellirte er Thiers auf eine so derbe Weise, daß dieser zu Verdrehungen und Beschönigungen Zuflucht nehmen mußte: „Der Consul Frankreichs veranlaßte die Folter, und nachdem die französische Nation nicht allein mit dem Beispiel der „Gleichheit vor dem Gesetze," sondern auch mit dem der religiösen Gleichheit vorangegangen ist, war es ein Franzose, der Ausnahmemaßregeln hervorrief, seine Zuflucht zur Tortur nahm, die Henker des Pascha unterstützte. Dieses Betragen empörte die andern europäischen Agenten so sehr, daß der französische Gesandte, aus dem Rathe, der sich bildete, ausgeschlossen wurde; denn er war Kläger, die Andern Vertheidiger". Thiers mußte darauf entgegnen,

aber jedes seiner Worte klang wie eine Lüge. Bald sagte er: Ratti-Menton habe nur seine Pflicht gethan, bald wieder, er habe noch keine Nachricht, bald wieder, er müsse ihn in Schutz nehmen, weil die Consuln der andern Mächte ihm feindselig seien. Zwei christliche Deputirte nahmen sich bei dieser Verhandlung der Juden an. Graf Delaborde, welcher Reisen im Morgenlande gemacht hatte, rühmte gerade die Juden der Türkei, daß sie sich der wohlverdienten Achtung erfreuen, und daß er wie Lamartine bei den Vornehmsten derselben die herzlichste und biederste Gastfreundschaft genossen habe. „Es mußte mich doch schmerzen, das Schicksal einer achtungswerthen Familie, die ich in Damaskus kennen gelernt (Farchi), zu vernehmen, mehr noch aber mußte mich der erhobene Verdacht kränken, daß unser Consul bei den Torturen, unter welchen jetzt so Viele gelitten, mitgewirkt habe." Thiers Großsprecherei, daß er im Besitz von Schriftstücken sei, welche Ratti-Menton's Unschuld erwähnen, stellte ein anderer Deputirter Isambert gegenüber den Inhalt eines Berichtes vom apostolischen Missionär (Pater Tomaso's Nachfolger) „die Bemühung und der Eifer des französischen Consuls bei der Tortur der Juden in Damaskus übersteige alle Begriffe." Die Deputirtenkammer gab zwar dem Minister kein Mißtrauensvotum, der den ritterlichen Charakter der französischen Nation so arg verleugnete, aber das Mienenspiel der Deputirten verurtheilte ihn. Thiers fühlte sich so unbehaglich, daß er einen kleinlichen Ausfall auf die Juden machte: „daß sie durch ganz Europa einen Sturm erregt, sich an sämmtliche Staatskanzler gewendet und dadurch bewiesen haben, daß sie nicht so wenig Einfluß haben, als man vorgiebt." — Freilich mußten sich die Juden zusammennehmen und eigene Thätigkeit entfalten, da die streng kirchlich-katholische Partei in Frankreich, Italien und Belgien sich förmlich verschworen oder von oben einen Wink erhalten hatte, die Thatsächlichkeit der Vorgänge in Damaskus zu verdunkeln und die Juden im Morgenlande und Europa als Menschenfresser erscheinen zu lassen. In ganz Italien durften die Schriftstücke zu Gunsten der Damascener Opfer und gegen Ratti-Menton nicht gedruckt werden: die von Geistlichen geleitete Censur verbot es. Eine französische Zeitung hatte die getauften Juden aufgefordert, auf ihre Seele und ihr Gewissen zu erklären, ob sie unter ihren ehemaligen Glaubensgenossen oder in dem jüdischen Schriftthume die geringste Spur oder Vorschrift einer solchen Frevelthat gefunden

hätten, die man den Unglücklichen von Damaskus aufbürdete. Mehrere zum Protestantismus übergetretene Juden in kirchlicher Stellung hatten die Unschuld der Juden an diesem Laster betheuert, unter anderen der als Kirchengeschichtsschreiber und als Mann von zarter Gewissenhaftigkeit bekannte August Neander. Von den Katholiken that es nur Einer, der Hofprediger Veith in Wien, welcher von der Kanzel mit dem Cruzifix in der Hand einen feierlichen Eid leistete, daß an der Beschuldigung gegen die Juden kein wahres Wort sei. Alle übrigen katholisch getauften Juden, die Aebte Drach[1]), Liber-

[1]) Archives Israélites a. a. O. p. 213. Indépendance de la Moselle 15. April: „Nous demanderons à l'abbé Drach, jadis Rabbin et profond cabaliste, à l'abbé Liberman, talmudiste distingué, à l'abbé Ratisbonne etc. Ueber die Vergangenheit des Drach sind wir durch seinen Schwager, den Convertiten Simon (Hyacinthe) Deutz, der die Herzogin von Berry an die Regierung Louis Philipps 1832 verrathen hat, sehr gut unterrichtet, und es ist nicht ganz hors d'oeuvre, hier etwas davon mitzutheilen. Deutz, Sohn des französischen Grand-Rabbin, schrieb eine Vertheidigung seines Verrathes, confession de S. D. sur lui même et sur la captivité de la duchesse de Berry 1835. Im ersten Kapitel bemerkte er: „Im Jahre 1827 führte mich der lebhafte Wunsch, die Mysterien des Katholicismus und die Organisation des Jesuitenordens kennen zu lernen, vielleicht auch die Hoffnung, Rache an einem Elenden zu nehmen, der meiner Schwester Liebe mit Verrath gelohnt, nach Rom... Dieser Mensch Drach vermählte sich mit meiner Schwester. — Von Ehrsucht geleitet, und dem damals herrschenden Tartüffewesen sich anschmiegend, trat er 1823 zur katholischen Kirche über, zwang seine Kinder zur Taufe; seine Frau, die Tochter des Rabbiner Deutz, entfloh nach London; nach einigen Monaten mit ihrem Gatten ausgesöhnt, hinterging sie dieser Nichtswürdige wieder, verschwand eines Morgens, die hochschwangere Frau hilflos zurücklassend und ihre Juwelen und sonstiges geringe Vermögen mit sich nehmend . . . Bevor Drach Paris verließ, hatte er sich noch des Beistandes von Madame (der Herzogin von Berry) zu versichern gewußt. Sie selbst hatte sich nicht gescheut, dieses schändliche Complot zu begünstigen, und vorzüglich durch ihre Empfehlung wurde er, in Rom angekommen, Ritter des goldenen Sporns, Bibliothekar der Propaganda ꝛc." (c. 5). Dieser Drach schrieb: Rélation de la conversion de M. Hyacinthe Deutz, baptisé à Rom Febr. 1828, worin er die Taufe seines Schwagers durchweg als Mirakel darzustellen suchte. Nichts desto weniger griff Drach ihn nach der Gefangennehmung der Berry in der Quotidienne und la voce della libertà an, theilte sein genaues Signalement mit, um ihn desto sicherer den Dolchen der Legitimisten zu überliefern, ihn, von dem er 4 Jahre früher geschrieben hatte, (p. 31): parmi les nombreuses conversions d'Israélites, celle de Mr. Deutz est une des plus remarquables: . . et elle portera, n'en doutons pas, des fruits salutaires.

mann und Ratisbonne schwiegen. Sie hatten zwar alle drei keine spiegelreine Vergangenheit und schwiegen vielleicht, weil sie die Juden, die Mitwisser ihrer Geheimnisse, haßten. Sie mußten vielleicht auch schweigen. Die klerikalen Judenfeinde hatten ein neues Stichwort in die Oeffentlichkeit geworfen: der Talmud, den die europäischen Juden kennen und studiren, mag allerdings frei von christenfeindlichen Stellen und von Aufforderung zum Blutvergießen sein, welche aus Furcht aus den Exemplaren ausgemerzt worden sein mögen. Aber die morgenländischen Juden unter türkischem Regimente dagegen besäßen noch den Talmud in seiner Urgestalt voll Menschen- und noch mehr voll Christenfeindlichkeit.

So waren die Juden gezwungen, diesem Bunde der Unreinen gegenüber, einen Bund der Reinen entgegenzustellen, die Unschuld der Märtyrer in Damaskus und zugleich die Lauterkeit ihrer Lehre offenbar zu machen, mit einem Worte sich selbst zu helfen. Das französische Centralconsistorium, welches von Ludwig Philipp bündige Zusagen von Beistand erhalten hatte, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Schmerzlich mußte Cremieux zu seinen Stammgenossen sagen: „Frankreich ist gegen uns"[1]. Der Nothschrei der Juden aus Damaskus, Bairut, Alexandrien, Constantinopel in Sendschreiben an die Rothschild, an Mose Montefiore, Cremieux und Hirsch Lehren in Amsterdam hatte es als nothwendigen Schritt bezeichnet, daß hochgestellte europäische Juden auf dem Schauplatz der Begebenheiten auftreten müßten, um durchgreifend wirken zu können. So beschloß zunächst das Centralconsistorium, den Mann von hinreißender Beredtsamkeit aus seiner Mitte mit würdiger Begleitung nach Alexandrien ziehen zu lassen, um Mehmet Ali günstig zu stimmen. Mit dieser ebenso gefahr- wie ehrenvollen Sendung betraut, setzte sich Cremieux mit den jüdischen Spitzen in London in Verbindung.

Hier war nämlich ein Comité aus den edelsten und angesehensten Juden zusammengetreten, dem selbstverständlich Montefiore und Rothschild angehörten, und dieses faßte in einer Versammlung in der Vorhalle einer Synagoge (15. Juni) den wichtigen Beschluß, daß der Erstere mit einer von ihm selbst beliebig erwählten Begleitung im Verein mit Cremieux die Reise nach Egypten an-

[1]) Barnard von Owen, Rede im Londoner Comité: **Mr. Cremieux a declaré: „la France est contre nous."**

treten sollte, „um vermöge seiner gewichtigen Stimme und seines Eifers am Hofe des Pascha die Juden von England zu repräsentiren und die verfolgten Brüder im Morgenlande zu vertheidigen.“ Selbstverständlich wurde auch bei dieser Berathung beschlossen, bedeutende Summen zusammenzuschießen, weil vorauszusehen war, daß solche erforderlich sein würden, nicht etwa um durch Bestechung den schwebenden Proceß in Damaskus gewinnen zu machen, sondern um durch wirksame Mittel den Urheber des Mordes an Pater Tomaso zu entdecken. Tausend Pfund Sterling wurden von dem Comité als Preis für den Entdecker desselben ausgesetzt. Die Bereitwilligkeit der Juden, Geldopfer zu bringen, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder im glänzendsten Lichte. Unbemittelte wie Millionäre spendeten ihr Scherflein für die gerechte Sache. Das Comité veranlaßte auch, daß sich die unverfälschte öffentliche Meinung, wie sie nur in England durch das Parlament möglich ist, für die Juden aussprechen sollte. Robert Peel übernahm mit seiner gewichtigen Stimme diesen Auftrag.

Die Sitzung des englischen Parlaments (Unterhaus vom 22. Juni) giebt einen interessanten Vergleich zu der Sitzung der französischen Deputirtenkammer in derselben Zeit und derselben Sache. Mit Recht leitete Peel seine Anfrage an die Minister mit den Worten ein: „daß es nur der Erwähnung im Unterhause bedürfe, um die Erreichung des großen Zwecks der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erleichtern.“ Lord Palmerston antwortete darauf ganz anders als Thiers: „Er habe bereits dem englischen Generalconsul Hodges die Weisung ertheilt, Mehmet Ali vorzustellen, welche Wirkung die Kunde von solchen Grausamkeiten in Europa hervorbringen müsse, und daß es in seinem eigenen Interesse läge, die Sache so zu untersuchen, daß die Schuldigen, wenn solche vorhanden, zur Strafe gezogen, die unglücklichen Schlachtopfer dagegen entschädigt werden möchten, wenn dies noch möglich sei. Er (Lord Palmerston) habe auch dem Consul Ihrer Majestät in Damaskus Verhaltungsbefehle zugesandt, damit er dem Geschehenen nachforsche und einen genauen Bericht darüber, sowie über den Antheil, den die europäischen Consuln an der Sache genommen, einsende.“ Ein anderes Parlamentsmitglied, Lord Ashley, bemerkte: „Er fühle sich gedrungen, dem Eifer und der Thätigkeit des Ministers in Verfolgung seiner Bemühungen zum Besten der Juden von Damaskus und der Juden im Allgemeinen

öffentlich seine Achtung zu zollen. Er habe kürzlich Briefe aus dem Orient bekommen, welche Gelderpressung als den einzigen Zweck der gegen die Juden verübten schauderhaften Greuelthaten bezeichnen." — Die englische Luft machte auch Diejenigen für die Freiheit empfänglich, welche die Knechtung der Geister und Leiber zum Dogma zu erheben pflegten. O'Connel, der feurige irische Agitator für die Gleichstellung der Katholiken in England, regte bei dieser Gelegenheit im Parlamente den Gedanken an, daß auch den Juden dieses Gut zu Theil werden möge. „Kräftiger wäre die Bemerkung gewesen, wenn ein Mitglied dieses Hauses, das dem Glauben der Angeklagten angehörte, sie hätte aussprechen können. Die Regierung sollte ein Gesetz für die völlige Gleichstellung der Juden einbringen". So sprach England aus dem Munde seiner würdigsten Vertreter.

Tages darauf (23. Juli) trat eine zahlreiche Versammlung der angesehensten Juden in London in der großen Synagoge zusammen, um die Schlußberathung für die Absendung Montefiore's nach Egypten zu halten. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, welch' einen Kreis von edlen Juden England beherbergte, und von welchem Hochgefühle ihr Geist für das Judenthum und dessen Glieder beseelt war. Bis dahin hatten die englischen Juden fast gar nicht in die jüdische Geschichte eingegriffen. Sie hatten sich wegen ihrer Winzigkeit nur empfangend verhalten. Aber so wie sie zum ersten Male thätig auftraten, haben sie ein mächtiges Selbstgefühl gezeigt und ein erweckendes Beispiel für Andere gegeben. Montefiore, de Castro, Rothschild, van Owen, D. Salomons und viele Andere sprachen und handelten als selbstbewußte Juden, welche die größten Opfer zu bringen bereit waren, um ihrem angeschuldigten Bekenntnisse zum Triumphe zu verhelfen. Der greise Rabbiner Herschel, der eine Reihe rabbinischer Ahnen zählte bis auf Chacham Zebi und noch höher hinauf, war bei dieser glänzenden Versammlung anwesend. Auch Cremieux hatte sich aus Paris eingefunden. Die Versammlung sprach zuerst den Männern, Christen wie Juden, ihren Dank aus, welche sich mit Eifer für die Unglücklichen von Damaskus verwendet hatten: James von Rothschild, der den Verarmten und Beraubten in Damaskus bedeutende Unterstützung hatte zukommen lassen, Metternich und seinen Agenten Laurin und Merlato und auch dem englischen Consul Hodges. Barnard van Owen hielt eine feurige, doch sachgemäße und mit vielem Bei-

falle aufgenommene Rede: „Die Verfolgung wüthet zwar jetzt nur in einer Stadt Asiens. Wer aber will behaupten, daß es bei den dortigen Auftritten sein Bewenden haben würde, wenn nicht durch die Wirksamkeit dieser und ähnlicher Versammlungen die gegen uns vorgebrachte Beschuldigung vollständig widerlegt, die Bosheit unserer Feinde bewiesen und die niedrigen Beweggründe ihrer Handlungen aller Welt dargelegt sind, bevor es bewiesen ist, daß diese schrecklichen Beschuldigungen nicht blos unwahr sind, sondern auch nicht wahr sein können, daß diese Dinge nicht nur der Praxis, sondern auch den ersten Grundsätzen unserer Religionsvorschriften schnurstracks entgegen sind?" Viele Juden hatten zwar Bedenken geäußert, eine Widerlegung der Anklage zu unternehmen, da man sich dadurch beschimfe; er selbst habe dieses Bedenken getheilt. Aber seitdem es sich gezeigt hat, daß Frankreich, der Sitz der Aufklärung und Wissenschaft, wenigstens dessen Regierung gegen die Juden Partei genommen hat, halte er es für nothwendig, die schreckliche Beschuldigung mit allen Mitteln zu widerlegen. Salomons sprach eben solche ergreifende Worte: „Ich beschuldige den französischen Minister vor dem civilisirten Europa des Mangels an Menschlichkeit ... Ich bin überzeugt, daß dieser unser Ruf überall widerhallen wird, weil der Charakter dieses Landes mächtig von jedem andern abweicht. Unser Vaterland ist immer bereit, Partei gegen Tyrannei zu nehmen, und so werden wir ohne allen Zweifel die Unterstützung des ganzen britischen Volkes haben. Unsere christlichen Brüder werden sich uns mit Eifer anschließen, um den Zustand des ganzen menschlichen Geschlechts verbessern zu helfen." Montefiore äußerte sich darauf in einfacher Weise: „Es ist dies keine Gelegenheit, Schmeicheleien zu sagen, oder zu empfangen. Wie sehr ich mich auch geehrt fühle, meine einfache und klare Antwort ist: „„Halten Sie mich für fähig, den Auftrag zu übernehmen, so setze ich jede andere Rücksicht beiseite und sage: „ja, ich will gehen." — „Wir gehen, um womöglich das dunkle Gewirre teuflischer Bosheit aufzuhellen, die Verschwörung zu entdecken und die Verschworenen zu beschämen, unsere Brüder in Asien von dem Schandfleck zu reinigen, den Fanatismus, Betrug und Raubsucht auf unsere Nation zu werfen beabsichtigen".

Es bedurfte in dieser Versammlung nicht vieler Worte. Der Entschluß stand bei Allen fest, alle Anstrengung zu machen und alle

Opfer zu bringen, um der bluttriefenden Unschuld Genugthuung zu verschaffen. Die Scene dieser hochgestimmten jüdischen Versammlung in London hatte einige Aehnlichkeit mit der in Alexandrien, genau achtzehn Jahrhunderte vorher, als das Judenthum zur Zeit des Kaisers Caligula ebenfalls von schamlosen, teuflischen Wichten gebrandmarkt wurde. Damals hatten sich ebenfalls die durch Bildung, Hochsinn und Reichthum hervorragenden Juden zusammengethan, Philo an der Spitze, um die lügenhafte Verläumdung zu entlarven[1]). Aber die Alexandrinische Versammlung hatte, von Feindseligkeit umringt, zitternd getagt, die Londoner dagegen fühlte sich ermuthigt, umgeben von Wohlwollen und Sympathie der hauptstädtischen Bevölkerung. Auch in der zweiten englischen Gemeinde Manchester fand eine ähnliche Versammlung der Juden statt.

Durch solche Kundgebungen des Sieges gewiß, schickte sich Montefiore zur wichtigen Reise an, mit Empfehlungsschreiben von den Staatslenkern versehen und begleitet von den Segenswünschen von Millionen Menschen, unter denen die der Königin Victoria nicht fehlten. Sie ertheilte ihm eine Audienz zum Abschiede und stellte ihm ihr Staatsschiff zur Verfügung, welches ihn über den Kanal setzen sollte, — gewiß eine außerordentliche Gunstbezeugung und Theilnahme an dem Geschick der Juden, verstand sich aber damals so sehr von selbst, daß nicht viel davon die Rede war. Montefiore war von einem jüdischen (noch lebenden) Sprachkundigen begleitet, der im Morgenlande Reisen gemacht hatte. Er war auch von einem Rechtskundigen und seiner Frau Judith begleitet, die es sich nicht hat nehmen lassen, die Beschwerden ihres Gatten auf dieser Reise für die Sache ihres Volkes zu theilen. Sie war das Ideal eines jüdischen Weibes, gebildet, hochsinnig, stolz auf ihr Bekenntniß und ihrer Abstammung treu ergeben, eine erfreuliche Lichtseite zu dem Schattenbilde jener drei Berlinerinnen, welche dem Judenthume so viel Schmach angethan hatten. Wenn die einst gefeierte und zuletzt vergessene Henriette Herz, welche diese Vorgänge noch erlebte, in ihrem Alter Verständniß für diese überraschende Wandelung gehabt hat, so muß sie sich ihres Abfalls vom Judenthum tief geschämt haben. Denn sie war geschaffen, eine Judith zu werden, wenn sie sich nicht von Eitelkeiten zum Verrath an sich und ihrem Stamme hätte verleiten

[1]) S. B. III. S. 264.

lassen. — Ehe Montefiore mit seiner Begleitung England verließ, erachteten es die beiden Rabbinen der deutschen und portugiesischen Gemeinde, Salomon Herschel (st. 1842 [1]) und David Meldola, für nöthig, einen feierlichen Eid zu wiederholen, den Manasse Ben-Israel und Mose Mendelssohn abgelegt hatten: daß die Blutanklage gegen die Juden auch nicht den Schatten eines Beweises im talmudischen Schriftthume habe und eben so wenig je durch irgend eine Handlung den Schein einer Thatsache erhalten habe. Gegenüber der gesinnungslosen, klerikalen französischen und feilen deutschen Tagesliteratur war dieser Eid nicht überflüssig. Katholische Wühler in Frankreich und Belgien besudelten die Juden wenigstens aus einem allerdings verwerflichen, aber doch erklärlichen Grunde und mit angelegtem Plane, die freien Gewissen wieder in ihre Netze einzufangen. Deutsche Schriftsteller thaten es aber aus ganz niedrigen Beweggründen, um das Unglück als eine Erwerbsquelle auszubeuten. Ein gewisser Dr. Philibert hatte an das Rothschild'sche Haus in Paris ein Schreiben gerichtet: Gegen eine große Geldsumme wolle er in europäischen Blättern zum Vortheile der Damascener Juden berichten, mit der Drohung bei verweigertem Sündenlohn die öffentliche Meinung im entgegengesetzten Sinne zu bearbeiten [2]). Dieses deutsche Schreibgesindel ist von den Juden mit Verachtung zurückgewiesen worden. Sie konnten der eigenen Kraft und der Macht der Wahrheit vertrauen. In seinen Hoffnungen getäuscht, fiel das Schreibgesindel über die Juden her und vermehrte die Zahl der Lügen und Verläumdungen, welche über diese Damascener Mordgeschichte ohnehin in Umlauf gesetzt war. Darum waren diese Rabbinen gezwungen, ihren Stolz ein wenig zu vergessen und sich dazu herabzulassen, etwas zu beeiden, was klar wie das Sonnenlicht war.

Indessen wenn die Juden in der französischen und deutschen Tagesliteratur mißhandelt wurden, so gab ihnen England eine Genugthuung, welche im Stande war, alle Leiden der Juden während fünfzehn Jahrhunderte, seit der Herrschaft des Christenthums, vergessen zu machen. Angesehene Kaufleute, Inhaber großer Bankhäuser und Parlamentsmitglieder, 210 Männer, richteten an den Lord-Mayor Marschall das Gesuch, eine öffentliche Versamm-

[1]) Sohn Hirschel Levin's von Berlin und Bruder Saul's o. S. 165. S. Orient, Jahrg. 1843. Litbl. col 40.

[2]) S. Löwenstein a. a. O. S. 91 fg.

lung zu berufen, um ihre Gefühle und ihren wahren Antheil in Hinsicht der Verfolgung der Juden in Damaskus aussprechen zu können. Der Lord-Mayor, selbst von diesem Wunsche erfüllt, ging darauf ein, und so kam eine glänzende Versammlung in London (Mansion-House, egyptische Halle, 3. Juli) zusammen, welche an sich ein großer Sieg war. Viele Damen von Stande hatten sich als Zuhörerinnen eingefunden. Der Vorsitzende (Thompson) bemerkte gleich im Eingange: „daß die Juden von Damaskus in ihrer Handlung ebenso achtungswerth sind, wie die unter uns in England wohnenden. Und von Diesen erlaube ich mir zu sagen, daß Keiner unserer Mitbürger eifriger bemüht ist, Humanität zu befördern, Armen und Bedrückten zu helfen, Waisen zu beschützen und Literatur und Wissen- zu begünstigen als sie, und daß sich ihre Wohlthaten nicht blos auf die beschränken, welche ihres Glaubens sind, sondern daß auch Christen, sowie die Bekenner jedes Glaubens sich derselben erfreuen". Ein Parlamentsmitglied (Smith) sagte, indem er sich erhob, um den ersten Schritt vorzuschlagen .... „Ich halte diese Anklagen für ebenso falsch, als die Natur derer, welche sie erfanden, grausam und schlecht ist: ich bin gewiß, daß das ganze Land sich mit Einer Stimme, mit Einem Willen erheben würde, um jene Grausamkeiten, jene Gräuel, welche in Damaskus in solchem Grade begangen werden, zu unterdrücken .... Aber welches ist das Volk, das solchen Leiden unterworfen wird? Ein Volk, das durch Alles, was die Religion Theures und Heiliges hat, mit uns verbunden ist, ein Volk, dessen Glaube sich auf die Geschichte gründet, das seine künftige, politische und religiöse Wiederherstellung mit unbezweifeltem Vertrauen erwartet, ein Volk, das auf der ganzen Welt mit den Fortschritten des Handels und der Civilisation eng verknüpft ist, das mit der ganzen Welt in freundschaftlichem Verkehr steht; .... Früher waren sie es, welche die Erziehung des Menschengeschlechtes leiteten; früher übten sie selbst gegen Andere diese bürgerliche und religiöse Freiheit aus, welche sie gegenwärtig für sich fordern. Es ist ein Volk, das den besten Beweis gegeben hat von dem Werthe, den es auf Freiheit setzt, indem es durch sein Benehmen zeigte, wie sehr es dieses Prinzip ohne Unterschied des Glaubens auf Andere angewendet; es hat das größte Recht auf die höchste Toleranz". Dr. Bowring bemerkte: „Ich habe auch die Ehre, einige der Männer, welche jene Leiden erdulden mußten, persönlich zu kennen,

und in diesem Augenblicke habe ich ein in Damaskus geschriebenes Dokument in Händen, aus welchem die Wichtigkeit der dortigen jüdischen Bevölkerung hervorgeht, da es mehr als zwanzig Kaufleute in Damaskus giebt, welche mit England mit einem Fonds von 16—18 Millionen Piaster in kaufmännischem Verkehr stehen. Außerordentlich groß wird meine Freude sein, wenn ich glauben darf, daß eine kräftige Fürsprache jener Sendung des Wohlwollens und der Toleranz (des Hrn. Montefiore) Beistand leistet; denn ich kann nicht alle die Schwierigkeiten, welche sie in ihrem ehrwürdigen und heiligen Auftrage treffen werden, verhehlen, und wie gefährlich es ist, für die Sache der unterdrückten Juden in Gegenwart ihres Bedrückers in jenem Lande des ärgsten Fanatismus zu reden."

Ein hoher Geistlicher (Lord How-don) fügte hinzu: „In den geheimnißvollen Wegen der Vorsehung finden wir oft, daß das Gute aus dem Bösen entsteht, und darum hoffe ich und mit mir alle Freunde der Menschheit, daß die Parlamente dieses Landes, ihren Willen über die Grausamkeit bekundend, den Juden für die Leiden durch die Gesetzgebung Ersatz bieten werden". Allgemein wurde der Antrag angenommen: „Diese Versammlung drückt ihr hohes Bedauern aus, daß in diesem erleuchteten Zeitalter eine Verfolgung gegen unsere jüdischen Brüder stattfinden konnte, welche durch Unwissenheit entstanden ist und durch Frömmelei entflammt wurde." Gegen Ende der Versammlung trat O'Connel ein. Er hatte geglaubt, er werde sie anspornen müssen. Als er aber die Fluth der Begeisterung für die Juden hochgestiegen sah: fügte er nur hinzu. „Nach den dargelegten Zeugnissen, welche den moralischen Werth der Juden zu erkennen geben, könnte wohl ein Mensch so entartet sein, zu glauben, daß sie des Blutes bedürften zu ihren Gebräuchen? Ist nicht ein Jude ein Muster in jeder Beziehung des Lebens? Ist er nicht ein guter Vater, ein guter Sohn? Sind sie nicht treue Freunde? Sind sie nicht redlich, fleißig? . . . . Alle Engländer rufe ich auf, ihre Stimme für die Opfer jener schändlichen Bedrückung zu erheben. Der Ruf möge gehen von einem Ende der britischen Insel bis zum andern, und wenn der Beifall eines Irländers noch fehlt, so bin ich dafür da!" —

Diese dreistündige Versammlung im Mansion-House bildet eine denkwürdige Episode in der jüdischen Geschichte. Im Namen derselben machte der Lord-Mayor nicht bloß die englische Regierung, sondern

die Gesandten aller europäische Mächte mit den Beschlüssen bekannt und forderte sie auf, die Völker und die Fürsten mögen ihre Theilnahme für die Juden ebenfalls kund geben. So hinreißend wirkte die unverfälschte öffentliche Meinung, daß sich der Kaiser von Rußland, der Kaiser Nikolaus, gleich der amerikanischen Republik moralisch gezwungen sah, seinen Abscheu vor Folterqualen gegen Juden zu erkennen zu geben! Einige Wochen später fand eine ähnliche Versammlung in Manchester statt, und in derselben wurden, obwohl darin Geistliche größtentheils das Wort führten, dieselben Gesinnungen gegen die Juden kundgegeben. Warum hatten solche Ansichten nicht im vierten und fünften Jahrhundert die Oberherrschaft, als das Christenthum sich auf den Thron setzte? Wie viel Weh, Thränen und Blut wäre erspart worden? Doch der jüdische Stamm sollte durch das blutige Märtyrerthum erprobt und gestählt werden.

Montefiore konnte die Reise mit geschwellter Brust antreten. Nicht bloß von der Regierung unterstützt, sondern auch von den Sympathien der besten Männer Englands begleitet, hegte er die besten Hoffnungen. Nicht so leicht wurde es Cremieux. Er wurde von dem französischen Ministerium eher noch gehemmt. Mehrere Unterredungen, die er mit Thiers über die Damaskusgeschichte hatte, führten zu keinem Ergebniß, obwohl auch Odillon Barrot, Thiers Freund, an einer Sinnesänderung des Ministerpräsidenten arbeitete. Thiers wollte sich aber stark zeigen. Vielleicht hatte er selbst nicht so viel Schuld, als ihm alle Gutgesinnten beilegten. Möglich daß Ludwig Philipp mit seiner Schlauheit ihn am Nachgeben hinderte. Er wurde auch in der Pairskammer (10. Juli) von biedern Männern daran erinnert, daß er durch seine Parteinahme für den Wicht Ratti-Menton Frankreichs Ehre blosstelle, blieb aber nichts desto weniger in seiner zweideutigen Haltung. Die öffentliche Meinung zwang ihn zwar, kleinlaut zu gestehen: „Ich achte die Juden, ich achte sie besonders bei dieser Gelegenheit. Ihr Widerstand macht ihnen Ehre; sie haben sich kräftig gegen das ihnen zur Last gelegte Verbrechen verwahrt. Dies bringt ihnen Ehre in den Augen von ganz Europa. Allein wenn auch die Regierung die Gefühle, welche die Juden durch ihr Betragen einflößen, vollkommen theilt, so kann sie dennoch die Handlungen eines ihrer Agenten nicht tadeln, auf welchen sie Vertrauen setzen muß, bis zum evidenten Beweise des Gegentheils." Seine eigenen Parteigenossen verurtheilten ihn und sagten ihm in's Gesicht:

„Eine so trockene parlamentarische Sprache sticht sehr auffallend und unglücklich ab gegen die beredtsamen Zurechtweisungen, von welchen Lord Palmerston und Sir Robert Peel zu Gunsten der verfolgten damascener Juden die englische Tribune wiederhallen lassen". Aber die Thatsachen vereitelten Thier's und des Königs Schlauheit. Während sie glaubten, durch kleinliche Ränke, kindischen Trotz und durch Berückung Mehemet Ali's Frankreichs Ansehen zu befestigen, schlossen die vier übrigen europäischen Mächte, England, Rußland, Oestreich und Preußen einen Vierbund (Quadrupel-Alliance, 15. Juli) gegen Frankreich, worin bestimmt wurde, daß dem Sultan Syrien zurückgegeben werden sollte. Thiers' Sturz war bereits vorbereitet, als er sich noch in die Brust warf.

Einen Tag vor dem Abschluß des Vierbundes reisten Montefiore mit seiner Begleitung und Cremieux mit der seinigen nach Egypten. In Cremieux's Begleitung war Salomon Munk, der die jüdische Wissenschaft würdig und voll vertrat. So fehlte der jüdischen Gesandtschaft nichts von dem, was zum Gelingen einer großen Sache erforderlich ist: Hingebung, reines Gottvertrauen, Beredtsamkeit und tiefe Kenntniß. Auf ihrer Durchreise durch Frankreich wurden diese hochherzigen und muthigen Vertreter der Judenheit überall, wo es jüdische Gemeinden gab, in Avignon, Nîmes Carpentras, Marseille mit Begeisterung empfangen und von Segenswünschen begleitet. In Livorno, wo das Regierungsschiff, das sie trug, landete, beging die portugiesische Gemeinde den Tag mit einer ernsten Feier. Jeder Unterschied in der Judenheit verschwand in der einmüthigen Bewunderung dieser Männer, die sich einem so schwierigen Auftrage unterzogen, und in dem Wunsche, daß sie ihn zum guten Ende ausführen mögen. Ganz Israel war wieder ein Herz und eine Seele. Altfromme Rabbinen ließen Gebete im Gottesdienste einschalten, für Montefiore und Cremieux. Jeder Jude, auch der Geringste, war bereit, einen Theil seiner selbst zu opfern, um ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern.

Sobald sie in Cairo angekommen waren (4. August), beeilten sie sich, ohne sich Rast zu gönnen, an's Werk zu gehen. Montefiore, vom englischen General-Consul Hodges auf's kräftigste unterstützt, — er hatte von Palmerston die Weisung dazu erhalten — bewarb sich sogleich um eine Audienz bei Mehmet Ali (6. August). Freundlich von ihm empfangen, überreichte er ihm eine Bittschrift im Namen

der Judenheit, ihm zu gestatten, nach Damaskus zu gehen und dort Untersuchungen über die Vorfälle anzustellen, deren Ergebniß vom Pascha bestätigt werden sollte. Zu diesem Zwecke sollte ihm und seinen Leuten freies Geleite gegeben und die Befugniß ertheilt werden, die Gefangenen, so oft es wünschenswerth sei, zu sprechen, und Zeugenverhör aufzunehmen. Diese Befugnisse sollten als Ferman in den Straßen von Damaskus öffentlich bekannt gemacht werden. Mehmet Ali gerieth dadurch in große Verlegenheit. Gern hätte er in diese Forderung eingewilligt, weil ihm daran lag, in Europa als Fürst der Gerechtigkeit zu gelten. Aber der französische General-Consul Cochelet — laut Weisung von Thiers — hemmte diese Regung und bot alle Mittel auf, den Schleier ungelüftet zu lassen. Cochelet wollte — gegen den Brauch — nicht einmal Cremieux beim Pascha einführen. Cremieux mußte sich selbst Audienz verschaffen und erhielt wie Montefiore nur ausweichende Antworten. Bald wollte Mehmet Ali durch eine Reise die Sache in die Länge ziehen, bald erwiderte er: er werde es sich überlegen, ob die Untersuchung, auf Wunsch der jüdischen Gesandten, in Damaskus anzustellen sei, oder ob das Zeugenverhör nach Alexandrien in seine Nähe gezogen werden solle. Die orientalische Frage hatte sich gerade damals verknotet. Jeden Augenblick erwartete er die letzte Entscheidung der europäischen Mächte, daß er sich dem Sultan unterwerfen, seine Selbstständigkeit und das eroberte Syrien werde aufgeben müssen. Er wollte es also weder mit den Mächten verderben, welche für die Juden eintraten (besonders England und Oesterreich), noch mit Thiers oder Louis Philipp, welche Ratti-Menton und die Mönche nicht fallen lassen mochten. Montefiore schrieb daher an das jüdische Comité, das in London bis zur Austragung zusammenblieb (unter Vorsitz Hananels de Castro): „Ich bin überzeugt, daß gar keine Schwierigkeit stattfinden würde, wenn sich der französische Ministerrath den übrigen anschlösse, und fühle, daß in Paris durch Lord Palmerston's Einwirkung auf Thiers so viel geschehen kann, als in Alexandrien, da das französische Interesse unsern Wünschen entgegen ist". Durch Mehmet Ali's Schwankung schleppte sich die Sache drei Wochen hin. Die jüdischen Gesandten erhielten keine entscheidende Antwort. Sie waren aber nicht entmuthigt, sondern sannen auf neue Mittel, zum Ziele zu gelangen. Cremieux kam auf das Richtige. Sämmtliche europäische Consuln, oder so viel sich

dazu bereit erklären würden, sollten in einer Bittschrift die Freilassung der Gefangenen in Damaskus fordern. Neun Consuln gingen darauf ein; nur der französische nicht. Mehmet Ali erhielt aber Nachricht von der vorbereiteten Bittschrift, und um nicht den Schein aufkommen zu lassen, daß er dem Drucke der fremden Mächte durch ihre Vertreter nachgegeben habe, entschloß er sich aus freien Stücken, den Befehl nach Damaskus abgehen zu lassen (28. August), daß die Gefangenen sofort auf freien Fuß gesetzt werden sollten.

Bei der Nachricht davon eilten Montefiore und Cremieux voll Freude zu Mehmet Ali, und zwischen dem letzten und Cremieux entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Nun wie fühlen sie sich heute." „Ich fühle mich glücklich." — „Ich bin froh etwas für Sie gethan zu haben. Ich habe bereits befohlen, meine Beschlüsse in Wirksamkeit zu setzen." — „So mögen Ew. Hoheit bedenken, daß sechs Millionen Israeliten sich mit mir vereinen, die, über die ganze Erde zerstreut, ihre Wünsche und Gebete für Sie gen Himmel schicken, und der Himmel pflegt das Flehen der Dankbarkeit zu erhören." — „Gott wolle es." — „Er wird es wollen! Beweist uns nicht die Geschichte, daß Gott immer jene Fürsten beschützte, die den Juden Schutz gewährten? Er wird in dieser ernsten Zeit über Ew. Hoheit wachen. Darf ich die freudige Nachricht den Juden von Alexandrien und unsern armen Brüdern von Damaskus mittheilen?" — „Gewiß, meine Befehle sind bereits gegeben, und auch die Consuln sollen davon in Kenntniß gesetzt werden. Längst durchschaute ich diese Angelegenheit; gleich im Anfange befahl ich die Tortur einzustellen, und seit dem Tage Ihrer Ankunft hat mich diese Sache oft beschäftigt." Die beiden Gesandten und ihre Begleiter waren voll seliger Freude. Schon hallten die drei Synagogen Alexandrien's von Dankgebeten und Segenswünschen wider für Mehmet Ali und alle die, welche Theil an der Befreiung hatten, Metternich und die österreichischen Consuln Laurin und Merlato. Diese waren freudig erregt.

Wie erstaunten aber die beiden Vertreter der Judenheit, als ihnen eine Abschrift von Mehmet Ali's Befehl in türkischer Sprache zuging, und der sprachkundige Munk die Worte vorlas: „Der Herr Moses Montefiore und Cremieux haben mich gebeten, die gefangenen Juden in Damascus zu begnadigen und ihnen Befreiung zu gewähren" (Achlut Afu u-tachliat schïl). Es sollte so viel aussagen, daß die

Damascener Angeklagten allerdings schuldig befunden worden sind, aber der Pascha habe Gnade für Recht ergehen lassen. Cochelet's Hand war dabei im Spiele, damit Ratti-Menton und die mönchischen Henker in Damaskus gedeckt sein sollten. Cremieux eilte sofort zum Pascha, machte ihm begreiflich, daß der Ausdruck „Begnadigung" einen Makel an den Angeklagten und somit auch an der ganzen Judenheit haften lasse, weil sie dadurch als strafbar erklärt werden. Er verlangte, daß dafür gesetzt werde „Freiheit und Ruhe" (Itlak u - terwih). Mehmet Ali ließ diese Aenderung im Ferman anbringen, und somit waren Cochelet's letzte Ränke vereitelt: er war voller Bestürzung. Cremieux sprach dabei die denkwürdigen Worte: „Jetzt erst sind wir vollkommen glücklich. Heute erheben sich in allen Synagogen Alexandrien's Segenswünsche für Ew. Hoheit. In weniger als einem Monat wird man in allen israelitischen Tempeln Europa's die Wohlthaten des Himmels auf Sie herabbeschwören, und in zwei Monaten wird Ihr Name auf dem Erdenrunde gesegnet und gepriesen werden."

Sobald der Befehl [1]) in Damascus eintraf, mußte Scherif-Pascha, der Mehmet Ali's Strenge kannte, die noch im Kerker befindlichen neun jüdischen Gefangenen sofort freilassen (6. Sept.), ohne Ratti-Menton zu befragen. Es waren darunter sieben, welche von den Folterqualen verstümmelt und nur zwei, welche verschont geblieben waren. Vier Schlachtopfer waren gefallen, die Greise David Arari, Joseph Laniado und zwei Zeugen. Sobald die Nachricht davon sich in Damaskus verbreitet hatte, versammelten sich

[1]) Der Ferman Mehmet-Ali's an Sherif-Pascha lautete: „Man hat uns eine Vorstellung der Herren Moses Montefiore und Cremieux eingereicht, welche deren Bitten und Hoffnungen enthält. Sie sind abseiten aller der sich zur Mosaischen Religion bekennenden Europäer zu uns abgesandt worden. Sie bitten uns, diejenigen ihrer Religionsgenossen, welche in Folge der Untersuchung über das Verschwinden des Paters Thomas und seines Dieners Ibrahim im Monate Dsv'lidge 1255, verhaftet sind, durch unsern Befehl auf freien Fuß zu stellen, und die Ruhe derjenigen, welche die Flucht ergriffen haben, zu sichern. Wir haben es für angemessen erachtet, den Wünschen und Hoffnungen der Abgeordneten einer so zahlreichen Bevölkerung zu entsprechen. Demzufolge befehlen wir, daß alle diejenigen Juden, welche eingekerkert worden, in Freiheit zu setzen seien, denjenigen, welche ihren Heerd verlassen haben, soll die größtmögliche Sicherheit gegeben werden, daß sie zurückkehren können. Jeder möge sich wieder an sein Geschäft, seinen Handel oder seine sonst gewöhnlichen Arbeiten begeben."

alle Juden und viele Türken vor dem Kerkergebäude und begleiteten die Dulder bis zur Synagoge, wohin sie sich zuerst begaben, um Gott für ihre wiedererlangte Befreiung zu danken und für Mehmet Ali und ihre jüdischen Beschützer zu beten. Sechs Juden, welche sich der Haft durch die Flucht entzogen hatten, durften in den Schooß ihrer freudig-traurigen Familie zurückkehren. Es zeigte sich dabei, daß angesehene Muselmänner vom ersten Augenblick an Abscheu vor der von Ratti-Menton und den Mönchen vertretenen christlichen Gesittung empfanden. Denn sie nahmen den innigsten Antheil an den Juden. Der Consul Merlato konnte mit Genugthuung auf seine That blicken; denn er war es, welcher die Vorgänge in Damaskus zuerst und eindringlich in's rechte Licht setzte [1]).

Die Freude der Juden in allen Welttheilen bei der Nachricht von diesem Triumphe ihrer gerechten Sache läßt sich denken. Es war eine nationale Freude, welche die Besten in Europa und Asien mit ihnen theilten. Es blieb noch übrig, von Mehmet Ali die amtliche Erklärung abgeben zu lassen, daß die auf Blutschuld lautende Anklage eine Verläumdung war — wofür Beweise genug vorlagen, nachdem es Jedermann in Damaskus frei stand, sich über die traurigen Vorfälle auszusprechen. Auch ließen es sich die jüdischen Gesandten angelegen sein, beim Pascha die Abschaffung der Folter überhaupt durchzusetzen. Allein die politische Verwickelung hinderte die Ausführung dieses menschlichen Vorschlages. Die verbündeten Vier-Mächte forderten gerade damals Mehmet Ali auf, sich ihrem Willen zu unterwerfen, und da er es stolz verweigerte, so landete eine österreichische und englische Schaar an der syrischen Küste. Ihr Anführer General Jochmus schlug (bei Kaleb-Medina am Libanon, 10. October) das bis dahin siegreiche egyptische Heer. Mehmet Ali mußte sich fügen und das eroberte Syrien nebst Creta wieder an die Türkei abtreten. So ereilte ihn die Strafe dafür, daß er aus Gefälligkeit für Frankreich die Blutscenen in Damaskus fast drei Monate seelenruhig mit angesehen hatte. Auch der Klügler Thiers wurde in den Sturz mit hineingezogen; er hatte die Fäden der Politik so verwirrt, daß er sich selbst darin verstrickte. Seine Luftschlösser mit Mehmet Ali und mit der Wiedereroberung des Rheins zerflatterten, und er wurde von seinem noch schlaueren Herrn

[1]) Cremieux's Bericht vom 15. Septbr.

fortgeschickt (Ende Oct.). Scherif-Pascha wurde, noch ehe die Türken Damaskus besetzt hatten, von Mehmet Ali's Schergen in Ketten nach Kairo geschleppt und dort enthauptet — man sagt wegen Verraths. Einer der boshaften französischen Verfolger der Juden in Damascus François Salins wurde von der Menge in Stücke zerrissen. Die fanatischen Katholiken dieser Stadt, welche unter Mehmet Ali sich so viel Ungerechtigkeit erlauben durften, waren gedemüthigt oder fühlten sich gedemüthigt, weil der angesehene Jude Raphael Farchi wieder in sein Ehrenamt als Beisitzer der Stadträthe eingesetzt worden war. Da sie die Juden nicht mehr foltern lassen konnten, so kühlten sie ihren Haß, einen Kreuzzug gegen sie aufzustacheln. Der Vertreter des griechischen Patriarchen, Vicar des heiligen Landes, und der des katholischen Patriarchen, der armenische Bischof (Vantabiet), der syrische Priester Jakob, der Priester Maruni, kurz die Vertreter dreier christlichen Sekten, die einander spinnefeind sind, vereinigten sich, um von neuem eine Verläumdung gegen die von allen dreien gleich gehaßten Juden zu schleudern. „Die Juden von Damaskus hatten sich erlaubt, die Christen grob zu beleidigen, zu beschimpfen, und ihnen alle Arten von Demüthigungen zuzufügen. Mehrere Christen hatten Klagen wegen des schlauen Betragens der Juden erheben, ein abscheuliches Betragen, welches alle Christen demüthigt“ [1]). Indessen hatte die Mehrzahl der europäischen Christenheit die Wahrhaftigkeit der Damascener Geistlichkeit genügend kennen gelernt, um auf diesen erheuchelten Jammer etwas zu geben. Die Spitzen des Katholicismus schämten sich auch hinterher, sich in der Damaskus-Geschichte bloß gestellt zu haben.

Die jüdischen Gesandten glaubten ihre Aufgabe noch nicht genügend gelöst, wenn sie nicht, so viel sie vermochten, einer Wiederholung solcher, die ganze Judenheit brandmarkenden Vorfälle vorzubeugen versuchten. In der Voraussicht, daß Syrien mit Damascus wieder zur Türkei geschlagen werden würde, begab sich Montefiore nach Constantinopel, knüpfte mit der Pforte Unterhandlung an, wo er ebenfalls gut empfohlen war, erhielt mit einigen angesehenen Juden der türkischen Hauptstadt eine Audienz beim Sultan und erlangte einen Ferman (6. Nov.) von demselben, welcher die türki-

[1]) Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 190. Vergl. Farchi's Schreiben an Montefiore, Israelit. Annalen Jahrg. 1841 No. 23, 24.

schen Juden in der Zukunft gegen Blutanklagen sicher stellte. Der Ferman erklärte: Ein altes Vorurtheil bestand gegen die Juden, daß sie Menschenopfer brauchten, um Blut für ihre Osterfeier anzuwenden. Durch diese Verläumdung sind die Juden von Damascus und Rhodus Qualen ausgesetzt worden. Die Falschheit der Anklage gegen die von Rhodus ist vollständig erwiesen worden. Die Religionsbücher der Juden sind außerdem von kundigen Männern untersucht worden, und das Ergebniß der Prüfung hat gezeigt, daß den Juden sogar der Genuß von Thierblut verboten ist, geschweige denn Menschenblut. „Wir können daher nicht zugeben, daß die jüdische Nation ferner gequält und belästigt werde, wir wollen vielmehr, daß sie laut des Hatti-Scherif von Gül-Hanny dieselben Gerechtsame wie die andern Nationen genieße. Sie soll daher in unserm Reiche geschützt und vertheidigt werden. Wir haben daher die gemessensten Befehle gegeben, daß die Juden in unserm Reiche von Niemandem in der Ausübung ihrer Religion und überhaupt in ihrer Weise gestört werden sollen" [1]).

Cremieux wählte sich ein anderes Feld der Thätigkeit als Montefiore. Das Damascener Märtyrerthum hatte die unerwartete Wirkung, daß die lose Verbindung zwischen den Juden in Europa und des Morgenlandes fester wurde. Die Letzteren sahen mit Bewunderung, wie viel ihre europäischen Brüder durch Bildung, Einfluß und Muth durchzusetzen vermochten und von den Fürsten und Großen mit Auszeichnung behandelt wurden, während sie selbst bei jedem Streiche widerstandslos den Rücken beugen mußten. Diese ehrfurchtsvolle Bewunderung der asiatischen Juden gegen die europäischen benutzte Cremieux zu einem Versuche, die egyptischen Juden, wenigstens die der zwei Hauptstädte Alexandrien und Kairo, aus ihrer Unwissenheit zu reißen und für Gesittung empfänglich zu machen. Ihre Unwissenheit, selbst im jüdischen Schriftthum eine Folge des maßlosen Druckes von Seiten des Pascha und der Unterbeamten so wie der unsäglichen Verarmung, war zugleich die Ursache ihrer tiefen Verachtung bei Mohammedanern und Christen. Von dieser Schmach gedachte sie Cremieux zu befreien, und er wurde darin aufs Kräftigste von Salomon Munk unterstützt, der wie vorherbestimmt dazu schien, die Mittlerrolle zwischen den euro-

[1]) Archives Jahrg. 1840 p. 661.

päischen und den egyptischen Juden, zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, zu übernehmen. Munk richtete ein beredtes hebräisches und arabisches Sendschreiben (v. 23. Elul [1]) an die Juden Egyptens, worin er Beispiele des ehemaligen Glanzes der Juden in diesem Lande zur Zeit des zweiten Tempels, zur Zeit Philo's und Maimuni's, als sie an der Spitze der jüdischen Geistesbestrebung standen, dem Schatten des gegenwärtigen Elends der Juden, die Folge ihres geistigen Verfalles, gegenüberstellte. Er ermunterte sie, sich aus dem todesähnlichen Schlafe aufzuraffen und Schulen anzulegen, worin ihre Kinder zur Kenntniß des Judenthums und des jüdischen Schriftthums, aber zugleich zur Erlangung allgemeiner Schulbildung und gemeinnütziger Kenntnisse angehalten werden sollten. Munk that für die egyptischen Juden, was Wessely für die europäischen gethan hatte. Aber er wurde dafür nicht mehr wie dieser verketzert. Im Gegentheil, der Rabbiner von Alexandrien war der erste, der die Hand dazu bot, der Arme, der durch die Verarmung der Gemeinde keinen Gehalt beziehen konnte. — Ein angesehener Jude Valensino stellte sich an die Spitze eines Vereins, welcher die Gründung von Schulen und die Beaufsichtigung des Unterrichts übernahm. Dann begab sich Cremieux mit Munk nach Kairo. Hier bestand eine große Gemeinde von etwa 300 Familien, davon waren aber nur etwa zwölf sehr reich und fast 200 lebten von Almosen. Auch hier war der Rabbiner Mose Joseph Algasi, ein Greis von sechsundsiebzig Jahren, und ein angesehener Mann Abda mit ganzer Seele für die Gründung von Schulen. Durch die Bemühung dieser und anderer Männer konnte in kurzer Zeit in Kairo eine Knaben- und eine Mädchenschule eröffnet werden (4. Oct.). Sie führten den Namen Cremieux-Schulen. Der Anreger versprach aus Europa jährlich 6000 Fr. Zuschuß zu verschaffen, weil die Gemeinde nicht im Stande war, sie aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Munk brachte bei dieser Gelegenheit eine wichtige Versöhnung zu Stande. Er setzte es gegen den Eifer einiger Stockfrommen durch, daß auch die Kinder der Karäer zu den Schulen zugelassen wurden, von denen es in Kairo nur noch Hundert Seelen gab. Der Rabbiner Algasi unterstützte auch diese Neuerung [2]), welche ein Schritt schien, die

[1]) Munk's Aufruf in Zion I p. 76 fg. in hebräischer Sprache und in arabischer Sprache, Orient. Jahrg. 1841 Litbl. col. 193, die deutsche Uebers. das. No. 6.

[2]) Vergl. darüber Jost's Annalen Jahrg. 1840 No. 52; 1841 S. 84, 124.

Brüderlichkeit zwischen Rabbaniten und Karäern wieder herzustellen. Dadurch angeregt, erließ der Großrabbiner von Constantinopel (Chacham Baschi), Mose Fresco, ein Rundschreiben (28. Oct.) an die türkischen Gemeinden, daß es Pflicht der Juden sei, die Landes-Sprache, (das Türkische) zu erlernen, um dem Wunsche des Sultans entgegenzukommen, der sie durch seinen Hatti-Scherif-Ferman aus der Niedrigkeit gehoben. Die Mischsprache, in der dieses Rundschreiben des Chacham Baschi abgefaßt ist (Altspanisch, mit hebräischen und türkischen Wörtern) machte die Nothwendigkeit für die Juden, sich einer reinen Sprache zu bedienen, recht augenfällig [1]).

Indessen waren diese Anfänge lediglich ausgestreuter Saamen in Wüstensand, dessen Wurzelung und Wachsthum zweifelhaft waren. Sie wurden erst zwei Jahrzehnde später unter dem Namen „allgemeine israelitische Verbindung" (alliance Israélite universelle) in großem Maßstabe wieder aufgenommen. Wesentliche und dauernde Früchte brachte die Sendung nach Egypten der jüdischen Wissenschaft, und zwar durch Salomon Munk (geb. Glogau 1802, st. Paris 1867). Man weiß nicht, ob man an diesem Mann mehr den fleckenlosen Charakter oder die opfermüthige Hingebung an die Wissenschaft bewundern soll. Er vermehrte die Zahl der großen Charaktere, welche die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unter den Juden gezeitigt hat, die Krochmal, Rapoport, Luzzatto, Erter, Mannheimer, Riesser, Veit, Sachs und mehrerer, die noch am Leben sind, um ein leuchtendes Beispiel mehr [2]). Eigen war ihm eine Bescheidenheit, die gewissermaßen mit der Zunahme seiner wissenschaftlichen Bedeutung in zunehmendem Verhältniß stieg. In seiner Duldergröße im Unglück und seiner Heiterkeit im Leiden, das er sich im Dienste der Wissenschaft zugezogen, bewunderten ihn Deutschland und Frankreich, sein Geburtsland und sein angenommenes Vaterland; sie haben den Dulder eben so sehr geliebt wie verehrt. Munk besaß alle Tugenden der Juden ohne ihre Fehler. Die Armuth, die an Munk's Wiege saß, begleitete ihn nach Berlin, Bonn und Paris, wo er seine Studien machte; aber sie war nicht im Stande seinen Muth zu brechen und seinen Wissenstrieb zu

[1]) S. das Original Ztg. des Judenthums Jahrg. 1841, S. 16.

[2]) Munk's Biographie ist nur umrißlich bekannt. Fast sämmtliche europäische Blätter brachten nach seinem Tode kurze nekrologische Notizen. Eine befriedigende Biographie harrt noch der Meisterhand.

hemmen. Wie die protestantischen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts, um die hebräische Sprache und die Einzelnheit der heiligen Schrift tiefer zu verstehen, sich auf die arabische Literatur verlegten, so suchte Munk sich mit derselben vertraut zu machen, um mit dieser Wünschelruthe die Schätze des jüdischen Schriftthums reicher heben zu können. Gründlich wie er war und sich nicht am Halbwissen begnügend, vertiefte er sich in diese beiden Literaturkreise, den hebräischen und arabischen, und umspannte noch dazu viele andere Wissens- und Sprachgebiete, welche ihm dazu förderlich schienen. So wurde er in umfangreichen arabischen Schriftthum einer der ersten Meister seiner Zeit, und die gründlichsten Fachgenossen erkannten ihn als Ebenbürtigen an oder reichten ihm die Palme. In seiner Eigenschaft als Dolmetscher in Begleitung Cremieux' sprach und schrieb er das Arabische wie ein in arabischen Zelten Geborener, ja, noch feiner, weil er auch in der schönen Literatur heimisch war. Um diese meisterhafte Gewandtheit und Eingelesenheit auf diesem äußerst schwierigen Gebiet zu erlangen, dazu gehörte eine opfermuthige Hingebung, welche die Gesundheit nicht schont. Gedruckte arabische Schriften gab es zur Zeit, als sich Munk darin zu vertiefen anfing, äußerst wenige: er war daher darauf angewiesen, sich nach handschriftlichen Urkunden umzusehen und eine Schrift zu lesen, welche zugleich Geist und Auge angreift. Mit der Zeit erlangte er wie Wenige eine Fertigkeit, die verschnörkelten arabischen Schriftzüge zu enträthseln, welche an's Wunderbare streifte. Er errieth Wort und Sinn mit einem sichern Ahnungsvermögen, das noch zunahm, seitdem er durch das aufmerksame Betrachten der Handschriften sein Gesicht einbüßte. Sein geistiges Auge ersetzte ihm das körperliche vollständig. Die Finsterniß, in der er fast zwei Jahrzehnte vor seinem Tode zubrachte, hinderte ihn nicht hell und scharf zu sehen.

Die Glanzepoche der jüdischen Geschichte im Mittelalter entwickelte sich während der Herrschaft der Araber im Morgen- und Abendlande: ihre Morgenröthe begann mit Saadia, und ihre Sonnenhöhe erreichte sie mit Maimuni. Die Dunkelheit dieses Zeitabschnittes hat Munk gebannt und mit dem vollen Lichte seiner gründlichen Quellenstudien erleuchtet. Die innersten Gedanken Maimuni's, des Geistesweckers, dem der jüdische Stamm zunächst die Wiedergeburt in der Neuzeit verdankt, sind erst durch Munk's Forschungen vollständig erschlossen worden. Er hat das Urbild derselben, welches

durch häufige Abzüge bereits verblaßt war, wieder hergestellt. Den Stolz der Christenheit, welche sich rühmte, auch im Nebel des Mittelalters Lichtkeime des Gedankens ausgestreut zu haben, demüthigte er durch den unwiderleglichen Nachweis, daß ohne die arabische und jüdische Philosophie der mittelalterliche Dunst undurchdringlich für das Licht gewesen wäre, und daß sich die sogenannte christliche Philosophenschule im Mittelalter von den Brosamen jüdischer Denker genährt habe. Diese geschichtliche Thatsache hat Munk so unzweifelhaft festgestellt, daß man kaum mehr von einer christlichen Philosophie sprechen kann. Eine andere geschichtliche Thatsache, die Entstehung der karäischen Sekte und ihre Entwicklung, welche, obwohl sie mächtig zur Gedankenanregung im jüdischen Mittelalter beigetragen hat, kaum in Umrissen bekannt war, hat Munk ebenfalls an's Licht gezogen. Kurz die jüdische Wissenschaft hat ihm außerordentlich viel zu verdanken. Er hat ihr nicht bloß neuen Stoff in großer Fülle zugeführt, sondern ihr auch Gründlichkeit der Forschungswege gezeigt. Wie Luzzatto neue hebräische Quellen, so hat Munk neue arabische Fundgruben für die jüdische Wissenschaft entdeckt, sie gemeinverständlich und zugänglich gemacht und dadurch die Erkenntniß des Judenthums, das er mit seinem ganzen Herzen liebte, vielfach gehoben. Munks Aufenthalt in Alexandrien und Kairo hat seine literarischen und geschichtlichen Forschungen außerordentlich gefördert. Er hat aus diesem seit so langer Zeit geistig so unfruchtbaren Boden Schätze für die jüdische Wissenschaft ausgegraben. Munk erkannte tief, daß das Selbstbewußtsein der Juden erst durch die Selbsterkenntniß auf wissenschaftlichem Wege befestigt werden kann.

Zwölftes Kapitel.

Die letzten Jahre vor den Februar- und Märzstürmen.

Montefiore's und Cremieux' Rückreise und Triumphzug. Die Königin Victoria. Allgemeine Begeisterung der Juden. Neuer Zwiespalt durch den Hamburger Reform-Tempel. Michael Creizenach. Die Reformfreunde in Frankfurt a. M. Die erste Rabbiner-Versammlung in Braunschweig. Holdheim, sein Lebensgang und seine Theorie. Entstehung des Deutsch-Katholicismus, der Lichtfreunde und der Berliner Reformgenossenschaft. Michael Sachs. Fortschritt der jüdischen Wissenschaft. Neue Anschauung von der heiligen Schrift und der altisraelitischen Geschichte. Die allgemeine Forderung der Emancipation der Juden in Folge der Februar- und März-Revolution.

(1840—1848).

Die Rückreise der jüdischen Gesandten aus dem Morgenlande, welche nicht bloß einige Menschen vom Tode, sondern das Judenthum von Schmach gerettet hatten, war ein förmlicher Triumpfzug. Von Corfu bis Paris und London und bis tief in Polen hinein waren die jüdischen Gemeinden einmüthig im Dankgefühl gegen die Retter und rangen nach sichtbaren Zeichen, um ihre Dankbarkeit und zugleich das jüdisch-patriotische Hochgefühl auszudrücken. Sie erschöpften sich in Ansprachen, Adressen, Zuschriften in allen europäischen Sprachen und selbstverständlich auch im hebräischen Tone, in Prosa und Versen, in Aufmerksamkeiten und Geschenken, um das wichtige Ereigniß, das sich an Damaskus und die beiden Hauptvertreter der Judenheit und des Judenthums knüpfte, würdig zu feiern und der Erinnerung der Nachwelt zu überliefern. Cremieux, welcher zuerst die Rückreise antrat, empfing enthusiastische Huldigungen in Corfu, Triest, Venedig, Wien, Fürth, Nürnberg, Frankfurt, Mainz (Nov. Dec. 1840). Die großen Gemeinden, welche er nicht berühren konnte, sandten Deputationen und Adressen an ihn (Preßburg, Nikolsburg, Brody). Naivrührend war es, daß altfromme Rabbiner, in Verlegenheit, ihm ein Zeichen auch ihrer Dankbarkeit zu geben, ihm den Rabbiner-

Titel (Morenu), die höchste Ehre, die sie zu vergeben hatten, ertheilten[1]). Nur die Judenschaft von Paris verhielt sich kühl und bereitete ihrem Sendboten keinen gebührenden Empfang, als hätte sie gescheut, die Empfindlichkeit des Königs Ludwig Philipp, dessen zweideutiges Benehmen augenfällig war, zu verletzen. — Montefiore, der längere Zeit in Constantinopel geweilt hatte, um einen günstigen Ferman zu erlangen, und die Rückreise später und meistens zu Wasser antrat, kam nicht mit so viel Gemeinden in Berührung als Cremieux und konnte nicht so viel Huldigungen entgegennehmen. Dafür wurde er mit überströmenden Zuschriften von allen Seiten überschüttet. Sein Auge stets ohne Hintergedanken auf das Wohl und die Ehre seiner Stammgenossen gerichtet, wußte er in seiner Einfachheit ihre Feinde zu beschämen. Dem Kardinal Rivarola, dem Beschützer aller Kapuziner in Rom, zwang er das Versprechen ab, den Grabstein, aus der Kapuzinerkirche in Damaskus entfernen zu lassen, welcher die Mordthat der Juden an dem Pater Tomaso verewigen sollte, um diesen als einen Märthyrer darzustellen[2]). So zwang er auch den König Ludwig Philipp, eine gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Von dem englischen Gesandten Granville zur Audienz eingeführt (21. Febr. 1841), überreichte er dem König eine Abschrift des vom Sultan erhaltenen Ferman, der die Unschuld der Juden in Damaskus aussprach und den französischen Consul stillschweigend verurtheilte[3]). Ludwig Philipp mußte Anstandshalber diese Demüthigung einstecken und Montefiore zum Erfolge seiner Reise und Sendung Glück wünschen. Aufrichtiger dankte ihm die Königin Victoria, durch Lord Palmerston, den damaligen Minister-Präsidenten, bei der Heimkehr vorgestellt, für die Hilfe, die er seinen Stammgenossen gebracht hatte.

Dreierlei beschäftigte damals fast die Gesammtjudenheit von Europa: den beiden Rettern ein dauerndes und augenfälliges Zeichen der Dankbarkeit zu reichen, die Erinnerung an die durch dieselben herbeigeführte Rettung zu verewigen und endlich ein Mittel zu finden,

[1]) S. besonders darüber Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 39. Ztg. des Judenthums 1840 S. 736. Orient 1841 S. 10 Litbl. col. 411. Zion I. p. 102. Hebr. Gedichte von Aaron Fuld, Mose Mendelssohn in Hamburg und vielen Andern, welche das Ereigniß und die beiden Männer besangen.

[2]) Ztg. des Judenthums No. 16.

[3]) Jost, Annalen 1841 S. 130, Ztg. des Judenthums No. 11.

um einen Zusammenhalt und ein Zusammenwirken gegen Wiederholungen ähnlicher lügenhaften Anschuldigungen gegen Juden und Judenthum zu ermöglichen. Die Stimmführer der deutschen Juden fühlten sich besonders gedrängt, ihre Theilnahme an den Vorgängen und ihre Bewunderung für die beiden jüdischen Vertreter öffentlich kund zu geben. Gerade sie, welche bis dahin an der Spitze der Bewegung standen, hatten in der Damascenischen Blutgeschichte so wenig gethan. Nur die Hamburger und Altonaer Gemeinde hatte dem Londoner Comité Geldbeiträge zugestellt. Ein hervorragender jüdischer Gelehrter hatte die Scheinbeweise für den Blutgebrauch der Juden aus dem Talmud nach allen Seiten hin gründlich widerlegt. Die jüdischen Tagesblätter hatten gegen die judenfeindlichen Ausfälle und Lügen muthig angekämpft. Das war Alles, was in Deutschland zur Ehrenrettung geschehen war. Riesser hätte sich ganz gut Montefiore und Cremieux anschließen können, als Vertreter der deutschen Judenheit nach Egypten zu gehen und dort ein beredtes Wort zu sprechen. Es war nicht einmal ein Vorschlag dazu gemacht worden. Ein Rabbiner hatte sogar aus Privathaß gegen den Talmud den Judenfeinden zugestanden, daß der Talmud menschenfeindliche Aeußerungen enthalte [1]). Um so mehr fühlten einige gesinnungsvolle Juden in Deutschland die Nothwendigkeit einer Kundgebung ihrerseits. Riesser wollte zusammen mit einigen Freunden Vereine stiften, durch welche die Juden der vier Hauptländer Europa's den beiden Vertretern eine öffentliche Anerkennung bereiten sollen [2]). Allein diese Kundgebung unterblieb. Ueberhaupt wurde das dreifache Bedürfniß der Gemüther sehr unvollkommen befriedigt, weil nicht die rechten Wege eingeschlagen wurden. Montefiore's Verdienste wurden allerdings mit berauschender Begeisterung bei seiner Rückkehr in der Londoner Synagoge gefeiert; ein eigener Dankgottesdienst für den göttlichen Schutz und Beistand wurde gehalten (8. März 1841 2. Purimtag [3]).

[1]) S. Ztg. des Judenthums 1840. S. 339.

[2]) Das. S. 611.

[3]) Die hebräischen Gesänge mit Uebersetzung wurden gedruckt: Ordre of the service to be observed in the synagogue of spanish and portugese Jews the 15 Adar 5601, 8 March 1841, beeing the day appointend for a general thanksgiving to Almeighty for his divine protection to his people Israel, so signally manifested in the success which attended sir Moses Montefiore . . in his Mission to the East.

Ein silbernes Kunstwerk wurde ihm zum Andenken überreicht. Eine noch größere Auszeichnung wurde ihm von der Königin Victoria zu Theil. Sie belohnte ihn mit einem Ehrenwappenzeichen (24. Juni), das nicht nur ihm, sondern auch seinem Stamme eine hohe Bedeutung verlieh. Er durfte zu seinem Ritterwappen hinzufügen Wappenschildertäger (Supporters), welche nur die Pairs von England und Personen vom höchsten Range führen durften: eine Flaggenstange mit einem Löwen und Hirsch und daran eine Fahne mit der hebräischen Inschrift „Jerusalem". Noch bedeutungsvoller als dieses Kinderspiel für Große waren die Worte der Königin, welche die huldvolle Auszeichnung begleiteten: „Nachdem uns vorgetragen worden, daß unser getreuer und lieber Sir Moses Montefiore ... in Folge der Nachrichten, die er aus dem Morgenlande erhielt, daß eine Anzahl Juden zu Damaskus und Rhodus eingekerkert und gemartert, und viele Kinder eingekerkert und fast aller Nahrung beraubt, mehrere Personen aber so gefoltert wurden, daß sie starben, Alles wegen der Beschuldigung, daß die Juden den Priester Tomaso getödtet hätten, gemäß seinem freiwilligen Anerbieten ... in Begleitung Lady Montefiore's nach Alexandrien gereist war, in der Absicht, die Unwahrheit der Beschuldigung zu erweisen und die Sache seiner unglücklichen und verfolgten Brüder zu vertreten, daß er so glücklich war, vom Pascha Mehmet Ali die ehrenhafte Freilassung der angeklagten Personen, welche eingekerkert waren, und die Erlaubniß für die Entflohenen zur Heimkehr zu erlangen, daß er darauf in Constantinopel von Sr. kaiserlichen Majestät, dem Sultan Abdul Medschid, einen Ferman erhielt, welcher die Juden für unschuldig erklärt und allen zur jüdischen Religion sich bekennenden Personen unter türkischer Herrschaft gleiche Rechte mit allen andern Unterthanen sichert — so haben wir Vorbesagtes in unsere königliche Betrachtung genommen und wünschen Montefiore ein besonderes Zeichen unserer königlichen Huld zu geben, als Andenken an diese seine anhaltende Bemühung zu Gunsten seiner gekränkten und verfolgten Brüder im Morgenlande und der Nation im Allgemeinen" [1]). Es war ein Stück Geschichte der Juden der neuen Zeit, aus dem Munde einer Königin erzählt.

Gegen diese Auszeichnung stach zwar als sehr kleinlich der

[1]) Orient Jahrg. 1841 No. 32.

Vorschlag einiger französischen Gemeinden des Oberrheins ab, dahin gehend, zum Dank für Cremieux eine Denkmünze prägen zu lassen. Denn auch sie theilten den allgemeinen Wunsch: „Es ist für die künftigen Geschlechter wichtig, das Andenken der israelitischen Geschichtsereignisse von 1840 zu verewigen“ [1]). Cremieux wies das Anerbieten ab. Wie aber diese freudigen und nationalen Erinnerungen verewigt werden sollten, darüber herrschte überall Rathlosigkeit. Cremieux forderte die französischen und auswärtigen Juden auf, durch Beiträge die von ihm in Alexandrien und Kairo gegründeten Schulen zu unterstützen. Es gingen ihm indeß nur wenig Spenden zu, und die Unterhaltung von Cremieux-Schulen in Egypten stand mit der Hauptsache nur in zufälliger Verbindung und war nicht geeignet, das Hochgefühl der Juden dauernd zu erhalten. Das Londoner Comité forderte die Gesammtjudenheit Europa's auf, Beiträge zusammenzuschießen, um einen Stock zu günden, damit den Wehrlosen gegen den Mächtigen Schutz zu verleihen und zugleich zusammenhalten zu können in dem Widerstande gegen Verfolgungen, von welcher Seite sie auch ausgehen mögen. Auch zu diesem Zwecke ist in England und von anderen großen und kleinen Gemeinden gespendet worden [2]). Aber dieser Vorschlag entsprach ebensowenig dem Hauptbedürfniß, wie viele andere, die damals gemacht wurden, unter Anderen für Montefiore ein Standbild zu errichten. Ein einziger zweckentsprechender Vorschlag wurde damals angeregt, aber nicht beachtet. „Nicht durch prunkende Geschenke, noch durch laute Feste können wir unsere Dankbarkeit an den Tag legen; in dem sich kundgebenden Geiste, diese große That der Geschichte, als eine echt religiöse, unseren jährlichen Festen anzuschließen, würden wir das schönste Denkmal jenen Männern errichten. Unserem Chanuka- und Purim-Feste müßte es gleich stehen; denn an denselben, könnte man sagen, wurde Israel körperlich befreit, hier aber geistig“ [3]). Und in der That, das Judenthum kannte von jeher kein wirksameres Mittel, seine Befreiungs- und Siegestage zu feiern und in den zukünftigen Geschlechtern Nacheifer zu wecken, als Gedenktage einzusetzen, die zerstörende Zeit zur Hüterin der Geschichtsbegebenheiten zu machen. Hätte der gewandteste Meister der hebräischen Sprache, Isaak

[1]) Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 181.
[2]) Zeit. des Judenthums, Jahrg. 1841, S. 34 und Beilage zu No. 24.
[3]) Orient 1841 S. 10.

Erter, seine begonnene Erzählung von der Verfolgung in Damaskus [1]) und der Befreiung in schlichten Bibelstyl vollendet, und hätten die Stimmführer der Judenheit sich unter einander vereinbart, den wichtigsten Tag in diesem Damaskus-Ereigniß alljährlich zu feiern und diese „Rolle“ (Megillah) öffentlich vorzulesen, so wäre die dauernde Erinnerung an dasselbe gesichert und es wäre zugleich ein Mittel gewesen, das Band der Zusammengehörigkeit von neuem zu befestigen. Freudigen Herzens hätten die Juden Asien's und Afrika's, die Juden auf dem ganzen Erdrunde eine solche Feier mit nationaler Färbung angenommen. — Munk, dessen Stimme damals von Gewicht war, ermahnte: „Möchte der grausige Vorfall von Damaskus wenigstens dazu dienen, uns unsere Vereinsamung zum Bewußtsein zu bringen, die zwar betrübend, aber unglücklicherweise eine Thatsache ist. Möchte er uns zeigen, daß wir in gefahrvollen Lagen unserer eigenen Kraft überlassen sind, und möchte das Band, das uns ehemals einigte, sich von neuem befestigen“ [2]).

Statt der Einheit brach aber in der deutschen Judenheit ein Zwiespalt aus, der, obwohl er Anfangs aus einer so geringfügigen Mißhelligkeit entsprang, daß er leicht hätte beigelegt werden können, doch im Verlaufe eine weite Ausdehnung nahm. Der Gegensatz lag unbewußt in den Gemüthern und kam zufällig bei dieser Veranlassung zum Ausbruche; er wäre eben so gut bei einer andern zum Vorschein gekommen, so lange er nicht ausgetragen oder in sich selbst zerrieben war. Der Hamburger Tempel, welcher zuerst zwei Jahrzehnde vorher die Parteiung der Altfrommen und der Reformer sichtbar gemacht hatte, rief auch diesmal den Zwiespalt hervor, der aber von jetzt an einen viel verschärfteren Charakter annahm. Die Tempelgemeinde hatte sich seit ihren Anfängen bedeutend vermehrt. Das jüngere Geschlecht aus der alten Gemeinde war theilweise zu ihr übergetreten, weil sie in der alten Synagoge keine Befriedigung für ihr Andachtsbedürfniß gefunden und an der fortdauernden Unordnung in derselben Anstoß genommen hat. Man sagte, daß die Unthätigkeit des Chacham Bernays', von dem sich die Alten so viel versprochen hatten, an dem Wechsel der Stimmung und an

[1]) S. oben S. 493. Anmerkung.

[2]) Archives Israélites Jahrg. 1841 p. 234.

dem Abfall Schuld getragen habe. Seine Art zu predigen war nicht geeignet, die Jugend zu fesseln. Auf Hebung des Gottesdienstes durch Schaugepränge gab Bernays nichts, während die Prediger des Tempels ihre ganze Thätigkeit darauf richteten. Schon war die neue Gemeinde auf nah an 800 Mitgliedern gewachsen. Sie hatte außerdem eine Persönlichkeit in ihre Mitte aufgenommen, die eine Anziehungskraft ausübte. Gabriel Riesser hatte nach dem Tode des Gemeinde-Notars Bresselau dieses Amt übernommen, sich dem Tempel innig angeschlossen und war zum zweiten Vorsteher desselben erwählt worden. Da sein Name wegen seines unermüdlichen Eifers für die politische und gesellschaftliche Gleichstellung der Juden in Deutschland einen außerordentlichen Klang hatte, so verlieh er dem Tempel durch seinen Anschluß einen neuen Glanz. Als der Tempelverein ernstlich daran gegangen war, ein neues größeres Bethaus zu erbauen, wurden diesem Unternehmen von der alten Partei durch Beschwerden beim Senate Hindernisse in den Weg gelegt [1]. Dieser Umstand hatte die Gemüther erregt, die alte Partei noch mehr, weil die Behörde den Tempel mit der Synagoge auf gleiche Linie gestellt hatte. Der Tempelverein hatte ferner ein neues Gebetbuch ausarbeiten lassen, und die damit betraute Commission hatte Anfangs im versöhnlichen Sinne Manches fallen lassen, was in der ältern Ausgabe allzu sehr verletzt hatte. Es soll sogar im Schooße derselben eine Neigung vorhanden gewesen sein, der alten Partei noch mehr Zugeständnisse zu machen, um eine Versöhnung herbeizuführen [2]. Eine solche Geneigtheit zum Friedensschlusse mag von Riesser angeregt worden sein, der um Alles in der Welt eine Sektenspaltung in der Judenheit gerade in dieser Zeit, als der Schmerz über die Damaskusgeschichte noch lebendig war, verhütet wissen wollte. Die geistlichen Führer beider Parteien sollen aber schroff jede Vermittelung vereitelt haben.

So wurde das veränderte Gebetbuch des Tempelvereins veröffentlicht und kündigte sich als ein allgemeines: „Gebet der

[1] Vergl. darüber die beiden disharmonirenden Gutachten Bernays', Orient Jahrg. 1842, S. 103 fg. d. d. 3. Febr. und 29. August 1841.

[2] Die Thatsachen sind, wenn auch parteiisch gefärbt, dargestellt in Ztg. des Judenthums 1841 von No. 45 an; Salomon, das neue Gebetbuch und seine Verketzerung 1841. Dr. M. Fränkel, theologische Gutachten über das Gebetbuch . . . des Tempelvereins 1842, Einl. S. 8 fg.

Israeliten" an. Den Altfrommen bot es genug Anhaltspunkte zur Verwerfung. Der Umstand allein, daß vom hergebrachten Ritus vielfach abgewichen war, genügte, das Tempel-Gebetbuch in den Augen der Gegner verhaßt zu machen. Waren doch deutsche Gebetstücke und Lieder in demselben geblieben, dagegen die Gebete für die national-messianische Hoffnung ausgemerzt. Am meisten Aergerniß machte aber das neue Gebetbuch durch seinen Anspruch, für die Gesammtjudenheit gelten zu wollen. Darauf hin ließ der Chacham Bernays in drei Synagogen am Sabbat (1 Marcheschwan 16. Oct. 1841) jene verketzernde Bekanntmachung erneuern, welche die rabbinischen Drei-Männer bei der Entstehung des Tempels hatten ergehen lassen (S. 422): daß ein Israelite sich dieses Gebetbuches nicht bedienen dürfe. In der Begründung wurde das verletzende Wort gebraucht: daß dieses noch mehr als das ältere Gebetbuch den Charakter einer muthwilligen, leichtfertigen Behandlung der in den hebräischen Gebeten enthaltenen religiösen Ueberzeugungen an sich trage. Diese Bekanntmachung reizte natürlich die Tempelpartei und riß auch den besonnenen Riesser zur Maßlosigkeit hin. Während die Prediger die schimpfliche Zurechtweisung von der religiösen Seite betrachteten, sah dieser darin eine Rechtsverletzung, „da dem Chacham keine Befugniß über den Tempel zustände." Der Tempelvorstand ließ darauf eine Gegenerklärung bekanntmachen (24. Oct.), worin Bernays nicht bloß „Anmaßung, ohnmächtige Parteilichkeit, böswilliges Nichtbeachten des Inhalts", sondern auch „Unkunde in aller theologisch-liturgischen Wissenschaft" vorgeworfen wurden. Damit war von neuem ein heftiger Streit ausgebrochen, der von beiden Seiten mit solcher Leidenschaftlichkeit geführt wurde, daß der Senat beide Parteien zurechtweisen mußte [1]). Der Chacham und der Vorstand seiner Gemeinde, der treu zu ihm hielt, verbreiteten das Verdammungsurtheil über das Gebetbuch zu Tausenden in vielen Gemeinden, und die Tempelleiter forderten (Nov.) von gesinnungsverwandten Rabbinen und Predigern eine gutachtliche Erklärung über Werth oder Unwerth ihrer Neuerungen ein, in der Voraussetzung, daß sie günstig für sie ausfallen würde. Bei dieser Veranlassung trat die Wandelung zu Tage, welche sich seit zwei Jahrzehnden in den deutschen Gemeinden vollzogen hatte. Während früher nur drei nicht ganz

[1]) Vergl. Orient Jahrg. 1842 S 133 fg.

zurechnungsfähige oder zweideutige Rabbinen sich zu Gunsten des Tempel-Ritus ausgesprochen, viele Andere aber ihn verurtheilt hatten, stimmte beim zweiten Streite nur der Nachbarrabbiner von Altona Bernays zu, während zwölf oder dreizehn sich entschieden gegen ihn aussprachen (Ende 1841, Anf. 1842), unter ihnen abermals Aaron Chorin, der jetzt mehr Muth als früher zeigte. Damals begannen die Flegeljahre der Reform. Junge Rabbiner oder Geistliche, Seelsorger (wie sie sich lieber nannten), die meistens ihre Weisheit aus akademischen Lehrhäusern geholt hatten und für den Mode gewordenen Fortschritt schwärmten, führten das große Wort. Die alten Rabbinen dagegen wagten nicht mehr gegen sie aufzutreten. So schien es, als wenn die deutsche Gesammtjudenheit für Neuerungen im Bethause eingenommen wäre, und nur noch einige Geistesverkommene sich dagegen stemmten. Bei aller Uebereinstimmung der Gutachten für die Gesetzlichkeit des Tempel-Ritus zeigte sich indeß in denselben doch ein Ansatz zum Auseinandergehen der Ansichten, welche sich später in Parteirichtungen verdichteten. Mannheimer z. B. bekannte sich zur messianischen Lehre vom Gottesreiche und der Erlösung in hergebrachtem nationalem Sinne. Ein anderes Gutachten sprach eben so viel Tadel gegen die beliebige und wissenschaftlich nicht begründete Auswahl und Aenderung des neuen Gebetbuches, wie gegen das starre System Bernays' aus [1]), und eben deßwegen haben die Leiter des Tempels dieses Gutachten unterdrückt. Dagegen zeigte Samuel Holdheim und einige Andere, daß sie bereits die Reform des Hamburger Tempels weit, weit überflügelt hatten und ihn als in Halbheit zurückgeblieben ansahen. Das letzte Wort war noch nicht gesprochen; die Klarheit fehlte, weil die gediegene Wissenschaft noch nicht ihr Endurtheil abgeben konnte.

Der Hamburger Tempelstreit blieb innerhalb seines Heerdes ohne Folgen, weil der entsetzliche Brand (Mai 1842) einen großen Theil dieser Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte und die Aufmerksamkeit von den Parteiinteressen abzog. Da schlug die reformatorische Flamme von einem anderen Punkte aus und drohte weit zu züngeln. In Frankfurt a. M. gab es seit langer Zeit ungefügige Elemente, die sich mit dem bestehenden Judenthume über-

[1]) Frankel's Gutachten im Orient 1842 No. 7—8 fg.

worfen hatten. Sie hatte ihre Wurzeln theils in der aus kleinen Anfängen zu einem ansehnlichen Institute emporgewachsenen Schule (Philanthropin [1]) und theils in der ersten jüdischen Freimaurerloge. Die Leiter und Lehrer der Schule und die Mitglieder der Loge huldigten einer freien, dem Judenthum abgeneigten Richtung. Eine Zeit lang bildete Michael Creizenach (geb. 1789, st. 1842), Lehrer am Philanthropin, den Mittelpunkt für eine unsichtbare Gemeinde. Creizenach, eine ehrliche, verständige, aber trockene Natur, hatte viele Schriften zur Bekämpfung des rabbinisch-talmudischen Judenthums in die Welt gesetzt, aber damit wegen ihrer Nüchternheit und geringen Tiefe wenig Eindruck gemacht. Aber seiner Umgebung und dem Kreise seiner Freunde und Verehrer hatte er eine Art Leidenschaft für Neuerungen und eine tiefe Abneigung gegen das Alte eingeflößt, als er bereits auf der Umkehr begriffen war und mit Jost gemeinschaftlich eine neue hebräische Zeitschrift (Zion) gründete, um die heilige Sprache als nationales Band der Einigung zu pflegen.

Nach seinem Tode traten Einige seiner Anhänger zusammen, um eine eigene Gemeinde zu bilden, auf die Gefahr hin sich als Sekte vom Gundstocke der Judenheit zu trennen. Ihr Zweck war theils den judenfeindlichen Staatsmännern den Vorwand zur Entziehung der Gleichstellung wegen Anhänglichkeit der Juden an ihre Nationalität, an den Talmud und alte Formen, zu nehmen, und theils sich Freiheit der Bewegung zu sichern. Es waren gebildete Laien, welche, durch die eingetretene Zerfahrenheit, Richtung und Fühlung verloren hatten oder von falschen Führern mißleitet worden waren. Sie traten zu einem Verein der Reformfreunde (Oct. 1842) zusammen und stellten ein Bekenntniß [2]) auf, das die damals herrschende Unklarheit vergegenwärtigt. Den Talmud wollten sie nicht als Autorität anerkennen. Aber die Bibel? Ja und Nein. „Die mosaische Religion hielten sie einer fortdauernden Ent-

[1] Zuerst eröffnet 1806; S. Scheppler, die Aufhebung des Judenleibzolls S. 177; Dr. H. Bärwald, zur Geschichte der Schule (Philanthropin), Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung, Frankf. a. M. 1869.

[2]) Außer den Nachrichten in den jüdischen Wochenschriften sind Quellen dafür: Jost, der den Reformfreunden nachstand, Geschichte der Israeliten X. 3. S. 205 fg.: Riesser's Erklärung, Ztg. des Judenthums 1843 No. 33; Isler, Riesser, Ges. Schr. I. S. 352 fg.; Freund, Judenfrage in Deutschland I. S. 257 fg. II. 110 fg.

wickelung fähig." Zunächst wollten sie sich von den Speisegesetzen lossagen, weil sie, „aus dem ehemaligen Staatsverbande hervorgegangen" gegenwärtig als religiöser Akt oder Symbol ihre Bedeutung verloren hätten. Von der Messias-Hoffnung oder von der Rückkehr nach Palästina sagten sie sich entschieden los, „weil sie ihr Geburtsland für das alleinige Vaterland ansahen."

Viele Theilnehmer fanden die Creizenacher Reformfreunde nicht. Darum angelten sie nach Gabriel Rieſſer, der, bereits eine anerkannte Persönlichkeit, eine Anziehung ausüben und einen Anhang mitbringen dürfte, wie sie glaubten: Rieſſer war in der That Anfangs zum Beitritt geneigt. Er schien die Gereiztheit noch nicht überwunden zu haben, welche Bernays' Einmischung in die Angelegenheiten des Hamburger Tempels in ihm zurückgelassen hatte. Er schreckte selbst vor einer sektirerischen Trennung nicht zurück, obwohl er früher stets wegen der „Seele des Judenthums auch die Hülle desselben geachtet wissen" wollte. Das Freiheits-Princip, das sein Inneres allein ausfüllte, überwog in Rieſſer seine gemüthliche Anhänglichkeit an das bestehende Judenthum. Er war daher entschieden für den einen Punkt des Creizenacher oder Frankfurter Programms: daß es jedem jüdischen Vater unbenommen bleiben sollte, seine Söhne unbeschnitten zu lassen: diese Unterlassung sollte keine bürgerliche Nachtheile für ihn herbeiziehen. Rieſſer wollte gegen einen vermeintlichen Gewissenszwang ankämpfen. Indessen hatten andere Männer, welche zum Beitritt aufgefordert worden waren, gerade an dem Punkte gegen die Beschneidung Anstoß genommen. Die Urheber des Vereins der Reformfreunde sahen sich daher genöthigt, diesen Punkt, so wie die Erklärung gegen die Speisegesetze fallen zu lassen, und von den fünf Punkten ihres ursprünglichen Programms nur drei festzuhalten: gegen Talmud und Messias, sowie für die Phrase von der Fortbildungsfähigkeit der „mosaischen Religion." Aber gerade diese Kürzung und Abschwächung des ursprünglichen Bekenntnisses hielt Rieſſer für eine Inconsequenz und Muthlosigkeit und entzog seine Theilnahme; dadurch fehlte dem Vereine die Zugkraft; es traten nur Wenige bei. So starb er bei der Geburt. Die Beschneidungsfrage kam zwar von einer andern Seite eine kurze Zeit auf die Tagesordnung. Einige unglückliche Fälle bei der Beschneidung jüdischer Knaben hatten das Sanitätsamt in Frankfurt a. M. veranlaßt, eine Ver-

ordnung zu veröffentlichen (8. Febr. 1843), die eine zweideutige Fassung hatte: „Israelitische Bürger und Einwohner, sofern sie ihre Kinder beschneiden lassen wollten, dürften sich dabei nur der besonders dazu bestellten Personen bedienen.“ Das klang, als wenn der Frankfurter Senat es den jüdischen Eltern freiließe, die Beschneidung beizubehalten oder auch zu unterlassen, und sie nicht für ein nothwendiges Zeichen des jüdischen Bekenntnisses hielte. Der Senat erklärte zwar, daß er damit durchaus nicht einen Freibrief zu Gunsten der Neuerungssüchtigen habe ausstellen wollen. Aber einige Reformfreunde klammerten sich daran an, um die Beschneidung gelegentlich zu beseitigen. In Folge dessen sammelte der Rabbiner Salomon Trier Gutachten von gleichgesinnten Rabbinen ein (1843—44), um die Frage todt zu machen. Sie brachte in der That nur eine schwache Kreiselung an der Oberfläche hervor, indem selbst Einige reformistisch-gesinnte junge Rabbinen sich für die Verbindlichkeit und Nothwendigkeit der Beschneidung entschieden erklärten. Es kam daher nicht zu einer Sektenspaltung in der deutschen Judenheit, obwohl die Elemente dazu in der Luft steckten und eine unbehagliche Stimmung erzeugten.

Diese Stimmung beherrschte besonders die jüngern Rabbinen, welche selbst über Ziel und Maaß der vorzunehmenden Reformen im Unklaren waren, oder in ihren Gemeinden bald auf der einen, bald auf der andern Seite Widerstand fanden und in ihrer Vereinzelung ohne Halt waren. Damals war die Mode von Versammlungen und Vereinen aufgekommen; die bereits eingeführten Eisenstraßen nach den großen Städten erleichterten persönliche Zusammenkünfte. So fand der Aufruf zu einer Rabbiner-Versammlung Anklang, namentlich bei Denen, welche schon früher mit einander in Verbindung waren und persönliche Anknüpfungspunkte hatten. Diese Zusammenkunft von ziemlich gleichgesinnten Rabbinen und Predigern erregte Anfangs eine gewisse Spannung; es war das Unbekannte, das stets in seiner Neuheit einen gewissen Reiz ausübt. Indessen kamen doch nur zweiundzwanzig zum ersten Male in Braunschweig zusammen, größtentheils aus Süd- und Westdeutschland. Die Uebrigen nahmen eine abwartende Stellung ein, je nachdem die Beschlüsse der Versammlung ihnen zusagen oder widerstreben werden, sich ihr anzuschließen oder von ihr fernzuhalten. Nur wenige Rabbinen betheiligten sich dabei, welche noch auf dem Boden des durch den Ein-

fluß des Talmud ausgebildeten Judenthums standen; die meisten Mitglieder hatten bereits halb oder ganz mit dem Talmud gebrochen, ohne jedoch diesem Bruche in der Praxis Folge zu geben.

Beherrscht wurde die erste Rabbinerversammlung von einem Manne, der alle Eigenschaften besaß, den Bruch zu erweitern und ihn zu einer völligen Spaltung zu treiben. Es war Samuel Holdheim (geb. Kempen 1806, st. Berlin 1860[1]). Es ist wunderbar und doch so natürlich, daß der Talmudismus, der seine Steigerung und Maßlosigkeit von den polnischen Talmudbeflissenen erhalten hatte, von einem Polen mit schonungslosen Angriffen bekämpft werden sollte. Kempen, Holdheims Geburtsort, größtentheils von jüdischen Bewohnern bevölkert, nannte sich früher mit einem gewissen Stolze eine klein-polnische Gemeinde und sah mit einer gewissen Verachtung auf die großpolnischen Nachbargemeinden herab, die sie für den Sitz der Beschränktheit und Naivität ansah. Sie aber legte auf Witz und Klügelei einen hohen Werth. Im Talmudstudium, das in Kempen in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts mit eben so viel Eifer wie früher betrieben wurde, suchten Jünger wie Meister einander zu überbieten und mit einer gewissen Schadenfreude auszustechen. Nicht auf Wahrheit kam es den Forschenden und Disputirenden an, sondern darauf, ihre Ueberlegenheit zu zeigen, um einander durch größern Scharfsinn zu überraschen. Mit dieser Eigenheit war eine gewisse Leichtlebigkeit, Sorglosigkeit, Leichtfertigkeit, man kann sagen ein burschikoses Wesen verbunden, dem der Ernst zuwider war, das vielmehr Alles, auch das religiöse Thun bespöttelte und darüber witzelte. Durchdringender Verstand und Witz waren mehr als ernste Sittlichkeit geachtet. Dem gewandten schlagfertigen „Bachur" sah man Uebertretungen selbst religiöser Natur und besonders Unterlassungssünden durch die Finger. Diesen Geist hatte der junge Holdheim in sich aufgenommen und, man kann sagen, ihn zur Vollendung gebracht. An der Scheide zwischen Knaben- und Jünglingsalter zeigte er nicht nur eine außerordentliche Belesenheit im Talmud und dem rabbinischen Schriftthume, sondern auch

[1]) Holdheim's Leben ist geschildert von Immanuel Heinrich Ritter im dritten Theil seiner Geschichte der jüdischen Reformation, Berlin 1865. Diese Biographie ist aber zu sehr glorificirend ausgefallen und beleuchtet nicht Holdheim's Entwickelungsepoche, welche mit Vorgängen in seiner ersten Ehe zusammenhing, als der Lamdan in ihm sich in Prag in einen Skeptiker verwandelte.

eine überraschende Gewandtheit in der Dialektik und Disputirkunst und wurde selbst von rabbinischen Graubärten angestaunt und bewundert. Er galt fortan als ein feiner talmudischer Kopf. Holdheim hatte viele Aehnlichkeit mit Jonathan Eibeschütz und mit Salomon Maimon. Er hatte mit ihnen die Anschauung gemein, daß die Handhabung logischer oder dialektischer Formeln, sei es auf diesem oder jenem Gebiete, gewissermaßen die Schärfung des Scharfsinnes den höchsten Werth habe, die Gemüthsseite des Geistes dagegen sei untergeordnet. So heimisch er in den gewundenen Gängen des Talmud war, ebenso fremd war er bis zu seinem reifen Alter in der Bibel und in wissenschaftlichen Fächern überhaupt. Seine erste Frau, Tochter eines Rabbiners, der in ihm einen Talmudisten ersten Ranges erobert zu haben glaubte, brachte ihm erst Geschmack für die deutsche Literatur bei. Sie, die bereits Romane gelesen hatte, schämte sich des jungen Gatten, der kaum Deutsch zu lesen verstand. Diese im vorgerückten Alter erlangte oder angeflogene Bildung ihres Gatten brachte ihr aber kein Glück. In kurzer Zeit eignete er sich so viel allgemeines Wissen an, daß er spottend auf seine Lehrerin herabsehen konnte. Zerwürfnisse traten in seiner Ehe ein, die mit einem Schleier verhüllt bleiben mögen; die Scheidung erfolgte. Holdheim war frei und konnte sich dem Zuge überlassen, sich der wissenschaftlichen Ausbildung zuzuwenden.

Wie Salomon Maimon setzte sich Holdheim, der bereits einen Sohn hatte, auf die akademische Schulbank in Prag, mit Ueberspringung der Zwischenstufen. Alles, was ihm die philosophischen Hörsäle in der nicht sehr hervorragenden Universität boten, war ihm neu, überraschte, blendete ihn und brachte eine Gährung in seinem Geiste hervor. In raschem Fluge erhaschte sein Geist diejenigen Wissenselemente, die mit seinem bis dahin angesammelten Stoffe Verwandtschaft hatten, die alltägliche, in Oesterreich unter Metternich geduldete Philosophie und christliche Theologie. Für grundlegende, geistesbildende und regelnde Fächer, für Mathematik, Geschichtskunde, klassische und schöne Literatur hatte er kein Verständniß, und auch die ihm zusagenden Fächer mußte er sich erst gewissermaßen talmudisch zurecht legen, wie er die akademischen Vorlesungen mit hebräischen Schriftzügen nachschreiben mußte, weil ihm die deutsche Schrift nicht so geläufig von der Hand ging. Holdheim's Wissen blieb daher stets Stückwerk und hatte vielfache Lücken. Er war aber

reif und praktisch genug, sich ganz besonders auf nützliche Studien zu verlegen, auf Ausbildung seines von Hause aus verwahrlosten unschönen Styles und auf Aneignung von Kanzelberedtsamkeit. Er mußte wegen seiner dürftigen Lage ein Brodstudium treiben und konnte seine Zeit nicht mit Lieblingsfächern vertändeln. Er war darin praktischer als Salomon Maimon, der ebenfalls mit einem Satze vom Talmud in die Philosophie gesprungen, dabei geblieben war, kein Brodstudium treiben mochte und daher sein Lebenlang ein Bettler blieb. Die Bibel selbst, die für Holdheim bis dahin ein verschlossenes Buch war, oder die er nur durch die talmudische Brille sah, machte er sich nur zu dem Zwecke zu eigen, um Verse daraus für Predigten verwenden zu können. Es ist nicht Jedermann gegeben, Ideale zu haben und sie zur Richtschnur seines Verhaltens zu machen; es muß auch trockene, nüchterne, verneinende Naturen geben, welche nur für die Wirklichkeit Sinn haben, sich hinieden Hütten bauen und für den Hochflug einer idealen Richtung ein verächtliches Achselzucken haben, ihn vielmehr für Schwärmerei und Narrheit halten. Solche mephistophelische Naturen, die den Geist der Verneinung verleiblichen, sind für die Sphäre des sittlichen Lebens eben so nothwendig, wie der Gegensatz in der Sphäre des natürlichen. Holdheim's Wesen hatte eine solche Richtung des Geistes und sein talmudischer Bildungsgang hatte sie genährt und großgezogen. Er kannte keine Schwärmerei, weder für den Mondschein blasser Erinnerungen, noch für den Dämmerschein in Nebel gehüllter Zukunftsträume. Ihm war der breite Boden der Gegenwart lieber. Da das Judenthum aber aus Erinnerungen und Hoffnungen besteht, so war Holdheim nicht sehr von ihm eingenommen, oder vielmehr er suchte es zu modeln und sich zurecht zu legen, daß es ihn nicht gar zu sehr störe.

Wie viel von praktischer Religiosität Holdheim nach Prag mitgebracht hatte, und wie viel er dort hängen ließ, ist nicht bekannt. Nichts desto weniger bewarb er sich um das Rabbinat in Frankfurt a. O. und erhielt es auch (1836), wo die größtentheils altfromme, der Reform entschieden abgeneigte Gemeinde in ihm einen Rabbiner nach dem Schlage suchte, der das stets wache Gewissen des Judenthums bilden, die Satzungen desselben strenge erfüllen und die Einzelnen zur Erfüllung derselben anhalten und ermahnen sollte. Man kann nicht gerade behaupten, daß er den Erwartungen der Gemeinde nicht entsprochen hätte. Holdheim machte während seines mehr-

jährigen Aufenthaltes in Frankfurt alle Riten mit, kümmerte sich auch vermöge seines Amtes um die gewissenhafte Bethätigung des praktischen Judenthums und redete ihm von der Kanzel mit Begeisterung das Wort [1]), kurz er benahm sich wie ein Rabbiner alten Schlages, obwohl er in seinem Innern mit dem rabbinischen Judenthume zerfallen war. Für Verschönerung und weihevollere Gestaltung des Gottesdienstes that er gar nichts, um nicht als Neuerer zu gelten, oder vielmehr weil ihm selbst wenig daran lag. Er selbst geberdete sich im Gotteshause in völlig andachtsloser Haltung, als befände er sich noch in einer Winkelsynagoge Kempens. Er war aber keinesweges ein Heuchler wie manche seiner Amtsgenossen, die sich in derselben Stimmung und Lage befanden. Er nahm nur Amt und Leben sehr leicht, ihm mangelte der Ernst der Gesinnung; er war nicht geschaffen, Märthyrer für eine Ueberzeugung zu werden. Heiter, gutmüthig, friedliebend, ohne Schroffheit nahm Holdheim das Leben von der freundlichen Seite und wies andringende Gewissensfragen mit einem guten Witz ab. Freilich wäre es ihm lieber gewesen, dem Zwang nicht unterworfen zu seiu. Es war ihm daher erwünscht, ihn gelegentlich abschütteln zu können.

Mecklenburg-Schwerin, das die Urformen mittelalterlicher Roheit am treuesten bewahrt hat, wo die Launenhaftigkeit das Scepter führte, hatte damals einen Fürsten, den die Laune anwandelte, seine Juden, statt frei, freisinnig zu machen. Sie allein sollten alle alte Erinnerungen und Formen gründlich abthun und sich neu umgestalten. Ein Oberrath wurde für die Abrichtung der Gemeinden zusammengesetzt und Holdheim wurde als Landrabbiner berufen (1840), mit einzugreifen und den Neuerungen das rabbinische Siegel aufzudrücken. Hier konnte er sich zwanglos gehen lassen und Alles ablegen, was ihm innerlich und äußerlich unbequem war. Zum Theil wurde er auch von einigen neuerungssüchtgen Mitgliedern des Oberrath's gedrängt. Er, der früher keine Ahnung davon hatte, daß der Gottesdienst auch eine Würde haben müsse, fand mit einem Male die Unordnung in den Synagogen, die ihn in Frankfurt wenig gestört hatte, unangemessen und war darauf bedacht, Alles zu entfernen, was nicht vom Zeitgeist gutgeheißen wurde. Da aber eine Umgestaltung des Synagogen-Wesens ihm nicht aus innerem

[1]) Ritter a. a. O. S. 29 fg. 41.

Drange kam, so sah er sich nach Mustern um und führte die Würtembergische Synagogenordnung ein, unbekümmert darum, ob den größtentheils altfrommen Gemeinden damit ein Gewissenszwang angethan würde [1]).

Indessen synagogale Neuerungen waren nicht der Boden, auf dem für Holdheim Lorbeeren erblühen konnten. Er steckte sich dazu ein ausgedehnteres Feld ab. Das ganze Judenthum in seiner dreifachen Gestaltung, mit den biblischen, talmudischen und rabbinischen Bestandtheilen gedachte er umzukehren, die Begriffe zu verwirren, die Gewissen abzustumpfen. Seit Paulus von Tarsus hatte das Judenthum nicht einen solchen inneren Feind erlebt, der dessen ganzen Bau bis auf die Grundfesten erschütterte. Holdheim hatte aber keine urwüchsigen Gedanken, die er als Hebel zum Umsturz des Judenthums hätte anlegen können; er hatte nur talmudisch geschliffenen Scharfsinn. Er mußte sich daher gegebener und landläufig gewordener Gedanken bedienen. Sein Scharfsinn diente ihm aber dazu, diese wenigen, halbwahren Voraussetzungen anwendbar zu machen, sie mit einem Schein von Wahrheit zu umgehen. Das Judenthum bestehe aus einer innigen Vermischung des Religiös-Sittlichen mit dem National-Politischen. Davon war Napoleon ausgegangen, als er dem jüdischen Synhedrin die Weisung zugehen ließ, vom Judenthum Alles aufzuopfern, was seinem despotischen Willen widerstrebte (S. 300.). Holdheim nahm dieses Schlagwort auf, um die Scheidung der Bestandtheile des Rein-Religiösen vom Nationalen zu vollziehen. Dieses habe mit dem Untergang des jüdischen Staats seine Bedeutung verloren. Welche Gesetze sind national und zu beseitigen? Holdheim gab ihnen eine sehr weite Ausdehnung, nannte Alles national-politisch, was unbequem erscheint und eine gewisse Entsagung erfordert: Sabbat, jüdische Ehegesetze und selbst die hebräische Sprache. Sie müsse aus dem jüdischen Stamme verbannt werden, weil sie ein nationales Band sei, und um so mehr die Messiashoffnung [2]). Zu

[1]) Vergl. die Protokolle der ersten Rabbiner-Versammlung S. 60. Orient. Jahrg. 1844 S. 296.

[2]) Das. S. 55. Seine Prinzipien und Consequenzen entwickelte Holdheim in seiner Schrift: Ueber die Autonomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdischen Ehe. Schwerin 1843. Als Ergänzung dazu gehören: Vorschläge zu einer zeitgemäßen Reform der jüdischen Ehegesetze 1845 und die Religionsprincipien

dieser Sophisterei fügte Holdheim noch eine zweite hinzu. In kindischer Befangenheit sah er im Staate, wie dieser auch in der Wirklichkeit beschaffen sein mag, selbst in der Form des russischen Despotismus, einen Vielfraß, einen Moloch, der fortwährend Opfer verlange und dessen Opfergier mit Verleugnung der Selbstständigkeit, Freiheit und jeder religiösen Empfindung gesättigt werden müsse. Die höchste Spitze von Holdheim's Theorie war: daß das talmudische Judenthum selbst mit dem Ausspruche: „das Gesetz des Staates ist für die Juden ebenfalls Gesetz" (in bürgerlicher Beziehung), jeden Juden verpflichte, das Religiöse dem jedesmaligen Staate unterzuordnen und zu opfern; das Judenthum empfehle seinen eigenen Selbstmord, wenn der Staat ihm die seidene Schnur zuschicke. Holdheim hätte zur Zeit der Makkabäer mit dem abtrünnigen Menelaos gepredigt, die Juden sollten den griechischen Zeus anbeten, weil der Staat, der damals Antiochus Epiphanes hieß, es so befohlen hatte. Zur Zeit Hadrian's hätte er, ein zweiter Acher, den Cultus des capitolinischen Jupiter und zur Zeit Philipp's von Spanien und Emanuel's von Portugal die Anbetung des Kreuzes angepriesen. Die Millionen jüdischer Märtyrer waren nach seiner Theorie Staatsverbrecher, daß sie sich gegen die ihnen zugegangenen Befehle aufgelehnt haben. Nur die Leichtfertigkeit konnte eine solche ebenso hohle, wie unwürdige Theorie aufstellen, oder die Sucht, etwas ganz Neues, was noch nicht dagewesen, auszuklügeln. Holdheim, der Sohn des Talmud, schlug das talmudische Judenthum todt mit den Waffen, die er ihm gereicht hatte. Alle Befugnisse und Gewalt, welche ehemals das gesetzgebende Synhedrion gehabt hat oder gehabt haben soll, wollte Holdheim dem christlichen Staate übertragen wissen, selbst das Recht, Eingriffe in Gewissenssachen zu machen. Alles das klügelte er mit sophistischen Kniffen aus, welche die polnisch-rabbinische Schule nicht verkennen ließen. Es ist Holdheim sehr schwer geworden, festzustellen: was denn eigentlich Judenthum sei, und was noch davon

des reformirten Judenthums 1847. Die Unreife und Unwissenschaftlichkeit seiner Theorie hat Holdheim selbst durch seine posthume hebräische Abhandlung: מאמר האישות על תכונת הרבנים והקראים 1861 bewiesen. Denn obwohl auch diese Abhandlung viel Unhistorisches und überhaupt Unreifes enthält, so sticht sie doch wohlthuend gegen seine ältren, sophistischen, man kann sagen pilpulistischen Schriften ab. In dieser Schrift ist sein Bestreben sichtbar, die Wahrheit zu suchen.

übrig bliebe, wenn Alles, was irgendwie einen national-politischen Anschein hat, ausgeschieden und noch dazu dem jedesmaligen Staate die höchste Autorität eingeräumt werden soll, auch das Religiöse zu modeln, anzubefehlen oder zu verbieten.

Holdheim von den meisten Mitgliedern der ersten Rabbiner-Versammlung in Braunschweig als talmudische Größe und rücksichtsloser Reformer angestaunt, erlangte ein entschiedenes Uebergewicht auf die Berathungen und Beschlüsse derselben. Sie nahm dabei viel weniger auf den Buchstaben und den Geist des Judenthums „als auf den Staat, auf die „Hohen deutschen Regierungen“ und das unfaßbare, luftige „Zeitbewußtsein“ Rücksicht. Der Talmud wurde von den meisten Mitgliedern als Sündenbock geopfert. Die Berathungen und Beschlüsse der Braunschweiger Rabbinerversammlung (Juni 1844) haben indeß eine kaum merkliche Wellenbewegung erzeugt. Die Gemeinden kümmerten sich eben so wenig darum, wie um den Protest [1]) von siebenundsiebzig Rabbinen Deutschlands, Böhmens, Mährens und Ungarns, die, von einem ehrlichen, opferbereitwilligen, selbstlosen, aber beschränkten Eiferer Hirsch Lehren in Amsterdam angeregt, den Stab über sie gebrochen haben. Diese Siebenundsiebzig erklärten (Herbst 1844) gegenüber den Zweiundzwanzig in Braunschweig Versammelten: „daß sämmtliche Beschlüsse der sogenannten Rabbinerversammlung — mit Ausnahme derer für die Obrigkeit — dem wahren Judenthum entgegen und somit für den gläubigen Israeliten falsch und verderblich sind; daß ein verderblicher Geist der Umwälzung und der Sektirerei ihren Handlungen innewohnt; daß auch die Arbeiten, welche sie für eine künftige Versammlung vorbereitet, dieselbe verwerfliche Tendenz haben, und daß wir es als Pflicht eines jeden wahrhaft gläubigen Israeliten erkennen, an solchen Verhandlungen nicht nur nicht Theil zu nehmen, sondern auch solchen neuerungssüchtigen Bestrebungen durch jedes gesetzlich erlaubte Mittel entgegen zu treten.“ Dieser Protest war zu viel und zu wenig.

Vorgänge in der christlichen Welt in derselben Zeit bewiesen mehr als dieser mühsam zusammengebrachte Protest, daß das Judenthum mit seinem alten Bekenntnisse noch nicht überflüssig geworden

[1]) In dem als Manuskript gedruckten Flugblatt mit der Ueberschrift: שלומי אמוני ישראל, treue Gläubige in Israel, im Jahre der Welt 5605.

war. Die Ausstellung des angeblichen heiligen Rockes Jesu in Trier, zu dem mehr als eine Million Katholiken aus allen Ländern wallfahrteten und vor ihm das Knie beugten (August — Oct. 1844), zeigte, daß das „Zeitbewußtsein“ ein trügerischer Maßstab ist. In Folge dieses Uebermaßes mittelalterlicher Dummgläubigkeit entstand in Deutschland eine, wie es anfangs schien, tiefgehende antikatholische Bewegung, angeregt von den katholischen Priestern Ronge und Czerski. Es bildete sich eine deutsch-katholische Kirche (Januar 1845) und neben ihr im Schooße des Protestantismus „lichtfreundliche Gemeinden“, welche eine Auflösung des Christenthums, seines Dreieinigkeitsbekenntnisses und Gottmenschthums herbeizuführen drohten. Ein protestantischer Priester in Königsberg hatte sich auf der Kanzel feierlich vom Glauben an die Dreieinigkeit losgesagt. Es schien den damaligen mit Staat und Kirche Unzufriedenen leicht, eine neue Religion zu machen, aus recht vielen Verneinungen etwas Wesenhaftes zu schaffen. Jede Zeit hat ihre Täuschungen. Sobald es Nachahmung fremder Vorgänge gilt, finden sich in der Judenheit stets bereitwillige Liebhaber dafür. Hier und da wurden Stimmen laut, eine deutsch-jüdische Kirche nach dem Muster der deutsch-katholischen zu gründen. In Breslau war die Liebhaberei dafür nur künstlich rege gemacht. Etwas tiefer war die Bewegung in Berlin. Hier hatte ein Schönredner, S. Stern, Vorlesungen über Judenthum und jüdische Geschichte gehalten, welche die jüdische Lehre als einen Freibrief für launenhafte Einfälle darstellten. Von ihm angeregt, traten in Berlin einige Zwanzig Gleichgesinnte und Geistesverwandte zu einer Art Kirchenbildung von eigenthümlichem Zuschnitt zusammen, eine Reformgenossenschaft (2. April 1845 [1]). Sie waren des Glaubens, daß die Mehrzahl der deutschen Judenheit die Anhänglichkeit an das alte Judenthum in ihrem Herzen bereits vernichtet hätte und freudig einem neuen Bekenntnisse zujauchzen würde. Die Urheber der Berliner Reformgenossenschaft erließen daher einen Aufruf an ganz Israel, sich zu einer Synode zusammenzufinden, um eine neue jüdische Religion zu bilden. In ihrem Programme konnten sie selbstverständlich nur Verneinungen aufstellen: Verwerfung

[1]) Die wenigen Thatsachen über Entstehung der Reformgemeinde in S. Stern, Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart 1857, S. 291 fg.

des Talmud, Verwerfung der Messiaslehre, da sie mit Leib und Seele der Berliner Heimath angehörten, Rückkehr zur heiligen Schrift, aber nicht nach dem Wortlaute, sondern nach dem Geiste. Diese Verneinungen hielten und gaben sie als Bejahung: „Wir wollen Glauben, wir wollen positive Religion, wir wollen Judenthum." Es war eine Begriffsverwirrung wie zur Zeit, als sich zuerst christliche Gemeinden mit halbjüdischen Elementen bildeten, und selbst helle Köpfe blieben nicht frei davon.

Zu einer Synode, zur Berathung einer Reform, die das Judenthum zu einem Abklatsch der lichtfreundlichen Kirche umstempeln sollte, kam es nicht. Zustimmungsadressen von verschiedenen Seiten zeigten sich hinterher als hohle Phrasen. Der Berliner Verein blieb jedoch bei seinen Programm stehen, und da dieses bei den Massen keinen Anklang fand, so sollte es durch die in Frankfurt zusammengetretene zweite Rabbiner-Versammlung (Juli 1845) heilig gesprochen, d. h. als dem Judenthum gemäß anerkannt werden.

Diese Versammlung erregte mehr Spannung und leidenschaftliche Wärme als die erste, weil sich von der einen Seite die Berliner Reformgenossenschaft an ihren Zipfel anklammerte, um sie zu sich herüberzuziehen oder sie zum Fall zu bringen, und von der anderen Seite ein wissenschaftlicher Stimmführer der alten Partei sich ihr für einen Augenblick anschloß, um ihr ein Musterbild vorzuhalten, wie die Läuterung des Judenthums vorgenommen werden müsse oder ihr Verlegenheiten zu bereiten, falls sie sich zur Maßlosigkeit hinreißen lassen sollte. Durch diese beiden Schwergewichte hin- und hergezogen, gerieth die Versammlung in eine schwankende Lage. Ihr erster, nicht unerwartet erfolgter Beschluß, daß die hebräische Sprache aus dem Gedächtniß und dem Bewußtsein des jüdischen Stammes wo möglich ausgelöscht werden müsse, drängte den Stimmführer der alten Richtung zum lauten Austreten aus ihren Reihen, und der Beifall, der ihm von verschiedenen Seiten gezollt wurde, brachte es an den Tag, daß die Rabbiner-Versammlung nicht die deutsche Gesammtjudenheit, sondern nur eine kleine, rührige Partei vertrat. Ohne es zu merken, hatte die Frankfurter Rabbinerversammlung das Gleichgewicht verloren. Mit der Reformgenossenschaft mußte sie Versteckten spielen. Sie mußte deren Schritte laut loben, weil sie sonst auch ihren Stützpunkt in der Reformpartei eingebüßt hätte. Andererseits durfte sie sich doch nicht zu deren

Hohlheit bekennen, um nicht das Ansehen in den Gemeinden zu verlieren. Sie mußte sich daher mit einer Wendung aus der Verlegenheit helfen: sie würde die Bestrebungen der Reformgenossenschaft mit ihren Kräften unterstützen, wenn dieselbe „mit denjenigen Principien übereinstimmen, von welchen sie bei einer Reform im Judenthum ausgehen zu müssen glauben“ [1]); das klang wie ein verdeckter Tadel.

Indessen stieß sich die Reformgenossenschaft nicht an diesem halben Abweisen; sie wußte, daß sie die Haupttonangeber in der Versammlung und besonders Holdheim auf ihrer Seite hatte. In der Selbsttäuschung, daß sie eine wesenhafte Neugestaltung des Judenthums schaffen würde, bildete sie sich zu einer Gemeinde von etwa zweihundert Mitgliedern und feierte ihre Einweihung (2. April 1846), wobei Holdheim als Hoherpriester Weihrauchwolken aufsteigen ließ. Sie waren für einander bestimmt und mußten, wie sehr sie sich auch Anfangs sträubten, einander in die Arme sinken. So war denn „eine deutsch-jüdische Kirche“ aufgebaut mit einem Tempel, Prediger und Gottesdienst nach einem eigenen Zuschnitt. Man glaubte sich siebenzehn Jahrhunderte in eine syrische oder kleinasiatische Stadt oder nach Rom zurückversetzt, als sich aus dem Kampfe des alten Judenthums mit halbchristlichen und halbheidnischen Elementen neue Gemeinden bildeten, welche zur Erinnerung ihres Ursprungs einen kleinen Bruchtheil vom Judenthum beibehalten hatten. Die neuen Formen herrschten indeß im Berliner Reform-Tempel vor. Das Beten mit entblößtem Haupte stempelte ihn besonders zu einem fremdartigen und stieß auch innerlich Gleichgesinnte ab. Das Hebräische wurde nur in wenigen Formeln und beim Vorlesen aus dem Pentateuche beibehalten. Der Reformtempel nahm überhaupt einen deutschthümelnden Charakter an und streifte den jüdisch-kosmopolitischen ab. Auch die letzte, kaum merkliche Spur des jüdischen Ursprungs ist nur im Gottesdienste sichtbar, im Leben sind die Gemeindeglieder durch nichts als Abkömmlinge des jüdischen Stammes wiederzuerkennen. Holdheim hatte vielleicht noch mehr als die freigesinntesten Mitglieder alles jüdische Wesen mit einem gewissen Fanatismus vertilgt wissen wollen. Nicht bloß über das rabbinische Judenthum und über den Talmud, sondern auch über die Ver-

[1]) Protokolle der zweiten Rabbiner-Versammlung S. 277.

pflichtungen, die aus der heiligen Schrift stammen, setzte er sich hinweg. Indessen zeigte sich auch in der Reformgemeinde, daß das jüdische Selbstgefühl seit Friedländer bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Reformgenossenschaft hatte die Christelei völlig überwunden. Von ihren Mitgliedern, die 1000 Seelen zählen, ist keines, und auch von ihren Kindern keines zur Kirche übergetreten [1]). Sie will durchaus nicht als gesonderte Sekte gelten, vielmehr in inniger Theilnahme und im Zusammenhang mit dem jüdischen Stamme bleiben.

Die Berliner Reformgenossenschaft blieb indeß vereinzelt und fand in Europa keinen Anklang. Auch in ihrem eigenen Schooß hat sich Laubeit schneller eingestellt, als selbst ihre Gegner erwarten konnten. Aus Mangel an Betern mußte der Sabbat, der wie bei den Judenchristen der ersten Jahrhunderte neben dem Sonntag gefeiert werden sollte, auf diesen allein beschränkt werden. Wie es mit dem Besuch des Sonntagsgottesdienstes steht, gebührt nicht mehr der Geschichte zu erzählen; es gehört der unmittelbaren Gegenwart an. Diese Lauheit und geringe Theilnahme, welche die Schöpfer selbst erlebt haben, hätte sie darauf führen müssen, daß in ihrer Berechnung irgend ein Fehler stecken müsse. Diesen Fehler in seiner ganzen Tiefe aufzudecken, steht eben so wenig der Geschichte zu: sie würde ihre Befugnisse überschreiten, nur die Geschehnisse aufzuzeichnen. Aber einen Umstand darf sie nicht verschweigen, daß die Berliner Reformgenossenschaft einen Gegner in ihrer nächsten Nähe hatte, den sie nicht in ihre Berechnung gezogen, und der ihr um so gefährlicher wurde, als er nicht bloß mit seinem tiefeindringlichen Worte, sondern mit jeder Fiber seines Wesens ein Protest gegen die durch Comité-Berathung entstandene Religion der Johannisgasse war. Dieser Gegner — man braucht ihn kaum zu nennen — war Michael Sachs (geb. Glogau 1808, st. Berlin Anfang 1864).

Wenn die erzeugende Natur es darauf angelegt hätte, ein allseitiges Widerspiel zu Holdheim zu schaffen, so ist es ihr mit Sachs gelungen. Aeußeres und Inneres, Gang und Sprache, Haltung und Gemüthsrichtung, Studium und Charakterbildung, bis auf Gewohnheiten und Liebhabereien, Alles war so verschieden an diesen Beiden, daß man sie auf den ersten Blick nicht als Söhne desselben Volksstammes

[1]) Stern, a. a. O. S. 298.

und als Genossen desselben Standes hätte erkennen können. Wenn Holdheim das jüdisch-polnische Wesen, durch die talmudische Dialektik hochgeschraubt, darstellte, so erinnerte Michael Sachs an die jüdischen Abkömmlinge der pyrenäischen Halbinsel, veredelt durch klassische Formen und ästhetischen Sinn; er ähnelte dem edlen Isaak Cardoso oder Isaak de Pinedo oder den vielen andern Dichtern und Forschern von marranischer Abkunft, die in Holland und Italien ihre begeisterte Anhänglichkeit an das Judenthum mit ihrer Vorliebe für poetische oder philologische Beschäftigung zu vereinen wußten. Wie Holdheim's Geburtsort seine Geistesrichtung und Charakterausprägung mit bestimmte, eben so war Sachs' Grundwesen von der Luft beeinflußt, die er im Kindes- und Jünglingsalter eingeathmet hatte. In Glogau, der Geburtsstadt Munk's und anderer Männer, die eine Zierde des Judenthums bilden, herrschte in seiner Jugend innige Frömmigkeit, gehoben durch eifrige Beschäftigung mit der heiligen Schrift und der neuhebräischen Poesie. Das Talmudstudium stand hier nicht in erster Reihe. Hier traf man nicht Wenige, welche, ohne dem Gelehrtenstande anzugehören, an der Literatur innigen Antheil nahmen, hebräische Verse machten oder zierliche Briefe in hebräischer Prosa an gleichgestimmte Freunde richteten, eine eigene Klasse von Dilettanten (Muschlamim). So regte seine geistige Mutter, die Bibel, in ihrer erhabenen Gestalt Sachs' dichterische Anlage an, und seine regelmäßigen Studien auf dem Gymnasium und der Berliner Universität vollendete sie. Sophokles und Plato wurden eben so Vertraute seines Geistes wie Mose und Jesaia. Wären die Pforten akademischer Lehrämter den Juden nicht verschlossen gewesen, so hätte Sachs eine philologische Lehrkanzel zieren können. Doch seine ganze Kraft sollte dem Judenthum erhalten bleiben.

Vermöge seiner eigenen Natur und dem zwiefachen Zuflusse für sein Inneres aus der hebräischen und griechischen Welt wurde Sachs eine ideale, lautere Persönlichkeit, wie Gebirol und Jehuda Halevi, die sich nur auf den lichten Höhen des Lebens wohlbefand, und vor der Niedrigkeit einen physischen Ekel empfand. Keine Zwiespältigkeit war in seinem Wesen; Fühlen, Denken und Thun war bei ihm aus einem Gusse. Darum war er so unerbittlich scharf gegen Falschheit, Zweideutigkeit und Gleißnerei, gegen jede Schaustellung und jedes Gepränge, gegen die aufgeblasene Hohlheit und Eitelkeit, und züchtigte sie mit der Geißel seines Wortes und seines

treffenden, sprudelnden Witzes. Edelherzig und hingebend bis zur leichtsinnigen Selbstaufopferung, demüthig vor Gott und Menschen, die den Stempel des Göttlichen an sich trugen, war Sachs abstoßend stolz gegen diejenigen, welche in Religion, Kunst, Wissenschaft oder öffentlicher Thätigkeit Falschmünzerei trieben, ihre selbstsüchtigen kleinen Interessen mit dem Schein allgemeiner, großer Zwecke verhüllten. Wenn Sachs mit seiner Gesinnung, seinem Charakter, seinem sittlichen Ernst, seinem Pflichtgefühl und seiner Entsagungsfähigkeit, im ungetheilten Leben für seine Ueberzeugung durchgängig judäisch war, so war er mit seinem Formensinn und seinem tiefen Schönheitsgefühl hellenisch, und widerlegte mit seiner Person die von Heine aufgestellte angebliche Unverträglichkeit dieser beiden Naturen. Das Unschöne, Formlose, Unebenmäßige widerstrebte ihm eben so sehr wie das Unsittliche und Falsche. Sachs war durchaus kein Räthsel, und diejenigen, welche ihn räthselhaft fanden, haben seine harmonische Größe in leiblicher Erscheinung mißverstanden.

Das Judenthum war seinem Herzen das Theuerste, weil er es als Offenbarung eines die Menschheit leitenden Gottes betrachtete, und weil es ihm den Inbegriff alles Hohen und Heiligen war; er ließ es sich nicht durch die Zeitphilosophie wegklügeln. Die häßlichen Auswüchse an der Erscheinung desselben übersah Sachs nicht, er kannte aber auch ihren Ursprung und glaubte die Zeit, die sie angesetzt hat, würde sie wieder wegzehren. Selbst Hand daran anzulegen, dazu war er zu bedenklich, um nicht beim Ausscheiden des Siechen und Faulen Gesundes zu verletzen. Er traute sich und Anderen keine Berechtigung zu, diese Ausscheidung vorzunehmen. Zum Theil stammte seine Bedenklichkeit gegen jede tiefer gehende Reform aus seiner Scheu vor jedem thatkräftigen Eingreifen ins Praktische, das ein Fehler an seinem Wesen war. Warum sollte er als Mensch nicht auch seine Fehler gehabt haben? Ein Fehler war es auch, der sich an ihm und der Sache, die er vertrat, rächte, daß er eine unüberwindliche Abneigung hatte, sich mit Gesinnungsgenossen zu gemeinsamer Thätigkeit zu verbinden. Sachs hätte sich freudig Führern untergeordnet, deren Geisteshöhe ihm Hochachtung abgezwungen hätte. Da er Solche aber unter seinen Zeitgenossen nicht fand, so mochte er auch nicht mit den Männern Hand in Hand gehen, die sein eigenes Maaß nicht überragten oder nicht

einmal erreichten. Gegen Solche hegte er eben so viel Mißtrauen, wie gegen sich selbst. So war er eben so wenig tauglich zum Parteiführer, wie zum Parteigänger.

Sachs, große Vorzüge und kleine Fehler wiesen ihm den Platz an, auf dem er die ganze Kraft seines Geistes entfalten konnte; er war nur für die Kanzel geschaffen. Der leichte, überströmende Fluß seiner Beredtsamkeit, die Tiefe seines Gemüthes, die Wärme seiner Ueberzeugung, die Anmuth aller seiner Bewegungen, der Zauber, der aus seiner Persönlichkeit ausströmte, wenn er als Dolmetsch der Propheten und Agadisten dastand, der treffende Witz, der ihm zu Gebote stand, der Wohlklang seines Organs, die Formenglätte seiner Sprache, kurz jeder Zug an ihm machten ihn zum unübertroffenen Kanzelredner seiner Zeit, und er hatte nur an Mannheimer einen Ebenbürtigen. Doch war seine Predigtweise grundverschieden von der des bewunderten Volkspredigers Wiens. Sachs war auf der Kanzel selbstvergessen und verklärt; man glaubte einen der prophetischen Gottesmänner zu hören, wenn sie das Gewissen des Volkes aufrüttelten oder die Verzagten durch die Verkündigung einer idealen Zukunft aufrichteten. Selbst solche Zuhörer, die seine Ueberzeugung nicht theilten, riß Sachs für den Augenblick fort und erzwang ihre Bewunderung. Man hörte es ihm an, daß der Fluß seiner Rede nichts Gemachtes und Gekünsteltes an sich hatte, sondern aus dem tiefen Springquell eines reichen Innern strömte. Sachs war aber nicht bloß auf der Kanzel ein überwältigender Redner, sondern auch im Zwiegespräche, in alltäglicher Unterhaltung. Auch da floß sein Mund über von dem, dessen sein Herz voll war. Sein Wort, das eins war mit seinem Wesen, hat dem Judenthum viel treue Anhänger zugeführt. Wer in seine Nähe kam, war in einen Zauberkreis gebannt und nahm etwas von seinen Ueberzeugungen an. Er wirkte um so nachhaltiger, weil er es nie darauf anlegte, sondern harmlos sich selbst gab. Nichts war ihm verhaßter als steife Amtswürde, geistliche Salbung und das von Außen eingeführte Seelsorgerthum.

In Prag, wo er zuerst in vollem Mannesalter mit dem Zauber seines Wortes, der Anmuth seines Wesens und der Gewalt seiner jüdischen Ueberzeugung alle deutschredenden Einwohner, Christen wie Juden, bis zur Berauschung begeisterte, führte ihn ein günstiges Geschick mit einem der Begründer der jüdischen Wissenschaft, mit

Rapoport, zusammen (1840—44). Von ihm, zu dem er trotz ihres verschiedenen Bildungsganges in das Verhältniß inniger Freundschaft trat, wurde Sachs in das reiche jüdische Schriftthum eingeführt, das ihm früher wegen seiner Hingabe an die Ergründung der heiligen Schrift und an die klassische Literatur nur halb erschlossen war. Mit seiner Begabung, das Kernige und Vortreffliche lebendig nachzuempfinden und es in seine Geisteskammern aufzunehmen, beherrschte er bald diesen ihm zugeführten Stoff und veredelte ihn künstlerisch für einen großen Kreis. Aber mit der talmudischen Dialektik, der starken Seite Holdheim's, konnte Sachs nicht recht vertraut werden, sie blieb ihm stets halb fremd. Er bedauerte diesen Mangel seiner Kenntnisse schmerzlich. Es war aber kein Mangel, sie paßten nicht zur hellenischen Seite seines Wesens; sie hätten die Blüthe seines Geistes mit Mehlthau überzogen. Als wäre er von der Vorsehung berufen, der jüdisch-deutschen Kirche, die in Berlin eine faßbare Gestalt annehmen sollte, entgegenzuwirken und einen Gegenpol zu Holdheim's ewiger Verneinung zu bilden, wurde er von der Gemeinde dieser Stadt zum Prediger und Beisitzer des Rabbinats gewählt. Hier gelang es ihm das volle jüdische Selbstgefühl, das ihn beseelte, und den gerechten Stolz, einem so alten, so edlen, bildungsfähigen Stamme anzugehören, der Gemeinde einzuflößen und sie von der Christelei und der Nachäfferei, an der sie so lange kränkelte, theilweise zu heilen. Diese Umwandlung, welche bis in die entferntesten Kreise drang, löste von der Berliner Judenheit die Antipathie, welche gegen sie seit den Zeiten Friedländer's bei den auswärtigen Gemeinden herrschte. Sachs wurde den hervorragendsten Persönlichkeiten der preußischen Hauptstadt beigezählt; die gebildete christliche Welt schenkte ihm große Aufmerksamkeit, ohne daß er sie gesucht hat. Hätte er mit Thatkraft und Rührigkeit seinem Worten Nachdruck gegeben und dauernde Schöpfungen ins Leben gerufen, — wozu ihm die freigebige Berliner Gemeinde bereitwillig Mittel zu Gebote gestellt hätte — so wäre vielleicht die Reformgemeinde nicht entstanden.

Selbstverständlich bekämpfte er die Reformrichtung mit seiner ganzen Kraft. Er sah in Holdheim und dessen Gesinnungsgenossen Fälscher des Judenthums und Volksverführer; er that es offen. „Gegen Schimpf und Unglimpf war er gehärtet und gleichgültig“ (wie er oft sagte). Namentlich von der Kanzel herab schwang er

die Geißel seines vernichtenden Spottes gegen die jüdisch-deutsche Kirche, welche die Fülle des Judenthums von allen Seiten so beschnitten hatte, daß es in einer Nußschale Raum hatte. Aber auch seine Gegner gestanden ihm zu, daß er sich nur ehrlicher Waffen bediente; andere zu gebrauchen, widerstrebte seiner edlen Natur. Großen Schaden fügte er allerdings dem Reform-Tempel zu. Wer Sachs auf seiner Kanzel gehört hatte, fühlte sich dort gelangweilt. Ein Vergleich zwischen Sachs und seinem Widerspiele Holdheim fiel stets zu Gunsten des Erstern aus. Während der Tempel in der Johannisgasse immer mehr verödete, füllte sich die Synagoge in der Heydenreutergasse von Woche zu Woche mehr.

Wie zur Hebung und Befestigung des jüdischen Hochgefühls, so trug Sachs auch zur Förderung der jüdischen Wissenschaft bei. Sein Beitrag war aber mehr formeller, als wesenhafter Art. Er hat sie eigentlich nur vorstellungsfähig und für gebildete christliche Kreise zugänglich gemacht. Er verlieh ihr einen poetischen Schimmer oder auch ein romantisches Halbdunkel. Sachs hat zwar keine bahnbrechende Wahrheiten in die Welt gesetzt, auch nicht als Forscher und Entdecker neue Thatsachen ins Licht gezogen. Er war eben so wenig ein dichterischer Künstler, leuchtende Gebilde oder ideale Welten zu schaffen. In seinem Leben und Lehren war mehr Poesie als in seinen Versen. Er konnte nur, was andere Künstler gestaltet hatten, feinfühlig bis in die unmerklichen Schattirungen nachempfinden und veranschaulichen und, was andere Forscher entdeckt hatten, vergolden. Am entschiedensten war der Zug seines Geistes auf die auslegende Verklärung der heiligen Schrift gerichtet. Seine begeisterte Liebe zum Judenthum und zu dessen Urkunden, seine tiefe Kenntniß des Hebräischen, das in ihm wie eine traute Herzenssprache lebte, und endlich seine philologisch-ästhetische Feinfühligkeit trafen in diesem Punkte zusammen. Frühzeitig faßte Sachs daher diese Aufgabe ins Auge und hielt sie bis an sein Lebensende fest, der heiligen Literatur in hebräischer Gewandung ihren unverfälschten, ursprünglichen Sinn wiederzugeben und sie von dem Wuste und der Schändung zu befreien. Er begann, angeregt vom Beispiele Rückerts, „des westöstlichen Dichters, des sprachgewaltigen Meisters im Uebersetzen und Auslegen," mit den Psalmen [1]), die seinem frommen Herzen

[1]) Die Psalmen übersetzt und erläutert von M. Sachs, Berlin 1835.

verwandt waren. Er machte den Versuch, „eine wissenschaftliche, philologisch strenge Auslegung derselben zu liefern und eine rationale grammatische und lexikalische Behandlung der hebräischen Sprache“ anzubahnen. Er war besonders bemüht, in der deutschen Uebersetzung den hebräischen Geist und die poetische Urform durchscheinen zu lassen. Später hat Sachs, mit mehreren Mitarbeitern vereint zur „Bibel für Israeliten“ mehrere Bücher der heiligen Schrift geschmackvoll übersetzt [1]). Aber weil er daran mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe arbeitete, war er nicht im Stande, die biblische Exegese auf fester Grundlage aufzubauen. Die Eröffnung neuer Bahnen dafür fiel christlichen Forschern zu.

An dem regen Eifer und der Rührigkeit, die verschütteten schönen Gestalten der jüdischen Vergangenheit auszugraben, sie von der entstellenden Kruste zu säubern und sie ins rechte Licht zu setzen, nahm Sachs einen lebhaften Antheil. Drei Organe waren besonders dafür thätig, die Zeitschriften (Kerem Chemed und Zion) in hebräischer und der „Orient“ in deutscher Sprache. Jung und Alt lieferten Bausteine zum Aufbau eines jüdischen Ruhmestempels; aus allen Theilen Europas liefen Beiträge dafür ein. Die vierziger Jahre waren besonders für den vielseitigen Anbau der jüdischen Wissenschaft fruchtbar. Es war nicht müssige Gelehrsamkeit, sondern Herzensdrang, den augenscheinlichen Beweis zu führen, daß das Judenthum zu allen Zeiten mit der Gesittung Hand in Hand ging. Die jüdisch-spanische Geschichtsepoche übte eine besondere Anziehungskraft auf die jüdischen Forscher aus. Sie zeigte, was die Juden in Gedankenreichthum und schöner Formgestaltung geleistet haben und zu leisten vermögen. Die jüdische Wissenschaft sollte zugleich als Apologie gegen die Verächter der Juden und des Judenthums und als Ideal zur Erweckung des Nacheifers dienen. Diese glänzende spanische Geschichtsepoche war aber nur den jüdischen Forschern und diesen auch nur in rohen Massen und Bruchstücken bekannt. Sachs unternahm es, daraus ein organisches Ganze, ein schönes Gesammtbild zu gestalten und mit seiner beredten Sprache auch Fernstehende dafür zu gewinnen. Seine „religiöse Poesie der Juden in Spanien“ (1845) [2]) bietet mehr als der Titel anzeigt. In ge-

[1]) Die unter dem Namen des Redakteurs Zunz erschienen, 24 Bücher der heiligen Schrift übersetzt, Berlin 1838.

[2]) Erschienen Berlin 1845.

lungenen, anziehenden Schilderungen führte Sachs die Reihenfolge der Erzeugnisse des jüdischen Geistes von „dem schmerzlichen Beben der aus ihrem lebendigen Zusammenhange gerissenen Glieder" nach der Zerstörung des einigenden Mittelpunktes durch die Römer bis zur blüthenreichen Entfaltung der neuhebräischen Poesie in Spanien. In anschaulicher Lebendigkeit ließ er die Dichtergestalten Gebirol, Jehuda Halevi aus ihren Gräbern auferstehen und ihre Sangesweisen dem gegenwärtigen Geschlechte wiederholen. Die gebildete Welt wurde durch Sachs auf den Reichthum und die Schönheit der jüdischen Literatur im Mittelalter aufmerksam, von denen sie keine Ahnung hatte; selbst Heine war davon ergriffen und weihte ihnen seine vergoldende Feder [1]).

In derselben Zeit wurden in anderer Weise die Literatur des jüdischen Mittelalters in Frankreich und Deutschland und die jüdischen Dichter der Provence in eingehender Ausführlichkeit, allerdings mehr für gelehrte Kreise behandelt [2]). Mit gerechtem Selbstgefühl wurde das lebende Geschlecht gegeißelt, daß es für diesen Literaturzweig ein verächtliches Achselzucken hat, dem die christlichen Forscher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts so viel Hingebung gewidmet hatten. „Eine von der Weltgeschichte anerkannte Besonderheit, nach Volksthum und Bekenntniß ein Ganzes, dessen Richtungen von einheitlichen, mit ihren Wurzeln in das tiefste Alterthum hineinragenden Gesetzen geleitet worden, und dessen geistige Erzeugnisse bereits über zwei Jahrtausende eine Lebensfaser durchzieht," diese Besonderheit der Juden begründet die Eigenthümlichkeit einer jüdischen Literatur. — „Man erkenne und ehre in ihr eine organische geistige Thätigkeit, die ... vorzugsweise sittlich und ernst, auch durch ihr Ringen Theilnahme einflößt. Dieses stets unbeschützte Schriftthum, nie bezahlt, oft verfolgt, dessen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geschichte, eine Philosophie, eine Poesie, die es anderen Literaturen ebenbürtig machen.... Die Gleichstellung der Juden in Sitten und Leben wird aus der Gleichstellung des Judenthums hervorgehen." So sprach das stolze

[1]) Bekanntlich hat Heine die Note IV. zu seinem Romanzero aus Sachs' religiöse Poesie S. 287 copirt, und das Bild „Jehuda ben Halevi" in demselben nach Sachs' Schilderung gemalt.

[2]) Zunz zur Geschichte und Literatur 1. Theil, Berlin 1845.

Selbstgefühl der Juden, das aus der jüdischen Wissenschaft emporgewachsen war.

Indessen drohte die stete Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur in Einseitigkeit zu gerathen. War doch diese Epoche mit ihren Erzeugnissen nur die Tochter einer ihr vorangegangenen nationalen Thätigkeit und Enkelin oder Urenkelin einer noch überwältigenderen Geschichtsepoche. Auch diese dunkelen Seiten, die beiden Ursprünge des Judenthums, Bibel und Talmud, wurde von dem Lichte der Forschung, von der jüdischen Wissenschaft in den vierziger Jahren hell beleuchtet. Der Talmud lag in dem allerstrengsten Bann und in der schmählichsten Verachtung. Er war der Sündenbock, dem alle Schuld und alles Elend der Juden aufgebürdet wurden; wie einem Aussätzigen mochte sich kein anständiger Forscher ihm nahen, sich mit ihm befassen. Aber auch dieser Bann sollte gebrochen werden. Wie, wenn das eigenthümliche Schriftthum, das der Entstehung des Christenthums zur Grundlage diente, auch talmudisch geschwängert war? Dieser Beweis wurde mit vieler Kühnheit unternommen und die jüdisch-griechische Literatur — bis dahin von jüdischen Forschern wenig beachtet [1]) — zum Zeugen angerufen, daß es noch vor dem Talmud einen Talmud gegeben habe [2]). Noch wichtiger war es, daß dem Talmud abgelauscht wurde, wo seine starke Seite ist, in der Aeußerung seiner Rechtsbegriffe und Rechtsentwicklung [3]). Hier konnte die Ueberlegenheit des talmudischen Strafrechts über die Gesetzgebungen der alten Zeit nachgewiesen werden. Die wissenschaftliche Behandlung des Talmuds sollte zum Ergebniß führen, daß das Judenthum seiner sich nicht so sehr zu schämen brauchte.

Aber das Judenthum mit seinen Trägern blieb eine unentzifferbare Hieroglyphe, ein dunkles Räthsel, das ein Jahrhundert dem andern ungelöst überlieferte, so lange der „Urfels“ nicht erkannt war, „aus dem es ausgehauen, die Vertiefung, aus der es ausgehöhlt wurde“ —. Nur die gründliche, unbestreitbare

[1]) Der erste Versuch war L. Philippson, Ezechiel und Philo, Berlin 1830.

[2]) Frankel, Vorstudien zur Septuaginta, Leipzig 1841.

[3]) Derselbe, der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte, ein Beitrag zur Kenntniß des mosaisch-talmudischen Criminal- und Civilrechts. Berlin 1846.

Erkenntniß des Ursprunges, der heiligen Urkunden, konnte das richtige Wort der Lösung geben. Jahrtausende waren verronnen, und die Enträthselung war noch nicht gefunden. Nachdem die heilige Schrift, als Mutter zweier oder dreier Religionen, so lange über die Maßen vergöttert worden war, daß sie als das „Alles in Allem" galt, und in ihr die Aufschlüsse über Leben, Natur und Geschichte gesucht wurden, war sie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Mißachtung gerathen. Sie theilte das Geschick des jüdischen Stammes. Es ist buchstäblich wahr: der Judenhaß des deutschen Volkes, in dessen Mitte die Bibelforschung die eifrigste Pflege gefunden hatte, wurde auch auf das Erbe des jüdischen Stammes, auf die biblischen Urkunden übertragen. Es sollte bei den Juden nichts gefunden werden, was irgendwie vortrefflich erscheinen könnte. Die Schleiermacher'sche Schule hatte das alte Testament vom neuen ganz getrennt und den Zusammenhang zerrissen. Die vernünftelnde (rationalistische) Schule schenkte zwar den hebräischen Urkunden viel Aufmerksamkeit, aber nur zu dem Zwecke, deren Werth zu verkleinern. Eichhorn, Gesenius, v. Bohlen, de Wette, Tuch waren von Antipathie gegen die Juden eingenommen, und diese hinderte sie das rechte Verständniß der heiligen Literatur zu finden. Die Kirchlichgesinnten, Tholuck, Hengstenberg, suchten darin nach falschem Glanze und, was sie entdeckten, strichen sie für das Christenthum ein. Im jüdischen Kreise waren es nun drei, die sich wissenschaftlich eingehend mit der Entzifferung der heiligen Schrift beschäftigten: Krochmal, Luzzatto, Sachs; aber sie haben sich in scheuer Ferne gehalten, um nicht bis zum Sinaï vorzudringen. Erst einem kindlichen Gemüthe ist es gelungen, den Schleier halb zu lüften, die Sprache der Propheten und Psalmisten tiefer zu verstehen und die Urgeschichte des jüdischen Volkes im rechten Lichte zu zeigen. Mit dem Erscheinen „der Propheten des alten Bundes" und „der Geschichte des Volkes Israel" 1843—1847 [1]) war eine neue Bahn zum Verständniß des hebräischen Geistes und Volkes eröffnet. Das lange dunkel gebliebene Räthsel kam wenigstens durch das Auffinden des Schlüssels seiner Lösung näher. „Die Völker des Alterthums: Babylonier, Indier, Egypter,

[1]) H. Ewald, Propheten des alten Bundes, Stuttgart 1840 und Geschichte des Volkes Israel in drei Bänden 1843—47.

Phönicier, Griechen, Römer verfolgten jedes nur eine besondere Bestrebung unter günstigen Verhältnissen bis zu einem höchsten zum Theil von den Späteren nicht wieder erreichten Gipfel... Das Volk Israel dagegen hat sein Augenmerk vom Anfange seines geschichtlichen Bewußtseins an so deutlich erblickt und so mächtig erstrebt, daß es auf die Dauer sich nicht davon entfernen konnte und nach jedem augenblicklichen Stillstande es desto beharrlicher verfolgte: Das Ziel ist die vollkommene Religion . . . Die Geschichte dieses alten Volkes ist im Grunde die Geschichte der durch alle Stufen bis zur Vollendung sich ausbildenden wahren Religion". Der Kerngedanke dieser neuen, hoffnungsreichen Schule ist, daß der aus Abraham's Samen hervorgegangene Stamm in der That und Wahrheit ein „Volk Gottes" ist, das der Erde Heilswahrheiten in Fülle gebracht hat. Die Entfaltung dieser Wahrheiten zeige sich im Geschichtsgange und im Schriftthume der Israeliten. Es ist freilich ein Irrthum dieser Schule, welche für das Aufrollen des kunstvollen Gewebes die Handhaben geboten hat, daß das letzte Blatt der Geschichte des Gottesvolkes vor achtzehn Jahrhunderten geschrieben worden sei, und daß es seitdem nur noch ein Schattendasein führe. Kaum kann man behaupten, daß das römische Volk mit Romulus Augustulus oder das griechische mit Constantin Dragostes völlig untergegangen sei. Die Neuhellenen streben dahin, die Zeit der Miltiades und Perikles wieder herzustellen, die Garibaldi und Mazzini knüpfen wieder an die Scipionen an. Große Erinnerungen wecken Auferstehungen. Welches Volk hat größere und glänzendere aufzuweisen als das jüdische oder israelitische oder hebräische? Aber wenn dieses Volk noch etwas für die Weltgeschichte leisten soll, so mußten ihm die Fesseln abgenommen werden, nicht bloß die, welche seine Glieder, sondern auch die, welche seinen Geist eingeschnürt hatten. Frei sollte es erst werden, erst dann könnte es sich entscheiden, ob es selbstständig fortbestehen oder im Völkerstrom untergehen soll.

Unerwartet und überwältigend schlug für die europäischen Juden die Stunde der Befreiung mit der Februar- und Märzumwälzung (1848) in Paris, Wien, Berlin, Italien und andern Ländern. Ein Freiheitsrausch kam über die europäischen Völker, der hinreißender und wunderbarer war als im Jahre 1830. Mit gebieterischen Forderungen traten sie an die Fürsten und Machthaber. Unter diesen

Forderungen befand sich regelmäßig die Judenemancipation. In allen Volksversammlungen und Kundgebungen wurden die gestern noch verachteten Juden in den Bund der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" eingeschlossen. Was die Heißblütigsten nicht einmal zu hoffen gewagt hatten, trat plötzlich ein: Juden wurden in die Parlamente gewählt mit berathender Stimme über die Neugestaltung der Staaten. Ein preußisches Landtagsmitglied hatte seinen Abscheu zu erkennen gegeben, daß ein Jude einst neben ihm Sitz und Stimme haben sollte. Tages darauf erfüllte es sich, Riesser und Veit saßen neben demselben für die Neugestaltung Deutschlands Rath zu pflegen, und Mannheimer zugleich mit einem Rabbinen alten Schlages und polnischer Tracht (Meisels) beriethen die Neugestaltung Oesterreich's. Eine Versammlung von protestantischen Priestern hatte den Uebertritt eines Christen zum Judenthum als Zeichen des Wahnwitzes oder Blödsinns bezeichnet, und es dauerte nicht lange, so mußten die engherzigen Staatsgesetze auch diesem Bekenntnisse Freiheit zuerkennen. In West- und Mitteleuropa bis an die Grenze Rußland's und bis an das Gebiet des Papstthums sind die Fesseln für die Juden gefallen. Die Freiheit ist für sie errungen, sie selbst scheinen als Wächter derselben eingesetzt; die Erringung der Gleichheit und Brüderlichkeit steht noch bevor. Die Anerkennung der Juden als vollberechtigte Glieder ist bereits so ziemlich durchgedrungen; die Anerkennung des Judenthums aber unterliegt noch schweren Kämpfen.

Noten.



1.

Das Interdikt gegen Mendelssohn's Pentateuchübersetzung und Wessely's Sendschreiben.

I. Gegen Mendelssohn.

Es ist nur im Allgemeinen bekannt, daß einige Rabbinen, „namentlich der Oberrabbiner von Hamburg und der zu Fürth" den Bann gegen Mendelssohn's Versuch, den Pentateuch in reines Deutsch zu übersetzen, geschleudert haben. In keiner der zahlreichen Mendelssohn'schen Biographieen sind diese Rabbinen namhaft gemacht, und eben weil sie nicht individuell kenntlich gemacht sind, sondern als verschwommenes Abstractum genommen worden, ist das Urtheil über sie sehr ungerecht. Die unparteiische Historiographie, wie sehr sie auch Mendelssohn's deutsche Version als einen Segen für die Hebung der Judenheit anerkennen muß, darf die' Gegner dieser Richtung nicht ohne weiteres persönlicher Motive wegen verletzter Eitelkeit zeihen, sondern muß auch hier das audiatur et altera pars beobachten. Man braucht bloß die Rabbinen zu nennen, welche damals den Muth hatten, gegen den Strom zu schwimmen, um sofort die Ueberzeugung zu gewinnen, daß nicht gemeine Triebfedern sie dabei geleitet haben, sondern daß sie bona fide in allzugroßer Aengstlichkeit, die Religion durch die deutsche Uebersetzung gefährdet zu sehen, gehandelt haben. Es waren drei oder vier Rabbinen, sämmtlich Ehrenmänner, charaktervolle Persönlichkeiten, tiefsittliche Naturen, deren sich das Judenthum nicht zu schämen braucht, mit einem Worte es waren: Ezekiel Landau von Prag, berühmt durch sein rabbinisches Hauptwerk: Noda bi-Jehuda, ferner Hirsch (Zewi), b. Abraham Janow, (Charif) Rabbiner von Fürth, und Raphael Kohen, Rabbiner der drei Gemeinden, Altona-Hamburg-Wandsbeck, Rießer's Großvater mütterlicherseits. Der vierte war Pinchas Levi Hurwitz, (Verf. des הפלאה). Zuerst muß die Thatsache festgestellt werden, daß Diese eben Opposition gegen die genannte Uebersetzung gemacht haben, dann soll eine kurze Biographie derselben darthun, daß sie nur in Unkenntniß, nicht aber aus gemeinen Motiven das Unternehmen unterdrücken wollten. Auch die Zeit des Interdikts und einige Zwischenfälle sind noch nicht mit aller Genauigkeit bekannt. Die Chronologie ist nicht beachtet worden, weil ein Adressat, an welchen Mendelssohn'sche Briefe gerichtet sind, nicht bekannt war. Der Herausgeber der Mendelssohn'schen Schriften, Prof. G. B. Mendelssohn, welcher die Briefe zusammengetragen und nach verschiedenen

Gesichtspunkten geordnet hat, hat zum sechsten Bande die Briefe Mendelssohn's an einen Anonymen in hebräischer und deutscher Sprache (erschienen Wien 1794 אגרות רמ״ד) in deutscher Uebersetzung hinzugefügt, ohne den Adressaten zu bezeichnen. Dadurch erscheint mancher Vorgang verdunkelt. Der Adressat war א׳ל׳ם, die Abbreviatur von אביגדור לוי מגלוגא[1]), der sich in Prag aufgehalten. Dieser א׳ל׳ם war ein kleiner Stellenjäger à la Herz Homburg. Mendelssohn hat sich in jenem wie in diesem getäuscht. Durch den Aufenthaltsort dieses Avigdor aus Glogau ist auch der Rabbiner kenntlich, von dem in den Briefen öfter die Rede ist. So heißt es im II. B. „Ich höre von Fürth aus", daß es להגאון אב״ד דקהלתכם ולב״ד gefallen, חמשה חומשי תורה עם תרגום שלי zu verbieten oder gar in חרם zu thun, ohne daß man mir anzeigt: מפני מה ולמה ומתי ואיככה. הגאון אב״ד נ״י pflegt doch sonsten so übereilt nicht zu handeln". Unter „dem Rabbiner Ihres Ortes" ist kein anderer als Ezekiel Landau zu verstehen, von dem auch in den andern Briefen, als Verf. des נודע יהודה, öfter die Rede ist. Es steht also fest, daß der Rabbiner von Prag die Opposition gegen Mendelssohn eröffnet hat, was dem Herausgeber der Mendelssohn'schen Schriften unbekannt war. — Was Mendelssohn an v. Hennings in Kopenhagen d. d. 29. Juni 1779 schrieb: „Der Rabbi zu Altona läßt vor der Hand seine Donnerkeile ruhen, vielleicht um sie bei einer günstigeren Gelegenheit, wenn er erst das ganze Werk vor sich haben wird, mit mehrerem Gepolter wieder aufzunehmen" (bei Kayserling M. Mendelssohn rc. S. 521), das bezieht sich auf Raphael Kohen, welcher damals bereits Rabbiner der Drei-Gemeinden war. Wir kennen also zwei Hauptgegner der M. Pentateuch-Uebersetzung, welche die Mendelssohnschen Biographen mit Stillschweigen übergingen. Es ist daher nicht befremdend, daß sie die chronologische Reihenfolge der das Interdikt betreffenden Briefe vernachläßigt haben. Wir müssen uns ein wenig damit beschäftigen.

Vorher seien die Biographica Raphael Kohen's erwähnt. Sie sind größtentheils zusammengestellt in der Schrift: מעללי איש, Schluß des Sammelwerkes זכר צדיק, (1805), von Lazar Riesser in einem preziösen Style geschrieben. Nach derselben ist Raphael Kohen 24. Marcheschwan 5483 = Herbst 1722 geb. (p. 4) und st. 26. Marcheschwan 5564 = Herbst 1803, im Alter von 81 Jahren (p. 26). Im Jahre 1742 wurde er vortragender Talmudlehrer in Minsk, noch kaum 20 Jahre alt; 1744 — 1747 Rabbiner in Rakow (bei Minsk); 1747 — 1757 in Wilkomierz (nördlich von Wilna); 1757 — 1763 Rabbiner des Minsker Kreises (das. p. 7 b 8 b); 1763 — 1771 Rabbiner von Pinsk. In letztgenanntem Jahre reiste R. Kohen nach Berlin, um sein Decisions-Werk: תורת יקותיאל zu drucken. Tischri = August 1772 trat er das Posner Rabbinat an (das. p. 11 b). Tammus 1776 wurde er zum Rabbiner der Drei-Gemeinden berufen (das. p. 12). An seiner Stelle wurde sein junger Schwiegersohn Hirsch Janow, gewöhnlich R. Hirsch Charif genannt, zum Rabbiner von Posen erwählt, der etwa von Juli 1776 bis um Feb. 1777 in Posen fungirte und dann nach Fürth berufen wurde (s. Perles, Geschichte d. Juden in Posen S. 126).

1) Falsch giebt Kayserling an (a. a. O. S. 300), daß der Adressat der 5 Briefe Chanoch gewesen wäre.

In dieser Zeit, kurz nach Raphael Kohen's Uebersiedelung nach Altona-Hamburg, kam Salomon Maimon als Bettler nach Posen, nah' vor den jüdischen Feiertagen (Lebensgeschichte S. 276 fg.). Lassen wir Maimon erzählen. „Ich erinnerte mich, daß vor einigen Jahren ein Oberrabbiner aus meiner Gegend (Litthauen) zum Oberrabbiner von Posen aufgenommen wurde, und dieser einen guten Freund von mir als Schreiber mitgenommen hatte. Ich fragte nach diesem Freunde. Zu meinem größten Leidwesen erfuhr ich, daß er nicht mehr in Posen anzutreffen wäre, indem er mit dem Oberrabbiner, der nachher befördert und zum Oberrabbiner von Hamburg aufgenommen wurde, nach diesem Orte gereist sei: daß er aber seinen Sohn . . in Posen bei dem jetzigen Oberrabbiner, der ein Schwiegersohn des vorigen sei, zurückgelassen habe". Es ist kein Zweifel, daß hier von Hirsch Charif die Rede ist. Maimon erzählt weiter (S. 280): „Der Oberrabbiner, der ein scharfsinniger Talmudist und von einem sehr sanften Charakter war, wurde von meinem Elend gerührt. Er gab mir so viel Geld, als er bei sich hatte, invitirte mich, so lange ich mich hier aufhalten würde, alle Sabbat bei ihm zu essen und befahl seinem Knaben (Jünger), daß er für mich ein anständiges Logis verschaffen sollte. (S. 283). Der Oberrabbiner ließ mir auch neue Wäsche machen. In zweien Tagen war Alles fertig. Mit reiner Wäsche und einem neuen Kleide ausstaffirt, ging ich zum Oberrabbiner. Für ihn war dieses ein entzückender Anblick. Er lehnte meinen Dank ab. Nun möchte der Leser glauben, daß dieser Oberrabiner ein reicher Mann gewesen sei, bei dem die Kosten, die er auf mich wandte, wirklich eine Kleinigkeit gewesen wären: aber ich kann versichern, daß es sich damit ganz anders verhielt. Der Oberrabbiner hatte nur ein mäßiges Gehalt. Er mußte alle dergleichen Handlungen ohne Wissen seiner Frau ausüben und vorgeben, daß ihm andere Leute Geld dazu gegeben. Uebrigens führte er für sich ein sehr mäßiges Leben, fastete täglich . . . und aß die ganze Woche kein Fleisch. Demohngeachtet mußte er doch, um seine Neigung zum Wohlthun zu befriedigen, Schulden machen. Die strenge Lebensart, das viele Studiren und Nachtwachen schwächten seine Kräfte so sehr, daß er, nachdem er zum Oberrabbiner von Förde (Fürth) aufgenommen wurde, ohngefähr in dem sechs und dreißigsten Jahre seines Alters, starb. Nie kann ich ohne die tiefste Rührung an diesen göttlichen Mann denken". So schrieb der Skeptiker Maimon über Hirsch Janow, nachdem er mit dem Judenthum völlig gebrochen hatte. Hirsch Janow starb 13. Nov. 1785 (Häbnle, Geschichte der Juden im Ansbachischen S. 170 Abraham Trebitsch קורות העתים I. p. 27: בשנת תקמ"ו נפלו ב' מאורות הגדולים: אריה ליב בעל שאגת אריה . . . והגאון ר' הירש רב דק"ק פיורדא המפורסם בשמו ר' הירש חריף (היה גם חכם בחכמת מאטהעמאטיק); er war also um 1750 geboren, und bei der Wahl zum Rabbiner von Posen 1776 erst 26 Jahre alt. Dieser „göttliche Mann", wie ihn Maimon nennt, hat mit seinem Collegium in Fürth das Interdikt gegen die Mendelssohn'sche Uebersetzung ausgesprochen. Nach dieser unparteiischen Charakteristik wird man wohl nicht mehr die vage Phrase wiederholen, daß dieser Rabbiner von Fürth aus selbstischen Motiven gegen Mendelssohn opponirt hat. Aber eben so wenig darf man seinem Schwiegervater Raphael Kohen egoistische Zwecke imputiren. Sein ganzes Leben war eine

Kette opfervoller Thätigkeit. Bei Niederlegung seines Rabbinats 1799 zum Leidwesen der Gemeinden, ertheilte ihm der König von Dänemark ein Zeugniß voller Anerkennung für seine Wirksamkeit (מעללי איש p. 18). Sein Schwiegersohn L. Riesser schrieb über ihn an seinen Sohn Gabriel Riesser: „Deine Erläuterung über den jetzigen Standpunkt der Rechtswissenschaft habe ich wiederholt ... gelesen. Ich dachte dabei an jene frohe Zeit zurück, wo ich deinen seligen Großvater, den auch die Regierung als einen der tüchtigsten Richter im Lande anerkannt, das Recht mit heiligem Eifer ausüben sah, der mir jetzt noch Ehrfurcht einflößt; er pflegte das Recht die Stütze des Thrones Gottes zu nennen, (Isler, Riesser's Leben ges. Schrift. I. S. 38). — „Wenn ich Geld nöthig habe, sagte dein Großvater, bete ich bei Gott ein שמע קולנו, nie bei Menschen" (das. S. 53). Freilich ein fanatischer Gegner von Neuerungen war Raphael Kohen allerdings, wie aus dem Factum des Bannes gegen Samuel Marcus hervorgeht (bei Kayserling S. 295); aber man darf nicht dabei an unedle Motive denken.

Nicht recht klar erscheint Ezekiel Landau's Verhalten gegen Mendelssohn, wie aus den Briefen hervorgeht, wenn man sie gegen einander hält. Der Prospekt mit Probe vom Mendelssohn'schen Pentateuch עלים לתרופה ist bekanntlich Sommer 1778 ausgegeben worden; der Druck sollte Ende desselben Jahres beginnen. Der erste Brief Mendelssohn's an Avigdor (אגרות רמ"ד א'ל'ם in No. 3. ges. Schr. VI. S. 447) in Betreff des Pentateuchs ist datirt 10. Siwan = 25. Juni 1779, als Antwort auf Avigdor's Schreiben, daß man in Prag verwundert sei, daß dem Prospekt keine Approbation von angesehenen Rabbinen vorgedruckt sei. Aus dem ganzen Briefe geht hervor, daß Ezekiel Landau diese Ausstellung gemacht haben muß und zwar schon in Ijar. In derselben Zeit zog sich „ein kleines Ungewitter" über den Pentateuch an einem andern Punkte zusammen, wie aus M's. Brief an Hennings d. d. 29. Juni 1779 hervorgeht (bei Kayserling Anhang S. 521), und zwar aus Altona. Es heißt das.: „der Rabbi zu Altona läßt vor der Hand seine Donnerkeile ruhen." Man sieht diesem Briefe bei aller scheinbaren Ruhe eine gewisse Aufgeregtheit an [1]). In der ersten Hälfte des Juli war noch kein Eklat erfolgt. (M. Brief an Henning d. d. 13. Juli das. S. 525): „Ich danke Ihnen für das Anerbieten, mich vor .. Verfolgungen zu schützen. Noch ist es nicht so weit ... wie wohl den ruhig scheinenden Gewitterwolken nicht sonderlich zu trauen". Wie aus demselben Brief hervorgeht, verfuhr M. mit kluger Taktik: er verlangte, daß der König von Dänemark auf den Pentateuch subskribire. „Könnte es ... dahin gebracht werden, daß im Namen seiner Maj. des Königs oder einiger Großen des Reiches auf das Werk gezeichnet würde, so wäre dieses ein Wink für den Rabbiner zu Altona, in der Folge regelmäßiger zu verfahren". Freilich wenn der König als

1) Unrichtig bezieht Kayserling den Passus von Mendelssohn: „es macht mich herzlich lachen" auf den Beginn der Animosität (S. 290). Der Brief, worin dieser Passus vorkommt, an R. Chanoch adressirt (אגרותרמ"ד II. 23 b. ges. Schr. VI. 41) bezieht sich auf eine Approbation (הסכמה), die Landau einem elenden Uebersetzer des Pent. gegeben hat. M's. Brief ist datirt vom Tammus 1785, also mehr als 5 Jahre später; vergl. מאסף Jahrg. 1786 p. 142. Darin ist bemerkt, M. habe seine Uebersetzung bereut.

Subskribent darauf zeichnete, so durfte Raphael Kohen das Werk nicht mit dem Bann belegen.

Ehe noch der Wille des dänisches Königs kund geworden war, hatte R. Kohen den Bann ausgesprochen. Ein Artikel im Hamburger Correspondenten (No. 114 d. d. 17. Juli 1779, den ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. Jolowicz verdanke) lautet: „Altona. Der hiesige Ober-Landes-Rabbiner hat alle diejenigen Juden in den Bann gethan, welche die Uebersetzung der Bücher Moses, die H. Moses Mendelssohn in Berlin zum Verfasser hat, lesen werden". Es scheint, daß R. Kohen in Kopenhagen bei Hofe Schritte gethan hatte, sein Verfahren zu rechtfertigen, die Berliner Aufklärung als Grund angebend. Darauf läßt die Antwort schließen, welche der Minister Goldberg an v. Hennings d. d. 19. Juli 1779 richtete, (bei Kayserling das. S. 293): „Sa Majesté et Msgr. son frère veulent bien souscrire pour la traduction de M. Mendelssohn, si vous êtes bien sûr, qu'il n'y a rien contre la Majésté et la verité de la S. Ecriture. S. Altesse Royale m'a ordonné tout exprés de vous en assurer, pour éviter les inconséquences, en cas que les Juifs d'Altona viennent après démontrer que notre philosophe tient à la réligion de Berlin. Je vous prie aussi en ami, d'y avoir égard, sachant combien S. Alt. Royale trouverais mauvais d'avoir favorisé l'impression d'un ouvrage scandaleux". — Mendelssohn muß bereits Kunde von dem Bann in Altona gehabt haben, als er 29. Juli an v. Hennings eine Antwort auf des Ministers Brief erließ (das. S. 525 No. 32), und sich über ouvrage scandaleux und réligion de Berlin aussprach, aber klug genug, ging er über diese Thatsache stillschweigend hinweg und erlangte auch die Subskription des Königs und des Erbprinzen. An der Spitze der Subskribentenliste in der ersten Ausgabe des Pentateuchs befindet sich: Seine königl. Majestät Christian VII., König von Dänemark, und Seine königl. Hoheit der Erbprinz von Dänemark (vergl. auch bei Kayserling das. S. 528 No. 33). Es scheint, daß Mendelssohn's Manöver gelungen ist. R. Kohen muß seine Verketzerung gegen den Pentateuch eingestellt haben; denn es verlautet in den Briefen nichts mehr davon. Aus Kopenhagen und Hamburg sind viele Abonnenten verzeichnet, aber kein einziger aus Altona.

Erst ein Jahr später erfolgte die Aechtung aus Prag, wie aus den oben angeführten Briefen an אלב hervorgeht (o. S. 586). Der Brief (No. 5) ist zwar ohne Datum, aber da ihn der Adressat Avigdor zwischen einen d. d. 12. Nisan 1780 und einen andern d. d. 12. Siwan 1781 eingereiht hat, so scheint das Verbot in Prag Sommer oder Herbst 1780 erlassen worden zu sein. Ein Bannspruch muß nicht erfolgt sein. Zwar was Avigdor zur Rechtfertigung Landaus (אגרות רמ"ד p. 11 b) bemerkt: באמת הגאון המובהק (יחזקאל לנדא) אטם אזני משמוע לקול מלחשים ... והכה על קדקוד תרעומתם ותלונתם על העלים לתריפה ... באמרו שלא די שאין לתפסו כלל אלא שהדין עמו ... גם בנו הרב ... מה' שמואל לנדא מלא את דבריו אז והוכיח ניפך משלו ועמד לימינו (של משה דעסא), darf man nicht als Factum ansehen.

Wenn man ihm glauben sollte, so hätte Ez. Landau Anfangs gar M.'s Pent. in Schutz genommen. Wie gesagt, diesem Mantelträger, wie er sich in den Briefen und Bemerkungen zeigt, darf man nicht ohne weiteres nachsprechen. Später noch hat Landau ausgesprengt, M. habe in Betreff seiner Uebersetzung Reue empfunden (Schreiben an Chanoch, Citat oben S. 588 Anmerk.) Wessely schrieb dagegen, Landau sei gegen ihn eben so feindlich aufgetreten, wie früher gegen Mendelssohn. Aber einen förmlichen Bann scheint er doch nicht gewagt zu haben. Er wird nur unter der Hand das Lesen in M.'s Pentateuch verboten haben, ohne mit einem officiellen Bannspruch dagegen aufgetreten zu sein[1]). Ein förmlicher Bann ist also nur in Fürth darüber verhängt worden.

Außer den drei genannten Rabbinen war noch Pinchas Hurwitz in Frankfurt a. M. gegen die Mendelssohn'sche Uebersetzung. Vergl. שם הגדולים החדש von Ahron Walden (Warschau 1864 I. p. 65 a): גם יש אצלי מכתב שכתב (מ״ה׳ פנחס הלוי הורוויץ) להגאון הר׳ דוד טעבלי מליסא שכבר דרש ברבים שלא ללמוד תנ״ך עם דייטש. Da P. Hurwitz zum Kreise der Neuchaßidäer gehört hat (vergl. weiter Note 2), so ist diese Antipathie nicht befremdend.

Im Sommer 1781 ließ der Mitarbeiter Salomon Dubno, der Verf. des Commentars und andrer Beigaben zum Pent., Mendelssohn im Stich, wie aus M.'s Brief an Avigdor hervorgeht (No. 6): „עם מהו׳ שלמה דובנא bin ich wirklich in Zwist gerathen, ואל אלהים יודע ועד, daß ich nicht Schuld bin", d. d. 12. Siwan 1781. Dr. B. H. Auerbach theilt einen Brief von Dubno an Heidenheim mit, woraus hervorgeht, daß sein Lehrer Naphtali Herz ihn von Mendelssohn abgezogen hat (Geschichte der Israelit. Gemeinde Halberstadt S. 67, Note 179). Dubno schrieb: „Ich habe meinem Jugendlehrer, Naphtali Herz von Dubno zur Zeit, als dieser durch Berlin kam und mir mit den Worten Vorwürfe machte: בהתחברך עם אחיה פרין ה׳ את מעשיך, daß ich im Bunde mit denen arbeite, die, wie ihm die Rabbiner von Prag und Hamburg geschrieben, darauf ausgingen, unsere Thora aus der Wurzel zu reißen, daß Versprechen gegeben, mit dieser Gesellschaft zu brechen und mich von Berlin zu entfernen ... Einige zur Ausführung des Werks herangezogene Helfer .... standen so sehr in Verdacht, das Joch der Thora abgeworfen zu haben, daß es wahrlich geboten war, sich von ihnen zu entfernen".

II. Gegen Wessely.

Die Gegner, welche gegen Wessely's erste Apologie für die Civilisirung der Judenheit auftraten, sind noch weniger allgemein bekannt. Eine kurze Zusammenstellung ist hier noch mehr erforderlich. — In dem zweiten Sendschreiben und in den folgenden spricht Wessely von drei gegnerischen Rabbinen, die seine Apologie verketzert haben (p. 39): לאותן שלשה רבני עמי ששפכו עלי דברי איבה; im dritten bezeichnet er diese drei als Rabbinen von Polen: יצא הקצף מאת ג׳ הרבנים מארץ פולין. Einer von diesen Dreien hat gegen ihn öffentlich gepredigt, und das vierte Sendschreiben hat eben größtentheils zum Inhalt, diese

1) Vergl. über Landau's Antipathie gegen eine Bibelübersetzung in dessen talm. Commentar צלח zu ברכות zum Passus ומנעו בניכם מן ההגיון.

polemische Predigt zu widerlegen. Wer waren Wessely's drei polnisch-rabbinische Gegner? Er hat in seinen Sendschreiben ihre Namen gewissenhaft verschwiegen. Zum Theil läßt sich das Unbekannte aus Wessely's Brief an die Triestiner Gemeinde ermitteln, welchen Reggio in Kerem-chemed I. p. 5—7 mittheilte. In demselben referirt W., daß der Rabbiner von Prag, derselbe, welcher auch Mendelssohn's Pentateuch verdammt hatte, seine Schrift angefeindet habe, sobald seine Apologie nach Prag gelangt war: כי בהגיע מכתב יד לפראג . . . הרב אב"ד דשם יצא כנגדי בבית הכנסת בלשון חדה . . . וכן יצא כנגד העתקת החומש מאת רבנו . . ה' משה נר"ו. Hier ist also von Ezekiel Landau die Rede. Doch gehörte dieser nicht zu den drei Hauptgegnern, da diese eben als polnische bezeichnet werden. W. nennt doch einen derselben ausdrücklich, den Rabbinen von Lissa, daß er gegen ihn öffentlich gepredigt habe. וכבר הגיע חמת הרבנים (l. הרבנים) לשעיר גדול שישרפו מכתבי באש. והרב בליסא דרש בשבת הגדול בבה"כ שבעירו שהמכתב מעין שרפה ויתר החברים שהברותי מעין מגיע (das.) Es ist derselbe David Tewele, dem gegenüber Pinchas Hurwitz sich gegen deutsche Bibelübersetzung ausgesprochen hat, (o. S. 590). Die polemische Predigt, die Wessely stückweise in 41 Sendschreiben widerlegt, stammte demnach von David Tewele.

Der zweite Gegner war Salomo Dob Berusch, Rabbiner von Glogau. Friedländer bemerkt zur Einleitung zu einem Briefe Mendelssohn's an ihn (ges. Schr. V. S. 593): „Der Brief war bestimmt . . den alten Wessely gegen die Verfolgung des Ob. Land. Rabb. (Hirschel Levin) zu schützen, welcher besonders von den Rabbinern in Glogau und Lissa aufgereizt, willens war, dem Wessely das Drucken zu verbieten". Aus Mendelssohn's Schreiben an Friedländer geht hervor, daß die Rabbiner von Lissa und Glogau Frühjahr 1782 an Hirschel Levin zur Verketzerung Wessely's geschrieben hatten (das. S. 594). Dieser Salomo Berusch in Glogau war der Bruder des Naphtali Herz von Dubno, welcher Sal. Dubno von Mendelssohn abgezogen hat (o. S. 590), und ebenfalls ein Feind von Neuerungen und besonders von Bildungsschulen (vergl. über ihn Auerbach a. a. O. S. 67 und Walden a. a. O. S. 60 No. 25). Wie mir H. Dr. S. Klein, Rabbiner von Glogau mit Gefälligkeit brieflich mittheilte, starb Salomo Berusch 3. Tammus 1784. Glogau galt damals als eine polnische Gemeinde, daher konnte ihn Wessely „Rabbiner von Polen" nennen. — Der dritte Gegner war ohne Zweifel der Rabbiner von Posen, Joseph b. Pinchas, vom Volke Zadik genannt (fungirte 1780—1801, Perles Geschichte der Juden in Posen S. 126). Joseph Zadik war Schwiegersohn Ez. Landau's, und da dieser Wessely befehdete, so konnte es nicht fehlen, daß auch sein Schwiegersohn sich ihm angeschlossen hat. — Wie Mendelssohn schrieb (das. S. 602): „fuhren aus allen Gegenden Polen's Bannstrahlen über W. zusammen, und es fehlte wenig, so waren auch seine deutschen Mitbrüder wider ihn in Harnisch."

Was die chronologische Reihenfolge der Wessely'schen Sendschreiben betrifft, so ist dabei zu berichtigen, daß das zweite fälschlich das Datum hat יום ב' כ"ה אב תקמ"ה trägt, da er im dritten (p. 5 b) selbst schreibt: כי בעשירי לחודש השני הוא חודש אייר שנת תק'מב יצא מכתבי הב' מן הדפוס. Vom selben Monate und Jahr ist auch der Brief an die Triestiner Gemeinde datirt, worin er ihnen den Verlauf seiner Anfechtungen erzählte und sie um Verzeihung bittet, daß er sich erlaubt

habe, eine fingirte Antwort, auf ein von ihr angeblich erhaltenes Schreiben, an sie zu richten (Kerem Chemed I. p. 7: .. ולכן אל ירע בעיניכם קציני טריעסט שערכנו במכתב הזה כאילו הוא תשובה על המכתב היקר שקבלנו מידכם הרמה. ופנינו אליכם בכל מה שדברנו בו. Das **zweite** Sendschreiben stammt also vom Frühjahr 1782 und ist an die Triestiner Gemeinde gerichtet. Das dritte ist erst Frühjahr 1784 vollendet, eine Zusammenstellung der anerkennenden Schreiben, die ihm aus Italien zugekommen waren, und das vierte ist datirt Frühjahr 1785.

2.

Die Entstehung des Chaßidismus in Polen.

Der Chaßidismus, dieser häßliche Auswuchs des Judenthums, der gleichzeitig mit der Aufklärerei in Deutschland entstand, hat auch schon seine Literatur, wie sich denken läßt. Nichts desto weniger kann man behaupten, daß der Ursprung desselben noch nicht kritisch fixirt ist. Auch pathologische Erscheinungen in der Geschichte haben eine naturgemäße Entwickelung und einen Fortschritt. Man muß daher den ersten Keim und Ansatz von dem späteren Verlauf scharf auseinanderhalten. In der satyrisch-burlesken Schrift מגלה טמירין von J. Perl, einem sehr gelungenen Seitenstück zu den epistolae obscurorum virorum (erschienen 1819), in dem der Chaßidismus in puris naturalibus auftritt, ist diese Distinktion der Zeiten oder des Ursprunges und Verlaufes nicht beachtet, weil es dem Verf. nicht um geschichtliche Darstellung zu thun war. Nichts desto weniger wurde diese Schrift bisher als Hauptquelle angesehen, wie denn überhaupt die Nachrichten, welche Perl lieferte, die Grundlage für die Darstellung des Chaßidismus bei Jost bildeten. Aber Perl konnte weder genau die ersten Anfänge des Chaßidismus angeben, noch die Diadoche der Häupter feststellen. Er wußte wenig von **Beer Mizifricz** zu berichten, der viel mehr als der erste Stifter zur Ausbildung, Erstarkung und Vermehrung der Sekte beigetragen hat. Naturgemäß macht jedes apostolische Zeitalter mehr Propaganda als der Initiator. Es ist daher nothwendig, die Genesis und die Entwickelung der jetzt um sich greifenden Sekte zu fixiren. Dazu ist aber eine Uebersicht der Quellen und kritische Prüfung derselben nothwendig.

Die Quellen wollen wir in hebräische und nichthebräische, und die erste Rubrik in chaßidäische und gegnerische eintheilen.

I. Hebräische Quellen chaßidäischen Ursprungs.

1) Glaubwürdige historische Nachrichten von chaßidäischen Autoren giebt es im Grunde nicht. Die Führer waren von Hause aus dem Schreiben abgeneigt. Gewöhnlich wird als Hauptquelle שבחי בעל שם טוב angegeben[1]). Allein

1) Jost giebt irrthümlich an, der Verfasser sei Schwiegersohn des **Bescht** gewesen; er war Schwiegersohn des Jakob Joseph Kohen aus **Polonoie**, des chaßidäischen Predigers, des Verfassers von הולדותי עקב יוסף und בן פורת יוסף. Es ist zuerst 1815 gedruckt. Das שבחי ist auch s. a. et l. (Lemberg) unter dem Titel קהל חסידים in einer andern Ordnung überarbeitet. Es enthält auch sagenhafte Nachrichten von spätern chaßidäischen Oberen.

ihre Authenticität wird selbst von einem Chaßid bezweifelt, oder vielmehr der Verfasser wird beschuldigt, Falsches hineingebracht zu haben (Walden, שם הגדולים החדש I. p. 38. ומה גם בכמה דברים בדאים אשר בדא מלבו (מחבר שבחי בעש"ט) וביה נתן יד לפושעים. Nur in so fern es mit anderen Quellen übereinstimmt, läßt sich Faktisches daraus entnehmen.

2) Wichtig ist für die Anfänge ein hebräischer Brief Israel Bescht's an seinen Schwager Gerschon Kutower, der nach Palästina ausgewandert war. Er ist abgedruckt in Jakob Joseph's בן פורת יוסף Ende und in כתר שם טוב 1795 von Ahron Kohen aus Apta. Dieser Brief ist datirt 1750. Wie wohl viel Mystik darin enthalten ist, so werden doch auch zu viel thatsächliche Specialien berührt, als daß die Echtheit desselben angezweifelt werden könnte. Dieser Brief giebt einen chronologischen Anhaltspunkt. Die Ueberschrift lautet: זאת האגרת שנתן הרב רבי ישראל בעש"ט לר' יעקב יוסף .. שיתן לגיסו בר גרשין קיטווער; der Brief selbst beginnt: ג"ק קבלתי בידיד לוקא שנת תק"י.

3) Ein Briefwechsel zwischen einem Chaßid Joseph von Nemirow und einem Gegner Benjamin Seeb aus Slonim (einem Jünger Elia Wilna's) unter dem Titel ויכוחא רבה, Lemberg 1867. Diese Correspondenz, welche Manches über die ersten Häupter, ihre Doctrinen und ihre synagogalen Divergenzen enthält, fand 1785 — 86 statt.

4) Die Reihenfolge der chaßidäischen Häupter und ihre Jünger: סדר הדורות החדש מתלמידי הבעש"ט (anonym, verfaßt von Mendel Bodek, einem Anhänger) Lemberg 1865. Der Verfasser, der sehr elegantes Hebräisch zu schreiben versteht, hat Nachrichten über die ältesten Chaßidäer aus Schriften und Traditionen zusammengetragen, freilich mit besonderer Vorliebe für Mirakel.

5) Ein alphabetisches Verzeichniß der meistens chaßidäischen Autoren und ihrer Schriften: ס' שם הגדולים החדש (nach Art der Asulaischen Bibliotheca auctorum et scriptorum) von Ahron Walden, Warschau 1864. Dieses Buch enthält schätzenswerthe chronologische Anhaltspunkte, welche bis jetzt in der Geschichte dieser Sekte ganz unbekannt waren. Die sonstigen zahlreichen Schriften der chaßidäischen Autoren enthalten wenig Geschichtliches und höchstens Anhaltspunkte für ihre Theorie.

II. Gegnerische Schriften in hebräischer Sprache.

1) זמיר עריצים וחרבות צורים anonym, man nennt Chajim Wolozin, Jünger Elia Wilna's[1]), als Verfasser, 1772. Obwohl gedruckt, ist dieses 25 Duodez-Seiten enthaltene Schriftchen selten, weil die Chaßidäer es aufgekauft und vernichtet haben. Es besteht: a) aus einem Berichte über die Vorgänge und die Bannsprüche gegen die Chaßidäer in Wilna d. d. 5. Ijar 1772. — b) Proclamation und Bannspruch der Brodyer Gemeinde gegen dieselben d. d. 20. Siwan 1772. — c) Eine Schilderung der chaßidäischen Eigenheiten und Ketzereien in bombastischem Style — 9 Seiten. — d) Ein Anklagesendschreiben an die Gemeinde von Brzecz gegen die Chaßidäer, vom ganzen Wilnaer Rabbinat unterschrieben d. d. 1. Siwan 1772. — e) Eine officielle Schilderung der

1) Löbel (s. w. u. S. 596) p. 15 macht Elia Wilna selbst zum Verfasser, was wohl unrichtig ist.

chaß. Unthaten in Wilna und des Verfahrens gegen sie. — f) Ein kurzer Nachtrag des Sammlers. — g) Copie der Verordnungen gegen die Chaßidäer in der Gemeinde von Laszczow. Jost, der dieses Schriftchen nur als Handschrift gekannt hat (Gesch. d. Judenth. S. 194, Sammlung aller (?) betreffenden Akten) und mit Entzifferung der polnischen Ortsnamen nicht recht vertraut war, machte aus dem Orte לעשוב Waschano (S. 193), was Laszscow bedeutet.

2) זמיר עריצים, ebenfalls anonym, aber der Verf. nennt sich Jünger Elia Wilna's, s. l. 1798. Diese Schrift polemisirt mehr gegen zeitgenössische Häupter als gegen die ersten Stifter. S. 10 b giebt er an, einen zweiten Theil mit Titel שבר פושעים unter der Feder zu haben. Finn besitzt von demselben eine handschriftl. Polemik unter dem Titel זמרת עם הארץ (קריה נאמנה S. 139).

3) Eine handschriftliche Sammlung antichaßidäischer Nachrichten unter dem Titel ספר זאת תורת הקנאות, ist aus der Michelschen Bibliothek in die Bodleiana übergegangen. Die Handschrift enthält 179 Blatt, und ist, wie der Schluß aussagt, von David, Rabbiner von Makow, in seinem Todesjahre 1792 (לפרט בית עקד הרועים) niedergeschrieben und von seinem Enkel Sabbatai aus Makow 1800 copirt worden. Sie enthält einige wichtige Data. Durch die Gefälligkeit des Herrn Neubauer sind mir die wichtigsten Stellen daraus excerpirt worden.

4) Einige Wichtigkeit hat noch die Schilderung der chaßidäischen Manieren in der Einl. zu Salomo Chelms talmudischer Schrift מרכבת המשנה. Sie ist 1751 gedruckt, war aber schon, wie aus den Approbationen hervorgeht, 1750 vollendet. Diese Schilderung, welche davon ausgeht, daß es in Polen dreierlei Fromme oder Talmudisten gäbe (עדת הלומדים לג׳ כתות נפרדים), portraitirt die Chaßidäer, ohne sie zu nennen, folgendermaßen: ויש מהם אשר מתקדש ומתטהר בלמוד כתבי הארי והזוהר ... ויש מהם ריק מכל מדע, קטן הוא ודל, לא בסוד ולא בגפ״ת השתדל, ערם יערים, וקול נהי ירים. מדלג על ההרים ובתפלות ובתחנונים בשיר ורננים ... ומעשיו משונים, עוטה לבנים והכנף פתיל תכלת.. ומוליכים ומביאים בידם וינוע כנוע עצי היער ..... ואף כי לא קרא ולא שנה חכים יתקרי ורבי יכונה וכל המוסיף בתנועות והויות משובח .... ואין איש שם על לבו כי בקרבו טמון ארבו ... ורבים מהם אשר רוח שערו עושה דברו בין אדם לחברו. Weiter folgt die Schilderung ihrer Habsucht; sie schließt, daß der Verf. auch einige Ehrliche unter dieser Sekte kennen gelernt, die aus wahrer Andacht ihre Sprünge machen: ודלוגם עלי אהבה. —

5) Hierher gehört noch die Nachricht über den Chaßidismus von Jakob Emden in seinem מטפחת הספרים p. 31. Diese Schrift ist gedruckt 1768; in dieser Zeit waren Emden bereits die chaßidäischen Tollheiten beim Gebete bekannt: עתה מקרוב קמו כת חסידים חדשה בוואלין פאדליע ובאו מהם גם למדינה זו, שכל עסקם בספר הזוהר, ומאריכים חצי היום בתפלה ... עושים (לפי מה שהגידו לי) בתפלות י״ח תנועות זרות ומגונות, מטפחים בידיהם ומנענעים לצידיהם, ראשיהם כפופים לאחוריהם ופניהם ועיניהם פונים למעלה.

III. Nachrichten in nicht-hebräischen Schriften.

1) An die Spitze verdient die Relation Salomo Maimons gestellt zu werden, der einige Zeit in den chaßidäischen Conventikeln zugebracht hat, angeregt durch die Schwärmerei eines Mitgliedes, welches ihn angeworben hatte.

(Maimons Selbstbiographie I. S. 217). Der erste Stifter war damals bereits gestorben, als Maimon sich den Chaßidäern anschließen wollte; er kannte nur dessen Nachfolger (S. 231): „Ich beschloß daher eine Reise nach M. zu unternehmen, wo sich der hohe Obere B. befand". Es ist kein Zweifel, daß hier von Beer in Miziricz, Bescht's Nachfolger, die Rede ist. Wir haben durch Maimon's Relation eine treue Charakteristik des zweiten chaßidäischen Oberhauptes und des Treibens dieser Sekte.

2) Jacques Calmanson, essai sur l'état actuel des Juifs de Pologne et leur perfectibilité, Warschau 1796. Der Verf., ein aufgeklärter Jude, machte Vorschläge zur Hebung der Juden in dem Theil von Polen, welcher zu Preußen geschlagen worden war (Südpreußen). Er widmete seine Schrift dem Oberpräsidenten Grafen von Hoym. Aufs Detail eingehend, schildert er auch die chaßidäische Sekte.

De la Secte Chaside (Zélateurs-Piétistes).

Cette Secte particulière à la Pologne, n'y est guères connue que depuis une vingtaine d'années. Elle prit naissance à Miedzyboz en Podolie, et doit son origine à un Rabin fanatique, qui, abusant de la credulité du peuple toujours ignorant, toujours épris du merveilleux, eut l'art de se faire passer pour prophète. Il prétendait guérir toutes les maladies par la cabale. Cette nouveauté singulière fit illusion d'abord; la populace qu'un rien attire et qu'un rien rebute, s'empressa de venir chercher la santé dans la chaumière du fanatique; elle n'y trouva que l'erreur, et cependant le nombre de ces disciples augmenta considérablement.

Cette Secte qui se soutient encore, rejette l'étude des Loix, affecte une ignorance que jadis on reprochait comme un vice aux membres qui la composent et dont aujourdhui elle a fait une vertu, ne connait qu'une étude, celle de la Cabala, dont pourtant elle ignore et les calculs et les résultats; recommande la vie contemplative comme la seule pour laquelle l'homme soit fait, joue en public un désintéressement, qu'elle est bien éloignée de professer dans le particulier. Tous leurs biens sont en commun et presque toujours à la disposition de leurs Chefs, dont ils se sont formés la plus haute idée et qu'ils honorent même du titre plus fastueux que fondé, d'infaillibles ..... A ce double égard on est forcé d'admirer l'adresse avec laquelle ils savent mettre à profit l'enthouisiasme inconséquent des dupes, qu'ils ont séduits. Mais d'un autre coté on doit plaindre la simplicité, la bonhomie de ces hommes ignorants et crédules, qui croyent servir la cause de leur Dieu par ces actes de démence, tandis qu'ils ne servent réellement que les caprices de quelques faux zélateurs, dans desquelles ils ne trouveront jamais que des despotes.

Il est à désirer, sans doute, que le Gouvernement prenne des mesures promptes et efficaces, pour s'opposer au progrès d'une Secte dangereuse à raison de ses principes, plus dangereuse encore par les résultats qu'elle produit; d'une Secte qui se répand avec plus de rapidité que ne semblaient le présager ses faibles commencements et qui infecte déjà

de son poison destructeur presque toutes les Synagogues. Que n'auront point à craindre de ses fureurs, je ne dirai pas seulement le Peuple juif, mais aussi l'Etat et le Gouvernement lui-même, si l'on ne met point un terme aux accès de délire de ces enthousiastes, dont le fanatisme est d'autant plus rédoutable qu'ils se livrent de bonne foi à l'erreur et que, se croyant réunis sous les étendards de la Réligion, ils mettent au rang de leur premiers devoirs, le soin de consolider et d'étendre ces dogmes impies et funestes!

3) Israel Löbel, glaubwürdige Nachrichten von einer neuen und zahlreichen Sekte unter den Juden in Polen und Litthauen, die sich Chasidim nennt und ihren die Menschheit empörenden Grundsätzen und Lehren, Frankfurt a. O. 1799. Verfasser nennt sich Unterrabbiner von Nowogrodek in Litthauen; er war aber nur ein wandernder Prediger (מגיד).

Die Quelle II. 3 S. 18 nennt ihn ר' ישריאל מסלוציק und rühmt seinen Eifer gegen die Chaß., wodurch er fast zum Märtyrer geworden wäre. Israel Löbel schrieb mit sehr viel Leidenschaftlichkeit gegen die Sekte, weil sein Bruder in deren Netz eingefangen worden war, und er dadurch viele Händel mit ihnen hatte. Man darf ihm daher nicht Alles auf's Wort glauben. Seiner Schrift wurde die Ehre zu Theil, von Vielen als Hauptquelle benutzt zu werden. Sie wurde nämlich in der Zeitschrift Sulamit abgedruckt (Jahrg. 1807). Daraus übersetzte sie Grégo¦ire in seiner histoire des sectes réligieuses (III. p. 322 fg). Les détails qu'on va lire sont extrait d'une notice, publiée en 1799, à Francfort, par Israel Loebel .... Cette notice a été réimprimée, en 1807, dans la Sulamith. Daraus hat auch zum Theil Peter Beer geschöpft. Wunderlich ist es, daß Jost in seiner ältesten Geschichte (B. IX. S. 44) eine und dieselbe Quelle als drei verschiedene bezeichnet. In der Note citirt er: „Peter Beer, Geschichte der jüd. Sekten II. Grégoire, hist. des sectes rélig. Beide haben aus guten, doch nur sparsamen Quellen ihre Nachrichten, vergl. Isr. Loebel Nachrichten von den Chaßidim". — Loebel hat auch zwei hebräische Schriften gegen die Chaßidäer gerichtet ויכוח נגד האמונה החדשה und קברות התאוה, Warschau 1797. Aus Vergleichung mit andern Quellen ergiebt sich, daß er in faktischen Punkten nicht sehr zuverlässig ist.

Weder Peter Beer, noch Jost, noch ihr Vordermann Loebel haben die Genesis dieser Sekte richtig angegeben. Sie haben sie aus der Anschauung ihrer Zeit geschildert, als sie bereits durch Zuwachs vieler Mitglieder depravirt war, und haben die Entwicklungsmomente nicht beachtet. Es gilt zunächst, die sogenannten Oberen, oder ersten Stifter, kennen zu lernen und die Chronologie zu fixiren.

1. Israel Baal-Schem.

Die Zeit, in der er bereits einer Sekte oder einem Conventikel vorstand, läßt sich aus den angeführten Quellen genau umgrenzen. Aus seinem Briefe (I. 2) ergiebt sich, daß er im Jahre 1747 nur wenige Anhänger hatte, oder daß seine Doktrin damals noch nicht verbreitet war. Es heißt nämlich daf. כי בר"ה שנת תק"ז עשיתי השבעת עלית הנשמה ... וגם רשעים רבים חזרו בתשובה וכולם כאחד

בקשו ממני . . . ושאלתי את פי משיח . . . והשיב לי בזאת תדע בעת שיתפרסם למודך ויתגלה בעולם ויפוצו מעינותיך חוצה . . . ובר"ה שנת תק"י עשיתי עלית הנשמה. Demnach war die Sekte 1747 noch nicht verbreitet. Aber 1750 kannte sie Salomo Chelm bereits als כת (o. S. 594, 3). Gestorben ist Bescht 1759, wie das Ms. (II. 3) angibt: (Bl. 174): הכת הזאת הסרים אחרי התוהו . . . ישראל מעזביזר אשר מת בשנת תקי"ט היא שנת חתונתי. וזכורני שהיה מפורסם ללא למדן רק לבעל שם כותב קמיעות ולא למד כלל כי לא היה יכול ללמוד והיה הולך בשוקים וברחובות עם הוטר גאוה בפיו הלולקי וציבוק ומדבר עם הנשים. Isr. Bescht's öffentliche Thätigkeit dauerte also etwa von 1747 bis 1759. Im Jahre 1750 gab er noch die Absicht zu erkennen, nach Palästina auszuwandern, wie aus seinem Briefe hervorgeht. Sein Ruf muß damals noch nicht sehr verbreitet gewesen sein. Ungenau ist also die Angabe bei Jost, daß er von 1740—60 oder 1730—60 gewirkt hat, noch unrichtiger bei Loebel (S. 13): zwischen 1760 — 65. Sein Geburtsjahr läßt sich ebenfalls annähernd danach bestimmen. In dem 1750 geschriebenen Brief spricht er schon von seinem Enkel Ephraim (oder Mose Chajim Ephraim), welcher noch einen ältern Bruder hatte. Er ist also wohl im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrh. geboren. — Von seinen Antecedentien ist nur das Eine sicher, daß er lange Zeit in den galizischen Karpathen zwischen Kassow und Kuty (Kutow) zugebracht hat. Die Quelle I. 4 p. 3 a referirt: הבע"שט . . התחבא במחבואות ובמערות ולרוב . . בין עיר קוטוב ובין קאסוב בין ההרים הגדולים אשר שמה. Ebenso seine wunderhafte Lebensbeschreibung (I. 1) p. 3 a: והוא הלך להתבודד בין הרים גדולים הנקרא גבירג. In dieser Gegend am Pruth brachte er lange Zeit zu: (das. p. 4 b): הלך להתבודדות במעבר הנהר הנקרא פרוט. Diese Relation stammt von seinem Jünger Jakob Joseph Kohen und ist darum jener vagen Erzählung vorzuziehen, daß er im Norden in oder bei Brody gewohnt habe (das. p. 2 c. d.) Auch Quelle I. 3, p. 49 b (והשיג הבעש"ט על ידי סגופים והתבודדות בנקיקי הסלעים). Daß er Curen an wirklichen oder eingebildeten Patienten angewendet hat, berichten fast alle Quellen, auch die chaßidäischen; nur behaupten einige Letztere, es sei ohne magische Praktiken, ohne Beschwörung und Kameen (קמיעות) geschehen (I. 3): מופתיו ונפלאותיו . . . כלם היו בלי השבעות ובלי קמיעות.

Die handschriftliche Quelle tradirt: גם דרכו היה תמיד לנסוע לפריצים לעשות עמהם רפואות עבור קבלת שכר. S. Maimon a. a. O. S. 217. „R. Joel (l. Israel) Baalschem wurde durch einige glückliche Curen, die er durch seine medicinischen Kenntnisse und Taschenspielerkünste bewerkstelligte, zu dieser Zeit berühmt, indem er vorgab, dieses Alles nicht durch natürliche Mittel, sondern bloß durch Hilfe der Kabbala Maasit und den Gebrauch der heiligen Namen bewerkstelligt zu haben". Seine Hauptbeschäftigung war mit Pferden; er war Roßtäuscher und Fuhrmann, hielt aber auch eine Schänke (Schibche p. 8 a 15 b).

Alle seine Gegner schildern ihn als höchst unwissend, auch die chaßidäische Schrift כתר שם טוב giebt seine Unkenntniß in Talmud und jüdischem Schriftthum zu. (Vergl. oben und weiter unten 599). Indessen, wenn seine Briefe an seinen Schwager von seiner eigenen Hand herrührten, so kann er durchaus nicht ein frère ignorantin gewesen sein. Aber selbst wenn er diesen Brief durch einen andern hat stylisiren lassen, und auch die daselbst von ihm tradirte Schriftauslegung nicht echt sein sollte, so kann man ihn doch nicht als völligen Idioten ansehen.

Seine Gegner sagten eigentlich nur, daß er nicht zu den talmudischen Heroen gehört habe (II. 3 Einl.): אנו יודעים ומכירים המחבר שלא היה מופלג בתורה כל כך׳ וכן היו מקרב כמה בני אדם ואמרו שלא היה נמנה בין הלומדים. Indessen die Schriftdeutungen, die seine Vertrauten Beer von Miziricz, Jakob Joseph und andere von ihm mittheilen, sind zwar nicht bewunderungswürdig, aber nicht schlechter, als die sämmtlichen Wanderprediger jener Zeit, eher noch mehr originell. Diese Schriftdeutungen bezeugen hinlänglich, daß er durchaus nicht so sehr talmudischer Kenntnisse baar war. Sein Verhältniß zu den Rabbinen ex professu scheint kein freundliches gewesen zu sein. Ein jüngerer Zeitgenosse tradirt von ihm, er habe zur Zeit, als die Frankisten Denunciationen gegen die Talmudisten und den Talmud beim Bischof von Kamieniecz vorbrachten (S. Graetz, Frank und die Frankisten S. 44 fg.), am Abend des Versöhnungstages die Rabbinen hart angefahren (I. 1, p. 6 d): ורגז מאוד על הרבנים ואמר כי בשבילם היא, שבודים שקר מלבם בהקדמות שקרים. Es scheint eine Reibung zwischen ihm und dem officiellen Rabbinat gegeben zu haben; er wurde nämlich vor die Vier-Länder-Synode vorgeladen (das. 27 b): בעת אסיפת ד׳ ארצות היה הפרנס הראשון הנגיד המפורסם אברהם אבא הציע הדבר לפני כלם כי הנה נשמע שמע הבעשט״וב ולפי הנשמע הוא עם הארץ . . . ושלחו מהאסיפה להבעש״ט שיבא תיכף ומיד לפניהם. Die Frage, die an ihn gerichtet worden und die Antwort, die er gegeben haben soll, sind charakteristisch und bezeichnen scharf die Differenz zwischen den Chaßidäern und den Gegnern. Se non è vero è ben trovato: אני בודאי לא אשכח (להתפלל יעלה ויבא). Die handschriftliche Quelle führt Zeugnisse an, daß sich Isr. B. auf Verkündigung der Zukunft verstanden haben wollte (Bl. 174): ומי שהיה מבקש לדעת עתידות היה דורש ממנו: כאשר ספר לי ת״ח גדול וזקן . . . נכד רבינו הבית חדש . . . כי הנגידים המפורסמים מכונים בשם דזירפאצעם (l. דזיראפצעם [1]) אשר היה להם גדולה תחת יד הדוכס הגדול (דזיויל) אין תכלית כמעט לגדולתם והיו מבקשים לידע אחריתם ושלחו אחריו . . . והגיד להם שגדולתם תמשך רק י״ד ישנה . . . . וכן היה באמת.

Sein Verhältniß zu dem in derselben Zeit auftauchenden Frankistischen Sabbatianismus ist aus Mangel an bestimmten Nachrichten nicht klar. Nach der Darstellung des Grafen Vincenz Corvin Krazinski (Aperçu sur les Juifs de Pologne, Paris 1818), waren Isr. Baalschem und Frank-Lejbowitz Concurrenten in Bildung neuer Sekten: A la même époque un Rabbin de Miedzy (l. Mieziboz d. h. בעש״ט) en Pologne imagina aussi de fonder une secte. Frank, craignant la concurrence, s'efforça de donner plus d'ascendant à la sienne etc. (bei Grégoire a. a. O. p. 347). Man beschuldigte die Chaßidäer im Jahre 1772, daß sie in den Lauten ihrer Exclamationen Bah Bah beim Gebete Sabbatai Zewi andeuteten (II. 1, p. 12 a): . . . שצועקים בתפלה בה בה שבחלוף את בש שבתי צבי. Bodek giebt zu verstehen, daß Elia Wilna in den Chaßidim Sabbatianer vorausgesetzt und sie als solche verfolgt habe (I. 4, p. 17 a): הגאון (ר׳ אליה ווילנא) לתומו קבל לשון הרע לאשר היה חרה לו כי אז היה כת השבתי צבי אשר חתרו חתירות להסיר עולה של תורה ולנתק מוסרות הדת לכך שמע להם. (לרדוף את שניאר זלמן לאדיער). In I. 1 wird zwar stets hervorgehoben, daß Isr. B. ein

1) דזיראפצעם richtiger דזיראוצעם, pol. Dzierawca Pächter. Zwei Brüder hatten damals die Pacht der Radziwilschen Güter.

fanatischer Gegner der Sabbatianer gewesen sei. Er habe vorausverkündet, daß das Buch חמדת ימים des Sabbatianers Nathan Ghazati in dem und dem Jahre gedruckt werden würde: er habe es schon beim Oeffnen, ohne den Titel zu kennen, als ketzerisch erkannt, und habe einen seiner Jünger, der darin gelesen, als Apostaten betrachtet (p. 10 c. d.). Allein dieselbe Quelle erzählt auch, Isr. B. habe sich in Gedanken viel mit Sabbatai Zewi beschäftigt, dieser sei ihm öfter im Traume erschienen (das.). Er habe bedauert, daß die sabbatianischen Frankisten so hart bedrängt wurden', daß sie sich zum Katholicismus bekehren mußten (das. p. 7 b): ומכח אותן שנתשמדו שמעתי שאמר הבעש״ט . . . ושהשכינה מיללת ואומרת כל זמן שהאבר מחובר יש תקוה שיהיה לו איזה רפואה . . . . כל אחד כישראל הוא אבר מהשכינה . Räumlich waren die beiden separatistischen Sekten, die sabbatianischen Frankisten und die Chaßidim, einander nah. Aus denselben Städten, Horodenk, Szerigord, Rohatyn gingen Anhänger für die eine und die andere Sekte hervor. Die Sabbatianer nannten sich ebenfalls חסידים. Die Kabbala und der Sohar war Beiden Seelenspeise. Es wäre erstaunlich, wenn die Anhänger Israels von Miezibocz und Frank's einander völlig fremd geblieben sein sollten.

Die Schwäche, daß der chaßidäische Sektenstifter geistige Getränke liebte und viel davon vertragen konnte, geben seine Verehrer selbst zu. I. 1, p. 14 c, p. 30 d: אמר הבעש״ט (לבעל בית אחד במדינת וואלחייא) דלא יינך טוב למה בוסך קטן? והשיב .. כי סכנה הוא לשתות כוס גדול. ואמר הבעש״ט אין אני מתיירא מזה. ונתנו לו כוס גדול ושתה את כולו והסתכלו בו שנעשו פניו אדומים וכל שערותיו עמדו כמו אש ממש. Heiterkeit und Sorglosigkeit als Tugend zu empfehlen, oder als Mittel, sich der Gottheit zu nähern, ging gewiß von Isr. B. oder von seinem Naturell aus. Aber ein System der chaßidäischen Lebensweise und Dogmen stellte er gewiß nicht auf. Die Lehren, die ihm in den beiden Schriften צואת הריב״ש und כתר שם טוב in den Mund gelegt worden, sind erst lange nach seinem Tode zusammengetragen worden. Das s. g. צואת הריבש והנהגות ישרות (Testament) soll sich niedergeschrieben unter den Papieren eines Jüngers, Jesaia aus Janow, befunden haben. Auch in לקוטי יקרים, erschienen 1794, kommt Vieles davon vor. Indessen gehören manche Aussprüche in denselben ohne Zweifel Besicht an, z. B. die Nachricht, daß er nicht wegen seiner Gelehrsamkeit in Talmud zu hohen Dingen berufen worden sei, sondern wegen seines inbrünstigen Gebetes (Testament p. 5 a): הנשמה אמרה להרב (בעש״ט) שמה שזכה שנתגלו אליו הדברים העליונים לא מפני שלמד הרבה גמ״ם ופוסקים רק משום תפלה שהיה מתפלל תמיד בכוונה גדולה. Die Einschärfung, mit Erhitzung und Erregung zu beten: להתפלל בהתלהבות (das. 11 b); die obscöne Vergleichung des Gebetes mit dem Coitus (das. 8 b): התפלה היא זווג עם השכינה וכמו שבתחילת הזווג ניענוע כן צריך לנענע עצמו בתפלה בהתחלה . . . ומכח זה יבא להתלהבות גדול, die stufenmäßige Anwendung der Bewegung im Gebete (4 b). Dieses Alles stammt wohl vom ersten Stifter.

Ueber die Bewegung s. לקוטים יקרים p. 13 c. הריבש אמר כשאדם טובע בנהר והוא מראה כמה תנועות שיוצא את עצמו מן המים . . . לא יתלוצצו . . על תנועותיו, כן כשמתפלל ועושה תנועות אין להתלוצץ עליו. Die Empfehlung stoischer Gleichgültigkeit selbst gegen Verachtung (Testament p. 1 b); die Bannung jeder Traurigkeit aus dem Sinne שלא יהא עצבות כלל (p. 2 a und öfter), selbst bei der Reue über begangene

Sünden, sich durch Gewissensscrupel nicht beunruhigen zu lassen (p. 6 a — b): וזהו כלל גדול בעבודת הבורא שיזהר מעצבות כל מה שיוכל. S. לקוטי אמרים von Beer Miziricz p. 47 b. Auch das Fasten habe keinen Werth, wenn es trüben Sinn erzeugt (Testament p. 7 b): „Wenn der Leib geschwächt wird, ist auch die Seele geschwächt" (p. 14 b): מריב"ש: כאשר גופו חולה גם נשמה נחלשת ואינו יכול להתפלל כראוי

Seine Anhänger sollen bei seinem Tode sich auf mehr als 10,000 belaufen haben (Loebel S. 14). N. Krochmal, dem man historische Glaubwürdigkeit und Urtheilsfähigkeit zutrauen darf, referirt, daß die Chaßidäer Anfangs sich nur aus kleinen moldau-walachischen, ukrainischen und ungarischen Städten und Dörfern rekrutirt haben, aus jungen Gemeinden der genannten Karpathen-distrikte. והנה זאת כת המתחסדת לא גברה בתחילת צמיחתה בלתי במחוזות נשמות במערות פריצים ואלאחייא, בערבות מדבר אוקריינא ובין הכפרים שעל ספר אונגארן כולם קבוצים הדשים מקרוב נתישבו מבורחים ומגורשים ממדינות הסמוכות (Krochmals Vertheidigungs-schreiben in Letteris' Biographie desselben, Einl. zu More Nebuche ha-Zeman, auch Kerem Chemed I. p. 90 anonym (פלאי), aber ebenfalls von Krochmal), Israel's Jüngerschaar ist aufgezählt in Quellen I. 4 p. 6 fg.: doch ist dieses Verzeichniß nicht allzu zuverlässig. Der Bedeutendste unter ihnen war Beer Miziricz.

2. Dob Beer (Berusch) von Miziricz.

Von Beer's Antecedentien ist gar nichts bekannt, wenn man nicht den abgeschmackten Fabeleien der chaßidäischen Quellen Glauben schenken will. Aber das kann man ihnen glauben, daß er mit Isr. B. erst kurz vor des Letztren Tod Bekanntschaft gemacht hat und in dessen Kreis gekommen ist. I. 4 p. 20: ולבסוף ימיו מסר הבעש"ט כללי התורה להרב ר' דוב בער ממעזריטש. Die Dauer seiner Häuptlingsschaft läßt sich genau bestimmen. Beer starb innerhalb des Jahres, in dem von Wilna aus der Bann über die Sekte ausgesprochen wurde. Der Bannspruch erfolgte Nissan 1772, und Beer's Todestag setzen seine Verehrer 8. Kislew = December; folglich starb Beer von M. Ende dieses Jahres. Handschriftliche Quelle II. 3 p. Bl. 175: החכם מכל אדם הגדול בענקים (ר' אליה ווילנא) .... בשנת תקל"ב. וחרמו עשה רושם שבשנה ההא מת ר' בערוש מעזריטשר תוך י"ב חודש כאשר אני זוכר מאז ועד עתה. Beer fungirte demnach von 1759 bis 1772. Seinen Charakter schildert uns Maimon drastisch, der einige Wochen in dessen Conventikel zugebracht hat (p. 231 fg.) „Endlich kam ich glücklich in M (izirícz) an; ich ging nach dem Hause des hohen Obren B (eer), in der Meinung, ihm gleich vorgestellt werden zu können. Aber man sagte mir, daß er mich noch nicht sprechen könne, daß ich aber auf den Sabbat mit den andern Fremden, die ihn zu besuchen hierher gekommen wären, bei ihm zu Tische invitirt sei, bei welcher Gelegenheit ich das Glück haben würde, diesen heiligen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen ... Ich kam also am Sabbat zu diesem feierlichen Mahle und fand da eine große Anzahl ehrwürdiger Männer .. Endlich erschien der große Mann in einer ehrfurchteinflößenden Gestalt, in weißen Atlas gekleidet. Sogar die Schuhe und Tabaksdose waren weiß ... Nachdem man abgespeist hatte, stimmte der Obere eine feierliche, den Geist erhebende Melodie an, hielt einige Zeit die Hand auf die Stirne und fing darauf an zu rufen: „Z. aus H! M. aus R! S. M. aus N. (Salomo

Maimon aus Nieszwiesz) u. s. w., alle die Namen der Neuangekommenen bei ihren Namen und den Namen ihrer Wohnörter, worüber wir nicht wenig erstaunten. Jeder von uns sollte irgend einen Vers aus der heiligen Schrift hersagen ... Darauf fing der hohe Obere an eine Predigt zu halten, der die besagtem Verse zum Texte dienen mußten — zusammenhängend — und, was noch sonderbarer war, jeder der Neuangekommenen glaubte in dem Theile der Predigt, der auf seinem Verse beruhte, etwas zu finden, das sich besonders auf seine individuellen Herzensangelegenheiten beziehe. Wir geriethen darüber in die größte Verwunderung. Es dauerte aber nicht lange, so fing ich schon an von der hohen Meinung gegen diesen Obren und die ganze Gesellschaft überhaupt nachzulassen. Ihre sogenannten Wunderwerke ließen sich ziemlich natürlich erklären. Durch Correspondenzen, Spione und einen gewissen Grad von Menschenkenntniß, wodurch sie vermittelst der Physiognomik und geschickt angebrachter Fragen indirekt die Geheimnisse des Herzens herauszulocken wußten, brachten sie sich bei diesen einfältigen Menschen den Ruf zu Wege, daß sie prophetische Eingebungen hätten. So mißfiel mir auch die ganze Gesellschaft nicht wenig wegen ihres cynischen Wesens und ihrer Ausschweifung in der Fröhlichkeit". Maimon erzählt darauf eine Anekdote, wie einst ein Mitglied zu spät zum Gebet bei dem Obren (Beer) eingetroffen sei, weil seine Frau mit einem Mädchen niedergekommen war. Während die Anwesenden ihm lärmend gratulirten, trat Beer aus seinem Kabinet und sprach die Worte: „Ein Mädchen! Er soll ausgepeitscht werden". Nachdem die Gesellschaft über den Vater hergefallen war und sich durch knabenhafte Balgerei in eine lustige Laune gebracht hatte, rief der Obere plötzlich: „Nun Brüder, dienet Gott mit Freuden".

Eine ähnliche Schilderung von demselben giebt die Quelle II. 1. p. 6 b. fg. Denn da diese polemische Schrift 1772 gedruckt wurde, als Beer Miziricz noch lebte, so kann sich das daselbst von dem Oberhaupte Ausgesagte nur auf denselben beziehen: הגדול שבהם (בחסידים) עלות ינהל . . . הסכלים והטפשים . . . ויעש בגדלו עורך שלחן לפני כל אחד, אבן חן השוחד למען יאמינו בדבריו וישירו תהלתו . . . וקולו ערב ומראהו נאוה . . . והגדול שבהם נותן קולו לפני חילו וכולם עומדים ממעל לו . . . והוא המשביר מטובו להכין שאר לכל חברת הכסילים עם קרובו. אך אם ילאה בלכל .. כי רבים אבלי שלחנו ובוזזי הונו . . . אזי יתם כספו ומקנה קנינו . . . . יתן עיניו בבעלי ממונו (1 אשר הון ועושר בביתם להחרידם ולהבעיתם. כי הוגד לו חזות קשה מן השמים . . . . המאמין לו יחוש וימלא מתניו חלחלה . . . ואז הוא ישיב אמרי מבטחהו להיות לו עזר מצריו . . . תן פדיונך וצא מצרה לרוחה . . . והפדיון יוצא לחולין לכל היוצאים בכלי לבן שאולין ועדת הפרושים והנזירים . . . . ובהגיע ימי התשובה . . . הם אוכלים למעדנים . . . ובתענית שני וחמשי שני, יאמרו הגבור חלש אני וכו'.

1) Die Chaßidäer gestehen selbst, die Sucht ihrer Oberen Geld anzunehmen, zu, ein Brief Eleasers b. Elimalech von Lisenzk אגרת הקודש, als Anhang zu נועם אלימלך p. 71 b: ואם תרצה לומר, אם הצדיקים שונא בצע מדוע לוקחים ממון מבני אדם, אף אם היו היו נותנים להם כל היום? Empörend naiv ist ihr Geständniß, daß der Zaddik Wein oder Branntwein trinken müsse, und daß es Verdienst sei, ihm solchen zu liefern (לקוטי מהרן I. p. 42): כל הממלא גרונם של תלמידי חכמים יין כאלו מנסך יין על גבי המזבח.

Zwei zeitgenössische Zeugen sagen dennoch übereinstimmend aus, daß Beer Mizиricz Humbug getrieben hat. Bei seinem Vorgänger herrschte noch Naivität, bei ihm war alles Berechnung. — Beer war Jenem aber an Wissen weit überlegen; er war von Hause aus Prediger in Mizиricz und Rowno: המגיד ממעזריטש וראוונע. Er war in Talmud, Sohar und in die kabbalistische Literatur eingelesen. Indessen beschäftigte er sich keinesweges mit diesem Lehrfach, mit der Auslegung der Kabbala, es sei denn, was er für seine Predigten verwenden konnte. Die handschriftliche Quelle tradirt Bl. 174: וכן שמעתי מגדול שבהם רבן של כל הכת הזאת (לוי יצחק זעלחוב מבארדיטשוב בעל קדושת לוי) אמר לי בשנת תקל"ח שלא ראה כתבי האר"י ולא למד מיום היותו אצל רבו ר' בעריש תלמיד ריב"ש יותר מי"ב שנים ושאלתיו בעניני החכמה וראיתי כי ידיעתו מעוטה. Die Gebetreform, Abschaffung der Piutim, Einführung des Lurjanischen Gebetbuches und das Tragen von weißen Kleidern[1]) rührte von Beer M. her; denn erst zu seiner Zeit erhob sich der Sturm gegen diese Neuerung, wie aus der Quelle II. 1, hervorgeht, vergl. auch Quelle I. 3, erster Theil in dem der Chaßidäer die Berechtigung dieser Reform vertheidigt. Auch die paradoxe Albernheit von der Nothwendigkeit fein geschliffener Schlachtmesser, der sogenannten Ukrainer חלפים, stammt wohl aus Beer's Regiment. So wird in Brodyer Bann von 1772 als Anklagepunkt aufgestellt (II. 1, p. 34): מאכין זיך חלפים לשחיטה דוקא גשליפן גלאטי וואס מן ניט גפינד בכל התלמוד וכל הפוסקים. Dieser Blödsinn hat am meisten zur Spaltung beigetragen, indem die Chaßidäer das von den Gegnern Geschlachtete nicht genießen mochten et vice versa. In לקוטי מה"רן II. p. 33, von Nachman Baraslow (Bescht's Enkel) wird dieser Blödsinn kabbalistisch gerechtfertigt. In der Handschrift (Anfang) wird über eine Eigenheit der Chaßidäer geklagt: כנו עצמם בשם חסידים ועשו להם חגורות מבלוי הסחבות והעורות או מצמר גפן ונוצות ארנבת ושפן לשוד ולכפן, מובדלים מקהל ישראל . . ומצאו עלה, לשנות התפילה. Jenes pantheistisch-gemeine Dogma, daß die Gottheit sich in Allem, also auch in den niedrigsten Beschäftigungen offenbare: מלא כל הארץ כבודו לית אתר פנוי מיניה כי איך לך תנועה ודבור וכח מה, כי בכל דבר ודבר יש חיות הבורא, und die Consequenz: אפילו בשיחות בטילות . . . שאינו מורה על יחוד שמו, das in den chaßidäischen Schriften so oft vorkommt, wird in I. 4, p. 12 b mit Recht auf Beer M. zurückgeführt. Es kommt oft in dessen לקוטי אמרים vor, vergl. das. p. 7 b: כי מכל הדברים שעושין אפילו גשמיות כמו אכילה מעלין ניצוצין הקדושות. Mit Recht betrachtete Elia Wilna diesen Satz als baare Ketzerei und verdammte dadurch die Chaßidäer und ihre Schriften (s. Finn קריה נאמנה p. 111 Note). Selbst seinen Hochmuth wußte Beer kabbalistisch zu illustiren (צואת ריב"ש p. 12 b): לפעמים צריך להראית גבהות לבני אדם משום כבוד התורה; vergl. לקוטי יקרים (Seitenzahl läßt sich nicht angeben) היו אומרים המלעיגים (על ר' מנחם מענדיל) שהוא באמת צדיק אבל הוא בעל גאוה גדול וכדומה אומרים על הרב המגיד.

1) Die weiße Tracht war übrigens schon bei den sabbatianischen Chaßidäern üblich, vergl. B. X. S. Note S. 70. In dem Bannspruche von Brody über die Chaßidäer heißt es (das. I, 2 p. 3 b): גם איזט מען גוזר בחרם, עש זול קיינר ניט גיהן בבגדי לבן בשבתות וי"ט חלילה. רק דיא עטליכה מפורסמים וואש זענען גדולי עולם etc.

Die Scheidung zwischen den beiden Chaßidäer-Gruppen: **Miziriczer** und **Karliner**, ist noch bei Beer's Lebenszeit vor sich gegangen. Sie kommt schon in dem Sendschreiben aus Wilna d. d. Siwan 1772 vor (II. 1. p. 10 a): חסידי בזמן האידנא אשר נקראים בשם מעזריטשר וקרלינר. Die Karliner drangen in Litthauen ein, wie aus derselben Quelle hervorgeht. והיה פסק (בווילנא) לגרש ולפזר המנין של קרלינר. Bei Sal. Maimon (a. a. O. S. 212) bedeutet die Abbreviatur: „Man wallfahrtete nach K. M.“ nach Karlin, Mizirick. Ungenau ist die Nachricht bei Grégoire (a. a. O. p. 322): Chassidim, appelés aussi Carolins en Lithuanie, du nom d'un village nommé Carolin, non loin de Pinsko, où la secte a pris naissance. Wahrscheinlich hat אהרן מקרלין diese Gruppe in seinem Städtchen gegründet (vergl. I. 4, p. 18 und I. 5 s. v. אהרן קרלין).

Ueber den ersten Bann gegen Chaßidäer in Wilna und Brody, die sich von Sklow und Minsk dahin verbreitet haben, giebt die Quelle II. 1, Aufschluß. Die Verfolgung gegen sie begann בחה"מ פסח תקל"ב und zog sich bis Siwan des folgenden Jahres hin (M.'s aus dem Wilnaer Gemeinde-Archiv ausgezogen: וכבר שקדו חכמים לתקן העוות הזה בשנת תקל"ב ותקל"ג ה"ה רוזני נגידי חמש קהילות הראשונות דליטא. Ich weiß nicht, wie Finn dazu kam, den ersten Bann aus Wilna 1777 zu datiren (das. p. 138, 139 Note). — Als Hauptanklagepunkt wird in allen Formeln hervorgehoben, daß sie die Rabbinen verspotten. מבזין לומדי תורה הקדושה oder יאמרו (על בעלי התורה החריפין) כי הם בונים חרבות למו. Es fehlt in der That nicht in den chäßidäischen Schriften an Ausfällen gegen die Talmudisten, vergl. Jakob Joseph Kohen, תולדות יעקב יוסף p. 5 S. אפילו למד ספרא וספרי וכל השס אינו בתואר חכם רק נקרא למדן . . . סמאל שונא צדיקים ורבנן אבל תלמידי חכמים שדין יהודאין אדרבא יש לו קירוב ודבוק עמהם כי הוא חלק נשמתו. Nachman's לקוטי מהר"ן sind voll von diesen verächtlichen Spitznamen, welche die Chaßidäer den Rabbinen angehängt haben z. B. p. 10 d. וכשהשכינה הנקרא תורה שבע"פ באה בתוך תלמיד חכם שד יהודי זה נקרא גלות השכינה ואז יש לו פה לדבר על צדיק עתק. Interessant ist, was Quelle I. 4 p. 21 von Löb Szerham tradirt, wie dieser sich wegwerfend über das ganze Talmudstudium ausgesprochen hat: הוא היה אומר על הרבנים שאומרים תורה. מה זה שאומרים תורה? הלא יראה. וישגיח האדם שכל עשיותיו והנהגותיו יהיה תורה . . . נסיעתי לבית הרב המגיד דוב ממעזריטש לא לשמוע תורה ממנו כי אם לראות איך פושט אנפלאותיו ואיך קושרם.

Die Unfehlbarkeit des צדיק, wie sie Maimon und Calmanson schildern, kommt natürlich in den ältesten chaßidäischen Schriften vor, namentlich von Beer M. (לקוטי אמרים p. 36): צדיק על ידו מתקשרים כל העולמות והוא נקרא טוב.

Ueber Beer's Jünger s. Quelle I. 4. Die Bekanntschaft mit seinen Nachkommen ist wichtig, weil sie noch heute über die Chaßidäer herrschen (das. p. 13 b und die Artikel in Quelle I. 5).

Ihr Stammbaum ist folgender:

דוב בער מעזריטש

|

אברהם מלאך

(lebte noch zur Zeit des Einzuges der Franzosen in Moskau 1812

(קהל חסידים p. 44 a)

|

שלום שכנא

|

ישראל מרוזין

(aus Rußland entflohen nach Sadogura (Bukowina) st. 1850)

|

אברהם יעקב

(jetzt noch Oberhaupt in Sadogura).

Der Bruder des jetzt regierenden Sadogurer „Rebben" Abraham Jakob, Namens Dob Beer Friedmann, hat im Jahre 1868 eine Skandalgeschichte veranlaßt; es hieß, er wolle sich taufen. Er wurde von den Seinigen aus der Moldau nach Sadogura entführt, dann in Czernowicz untergebracht, erließ ein Rechtfertigungsschreiben, und ist gegenwärtig wieder ein Chaßid-Rebbe. Die Geschichte ist noch dunkel.

3) Schneor Salman Liadier.

Mehr Wichtigkeit als Beer's Söhne hat der Liadier für die Fortbildung des Chaßidismus. Sein Geburtsjahr läßt sich annähernd bestimmen. Zur Ueberarbeitung des für die Chaßidäer bestimmten שלחן ערוך bemerken seine Söhne Beer und Chajim Abraham: er sei 20 Jahre alt zu Beer Miziricz gekommen, habe auf dessen Anregung die genannte Umarbeitung unternommen und habe einige Proben davon den beiden Brüdern Samuel Schmelke und Pinchas Hurwitz gezeigt, die ihn dafür sehr gelobt haben. Diese Brüder seien nämlich gerade in dieser Zeit bei Beer gewesen, ehe sie ihre Reise antraten, um der Eine das Rabbinat von Nikolsburg, der Andere das von Frankfurt a. M. zu übernehmen: וכאשר היותו בן עשרים (שניאור זלמן מלאדי) ... מאת ה' היתה לעלות לפני דוב בער מ"מ דקק מיזעריטש ... שם הואיל באר את התורה בהלכות צצית והלכות פסח ושניהם ננמרו שמה עד בואם שמה ... הרב שמעלקא ואחיו הרב פנחס טרם נסיעתם על כסא הרבנות לק"ק ניקולשפורג וק"ק פ"פ דמיין ... וקלסוהו ושבחוהו עד למאוד. Schmelke kam nach Nikolsburg Siwan 1773 (Trebitsch קורות העתים p. 24), also auch sein Bruder in demselben Jahre nach Frankfurt. Folglich waren sie bei Beer in des Letztren Todesjahr 1772. Die chaßidäische Quelle I. 1, p. 13 a erzählt auch, daß die beiden Brüder Hurwitz, welche zugleich den Ruf zur Uebernahme der beiden Rabbinate erhalten hatten, Beer um orakelhaften Rath befragt hätten, welcher von ihnen das Eine, und welcher das Andere antreten sollte. Salman Liadier war folglich 1772 zwanzig Jahre alt, er ist demnach geboren 1762. Sein Todesjahr wird in קהל חסידים (p. 44) angegeben: 24. Tebet תקע"ג = 1812. Seine von Fabeln und Ungeheuerlichkeiten erfüllte Biographie ist das. enthalten von S. 38 an, aber in verkehrter Ordnung, die Jugendgeschichte zuletzt S. 41.

Daſ. S. 42 wird von Salman erzählt: אחר הסתלקות הרב המגיד (ד״ב בער) נתפזרו התלמידים לכל מקומות מושבותיהם . . . אולם הרב (שניאור זלמן) ישב שנה תמימה במעזריטש . . . אחר כך נסע למדינתו לרייסן ותקע אהלו בלאזנע . . . ולא רצה לקבל על עצמו ההנהגה בסדרי נשיאות . . . . אחרי נסיעת הרב הקדוש ר׳ מנחם מענדיל מוויטעפסק לארץ הקדושה גם הרב רצה לנסוע עמו. ויסע עד מאהלוב על הדניסטר. אך כל גדולי רייסן נסעו אחריו . . . עד אשר נתרצה לישב על כסא קדשו. Dieſe Thatſache wird in der Schrift von Bodek (I. 4, p. 17) in eine Fabel verwandelt, daß Salman bis Stambul gekommen ſei, dort einen Traum gehabt habe, der ihm bedeutet habe, in ſein Geburtsland zurückzukehren. — Da S. Salman Liadier ein gewiegter Talmudiſt, der Erſte unter den Chaßidäern, war, ſo nennen ſie ihn ſchlechtweg הרב. Sein שלחן ערוך zeugt allerdings von immenſer Gelehrſamkeit. Er führte unter ihnen das Talmudſtudium ein.

Seine chaßidäiſche Schrift תניא oder לקוטי אמרים (Slawita 1796 und 1799) iſt nicht ſo blödſinnig, wie die übrige chaßidäiſche Literatur. Sie polemiſirt (p. 58 b) gegen das Orakelfragen bei dem צדיק für jede Unternehmung: איה איפה, מצאתם מנהג זה באחד מכל ספרי חכמי ישראל הרא שונים והאחרונים . . . לשאול בעצה גשמיית כדת מה לעשות בעניני העולם הגשמי וכו׳. Aber in chaßidäiſcher Strenge ſprach auch er ſich gegen Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften aus (4 b): העוסק בחכמות אומות העולם בכלל דברים בטלים יחשב . . . ועוד זאת יתרה על טומאה דברים בטלים . . שהוא מלביש ומטמא וכו׳. Salman's Streitigkeiten mit Elia Wilna werden daſ. (p. 38 b) in aller Breite erzählt. Das hiſtoriſch Wichtige ſei hier kurz zuſammengefaßt. והנה אחרי . . . ישב ר׳ שניאור זלמן על כסא קדשו בק״ק לאזנע משך לבבית להורה ולתעודה ולתפילה, ושינה את נוסח התפילה, חרה מאוד לאנשי העולם אשר נטו אחרי הגאון (ר׳ אליה מווילנא) ונתרבה המחלוקת מאוד . . . אביגדור (אשר נתקבל לרב בק״ק פינסק כי גרשו את הרב לוי יצחק משם) . . . נסע לווילנא להחם לבב העם . . . נתועדו אנשי הקהלה ואספו כסף רב ונתנו לאביגדור שיסע לפעטרסבורג להלשין . . . ויבז אביגדור לשלוח יד בהרב מבארדיטשוב (לוי יצחק) ובהרב שניאור זלמן, ורצה . . כי שם חסידים לא יזכרו עוד ויסע לפעטרסבורג וילשין לפני הקיסר פאויל בעצמו את ד׳ גדולים . . הרב ש״ז . . . כי לקח לו יד ושם מאנשי בליעל לאסוף הון ולשנות מנהג ישראל והוא היה עליהם לשר ורצונו למרוד במלכות. ב׳ כי שולח סך מעות רב לא״י . . . והב׳ היה הרב מבארדיטשוב והג׳ ר׳ מרדכי מלאחוויץ והד׳ ר׳ אשר מסטאלין . . . . ויקחו את הרב לבדו למאסר בפעטרסבורג. — Es werden daſ. viele Fabeln von Wundern mitgetheilt, welche in Petersburg zu Gunſten Salman Liadier's geſchehen ſeien, und auch die Anſtrengung, welche die Sekte machte, ihn zu befreien.

Dieſer Vorfall, Salman's Gefangennahme und Transport nach Petersburg unter Kaiſer Paul, kann nur 1796 und 1797 geſchehen ſein. Denn November 1796 kam Paul auf den Thron, und November 1797 ſtarb bereits Elia Wilna, der zur Gefangennahme beigetragen haben ſoll. — In der Zwiſchenzeit, ſeit dem Tode Beer's von Miziricz 1772, ſind manche Maßregeln gegen die Chaßidäer unternommen worden. — Als das chaßidäiſche Predigtbuch תולדות יעקב יוסף von Jakob Joſeph Kohen 1780 erſchien, wurde es in einigen Gemeinden verbrannt, und der Bann gegen die Chaßidäer wurde wiederholt, (vergl. Finn קריה נאמנה p. 138, 139 und Perl מגלה טמירין Anf. Anmerk.). In M's. II. 3, p. 154 heißt es: למשמע אזון דאבה נפשכם על דבר הספר שהגיע לארצכם בחודש מנחם תקמא . . . שחבר הרב דקק פולנאי יעקב יוסף ואירוהו ומהותו וכו׳ (p. 157) העתק הרכוז

שנכרז בבהכ"ה הגדולה . . . בווילנא בינם שבת פ' עקב תקמ"א בצרוף כבוד הרב הגאון (אליה ווילנא) . . באשר ידוע ומפורסם לכל מהחרם הגדול שהוכרז בפרסום גדול בשני תקל"ב לכן נידון האנשים הידועים המכונים בשם חסידים . . . והחרם הנל נתפשט כמעט בכל מדינותנו ליטא ורייסן זמוט ופולין הנה עתה נתעוררו ורבתה המספחת. במדינותנו ובפרט במדינת אוקריינא יש רבבות אנשים. הטמאים הנל . . . וכמו כן התעוררו כל גאוני רבני קציני ופרנסי מנהיגי מדינת ליטא ביומא דשוקא הגדול הנקרא יריד זעלווא והחרימו שם ביתר עוז ביום ב' דר"ח אלול תקמא... ובירי ד זעלווא הוכרז: p. 174 heißt aus derselben Zeit: בנוסח הכרוז דק"ק ווילנא . . . בהסכמת כל מדינת ליטא ורייסן. וגם היה בחרם שלא לשדך עמהן ולהחזיקם כנכרים גמורים. זכבר נתעוררו לזה העיר הגדולה קראקא בצווי הרב אב"ד שלהם לשרוף הספר Das. p. 149 הנל (תולדות יעקב יוסף) עד תומו. —

Sept. und Oct. 1785 ist der Bannspruch gegen die Chaßidäer in Krakau ausgesprochen worden. M's. וגזרו בחרם גמור (הרב ובי"ד דק"ק קראקא) לבלי ירום איש את ידו לעשות לו מנין בפני עצמו כדי להתפלל בתנועות שונות בקריצות שפתים או להכות כף על כף ולהניע ראשו כשכור או לשנות איזה נוסחאות מנוסח התפילה. ואם המצא ימצא אחד . . . יהא מוחרם . . מובדל ומופרש . . פתו פת כותי. יום ה' כ"ה תשרי תקמ"ה לפק. — Im Jahre 1796 ist der Bann in Wilna wiederholt worden. Die Veranlassung dazu war, daß die Chaßidäer einen Knaben abgerichtet hatten, auszusagen, er sei ein Sohn Elia Wilna's, und daß dieser, sein Vater, sein Verfahren gegen die Chaßidäer bereue, ihr Thun und Lassen vielmehr billige. Mit diesem Knaben reiste ein Chaßidäer durch Deutschland bis Hamburg. Elia Wilna sah sich daher veranlaßt, zwei Sendboten auszuschicken, um den Schwindel zu dementiren. S. Finn a. a. O. S. 140, 141. M's. I. 1, p. 174: ואח"כ התפארו הפושעים האלו שהגאון מתחרט על החרם וכשמוע הגאון דבר זה בשנת תקנ"ו תקנ"ז עמד ונידה אותם שנית. Dieser Bann vom Jahre 1796 und 1797 hängt unstreitig mit der Thatsache zusammen, daß Salman Liadier nach Petersburg transportirt wurde. Kurz vor dem Tode Elia Wilna's erhob sich wieder ein Sturm gegen sie in Folge der durch den Druck verbreiteten zwei Chaßidäischen Schriften, welche Aergerniß gaben. Die Proclamation gegen dieselben findet sich in demselben Ms.: היות מקרוב באו בדפוס איזה ביכליך המכנים בשם צואת ריבש ולקוטי יקרים פינדען ויך דרינען דברים זרים אשר לו נתנו ליכתב . . וביחוד כל משמעות דברי הספר למעט בלמוד הש"ס ופוסקים . . איז מאן גוזר לשום אדם לקרות מתוך הביכלך ה"נל. וטעונין גניזה . . . הוכרו בשבת פ' נצבים קודם ר"ה תק"נח. Am 19. Tischri 1797 starb Elia Wilna; sofort versammelten sich die Chaßidäer, um seinen Todestag schadenfroh zu feiern, das בשנפטר הגאון ביום ג' דחה"מ סוכות תיכף אחר פטירתו נתאספו החסידים ועשו משהה ושמחה ושתו ושכרו . . ועשו רקודין כל הלילה ותיכף בבוקר נתאספו האסיפה הגדולה והסכימו על הכרוז. Tages darauf wurde in Wilna eine Art Inquisition, bestehend aus einem Pentevirat, gegen die Chaßidäer eingesetzt, daß sie nicht bloß als Ketzer behandelt, sondern aus der Stadt gewiesen werden sollten. Jedermann sei berechtigt und verpflichtet, sie zu verfolgen, das. מי שהלך בדרכיהם (דרכי החסידים) לא די שהאיש ההוא מנודה ומובדל . . . אלא גם שהאיש החה לא יחשב לבר ישראל כל עקר . . פתו פת כותי . . . כלה יגרש מפה . . . ושלא יהא לו שום חזקה . . ופשיטא שלא יהא לו שום התמנות בקהל ובאסיפה ובשום חברה והכל על פי רודף הנעלם. Das Datum lautet: תשרי תק"נח . . . וגם הוכרז ביום הושענה רבא קודם ההושענות בכל ב"כ וב"מ בתקיעות שופר ובכבוי נרות. In derselben Zeit 1797 und 1798 schrieben gegen die Chaßidäer Israel Löbel und der Verfasser von זמיר עריצים (o. S. 594).

Die Spannung war also in dieser Zeit außerordentlich verschärft, das angesehenste Oberhaupt der Chaßidäer war in Gefangenschaft in Petersburg. Wie er daraus befreit wurde, erzählen die chaßidäischen Quellen, Quelle I. 4 und das קהל חסידים p. 39 fg.: viele Wunder lassen sie dabei geschehen, sind aber naiv genug zu erzählen, daß die reichen Chaßidäer 10 Procent von jeder Mitgift einander aufgelegt haben, daß 40,000 Rubel zusammengeflossen sind, gesammelt durch Liadier's Jünger, Ahron Levi, und endlich daß sie in Wilna einen Spion unterhielten, der ihnen von jeden Schritte der Gegner Kunde gab. Wie lange Salman in Gefangenschaft war, ist nicht genau angegeben; es scheint bis Ende 1797. Er wurde befreit, gerieth aber später in Streit mit einem andern Chaßidäer-Oberhaupt Baruch Miezibos, einem Enkel Bescht's, der auch mit Levi Isaak aus Berditschew in Streit lebte, (das. p. 43). Gegen Ende von Paul's Regierung war S. Salman wieder in Petersburg in Haft und soll erst nach Alexander's I. Thronbesteigung befreit worden sein (1800). — Salman ist der Stifter der Untersekte der חבד oder חסידי ליבאוויץ, die sich mit Talmud und Sohar beschäftigen, und von denen viele nach Palästina gewandert sind.

4) Israel von der Maggid von Kozieniz.

Gleichzeitig mit Schneor Salman Liadier wirkte der sogenannte Kozienizer Maggid, gleich diesem Jünger Beer's von Miziricz. Walden und Bodek s. v. geben an, er habe als Chaßidäer-Oberhaupt fast 50 Jahre fungirt, sei Jünger von den Brüdern Schmelke und Pinchas Hurwitz gewesen und 1815 gestorben. Daraus ergäbe sich, daß er nach dem Tode Beer's „Rebben" geworden, also von 1772 bis 1815, etwa 42 Jahre, und da er doch wohl mindestens 30 Jahre alt war, so muß er um 1740—1750 geboren sein. Er wird gleich seinem Meister Beer der Maggid schlechtweg genannt. Daß ihn die Chaßidäer apotheosiren, versteht sich von selbst, und das ist eben ihr Fehler, daß sie sämmtliche „Rebben" in gleicher Weise als Halbgötter schildern. Die Gegner dagegen flicken ihm manchen Tadel an. David Makow, Verfasser des M's. (p. 174—178) berichtet von ihm: המגיד בקאזניץ צובר כסף כעפר וזהב כטיט מהנשים הצובאות בפדיונות לפקוד עקרות ולהוליד זכרים .... והגיד לי איש נאמן שראה את המגיד בקאזניץ בר"ה שישב על הכסא בתפילת פסוקי דזמרה עד "המלך„ . . . וכשהתחיל בעל התפילה המלך עמד מכסאו בנהימה כדוב וישב על כסא אחר להראות שעומד מכסא דין וישב על כסא רחמים׃ Dasselbe berichtet von ihm Verfasser der Quelle II. 2, (p. 10 bl.) . . גם שמעתי מלינים עלי מה שהרבתי לספר אחר מיתתן של תלמיד חכם ה"ה הרב המגיד מקאזניץ ... ותורתו אומנתו . . . . איך יכול להיות שתורתו אומנתו הלא צריך ליתן ריוח בין הדבקים . . . לרפאות החולים ולברך הנשים ולקחת פדיון נפש וומכור רפואות תעלה . . ולפקוד עקרות ולהמית רשע ברוח שפתיו . . . ולהתפלל על גשמים ועל יורדי ימים והולכי מדברות.

p. 15. להנשים קלי הדעת אשר להם כנפים ככנפי החסידה אשר בעת הצר להן ילכו ויעופו לבנות להם בית בקאזניץ או בסוחז.

Neben diesen zwei Häuptern waren bis Ende des 18. Jahrhunderts viele „Rebben", welche der Verfasser des Ms. der Verwünschung preis giebt, von ihren Genossen sind sie aber als Heilige verehrt worden; (p. 136): יהא אחריתם מפח נפש ותשועתם יאבד לנצח נצחים ואלו הלוי (יצחק) מבארדיצעב, זואלף זיטאמר, ישעיה דינוויצר, מלך ליזנענסקר, נחום צארנביל, מרדכי לחוויצר, זלמן לאזני, ישי

נאפאלער, הרב דסוחייז, המגיר דקאזניץ, איצק לנצוט, מטל (מרדכי) צארנביל שמואל אמדורה, מאיר שעפסר, מרדכי מנוויר, מודיל פרשטוקר המה החסירים אשר מעדת ישראל נפרדים. Einige von diesen werden auch in זמיר עריצים hart mitgenommen.

1) Beer Isaak aus Berditschew, in der Jugend Rabbiner von Zielchow, im Lubliner Kreis (und wird davon הרב מזליחאווי genannt), ein Jünger Beer's und Schwiegervater des Schneor Salman Liadier. Er war ein geschulter Talmudist und fanatischer Chaßidäer, der sich viel mit den Gegnern herumgebissen hat. Er wurde aus Pinsk verjagt. Der Verfasser des זמיר עריצים (p. 3 b), sagt von ihm: הרב החסיד אב"ד דקק זעלחאווי אשר מלא תורה.. גם הוא אינו נוהג כשורה. בבואו אל הישוב עם המנין חבירים שלו.. כמראה סוסים מראהו.. והגבאי שואג בקול: שפות הסיר שפות וכו'. Er ist Verfasser des Werkes קדושת לוי, gedruckt nach seinem Tode 1818.

2) Melech oder Elimelech von Lisensk, ein chaßidäischer Prediger, Verfasser der Predigtsammlung נועם אלימלך st. 1786.

3) Sein Bruder Meschulam Suße aus Onapol ist weniger bekannt.

4) Nachum aus Czarnobyl, ebenfalls Prediger, Verfasser zweier Schriften.

5) Mardochai oder Matel Czarnobyl. Der Verfasser des זמיר עריצים p. 13 sagt von ihm: ר' מאטיל מצארנביל ... עיף ויגע ולא ירא את האלהים.

4) Salmal Lozner ist identisch mit Salman Liadier (o. S. 604).

7) Isaak Lanzut, identisch mit dem von den Chaßidäern über die Maßen gepriesenen Jakob Isaak aus Lublin st. 1815. Der Verfasser des זמיר עריצים brandmarkt gerade diesen als unwissenden, anmaßenden Chaßidäer (p. 11 b): ומדי דבדי זכור אזכרנו גם להחסיד ר' איצק מלנצהוט אשר לא היה ת"ח ולא יהיה ... הוי עץ הזמורה סורר ומורה, הנה הוא יורה, אלן סרק מעצי יער כסיל ובער, הנה הוא תפוש זהב וכסף. (Das. p. 3 b): ר' איצק מלאנצוט הוא החל להיות גבור ציד בארץ, אליו יאספו חסידים עדרים עדרום.. הוא העביר זמן תפלת מנחה.. רודף שלמונים. (p. 14 b): ואנחנו רואים שר' איצק מלנצהוט והרב דסוחייז נתעשרו ועלו למעלה מהפדיון נפש אשר לוקחים מהעניים האומללים:

8) Der הרב דסוחייז ist mir nicht bekannt. Er wird in derselben Quelle öfter persifflirt.

Zur Complettirung seien noch einige genannt, welche Untersekten gebildet haben. Neben Chabad's werden noch genannt: Przysuchower und Kozker Chaßidäer. Die Ersteren nennen sich nach Jakob Jisak aus Przysucha, einem Städtchen im Lubliner Kreis zwischen Piotekawa und Radom st. 1814. Er wurde unter den Seinen der „Przysucher Jüd" היהודי מפרשיסחא schlechtweg genannt (Walden p. 31 b No. 148). Sein Jünger war Bunem (Simcha) aus Przysucha st. 1826 (das. p. 10 No. 1). Die Kozker nennen sich nach Mendel aus Kozk st. 1859 (das. p. 49 b, No. 53). Noch ist zu erwähnen Hersch aus Zeditschow צבי הירש מזידיטשוב st. 1836, der viele Schriften hinterlassen und destruktive Ansichten über die Gültigkeit der pentateuchischen Gesetze ausgesprochen hat, z. B. in seinem פרי קדש הלולים; vergl. Kerem Chemed IV, S. 56.

3.

Die Juden in Frankreich unter dem Terrorismus.

Es ist mir nicht bekannt, daß irgend Jemand historisch untersucht hätte, ob und wie weit die Juden in Frankreich eine Religionsverfolgung in der Zeit gelitten haben, als der Convent Gott entthront, die Vernunft dafür eingesetzt, die Kirchen geschlossen und religiöse Riten bei Strafe verboten hat. Jost hat noch in seiner letzten Arbeit, (Geschichte des Judenthums III. S. 328, Note) apodiktisch hingestellt: „über Belästigung wegen der Sabbatfeier während des Revolutions-Kalenders verlautet jedoch nichts". Darum seien hier die Notizen zusammengestellt, welche im Gegentheil beweisen, daß die Juden von diesem kurzen Paroxismus der Schreckensherrschaft nicht verschont geblieben sind. Mehrere glaubwürdige Zeugnisse sprechen deutlich genug dafür. Es bleibt der Zukunft vorbehalten, sie zu mehren. Der Bischof Grégoire, der warme Apologet für die Emancipation der Juden, bemerkt zwar (Histoire des sectes réligieuses p. 320): „Je ne connais aucun arrêt qui ait eu pour but de forcer les Juifs à transferer leur Sabbat au Décadi. On avait donné aucune suite à quelques pétitions pour leur interdire la circoncision et pour les obliger à couper leur barbe. Il faut se rappeler que la persécution mitigée envers eux et envers les protestants, était dirigée specialement contre le culte catholique. Das. p. 179: La liberté des cultes n'était que pour quelques synagogues et quelques temples protestants. Dagegen berichtet er selbst (das. p. 305): Aussi diverses autorités municipales, enre autres celle de Strasbourg par arrêté de 8 Nivose an III (signé André Maire) adjoints aux marchands d'ouvrir tous les jours, excepté le Décadi, même arrêté de la part de celle de Troyes, 21 Brumaire an II. Elle veux q'on ouvre aussi bien les jours de Sabbat et autres fêtes, mais non le Décadi. In der Einleitung p. 5 erzählt Grégoire: Quelques synagogues en 1793 livrèrent leurs tables de la loi aux aboyeurs des clubs, ainsi que les protestants. Et par les mêmes causes ils furent moins vexés que les catholiques. Es folgt also aus diesem Zeugniß eines glaubwürdigen Augenzeugen, der sich umgesehen hat, daß in einigen Städten, besonders in dem judenfeindlichen Straßburg von den Juden verlangt wurde, daß sie den Sabbat nicht feiern, vielmehr ihre Geschäftsläden an demselben offen halten sollten, und daß die fanatischen Clubmänner von ihnen die Auslieferung ihrer Cultusgegenstände, ihrer ספרי תורה, verlangt und erhalten hatten. Es war also doch eine Religionsverfolgung gegen die Juden während des Terrorismus; aber sie war nur lokal. Der Convent selbst hat kein Dekret gegen den jüdischen Cultus erlassen. Indessen ändert dieser Umstand an der Sache nichts. Die Macht hatten die Terroristen in den Händen, und wenn es diesen einfiel, daß der Sabbat durch die Einsetzung des Décadi im Revolutions-Kalender eo ipso aufgehoben sei, und daß die Absetzung Gottes auch involvire, daß die Juden ihre heiligen Schriften nicht verehren dürften, so blieb den Letzten nur die Alternative, sich zu fügen oder die

Guillotine zu besteigen. Aus Grégoire's Bericht ist nicht ersichtlich, daß die französischen Juden bei dieser Gelegenheit Märtyrer geworden wären. Später ist noch die Frage aufgeworfen worden, ob sie nach dem jüdischen Codex verpflichtet gewesen wären, ihr Leben einzusetzen.

Ein Circular der Municipalbehörde von Nancy aus dem Jahre 1804 beweist, daß den dortigen Juden zugemuthet wurde, das Judenthum völlig abzuschwören, die heiligen Schriften auszuliefern, und was noch wichtiger war, die kostbaren Ornamente zu übergeben (Archives Israélites Jahrg. 1844 p. 415):

Circulaire adressée, l'an II de la république, aux républicains et philosophes de la ci-devant réligion juive (textuel) par M. Bigerot, officier municipal.

Nancy, le 23 brumaire, l'an II de la république.

Le conseil général de la commune me charge, citoyens, de vous envoyer l'extrait de sa délibération d'hier, que vous trouverez ci-inclus. Plein de confiance en votre civisme et vos lumières, il espère que vous vous empresserez à venir abjurer sur l'autel de la patrie les erreurs antiques de la superstition avec les ministres des autres cultes.

En conséquence, décady prochain, troisième decade du courant, le peuple assemblé dans le temple national recevra, en présence des corps administratifs, l'offrande que vous viendrez lui faire au nom de la patrie de vos chartes mystiques, ainsi que de tous les effets d'or ou d'argent, meubles, ornements, emblêmes, qui servaient à l'usage de votre culte.

Beaulieu, Darly, Prieur et Blachier, officiers municipaux, sont commissaires pour recevoir tous ces effets. Vous voudrez bien en dresser un inventaire double, au bas d'un desquels vous en recevrez la décharge, et ils vous indiqueront ou vous devez les déposer.

Salut et fraternité Bigerot

Officier municipal.

Ein anderes Beispiel erzählen die Archives (Jahrg. 1843 p. 222) bei Gelegenheit des Nekrologs der ausgezeichneten Frau Mad. Hadamard aus Metz (st. 1843). A l'époque de la terreur, alors qu'on faisait gloire de répudier toute pratique réligieuse, les Israélites de Metz ne purent se décider à faire la Pâque sans pains azymes . . . On fit des pains azymes, mais on craignait les dénonciations si frequentes alors, et ce fut la mère de Mad. Hadamard (Mad. Lambert) qui alla trouver le représentant du peuple. „Que veux-tu, citoyenne? lui dit le pronconsul de Metz. — „Demander la permission de faire nos Pâques". — Comment, tenir encore à ces niaiseries, quand le soleil de la raison brille à l'horizont? — „Les pains sont prêts, c'est un usage cher à nos coeurs, comme souvenir de la liberté". — „Eh bien, puisque le vin est tiré, il faut le boire".

Herr Albert Cohn, der sich viele Mühe gegeben, die Geschichte der Pariser Gemeinde vor, während und nach der Revolution zu erforschen, erfuhr durch die Erinnerung alter Augenzeugen nur den einzigen Zug aus der Zeit des Terrorismus: Deux personnes eurent à cette époque deux petites écoles de

garçons . . l'une dirigée par M. Aron, Polonais, et l'autre par M. M. J. Cohen. Tous les deux conduisaient, pendant la Terreur, leurs enfants les jours de décadi au temple de la Raison [à l'église de Notre-Dame] (Univers Israélite Jahrg. 1864 — 65 p. 159).

Wir haben noch Nachrichten, daß einige Fromme wegen Widerstandes verfolgt worden sind. David Sinzheim, der nachmalige Präsident des französischen Synhedrin und Großrabbiner, schildert die Erlebnisse folgender Maßen (יד דוד Einleitung): ויהי בשנת תקנ"ד באו ימי הפקודה ימי הזעם פתח ה' אוצרו ויוציא כלי זעמו אמרנו נגזרנו לנו. כי גזרו פתבו על קרן השור ועל כל הספרים בכתב אשורית שרפו אותם. וכמה ספרי תורות וספרים רבים ויקרים נשרפו... והוצרכתי לגנוז ספרים שלי. ובעת הצרה דלתי העזרה ננעלו מתורה ותפילה... ואני בתוך הגולה הולך ונודד מעיר לעיר ומגבול לגבול... עד בחמלת ה' על מין האנשי דשבית חיה רעה מן הארץ ועבר הזעם ואיש על מקומו יבא בשלום. Es folgt aus dieser Erinnerung Sinzheims, daß die Synagogen geschlossen, heilige Schriften und überhaupt hebräische Bücher verbrannt wurden, und daß er selbst, um nicht das Gesetz zu übertreten, gezwungen war, zu entfliehen. Da Sinzheim damals in Straßburg lebte, so kann man auch diese Razzia gegen die jüdischen Schriften den Terroristen dieser Stadt beilegen. Auch aus seiner Angabe geht hervor, daß die meisten Juden sich den Zumuthungen des terroristischen Clubs zur Verletzung von Religionsgebräuchen fügten. Im Text zum Commentar zu Traktat Sabbat p. 146 bemerkt Sinzheim zum Passus über die Unempfindlichkeit bei gehäuften Leiden: ודבר זה ראינו בעינינו בשנת תקנ"ד לא הקום פעמים צרה בגזירות שהיו, לא היו מרגישים בצרות הגדולות אשר ממש נתקיים בבוקר תאמר מי יתן ערב ופושיטא שלא היו מרגישים בניסים אשת ראינו בעינינו. ואפשר רק אחד בעיר ושנים במשפחה שידעו זה כתהלו בכל זאת לשבח להקב"ה .

Aus einer ferneren Notiz geht deutlich hervor, daß die Juden während des Terrorismus geradezu gezwungen wurden, den Sabbat zu verletzen. Der Rabbiner Isaak Lencycz aus der kleinen Gemeinde Westhofen bei Straßburg theilt ebenfalls seine Erlebnisse während der Schreckenszeit mit, das Viele gezwungen wurden, am Sabbat Feldarbeiten zu verrichten. In seiner Schrift זכר לנפלאותיו וחסדו יתברך גבר עלינו בימי השערוריה שהיתה כלילת יופי p. 30 a heißt es: בימינו במדינת צרפת לא נתן למוט רגלנו... גם הפליא חסדו עמנו בקיום מצותיו ושמירת השבת והמועדים כנודע. ועם כל זה רבים מישראל במקומות מושבותיהם היו אנוסים לחלל שבתות לסייע בבית הגרנות ובשדות במלאכת הקצירה וקיבוץ עומר גורנה. ולסיבת המהומות והפקר לא היו כל דפנים שוים בהענינים שדין תורתנו ברין יהרג ואל יעבר תלוי בהם, אם בכונת המכריח להעביר על דת או מהכון להנאתו גם לא היה אפשר אז לעמיד על החקירה, וגם היה סכנה בדבר להורות לשואל אם לא למוחזק צדיק וירא ה' מרבים. אבל אחר הסכנה ויעביר ה' רות הנחה למדינת צרפת לדרוש איש בשם אלהיו, מי שנגע יראת ה' בלבבו התאמץ לשוב אל ה' וירחמהו, ושאל פי חכמיה יגידו דרך התשובה והנה אז נמצאתי תפוס במשמר סכינת נפשות ממש אזה ימים מיום כ"ז תמוז עד ט' באב שנת תקנ"ד:

Der Grund der Einkerkerung Lencycz' zeugt ebenfalls für Religionsverfolgung, weil er nämlich als Rabbiner fungirte, wie er in der Einleitung angiebt: בקום עלינו אדם חיה רעה באה לעולם במהומת מלכות צרפת שהיה בימינו, כמה סכנות נפשות עברו על ראשי ותם כל הכסף והעושר מבית אבותי. גם הייתי במאסר על דברי התורה הנהגות רבנות מיום כ"ו תמוז תק"נד עד יום ט' באב. ובשעה ההיא בכל רגע ורגע

יום היה. Auch diese Verfolgung scheint sich nur auf die Umgegend von Straßburg erstreckt zu haben. Jedenfalls hat in dem atheistischen Jahre eine Religionsverfolgung gegen Juden in einigen Gegenden stattgefunden, die theils gegen den Sabbat und Festtage, theils gegen Gebet und Synagoge und endlich gegen die heiligen Schriften und hebräischen Bücher überhaupt gerichtet war. Auch waren rabbinische Funktionen verpönt.

4.

Die Schmähschriften-Literatur gegen Juden und Judenthum im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die deutsche Literatur ist die reichste an Schmähschriften gegen Juden. Seitdem die lateinische Sprache aufgehört hat, den Gedankenverkehr für das Publikum zu vermitteln, sind die meisten und bedeutensten Invektiven gegen den jüdischen Stamm und das Judenthum in deutscher Sprache verfaßt worden. Pfefferkorn, Eisenmenger und Schudt, diese Hauptlieferanten von Schmähartikeln für Judenfresser, gehören Deutschland und der deutschen Literatur an. Seit der Zeit, als Pfefferkorn und die Dominikaner im Interesse des Klerikalismus antijüdische Pamphlete schleuderten, sind aber nicht so viel in kurzer Zeit erschienen, als in den beiden Jahren 1803 und 1804. Sie bilden die Vorläufer des reaktionaren Schriftthums seit 1815, welches sich gegen die Emancipation des Judenthums steifte. Ihre Verfasser waren von dem Instinkt inspirirt, daß die Gleichstellung der Juden auch in Deutschland zu Sprache kommen werde, und sie wollten ihr gleich im Werden entgegentreten. Sie gruppiren sich meistens um die Schriften von Paalzow und Grattenauer. Diese Schriften sind meines Wissens noch nicht zusammengestellt worden. Sie bilden mit den Gegenschriften einen Cyclus von 28 Piecen, obwohl Scheppler deren nur zehn aufzählt (S. 93), und ich weiß nicht, ob mir alle zu Gesichte gekommen sind. Wolffsohn bemerkt im Eingange zu seiner Apologie: „Wahr ist's, daß seit einiger Zeit in Berlin viele und in Breslau einige Schmäh- und Spottschriften gegen die Juden herausgekommen sind". Daß sie gegen die Emancipation im Staate gerichtet waren, beweist gleich No. I. 1. Aber auch gegen die Anerkennung der Juden in der Gesellschaft wollten sie polemisiren; das geht aus einer Nachricht hervor, daß eine hochgestellte Persönlichkeit die erste Lästerschrift bei Grattenauer bestellt hatte. Wolffsohn nennt (p. 19) als Instigatoren derselben, den Geburtshelfer D. F., den Pathen L. Z. und die Kinderwärterin F. W. S. Der Salon der Henriette Herz und der Rahel Levin, welche Vielen in die Augen stachen, gab Veranlassung dazu. — Ein Umschwung der Zeit ist in dem Umstande zu bemerken, daß die Juden auf christlicher Seite Vertheidiger fanden und noch mehr, daß Juden selbst sich ihrer Haut wehrten.

Ueber die Bewegung, welche die Pamphlet-Literatur hervorbrachte, giebt folgender Artikel aus dem Freimüthigen (1804, No. 143) einen Begriff.

Literarische Nachrichten.

„Berlin. In der letzten Leipziger Messe erschien eine Broschüre unter dem Titel: „Wider die Juden, eine Warnung an meine christlichen Mitbürger", die eine lange Reihe aller Abscheulichkeiten und Schandtthaten, deren sich die Kinder Abrahams seit 5 Jahrhunderten schuldig gemacht haben sollen, enthält. Unglaublich war der Abgang des Werkchens, und in wenig Wochen erlebte es schon die dritte Auflage. Dr. Aronssohn nannte den Verfasser, Herrn Grattenauer in Berlin, und er übernahm die Vertheidigung der Juden. Auch Ben David, bekannt aus verschiedenen philosophischen Schriften, kündigte eine Apologie seiner Nation an. Grattenauer zankte sich dagegen weidlich mit Aronssohn über die Bekanntmachung seines Namens und erließ eine zweite Broschüre: „Erklärung an das Publikum, über seine Schrift wider die Juden". Der Kammer-Assessor Kosmann trat auf und schrieb eine Vertheidigung der Verfolgten, unter dem Titel: „Für die Juden, ein Wort zur Beherzigung an die Freunde der Menschheit und an die wahren Verehrer Jesu". Noch jemand edirte ein' Werkchen: „Ueber die Juden und ihre Feinde". Ein anderer verfaßte ein: „Sendschreiben eines Christen an einen Berliner Juden über den Verfasser „Wider die Juden", ein Dritter schrieb den „Judendoktor" und ein Vierter untersuchte die Frage: „Juden, sind sie der Handlung schädlich?" gegen welche letztere denn eine andere Schrift: „Blinde Kuh in der Handlung", gerichtet ist.

Endlich erschien wegen dieses Streites über eine, man sollte glauben, durch die Vernunft und das Christenthum längst entschiedene Sache, folgende

Obrigkeitliche Bekanntmachung.

„Der Unfug, der seit einiger Zeit durch Druckschriften wider und für die Juden und deren Verkündigungen durch die öffentlichen Blätter veranlaßt und getrieben worden, macht es nothwendig, hiermit auf Befehl eines hohen General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktoriums festzusetzen und bekannt zu machen: Daß zur Steuerung dieses Unfuges die ernsthaftesten Vorkehrungen getroffen sind. Besonders ist es verfügt worden, daß Schriften dieser Art nicht weiter die Zensur passiren, und keine Anzeigen von Schriften dieses Gegenstandes in die hiesigen Zeitungen und Intelligenz-Blätter aufgenommen werden dürfen, welches zur Nachricht und Achtung hiermit bekannt gemacht wird."

Berlin, den 26. September 1803.

Königl. Preußisches Polizey-Directorium.
Eisenberg.

(S. Nationalzeitung der Deutschen 41. Stück den 13. October 1803, p. 919 und 920, s. auch noch allgemeine Literatur-Zeitung vom 9. April 1804 No. 408).

Diese kleine Schrift hat vermuthlich nicht blos hier in Berlin, wo sie erschienen, sondern auch auswärts viel Aufsehen gemacht. Man muß bekennen,

daß der Verfasser nicht mit Kälte geschrieben, daß für jede seiner skandalösen Judengeschichten man ihm ein Dutzend christliche in den Bart werfen könnte; daß er seine Beweise größtentheils aus solchen Zeiten hervorholt, wo es wahrscheinlich auch unter den Christen finster genug aussah, und ein blinder Judenhaß manchen Chronikenschreiber Fabeln diktirte; aber — was sich nicht ableugnen läßt, ist, daß die Juden ihren Religionsdogmen zufolge zu keiner Wahrhaftigkeit gegen Nichtjuden verbunden sind. Eine Vertheidigung gegen diese Anklage wäre wohl höchst nöthig; das Uebrige könnte unbeantwortet bleiben."

Ich theile die damals erschienenen Schriften in drei Rubriken:

I. Antijüdische Schriften.

1) Die Juden in Deutschland und deren Annahme zu Reichs- und Provinzialbürgern, Gedanken durch den neuerlichen Antrag des churböhmischen Gesandten zu Regensburg, „den Juden das Bürgerrecht zu ertheilen" veranlaßt. Im Monat Januar 1803, Heilbronn. Anonym.

2) Christian Ludwig Paalzow, preuß. Criminalrath beim Kammergericht. De civitate Judaeorum, Berlin bei Schön 1803. Sie ist lateinisch, wurde aber im Verlaufe der Agitation von einem anonymen Juden ins Deutsche übersetzt und mit einer ironischen Dedikation Paalzow gewidmet.

3) Derselbe: Der Jude und der Christ, eine Unterhaltung auf dem Postwagen, Berlin 1804 (aber schon September 1803 erschienen).

4) Grattenauer, Wider die Juden, Berlin 1803, Anfangs anonym und nur zum Schluß mit r unterzeichnet. Es sollen 5 Auflagen davon erschienen sein.

5) Derselbe: Erklärung an das Publikum über meine Schrift: Wider die Juden, Berlin 1803.

6) Derselbe: Erster Nachtrag zu meiner Erklärung über die Schrift: Wider die Juden, ein Anhang zur fünften Auflage.

7) Kennen die Juden ohne Nachtheil für den Staat bei ihrer jetzigen Verfassung bleiben? Berlin 1803, anonym. Dieses Pamphlet knüpft an Grattenauer's Schrift an.

8) Auch ein Wort wider die Juden, veranlaßt durch Grattenauer's Schrift von einem praktischen Kaufmann, der merkwürdige jüdische Schwindeleien erfahren hat. Berlin 1803. Anonym.

9) Friedrich Buchholz, Moses und Jesus, über das intelektuelle und moralische Verhältniß der Juden und Christen, ein historisch-politische Abhandlung, Berlin 1803.

10) Joseph Rohrer, Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie 1804.

II. Vertheidigungsschriften für die Juden von christlichen Verfassern.

1) Kosmann, Kammerassessor und Professor, Für die Juden, ein Wort zur Beherzigung an die Freunde der Menschheit und die wahren Verehrer Jesu, Berlin 1803, den Aeltesten der Berliner Judenschaft und allen guten Menschen ohne Unterschied der Religion gewidmet.

2) Derselbe, Geständnisse, meine Schrift für die Juden betreffend. Berlin 1803.

3) J. W. Ramson, Die Juden, ein Wort für Unparteiische, Pirna ohne Datum, aber im Laufe von 1803 erschienen.

4) Sendschreiben eines Christen an einen hiesigen Juden, über den Verfasser der Schrift, wider die Juden, Berlin 1803. Anonym.

5) Skizzen über, wider, für und an die Juden, von einem Kosmopoliten, Breslau 1803.

6) Au Way, Au Way, auch ein paar Worte über die Juden, wollte Gott die letzten, mit Hinsicht auf die Schrift: Können die Juden (I. 7), Berlin 1803.

7) Diebitsch, Freiherr von, Cosmopolitische unparteiische Gedanken über Juden und Christen, erzeugt durch das Werk: Wider die Juden, eine Vertheidigung dessen, was gerecht und billig ist, Berlin 1803.

8) Derselbe, über das Werk: Können die Juden (I. 7). Berlin 1804.

9) Franz, Joseph K. Scheppler, der Rechte Doctor, kurfürstlich, reichserzkanzlischer Oberlandsgerichtsrath, über die Aufhebung des Judenleibzolls nebst einer skizzirten Geschichte der Juden, ihre Schicksale und staatsrechtlichen Verhältnisse, besonders in Deutschland, Hanau und Leipzig 1805. Da Scheppler's sehr nützliche Schrift apologetisch ist und auf die Schmähschriften Rücksicht nimmt, so zählte ich sie zu diesem Literaturkreise.

III. Vertheidigungsschriften von jüdischen Schriftstellern.

1) Pseudo-Haman, oder Widerlegung der Schrift: Wider die Juden, Berlin 1803.

2) Auszug eines Schreibens von einem Juden zu B. an seinen Freund zu P. in Oberschlesien, Grattenauer's Schrift wider die Juden betreffend. Breslau ohne Datum, aber wohl 1803 erschienen.

3) S. J. Lefrank, Bellerophon oder der geschlagene Grattenauer nebst einer Dedication an den Teufel, Hamburg September 1803.

4) Joseph Euphrat (Troplowitz) die Kartaunen oder gründliche Widerlegung der Grattenauer'schen Schrift, Ratibor 1803.

5) Bocheim David Meyer, Einige Bemerkungen über die Schrift: Können die Juden (I. 7), mit Bezug auf die Grattenauer'sche Piece, Ratibor ohne Datum, aber wohl Ende 1803 oder Anfang 1804, da die folgende Schrift darin als bevorstehend angekündigt wird.

6) Aaron Wolfssohn, Jeschurun oder unparteiische Beleuchtung der dem Judenthume neuerdings gemachten Vorwürfe, in Briefen, Breslau 1804.

7) Ein freundliches Wort an die Christen zur gänzlichen Beilegung ihres Streites, Königsberg 1804.

8) Dominicus Hamann Epiphanes, der Judenfeind[1]), unumstößlicher Beweis, daß ohne die schleunige Niedermetzelung aller Juden und den

[1]) Die Einsicht in diese seltene Schrift verdanke ich der Gefälligkeit des königlichen Oberbibliothekars der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg.

Verkauf aller Jüdin zur Sklaverei, die Welt, die Menschheit, das Christenthum und alle Staaten nothwendig untergehen müssen, ein Sendschreiben an Herrn Justizcommissarius Grattenauer 1804. Druckort ist nicht angegeben, Herr Dr. Jolowicz meint, sie wäre in Königsberg bei Nikolovius erschienen. Aus dem Inhalte ergiebt sich, daß der Verfasser ein Jude und zwar ein Arzt gewesen ist.

Nicht zu diesem Kreise gehören zwei Schriften, eine apologetische und antijüdische, welche zur selben Zeit erschienen sind.

a) Juden, sind sie der Handlung schädlich? 1803 ohne Ortsangabe (o. S. 613). Die Schrift ist gerichtet gegen zwei judenfeindliche Artikel in Hildt's Magazin der Handels- und Gewerbskunde Mai — Juni 1803, betitelt, Leipziger Neujahrsmesse und Erfurt als Handelsstadt. Der Verfasser weist zu allererst den nationalökonomischen Werth des Handels nach.

b) Offene Blindekuh in der Handlung, ein Gegenstück zu der Schrift Juden, sind sie 2c. Eigentlich nicht für und nicht wider die Juden, sondern für die gute Sache. Frankfurt a. M. 1803.

5.

Wolff Breidenbach und die Aufhebung des Leibzolles.

Fragt man, wer hat den drückendsten Leibzoll, nämlich in den deutschen Sedez-Staaten, abgeschafft, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: Israel Jacobson. Aber das ist kaum cum grano salis richtig. Wolff Breidenbach war es. Weiß man etwas von ihm? Jost hat in seiner Geschichte nicht einmal seinen Namen genannt. In Ersch und Gruber's Encyklopädie II. 27, Artikel Juden (Geschichte) S. 92 wird er mit Jacobson auf gleiche Stufe gesetzt. Und doch sagt die Quelle, aus der die Notizen geschöpft sind, nämlich Scheppler über die Aufhebung des Leibzolls, gleich im Eingange: „die Ehre des ersten Versuches, die Juden im Allgemeinen von einer die Menschheit entehrenden . . . Abgabe, Juden-Leib- oder Personenzoll . . zu befreien, gebührt dem H. Jacobson. Indessen waren die Bemühungen desselben mehr auf seine Glaubensgenossen seines besondern Vaterlandes, Braunschweig-Wolfenbüttel, beschränkt. Thätiger verfolgte die Fußtapfen dieses Mannes der kurhessische Hoffactor und fürstlich Isenburgische Hof- und Kammer-Agent W. Breidenbach. Dieser fing aus eigenem Antriebe im Jahre 1803 an für das ganze Aggregat seiner Glaubensgenossen in Deutschland um die unbedingte Aufhebung des Judenleibzolles an alle teutschen Höfe, wo diese Abgabe noch existirt, mit bittlichen Vorstellungen sich zu wenden und soll wirklich in Deutschland als ihr Anwalt und Stellvertreter bevollmächtigt sein. Dieser wackere Man hat mich mit dem Geiste und Fortgang seiner eifrigen Negotiationen bekannt gemacht und die verschiedenen Resultate derselben mitgetheilt“. So weit Scheppler.

Weil sich Jacobsohn stets in den Vordergrund drängte, Breidenbach sich aber hinter der Scene hielt, ist Jenem das Verdienst beigelegt worden, das

Diesem gebührt. Breidenbach verdient demnach eine „Rettung" und seinen gebührenden Ruhm in den Augen der Nachwelt, der um so glänzender erscheint, als er nicht die Beimischung von Eitelkeit hat. Das Wenige, was über ihn bekannt ist, soll hier zusammengestellt werden: hoffentlich werden sich Nachfolger angeregt fühlen, es zu vermehren.

Vorher soll indeß der geringe Antheil, welchen Jacobson an der Aufhebung des Leibzolls hatte, hier urkundlich angegeben werden. In der Urkunde von Braunschweig, betreffend die Aufhebung des Leibzolls (bei Scheppler, a. a. O. Urkunde No. IX) von 23. April 1803, ist Jacobson's Name, als Anregers, gar nicht erwähnt, auch nicht in der von Baden d. d. 20. Januar 1804 (das. No. XVII). Nur Scheppler bemerkt (das. S. 84), daß es in Baden „vorzüglich auf Verwendung des Herrn Israel Jacobson" geschehen sei. Dagegen nennen viele Urkunden Breidenbach, als den, durch dessen Vorstellung der Leibzoll abgeschafft wurde.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Formstecher in Offenbach, den ich um Auskunft bat, bin ich im Stande, Breidenbach's Biographie zu geben, die nicht uninteressant ist. Ich gebe sie hier wörtlich, wie derselbe sie mir mitgetheilt hat. — „Wolf Breidenbach starb hier (in Offenbach) in der Nacht des 28. Februar 1829: ליל ש׳ק כ׳ה אדר תקפ׳ט und wurde nach der Aussage seiner Kinder 78 Jahr alt, demnach 1751 geboren, in dem Dorfe Breidenbach bei Hessen-Cassel. Als junger Mann kam er arm nach Frankfurt a. M., wo er als geistvoller בחור durch Gaben und Freitische sich den rabbinischen Studien widmete. Doch bildete er sich heimlich auch in profanen Wissenschaften aus und kaufte sich zuweilen für seine ersparten Kreuzer ein deutsches Buch. Als Meister im Schachspiele kaufte er sich einst bei seinem Buchhändler Philidor's „Unterricht im Schachspiele" in Gegenwart eines gerade im Buchladen anwesenden sehr reichen Baron's (oder Grafen?), welcher sich nach seiner Entfernung nach ihm bei dem Buchhändler erkundigte und von letzterem als der beste Schachspieler in Frankfurt gerühmt wurde. Breidenbach wurde zum Baron geladen und wußte durch sein geschicktes Spiel und sein geistreiches Benehmen nach und nach dessen Gunst so sehr zu gewinnen, daß er sich bei demselben vom Spielgenossen zum vertrauten Freund emporschwang. Mit der edelsten Treue und Gewissenhaftigkeit besorgte er dessen Geldgeschäfte und erhielt zuletzt von demselben als Darlehen eine bedeutende Summe, um selbstständig seine Laufbahn als Geschäftsmann zu betreten. Außer seinem Wechselgeschäfte betrieb er besonders einen bedeutenden Handel mit Juwelen und Schmuckgegenständen, wodurch er sich den Zutritt an den Höfen kleiner Fürsten bahnte. Durch Empfehlungen und durch seine strenge Rechtlichkeit wurden ihm auch die Pforten größerer Höfe geöffnet und ihm verschiedene Ehrentitel gespendet, insbesondere von dem Landgrafen zu Cassel, vom Fürsten zu Isenburg-Birstein und von dem späteren Großherzog Ludwig I. zu Darmstadt, dessen Bruder, Prinz Emil, Breidenbach's Hausfreund war. Durch diese Connexionen wurde es ihm möglich, seinen Einfluß zu Gunsten der Juden bei Abschaffung des Leibzolls geltend zu machen. Für die israelitische Gemeinde in Offenbach hat er nichts geleistet, außer daß er 1821 auf seine Kosten das Innere der Synagoge erneuern und ausschmücken ließ. Er hatte aus reichen

Familien drei Frauen geheirathet, welche er überlebte. Nach seinem Tode erbten sein großes Vermögen seine drei Kinder, seine Tochter Sara verheirathet mit Abrh. Gans aus Cassel, und seine beiden Söhne Moritz und Isaak (jetzt Julius). Beide ließen sich nach dem Tode des Vaters taufen. Ersterer starb zu Darmstadt als Großh. Ministerialrath, letzterer lebt noch jetzt (61 Jahr alt) als Großh. Gesandter zu Stuttgart".

Auf der Grabschrift lautet sein Titel: האיש הנכבד והמשובח ושתדלן המפורסם והנכבד כהר' וואלף ברײדענבאך ז"ל .

Als Ergänzung zum Biographischen sei noch angeführt, was sein Freund Wolf Heidenheim 1806 über ihn schrieb (Vorwort zu seiner Machsor-Edition Theil Schebuot). Er bemerkt, daß er besonders dabei von Breidenbach unterstützt wurde. גבר חכם בעוז . . המפורס וואלף ברײדנבאך הוא האיש המהולל אשר פעל ועשה רב טוב לבית ישראל, הוא האיש אשר התאמץ בכל עוז להסיר מעלינו עול חרפת המכסים אשר צדו צעדינו בכל אורחותינו זה כמה מאות שנים. וה' נתן את חנו בעיני העמים והשרים ויעשו לו ככל אשר חפץ. ועודנו על משמרת נדיבתו הוא עומד לדבר טוב על ישראל להכין להם מרגוע . . . . הן האיש היקר אשר ידו תמכתני . . . עשה גם הוא מטעמים בהעתקת איזה פיוטים כגון בפיוט "אתיתי לחננך" ובסילוק ליום ז' של פסח ובסליחות לכל נדרי. ובכל מקום שכתבתי עליהם כי נתונים המה לי מאחד ממאהבי, לו הם, וידיו כוננו אותו.

Im Theil für Neujahr II. bei Uebersetzung der Partie אתיתי לחננך bemerkt Heidenheim: „Diese Uebersetzung erhielt ich von einem verehrungswürdigen Freunde, seine Bescheidenheit erlaubt mir nicht, seinen Namen zu nennen".

Durch diese Bescheidenheit wußte die jüdische Nachwelt nicht, daß sie Breidenbach die Befreiung vom Leibzoll in West- und Süddeutschland zu verdanken hat. Gleichzeitig mit Jacobson in Braunschweig erlangte Breidenbach die Aufhebung desselben in Isenburg, 25. April 1803 (Scheppler S. 81). Auch bei dem Reichskanzler Karl von Dalberg, dem in Folge des Lüneburger Friedens Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar zugefallen war, setzte er die Befreiung für Regensburg durch. Dieser judenfreundliche, allerdings schwache halbgeistliche Regent (s. o. S. 313), unterstützte Breidenbach auf's Kräftigste. In einer Urkunde stellte er ihm das Zeugniß aus, „daß seine menschenfreundlichen, persönlichen Verwendungen ihm zum Ruhme und Ehre gereichen", (das. Urkunde XXII. S. 167). Mit seinem Beistande dachte Breidenbach auf dem Reichstage zu Regensburg die Befreiung für ganz Deutschland mit einem Schlage durchzusetzen. Zu diesem Zwecke hielt er sich mehrere Wochen in Regensburg auf, (das. S. 82, 83). Doch so leicht war in Deutschland keine Entjochung zu erlangen. Breidenbach sah ein, daß Geld dazu nöthig sein wird, theils um durch Spenden an die Armen die städtische Bevölkerung und die Geistlichkeit dafür zu gewinnen, theils die abrathenden Räthe zu beschwichtigen und endlich die kleinen Fürsten selbst, welche sich an den Leibzoll, als an einen Theil ihrer Souverenität festklammerten, durch brillantes Spielzeug geneigt zu machen. Zu diesem Zwecke erließ Breidenbach einen Aufruf an die Gesammtjudenheit, einen Fonds dafür zusammen zu schießen. Dieser Aufruf, gedruckt zwischen 2. und 9. Tischri = 19.—25. September 1803, in der Heidenheimischen Druckerei, ging ohne Zweifel von Breidenbach aus, obwohl sein Name gar nicht darin genannt, auch nicht einmal darauf angespielt wird, daß bereits durch seine Thätigkeit der Leibzoll theilweise aufgehoben

wurde. Der Hauptinhalt des mit hebräischen Lettern gedruckten Aufrufs sei hier wiedergegeben.

„קול קורא לאחינו בני ישראל"

„Bei all den widrigen Schicksalen, welche über unsere unglückliche Nation seit so vielen Jahrhunderten verhängt waren, und bei allem Druck, den wir bisher erlitten — und, leider noch leiden — war dies das Einzige, was unsere Existenz erhalten, daß nemlich zu allen Zeiten und bei allen Epochen würdige Männer aus unserer Mitte aufgestanden, die zur Rettung und Erleichterung unseres Druckes gewußt haben, den Gemeingeist der gesammten Nation zur thätigsten Theilnahme und Mitwirkung aufzumuntern und zu beleben ..... Als ein Gegenstand dieser Art ist der so lästige, als traurige uns bis zum Vieh herabwürdigende sogenannte Judenleibzoll; er verachtet und schmäht den Würdigen und Vornehmen, plagt den Reichen, drückt den Armen, quält und peinigt den Dürftigen ......

... „Ein Herzog von Braunschweig, die sämmlichen Fürsten von Hohenlohe, das fürstliche und gräfliche gesammte Haus Isenburg, sind es, welche diese entehrende Abgabe bereits auf immer abgeschafft, und der große Kurfürst und Erzkanzler von Mainz, welcher nicht minder für die gänzliche Abschaffung dieser Belastung ist, und auch wirklich diese Abgabe in der Stadt Regensburg aufgehoben hat ...

„Es erfordert nicht nur Reisekosten, Speisen, fähige Arbeiter und dergleichen. Es erfordert zuverläßig, daß wir hier und da ein Opfer aus dankbarem Gefühl für Arme oder Armenkassen offeriren, erfordert billig für jene edelmüthigen Fürsten auch schöne Denkmäler zum ewigen Andenken ihres Edelmuthes zu stiften, es erfordert also eine Kasse.

„Einer eurer Brüder, aufgefordert von einem großen und ansehnlichen Theil unserer Nation, ist es, der um Beiträge zu dieser schönen und löblichen Stiftung, zur Bestreitung obiger Kosten und Opfer — euch allsammt, als Menschen, als Kaufleute und als Familienväter auffordert".

Wie Scheppler mittheilt, wurde Breidenbach, „nachdem er vorher in einem bündigen Aufrufe seine Glaubensgenossen von seinem Entschlusse benachrichtigt hatte, von sämmtlichen oder doch von vielen Judengemeinden in Deutschland nun als Anwalt, als Syndikus ihres ganzen Aggregats ernannt und bestellt", (das. S. 80, 81). In der Urkunde von der Dalberg'schen Regierung wird Breidenbach als „Vertreter seiner Nation" bezeichnet. — Seit der Zeit mehrten sich die Fälle von Aufhebung des Leibzoll's. Der Fürst von Homburg d. d. 1. Nov. 1803 bemerkt ausdrücklich, daß er ihn erläßt „in Folge der Supplik des kurfürstl. hessischen Hoffaktors und fürstlich Isenburgischen Hof- und Kammeragenten Breidenbach (bei Scheppler Urkunde XIV. 19). Januar 1804 erließ Dalberg den Leibzoll für Aschaffenburg, mit besonderer Anerkennung von Breidenbach's Bemühung (a. a. O.). Nach Scheppler (das. 83) hob derselbe ihn im ganzen Kurstaate auf. Die Aufhebung in der Herrschaft Schömberg geschah ebenfalls auf seine Verwendung (Urkunde XIX). Selbst das egoistische Patricier-Regiment von Frankfurt hob auf Breidenbach's Bittschrift den Leibzoll auf, 24. August 1804 (XX), und Darmstadt (19. Januar 1805) zeigt es „dem hierorts anwesenden Hoffaktor Breidenbach" an (XXII); dort betrug die jährliche Einnahme davon

25 — 28000 fl. Als Scheppler seine Abhandlung schloß (März 1805) stand die Aufhebung bevor an den fürstlichen Höfen von Nassau-Usingen, Nassau-Weilberg, Löwenstein, Wertheim, Leiningen und von den gräflichen Häusern Erbach. — Der Name Breidenbach, welcher „mit Aufopferung von Zeit, Ruhe und Kosten sich ein unsterbliches Verdienst um die Juden erwirbt" (Scheppler S. 114) und, noch mehr, ohne Eitelkeit für ihre Befreiung eintrat, sollte nicht mehr der Vergessenheit verfallen.

6.

Die Veranlassung zur Berufung der jüdischen Notabeln-Versammlung und des Synhedrin unter Napoleon.

Die geheimen Triebfedern, welche unter Napoleon I. in Bewegung gesetzt wurden, um eine Reaktion gegen die französischen Juden hervorzurufen und sie ihrer Gleichstellung zu berauben, sind erst in jüngster Zeit ans Licht gezogen worden. Guizot hat in der Revue de deux mondes (Jahrg. 1867 Juliheft) die geheimen Verhandlungen im Staatsrathe in Betreff der Juden mitgetheilt. Sie können als Ergänzung zu dem beinah stenographischen Berichte dienen, welchen Pelet aus dem Munde eines bei der Berathung anwesenden Staatsrathes veröffentlicht, und zu den Akten, welche der ehemalige Polizeipräfekt Baude dem Redakteur der Archives Israélites, J. Cahn, zugestellt hat (Archives Jahrg. 1841 p. 138 fg.). Aus allen diesen Berichten geht hervor, daß Napoleon von einer heftigen Animosität gegen die Juden erfüllt war, und daß diese Animosität erst durch eine förmliche Verschwörung der klerikalen und reaktionären Partei-Clique, Bonald, Fontanes, Molé künstlich in ihm hervorgerufen worden war.

Bis zu seiner Rückkehr aus dem österreichischen Kriege hatte Napoleon keine Vorurtheile gegen die Juden, sie lagen ihm fern. Erst seit der Rückkehr während seines Aufenthaltes in Straßburg sind ihm solche förmlich beigebracht worden. Man hat ihm sogar insinuirt, das Schauspiel einer Judenvertreibung zum Besten zu geben.

Auf der anderen Seite zeigt sich in dieser Causerie aus dem Staatsrathe, daß die Gleichstellung der französischen Juden so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß die meisten Räthe bei dem Vorschlage, sie in einen Ausnahme-Zustand zurückzuversetzen, verblüfft waren und ihn als eine Absurdität verlachten. Diese Staatsräthe waren das Organ der öffentlichen Meinung. Darum ist es Napoleon, welcher Constitutionen und Gesetze wie Seifenblasen weghauchte, so schwer geworden, die Gleichheit der Juden vollständig zu annuliren. Er versuchte es zuerst mit einer jüdischen Notabeln-Versammlung und dann mit einem Synhedrin, um Garantien zu haben.

Der Bericht aus der Revue de deux mondes lautet:

„La première discussion à laquelle j'assistai avait un intérêt particulier pour les auditeurs. En revenant d'Austerlitz l'empereur s'était arrêté à

Strasbourg; il y entendit de vives plaintes contre les Juifs. L'opinion populaire s'était soulevée contre l'usure qu'ils pratiquaient; un grand nombre de propriétaires et de cultivateurs étaient gravés d'enormes dettes usuraires, ils avaient reconnu des capitaux qui étaient au dessus des sommes qui leur avaient été prêtées. On disait que plus de la moitié des propriétés de l'Alsace étaient frappées d'hypothèques pour le compte des Juifs. L'empereur promit de mettre ordre à un si grand abus, et arriva à Paris avec la conviction qu'un tel état de choses ne pouvait être toléré. Il envoya la question a l'examen de conseil d'état. Elle fut d'abord déférée à la section de l'intérieur. M. Regnault de Saint-Jean-d'Angély, qui la présidait, chargea M. Molé, jeune et nouvel auditeur, d'un rapport sur cette affaire. Pour les hommes politiques et les légistes, il ne semblait pas qu'il y eût aucune difficulté, ni matière à un doute; aucune disposition légale n'autorisait à établir la moindre différence entre les citoyens professants une réligion quelconque: s'enquérir de la croyance d'un créancier, pour savoir s'il avait le droit d'être payé, c'était, dans les principes et les textes de nos lois, une étrange idée, aussi contraire aux opinions générales et aux moeurs actuelles qu'aux textes légaux. A la grande surprise des conseillers d'état, M. Molé donna lecture d'un rapport qui concluait à la nécessité de soumettre les Juifs à des lois d'exception, du moins en ce qui touchait les transactions d'intérêt privé. Je venais d'arriver à Paris quelques jours après la sèance de la section où ce rapport avait été lu; on me raconta, comment il avait été accueilli par le dédain et le sourire des conseillers d'état, qui n'y avaient vu qu'un article littéraire, une inspiration de la coterie antiphilosophique de M. de Fontanes et de M. de Bonald. M. Molé [1]) n'avait été nullement déconcerté: il n'y avait pas eu de discussion, la question devait être portée devant tout le conseil. M. Regnault l'exposa sommairement, et ne crût pas nécessaire de soutenir une opinion qui était universelle. M. Beugnot, qui venait d'être nommé conseiller d'état, trouva l'occasion bonne pour son début; il traita la question à fond, avec beaucoup de raison, d'esprit et de talent. Il n'y avait personne qui ne fût de son avis. Alors l'archi-chancelier dit au conseil que l'empereur attachait une grande importance à cette affaire, qu'il avait une opinion contraire à celle qui semblait prévaloir, et qu'il était necessaire de reprendre la discussion un jour où l'empereur présiderait le conseil. La séance fut tenue à Saint Cloud. M. Beugnot qui parlait pour la première fois devant l'empereur, et que son succès avait un peu enivré, fut cette fois emphatique, prétentieux, declamateur, tout ce qu'il ne fallait pas être au conseil d'état, où la discussion était une conversation de gens d'affaires, sans recherche, sans phrases, sans besoin d'effet. On voyait que l'empereur était impatienté. Il y eut surtout une certaine phrase

1) Molé, welcher diesen Bericht in judenfeindlichem Geiste ausgearbeitet hat, stammte bekanntlich halb von Juden ab. Er war Urenkel der Tochter des französischen Finanzier Samuel Barnard (Univers. Israél. Jahrg. 1864 — 65 p. 161).

qui parut ridicule; M. Beugnot appelait une mesure qui serait prise par exception contre les Juifs „une bataille perdue dans les champs de la justice“. Quand il eut fini, l’empereur prit la parole, et avec une verve, une vivacité plus marquie qu’à l’ordinaire, il repliqua au discours de M. Beugnot tantôt avec raillerie, tantôt avec calme; il parla contre les théories, contre les principes généraux et absolus, contre les hommes pour qui les faits n’étaient rien et qui sacrifiaient la réalité aux abstractions. Il réleva avec amertume la malheureuse phrase de la bataille perdue, et, s’animant de plus en plus, il en vint à jurer ce qui, à ma connaissance, ne lui est jamais arrivé au conseil d’état; puis il termina en disant: — „Je sais que l’auditeur qui a fait le premier rapport n’était pas de cet avis, je veux l’entendre“ — M. Molé se leva et donna lecture de son rapport; M. Regnault prit assez courageusement la défense de l’opinion commune et même de M. Beugnot; M. de Ségur risqua aussi quelques paroles. „Je ne vois pas, dit-il, ce qu’on pourrait faire.“ L’empereur s’était radouci, et tout se termina par la résolution de faire une enquête sur l’etat des Juifs en Alsace et sur leurs principes et leurs habitudes concernant l’usure. La commission fut composée de trois maîtres des requêtes: M. Portalis, M. Pasquier et M. Molé qui fut nommé maitre des requêtes à cet effet. Les préfets furent chargés de désigner des rabbins ou autres Juifs considérables qui viendraient donner des renseignemens à la commission. Ce fut M. Pasquier qui recueillit ces renseignements, et pour la première fois on connut la situation des Juifs, la division de leurs sectes, leurs hierarchie, leurs réglements. Le rapport de M. Pasquier fut très instructif. L’empereur s’était calmé, et en était venu à l’opinion très sensée que le culte juif devait être officiellement autorisé, et prendre une existence régulière et légale. Après le rapport de la commission et pour donner quelque satisfaction aux plaintes de l’Alsace, un décret impérial prescrivit des dispositions transitoires et une sorte de vérification qui ne mettaint point à l’avenir les créanciers juifs hors du droit commun; puis, afin de régler l’exercice du culte juif, un grand sanhédrin fut convoqué, de telle sorte que toute cette affaire, commencée dans un mouvement d’irritation mallveillante et d’intolérance, se termina par une reconnaissance solennelle des rabbines des synagogues, et l’égalité civile de Juifs reçut une éclatante confirmation.

Quelques mois après, lorsque l’empereur était en Pologne, voyant l’empressement des Juifs à être utiles à l’armée française, et à servir, moyennant salaire, de fournisseurs ou d’informateurs, il disait en riant: „Voilà pourtant à quoi me sert le grand sanhédrin.“

Pelet (Opinions de Napoléon sur divers sujets de politique et d’administration, Paris 1833) referirt das. p. 211 fg. von drei Staatsrathssitzungen unter dem Präsidium des Kaisers, welche die Maßnahmen in Betreff der Juden von Elsaß und der französischen Juden überhaupt zum Gegenstand hatten. Als Einleitung bemerkt Pelet: Napoléon avait lui-même de fortes préventions contre cette classe d’hommes (les Juifs). Elles percent dans

le discours que nous rapportons. Il les avait puisées aux armées à la suite des quelles marchaient trop souvent des Juifs avides de gain et prêts à trafiquer de tout.

Die erste Staatsrathssitzung für diesen Gegenstand fand am 30. April statt; der Kaiser Napoleon sprach sich in derselben folgendermaßen aus:

Séance du 30 avril 1806.

„La législation est un bouclier que le gouvernement doit porter partout où la prospération publique est attaquée Le gouvernement français ne peut voir avec indifférence une nation avilie, dégradée, capable de toutes les bassesses, posséder exclusivement les deux beaux départements de l'ancienne Alsace; il faut considérer les juifs comme nation et non comme secte. C'est une nation dans la nation; je voudrais leur ôter, au moins pendant un temps déterminé, le droit de prendre les hypothèques; car il est trop humiliant pour la nation française de se trouver à la merci de la nation la plus vile. Des villages entiers ont été expropriés par les juifs; ils ont remplacé la féodalité; ce sont des véritables nuées de corbeaux. On en voyait aux combats d'Ulm qui étaient accourus de Strasbourg pour acheter des maraudeurs ce qu'ils avaient pillé.

„Il faut prévenir, par des mesures légales, l'arbitraire dont on se verrait obligé d'user envers les juifs; ils risqueraient d'être massacrés un jour par les chrétiens d'Alsace, comme ils l'ont été si souvent, et presque toujours par leur faute.

„Les juifs ne sont pas dans la même catégorie que les protestants et les catholiques. Il faut les juger d'après le droit politique, et non d'aprés le droit civil, puisqu'ils ne sont pas citoyens.

„Il serait dangereuse de laisser tomber les clefs de la France, Strasbourg et l'Alsace, entre les mains d'une population d'espions qui ne sont point attachés aux pays. Les juifs autrefois ne pouvaient pas même coucher à Strasbourg; il conviendrait peut-être de statuer aujourd'hui qu'il ne pourra pas y avoir plus de cinquante mille juifs dans le haut et le bas Rhin; l'exédant de cette population se répandrait à son grè dans le reste de la France.

„On pourrait aussi leur interdire le commerce, en se fondant sur ce qu'ils le souillent par l'usure, et annuler leurs transactions passées comme entachée de fraude.

„Les chrétiens d'Alsace et le préfet de Strasbourg m'ont porté beaucoup de plaintes contre les juifs lors de mon passage dans cette ville“.

Offenbar war das Obige der Hauptinhalt der heftigen Expectoration Napoleon's, wie Guizot sie schildert, hervorgerufen durch Beugnot's humane, oder nach Napoleon's Anschauung, ideologische Apologie für die Juden. Der Mißstand war offenbar von der judenfeindlichen Bürgerschaft Straßburg's in boshafter Weise geschildert worden, und um den Kaiser dafür einzunehmen, wurde

auch der Zug angebracht, der schon bei dem Widerstand gegen die Emancipation während der Sitzung der assemblée nationale eine Rolle spielte: daß eine Beschränkung der Juden in ihrem eigenen Interesse liegt, sonst würden sie von der ihnen feindlichen Bevölkerung massacrirt werden. Der weitere Verlauf ergiebt sich aus dem Berichte über die zweite Sitzung.

Séance du 7 mai 1806.

„On me propose d'expulser les juifs ambulants qui ne se justifieront pas du titre de citoyens français et d'inviter les tribunaux à employer contre l'usure leur pouvoir discrétionnaire; mais ces moyens seraient insuffisants. La nation juive est constituée, depuis Moïse, usurière et oppressive, il n'en est pas ainsi des chrétiens: les usuriers font exception parmi eux et sont mal notés. Ce n'est donc pas avec des lois de métaphysique qu'on régénérera les juifs; il faut ici des lois simples, des lois d'exception; on ne peut rien me proposer de pis que de chasser un grand nombre d'individus qui sont hommes commes les autres; la législation peut devenir tyrannique par métaphysique comme par arbitraire. Les juges n'ont point de pouvoir discrétionnaire; ce sont des machines physique au moyen desquelles les lois sont exécutées, comme l'heure est marquée par l'aiguille d'une montre: il y aurait de la faiblesse à chasser les juifs; il y aura de la force à le corriger. On doit interdire le commerce aux juifs, parce qu'ils en abusent, comme on interdit à un orfèvre son état, lorsqu'il fait du faux or. La métaphysique a égaré le rapporteur au point de lui faire préférer une mésure violente de déportation à un rémède plus efficace et plus doux. Cette loi demande à être mûrie; il faut assembler les états-généraux des juifs, c'est à dire en mander à Paris cinquante ou soixante à entendre; je veux qu'il y ait une synagogue générale des juifs à Paris, le 15 juin. Je suis loin de vouloir rien faire contre ma gloire et qui puisse être désapprouvé par la postérité, comme on me le fait entendre dans le rapport. Tout mon conseil réuni ne pourrait me faire adopter une chose qui eût ce caractère; mais je ne veux pas qu'on sacrifie à un principe de métaphysique et d'égoisme le bien des provinces. Je fais remarquer de nouveau qu'on ne se plaint point des protestants, ni des catholiques, comme on se plaint des juifs; c'est que le mal que font les juifs ne vient pas des individus, mais de la constitution même de ce peuple: ce sont des chenilles, des sauterelles qui ravagent la France.

„Il faut fixer l'intérêt légal comme en Angleterre; ce sera une régle pour l'honnête homme. Le tribunal de commerce de Paris vient de faire une chose scandaleuse en accordant à M. Seguin quatre millions d'intérêt sur le pied de quarante-deux pour cent. Les économistes ont fait de l'homme une brute, en soutenant que sa conscience ne pouvait être affectée par la déclaration d'un intérêt légal.

„Le revenu des terres doit être la mesure de l'intérêt légal; l'Angleterre est, à cet égard, dans un système illusoire. Je voudrais qu'on appliquât aux prêts à intérêt le principe de la lesion d'outre moitié, et qu'on examinât, s'il ne convient pas de fixer le taux de l'intérêt légal, entre particuliers à cinq pour cent, et entre commerçants, à six pour cent".

Darauf folgte die dritte Sitzung, um das Dekret der Zusammenberufung zu formuliren.

Séance du 21 mai 1806.

„Le projet sur les juifs est trop long, et la rédaction doit en être changée: on ne me fait pas parler le langage qui me convient; le souverain ne doit pas faire mention dans ses actes de ce que le public pense ou ne pense pas, ni lui prêter, sur le gouvernement telle ou telle opinion, car les lecteurs prendraient toujours le contre-pied. Si je dis, dans le préambule du décret, qu'aucune réligion ne craint de ma part une persécution, beaucoup de lecteurs en concluront, avec raison, que les esprits ne sont pas très-rassurés à cet égard. On doit avoir la ferme volonté de ne point persécuter, et laisser ensuite parler le public comme il lui plaît; j'ai là dessus des idées arrêtées dont on ne me fera point revenir. Je me charge de corriger moi-même la rédaction".

Aus dieser Berathung ging das Dekret vom 30. Mai 1806 hervor, welches die zwei Hauptpunkte enthält:

Art. 1. Il est sursit pendant un an . . . à toutes éxécutions de jugement aux contrats . . contre des cultivateurs des départements de la Sarre, de la Roer, etc.

Art. 2. Il sera formé au 15 juillet . . une assemblée d'individus professant la réligion juive etc.

Die Berathungen und Beschlüsse der jüdischen Notabeln-Versammlung sind bekannt. Die Instruction Napoleon's, welche der Staatsrath Baude den Archives Israélites mitgetheilt hat, betreffen die Constituirung des Synhedrin, wie dessen Mitglieder Napoleon's Intentionen geneigt gemacht werden sollten. Der Sammler scheint sie nicht chronologisch geordnet zu haben. Die erste Pièce ist die Note du 3 septembre 1806 (Archives a. a. O. p. 142). Die zweite November 1806: Note rélative au Sanhédrin des Juifs (das. p. 144—148). Als die Dritte ist anzusetzen, was daselbst als erste aufgeführt wird: Instructions donnés par l'empereur Napoléon à M. M. les commissaires près du grand Sanhédrin, Saint Cloud 22. Januar 1806 (p. 138). Dieses Datum kann nämlich nicht richtig sein, denn in dieser Zeit war noch nicht einmal von der assemblée, geschweige denn vom Sanhédrin die Rede. Eben so unrichtig ist das Datum für die folgende Note (p. 139): Rambouillet 13 mars 1806, da auch darin vom Sanhédrin die Rede ist. Dagegen ist das Schreiben an Champigny in Betreff des Sanhédrin (das. p. 143) d. d. Posen le 29 novembre 1806 richtig datirt.

7.

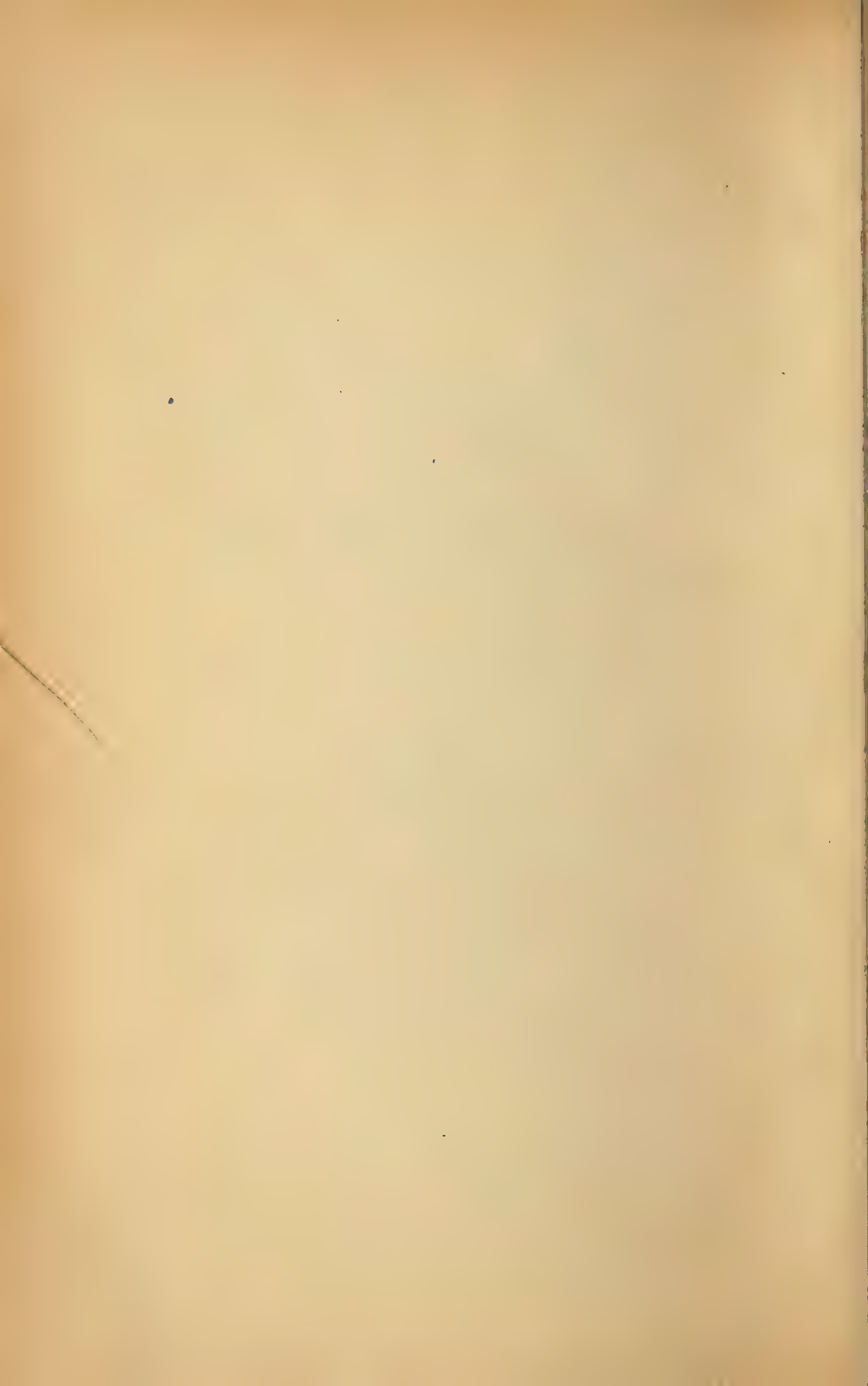
Der muthmaßliche Urheber der Wandelung der Präposition in in von in der Wiener Bundesakte 1814 zum Nachtheil der Juden.

Bekanntlich sind die Juden in den sogenannten vier freien Städten Deutschland's unwürdigen Behandlungen unterworfen worden, weil eine Präposition gegen sie geltend gemacht worden war. Dadurch sind die Juden in Hamburg vom Bürgerrechte ausgeschlossen, die von Frankfurt a. M. mittelalterlichen Beschränkungen lange unterworfen und die von Lübeck und Bremen gar vertrieben worden. Zu dem Beispiele von der Bedeutung einer Präposition in öffentlichen Vorträgen dans la mer und à la mer sollte man auch das der Wandlung von **in** und **von** anführen. Der 101. Artikel der Bundesakte hatte ursprünglich die Fassung, daß die Verhältnisse der Juden künftig auf dem Bundestage geregelt werden sollten: „jedoch werden den Bekennern dieses (des jüdischen) Glaubens bis dahin die denselben **in** den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten". Das war von großer Wichtigkeit; denn die Franzosen hatten während ihrer Occupation in Deutschland den Juden das unbedingte Vollbürgerrecht eingeräumt. Darum haben die Vertreter mehrerer deutschen Staaten gegen diesen Paragraphen remonstrirt. Auf Antrag des Abgeordneten Schmidt von Bremen wurde bekanntlich statt in, von gesetzt. Mit dieser Aenderung muß eine Escamotage vorgegangen sein. Es hat zwar gegenwärtig nur noch ein historisches Interesse zu ermitteln, wie und von wem dieser Betrug geübt wurde, da die Juden dieser Städte doch hinterher emancipirt werden mußten, und die christlichen Bewohner derselben erfahren haben, was Vergewaltigung vermag. Aber eben im historischen Interesse muß der Ursprung aufgesucht werden. Klüber referirt in den Akten des Wiener Congresses II. S. 502: „auf eine von Bremen vorgetragene Bemerkung ist als Grundsatz angenommen worden, daß die von Frankreich in der 32t. Division in Hinsicht der Juden gemachten Abänderung diesen kein jetzt verbindliches Recht verschaffen können". Zur zehnten Sitzung der Schlußakte (S. 535) heißt es: ad articul. 16 der neuen Redaktion (die Juden betreffend) ist die Fassung beibehalten, daß am Schluß, statt in den Bundesstaaten, zu setzen von den Bundesstaaten schon früher beliebt war". In der Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses, wo Klüber im Kapitel über die Juden, anstatt objektiver Referent zu sein, sich als verbissener Ankläger derselben zeigt, bemerkt er (S. 384 Note): „In einer frühern Sitzung hatte Schmidt von Bremen die Verwandelung des **in** in **von** vorgeschlagen, und Baiern und Sachsen hatten seinen Antrag unterstützt, und die Andern hatten nichts dagegen eingewendet".

Was soll das bedeuten: die Andern hätten nichts gegen diese verfängliche Fassung eingewendet? Soll Oesterreich und Preußen, d. h. Metternich und Hardenberg darunter verstanden sein? Aber diese hatten Anfangs keine

Ahnung von dieser Aenderung. Am 8. Juli fand diese Schlußberathung statt. Tages darauf schrieb Metternich an den Sachwalter der Juden, C. A. Buchholz: „bis zum Ausgang dieser Berathung (auf dem Bundestage), die den Israelitischen Gemeinden **in** den verschiedenen Bundesstaaten bewilligten Freiheiten aufrecht erhalten werden sollen". Metternich theilte es Buchholz eilig mit, damit er „diesen Umstand zur Beruhigung der Gemeinden mit der Versicherung bekannt mache, daß man auf dem Bundestage das Wohl der Israelitischen Gemeinden berücksichtigen und sich für die Ertheilung der allgemeinen bürgerlichen Rechte für dieselben thätig zeigen wird". (Dieses Schreiben ist öfter abgedruckt. Auch Sulamit Jahrg. IV. 2, S. 47). Noch deutlicher sprach sich Hardenberg am 10. d. M. gegenüber dem Senat von Lübeck aus, der eine Nase dafür bekam, daß er die Juden trakassirte. Hardenberg sagt in diesem Schreiben, daß der unter Frankreich's Herrschaft geschaffene Zustand in Norddeutschland zu Gunsten der Juden bis auf Weiteres bestehen müsse; das sei der Wille des Congresses in der Bundesakte. „Bei dem Inhalte des 16. Artikels der Bundesakte kann jetzt nur die Rede davon sein, daß den jüdischen Familien in den Hansestädten **bis zu den hierüber gefaßten** Beschluß der Bundesversammlung **der bürgerliche Zustand erhalten werde, der ihnen von der französischen Gesetzgebung**, als mit der preußischen und mit den Grundsätzen einer vernünftigen Toleranz übereinstimmend, bewilligt ist".

Die beiden Hauptvertreter Deutschlands hatten also kurz nach der endgültigen Formulirung der Bundesakte, speciell des Artikels 16, keine Ahnung davon, daß dieser Artikel zum Nachtheil der Juden alterirt worden war. Sie waren der Ueberzeugung, daß die Fassung „in den Bundesstaaten" per majoren angenommen worden sei. Sollten sie den jüdischen Anwalt und den Senat von Lübeck und Frankfurt getäuscht haben? Hinter ihrem Rücken muß demnach von einer anderen Seite mit dem Protokoll eine Fälschung vorgenommen worden sein, die wenig auffallende Aenderung in **von**. Wie oben nach Klüber angegeben, ist dieser Umstand, die Aenderung der Präposition, in den Protokollen nicht erwähnt worden, d. h. es hat keine Abstimmung darüber stattgefunden, sondern die den Juden nachtheilige Fassung „von den Bundesstaaten" ist nur so unter der Hand in das Protokoll eingeschmuggelt worden. Wer hat die Protokolle des Congresses und der Bundesakte geführt? Gentz. Er war beständiger Sekretär derselben. Er muß demnach die von Bürgermeister Schmidt von Bremen vorgeschlagene Aenderung in das Protokoll gebracht oder zugelassen haben. Das ist der Schlüssel zu diesem räthselhaften Punkte.



Register.

C.

D.

L.

M.

S.

T.



Berichtigungen.

Seite	Zeile	lies	statt
3	8 v. o.	nicht einmal zu streichen.	
33	20 v. o.	Reimarus'	Reimarus,
48	2 v. u.	Homberg und so öfter	Homburg.
56	2 v. o.	Avignon	Avigon.
79	5 v. u.	Michaelis'	Michaelis,
145	2 v. u.	Splitter	Spitter.
195	18 v. o.	(59)	(159).
224	14 v. u.	Peixotto	Prixotto.
225	6 v. o.	Cerf-Beer	Cerf Beer
272	11 v. u.	Pinado	Peinado.
275	17 v. o.	hatte ihm,	hatte, ihm
299	10 v. o.	saben sich	sich saben sich.
312	17 v. u.	Eben	Ehre.
369	14 v. o.	Verständniß	erständniß.
438	18 v. o.	Wohlwill	Wahl.vill und so öfter.
468	17 v. o.	Lubliner	Lublinen.
586	15 v. u.	preziösen	Ireziösen.
591	16 v. o.	4 ten	41

